N12<521530118 021 LS

ubTÜBINGEN

ROBERT RAUSCHER
BUCHBINDEREI
U. PAPIERGESCHÄFT
TÜBINGEN

Stimmen der Zeit

Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart

91. Band

K. UNIV. BIBL. TÜBINGEN



Freiburg im Breisgau · 1916
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St. Louis, Mo.

Alle Rechte vorbehalten



Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Inhalt des einundneunzigsten Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Ein Wendepunkt in der Kulturentwicklung Indiens. (H. Doering.) . . 1
Siegende Kreuzesliebe. (A. Pummerer.) 8
Die Finanzen der kriegführenden Mächte im Weltkrieg. (H. A. Krose.) 19
Hamlet, Don Quijote, Deutschland. (J. Overmans.) 38
Wenn unsere Toten auferstehen. (P. Lippert.) 101
Die Jugend unseres Volkes. (E. Noppel.) 110
Der Bildungswert des Grammophons. (St. v. Dunin-Borkowski.) . . . 128
Patrona Bavariae. (El. Blume.) 201
An der Schwelle von Bonifatius' deutschem Apostolat: 716. (R. v. Nostitz-Rieneck.) 220
Charaktertypen neuer deutscher Kunst. 3. Albin Egger-Lienz. Mit 1 Bild. (J. Kreitmaier.) 234
Wert Schillers für unsere literarische Erneuerung. (N. Scheid.) . . . 248
Benedikt XV. im Weltkrieg, seine Friedensarbeit und Liebestätigkeit. (F. Ehrle.) 301
Deutsche Religion? (O. Zimmermann.) 327
Chamisso und der nationale Zwiespalt in seiner Dichterseele. (A. Stockmann.) 339
Volkstum und Menschentum. (P. Lippert.) 405
Wie Neuitalien Verträge schließt und hält. I. Abschluß der Septemberkonvention. (R. v. Nostitz-Rieneck.) 415
Sozialversicherung und Wohlfahrtspflege. (E. Noppel.) 433
Benedikt XV. und die Lösung der römischen Frage. (F. Ehrle.) . . . 505
Wie Neuitalien Verträge schließt und hält. II. Bruch der Septemberkonvention. (R. v. Nostitz-Rieneck.) 536
Der Bonifatius-Verein, der Helfer in der Diasporanot. (H. A. Krose.) . 552

Übersichten.

Das Evangelium und der Friede. (Chr. Pesch.) 47
Friedhofskunst, Kriegergrab, Heldenhaine. (W. Leblanc.) 137
Ein Meisterwerk der christlichen Archäologie. (J. Kreitmaier.) . . . 444

Zeitgeschichtliche Urkunden.

Friedenskundgebungen Benedikts XV. (F. Ehrle.) 360
Die römische Frage. (F. Ehrle.) 567

Umschau.

	Seite
Männerfürsorge. (E. Noppel.)	82
Papst Innozenz III. ein Lügner? (K. Kirch.)	84
J. Perthes' neuer Hauptkatalog im geographischen Unterricht. (W. M. Peitz.)	88
Der Franziskaner Dr. Thomas Murner im Lichte der heutigen Forschung. (N. Scheid.)	89
Das erste Kriegsjahr an der Westfront. (A. Gökel.)	94
Zum 25. Gedenktag der Enzyklika Leos XIII. Rerum novarum über die Lage der Arbeiter vom 15. Mai 1891. (E. Noppel.)	173
Die Bevölkerungsfrage im preußischen Abgeordnetenhaus. (H. A. Krose.)	174
Die deutsche Kultur und die deutschen Bischöfe. (M. Reichmann.)	181
Zehn Jahre Piusverein. (R. v. Nostitz-Rieneck.)	183
Zur Jahrhundertfeier der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria. (K. Kirch.)	189
Dämonische Einwirkungen und ihre Deutung in der ungläubigen Bibelkritik. (J. Beßmer.)	193
Zum Kampf gegen die Entartung in unserer Literatur. (N. Scheid.)	196
Die Bevölkerungsfrage in der bayerischen Reichsratskammer. (H. A. Krose.)	281
Neues vom Borromäusverein. (H. Acker.)	285
Eine Ehrenschuld der deutschen Katholiken. (Corpus Catholicorum Germanicum.) (M. Reichmann.)	287
Die Balkanzugstrecke, eine Hauptverkehrsader des Römerreiches. (K. v. Silva-Tarouca.)	292
Neue Mysterienspiele. (St. v. Dunin-Borkowski.)	295
Die wirtschaftliche Annäherung Deutschlands und Österreich-Ungarns. (F. Rauterkus.)	391
Grundbegriffe für die Kirchenliedpraxis. (J. Kreitmaier.)	395
Arbeitsausschuß der Kriegerwitwen- und -waisen-Fürsorge. (E. Noppel.)	398
Max Reger. (J. Kreitmaier.)	400
Eine nahe Schicksalsstunde der Theaterbewegung. (J. Overmans.)	483
Weltseelsorger und Weltfriede. (O. Zimmermann.)	485
Lazarettexerzitien. (O. Zimmermann.)	487
Wer fördert und wer stört den Burgfrieden? (M. Reichmann.)	488
Aus der Österr. und Ungar. Kriegsinvaliden-Fürsorge. (E. Noppel.)	496
Friedrich Lienhards stille Gemeinde und ihre friedlichen Kriegsziele. (N. Scheid.)	498
Das Kriegsopfer der Kirchenglocken. (O. Zimmermann.)	503
Ein Weg zum konfessionellen Burgfrieden: Wahrung guter Sitte. (M. Reichmann.)	587
Meßopfer, Kirche, Mysterium. (O. Zimmermann.)	592
Sven Hedin an der Ostfront. (A. Gökel.)	594

Abbildungen.

Die Marienfäule auf dem Marienplatz zu München	204
Die Patrona Bavariae auf der Marienfäule zu München	206
Die Patrona Bavariae an der Königlichen Residenz zu München	207
Albin Egger-Lienz: Am Tische des Herrn	239
Der Vatikan	522

Besprochene Schriften.

Seite

Anker, K., Marsch! Marsch! Hurra! 478

Bardy, G., Saint Athanase . 578
Bauer, K., Führer und Helden 80
Baur, L., Friedhofsanlage und Friedhofskunst 140
Bayerischer Kunstgewerbeverein. Soldatengräber, Kriegerdenkmäler, Erinnerungszeich. 150
Becker, K., Religion in Vergangenheit und Zukunft . . . 66
Beet, W. E., The Early Roman Episcopate to A. D. 384 . . 580
Berndl, L., Leo Tolstois Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoi 165
Bertram, A., Kirche und Volksleben 378
Berz-Schilling, C. O., Volkstümliche Grabmalkunst und Friedhofgestaltung 141
Bischoff, D., Von Deutschlands neuem Glauben 69
Bonus, A., Religion als Wille 69
Brachmann, Armenverbände und Versicherungsträger 440
Braun, J., Kurze Anleitung für Bibliotheksverwaltung . . . 286
Bücherwelt 286
Budde, G., Noologische Pädagogik 271

Cohen, H., Der Begriff der Religion im System der Philosophie 457

Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst. Zeitschrift „Die christliche Kunst" Heft 7 148

Seite

Doering, O., Georg Busch . . 583
— Helden der Bibel 80
— Die deutsche Burg 81
Dost, G., Paul de Lagardes nationale Religion 69
Dostojewski, F. M., Briefe . 165
Drews, A., Geschichte des Monismus im Altertum . . . 156

Eberle, J., Schönere Zukunft (Kriegsaufsätze) 189
Eckert, E., Mysterienspiele . . 295
Egger-Lienz, Albin, Kupferätzungen nach Werken des Künstlers 280

Faßbender, M., Wollen eine königliche Kunst 467
Faulhaber, M. v., Waffen des Lichtes 50
Fechner, H., Kommende Kunst? 583
Finke, H., Kraft aus der Höhe 62
Friedrich Lienhard und wir (Festschrift) 499
Froberger, J., Unsere literarischen Aufgaben 250 287
Fröbes, J., Lehrbuch der experimentellen Psychologie . 162
Fuchs, L. F., Grabdenkmäler aus dem Münchener Waldfriedhof 145

Gabient, Veit, Deutsches Lesebuch für Schweizer Gymnasien, Seminarien und Realschulen (I. und II. Band) 197
Genossenschaft der Missionare Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (Festschrift) . 190

Seite

Gerloff, W., Die Finanzierung des Weltkrieges 19
Gescher, F., Kriegsgaben — Lazarettaufgaben 487
Geyser, J., Allgemeine Philosophie des Seins und der Natur 462
Gogarten, F., Religion und Volkstum 67
Gräffel, H., Über Friedhofsanlagen und Grabdenkmale . 139
Grente, G., Saint Pie V . . 578
Greving, J., Corpus Catholicorum (Plan) 287
Grönvold, B., Friedrich Wasmann 279

Handel-Mazzetti, E. v., Ritas Briefe 388
Hedin, Sven, Nach Osten . . 594
Heinen, A., Mütterlichkeit als Beruf und Lebensinhalt der Frau 276
Hellmann, O., Napoleon im Spiegel der Dichtung . . . 478
Henner, Th., Altfränkische Bilder 80
Herbert, M., Mein Kriegsbuch 480
Herz, H., Musterkatalog . . . 286
Högg, E., Park und Friedhof . 139
— Kriegergrab und Kriegerdenkmal 147 152
Holland, H., Schlachtenmaler Theodor Horschelt 80
Hörnes, M., Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa . . 583
Hupp, O., Zeichnungen . . . 80
Hüttenrauch, H., Der ländliche Friedhof 141

Jann, A., Die katholischen Missionen in Indien, China und Japan 264
Ihmels, L., Der Krieg im Lichte der christlichen Ethik . . . 53
Invalidenwesen in Ungarn (kgl. ungarisches Invalidenamt) . 498
Jung, J., Karl Vogts Weltanschauung 159

Seite

Kaufmann, P., Krieg, Geschlechtskrankheiten u. Arbeiterversicherung 435
— Schadenverhütendes Wirken in der deutschen Arbeiterversicherung 434
— Soziale Fürsorge und deutscher Siegeswille 431
Keller, P., Ferien vom Ich . 338
— Grünlein 388
Keppler, P. W. v., Unsere toten Helden und ihr letzter Wille . 58
Kiefl, F. X., Die Theorien des modernen Sozialismus über den Ursprung des Christentums . 75
Kleindienst, J. H., Die Kriegsanleihen des Deutschen Reiches 19
Köck, J., Handschriftliche Missalien in Steiermark 580
Kölner Vereinigung Ars sacra. Entwürfe (Begleitheft) 148
Kosch, W., Italien einst und jetzt im Spiegel deutscher Dichtung seit 1848 479
— J. M. Sailer (Führer des Volkes) 577
Krebs, E., Am Bau der Zukunft 55
Kreitmaier, J., Beuroner Kunst 77
Kriegergräber usw. (Ostpreußen) 150
Kriegsheft des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern 149
Kroyer, Th., Joseph Rheinberger (Weinmanns „Kirchenmusik") 583
Kühner, K., Mehr Sinn für die Stätten unserer Toten . . 139 143

Lagrange, P. M. J., Saint Justin 578
Lampe, F., Der Weltkrieg im Unterricht 88
Lange, W., Heldeneichen und Friedenslinden 152
— Deutsche Heldenhaine . . . 153
Lansburgh, A., Die Kriegskostendeckung und ihre Quellen 19

Seite

Lefftz, J., Die volkstümlichen Stilelemente in Murners Satiren 92
Liebenau, Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes (Murner) 90
Lindner, W., Denkmäler für unsere Krieger 152

Mausbach, J., Kampf und Friede im äußeren und inneren Leben 48
Mayrhofer, J., Spanien . . 477
Michael, E., Geschichte des deutschen Volkes. VI. Band . . 85
Miller, K., Itineraria Romana, Römische Reisewege an der Hand der Tabula Peutingeriana 293
Monceaux, P., Saint Cyprien 578
Mulert, H., Der Christ und das Vaterland 60

Nicolay, W., Lehrbuch der Pädagogik (IV. Teil) . . . 472

Patouillet, J., Ostrovski et son theâtre de mœurs russes 165
Perthes Hauptkatalog . . . 88
Pesch, Christian, Das Sühneleiden unseres göttlichen Erlösers 387
Pfeilschifter, G., Die Gefahr einer Nationalisierung der christlichen Weltreligion . . 63
Pietzner, H., Landschaftliche Friedhöfe, ihre Anlage, Verwaltung und Unterhaltung . 137
Prellwitz, G., Durch welche Kräfte wird Deutschland siegen? 70
Prümmer, D. M., Manuale theologiae moralis (3 tomi) 381

Rade, M., Dieser Krieg und das Christentum 53
Radermacher, H. J., Militarismus und religiöses Leben im Weltkrieg 488

Seite

Retzbach, A., Der Boykott . . 466
Rheinische Bauberatungsstelle. Friedhofkunst . . . 146
Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz, Mitteilungen, 9. Jahrg. 1. Heft 148
Rimmele, F., Aus dem Hoppenlaufriedhof in Stuttgart . 144
Rose, H., Die Baukunst der Cisterzienser 280
Rost, H., Die Kulturkraft des Katholizismus 379
Rothes, W., Die Schönheit des menschlichen Antlitzes in der christlichen Kunst 78

Schellenberg, W., Joseph v. Görres (Führer des Volkes) 577
Schiller, A., Aus dem Skizzenbuche („Grabmalkunst") . . 145
Schmittmann, Die sozialen Hilfsquellen des Staates und die Gegenwartsaufgaben der katholischen Caritas 442
Schnaß, F., Der Dramatiker Schiller 248
Schneider, O., Die Kriegsfinanzen der europäischen Mächte . 19
Schriften des Arbeitsausschusses der Kriegerwitwen- und -waisen-Fürsorge (Zwei Hefte) . . . 398
Schrörs, H., Die Kirche im Weltkriege 62
Schuhmann, G., Thomas Murner und seine Dichtungen . . 91
Schwarzmann, H., An den Quellen des Heiles 71
Seitz, A., Natürliche Religionsbegründung 72
Smit, J., De daemoniacis in historia evangelica. (Dissert.) 193
Soldatengräber und Kriegsdenkmale (herausgegeben vom k. k. Gewerbeförderungs-Amte) . 79 150
Sommer, W., Tiefer und treuer (Band I—VI) 385
Spitzy, H., Unsere Kriegsinvaliden 496

Seite

Steilen, D., Historische Grabmalkunst im Unterwesergebiet und in den Landen Wursten und Hadeln 144
Steirische Kriegerdenkmale . . . 151
Studniczka, F., Die griechische Kunst an Kriegergräbern . . 147
Swoboda, H., Universalseelsorge und Weltfriede 485

Taerting, M., Die Toten des Sommers 1914 478
Verein für christliche Kunst im Königreich Sachsen. Entwürfe zu Grabdenkmälern 149
Vianay, M. J., Saint François Régis 578
Vorträge über Jugendbibliotheken, gehalten auf dem Bibliothekskursus in Trier 1913 . . . 286

Walter, K., Kleine Glockenkunde (Weinmanns „Kirchenmusik") . 583
Wartensleben, G. Gräfin, Die christliche Persönlichkeit im Idealbild 461
Weeks, J., Dreißig Jahre am Kongo 473
Wegener, G., Der Wall von Eisen und Feuer 94
Weigelt, K., Albin Egger-Lienz 280

Seite

Werminghoff, A., Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter 577
Wessely, C., Aus der Welt der Papyri 579
Wilde, K., Grabmalkunst. Eine Sammlung vorbildlicher Entwürfe für Reihengräber . . 146
Willems, C., Grundfragen der Philosophie und Pädagogik. (I. und II. Band) 271
Wilpert, J., Die Römischen Mosaiken und Malereien der kirchlichen Bauten vom 4. bis 13. Jahrhundert (Zwei Bände Text, zwei Bände Tafeln) . 444
Wingenroth, M., Badische Heimat, Heft 2 (1915) . . . 149
Witowski, C., Reichsversicherungswesen und Kriegsfürsorge 437
Wölfflin, H., Kunstgeschichtliche Grundbegriffe 277
Wunderle, G., Aufgaben und Methoden der modernen Religionspsychologie 459
Württembergischer Wettbewerb. Kriegerabzeichen und Gedenktafeln 149

Zschokke, F. Aus goldenen Tagen . . . 475

Ein Wendepunkt in der Kulturentwicklung Indiens.

(Aus einem Brief des hochwürdigsten Herrn Heinrich Doering, Bischofs von Poona, Vorderindien.)

Sie haben mich um einige aufklärende Worte gebeten über die Lage in Indien, wie sie sich zu Anfang des Weltkrieges darstellte. Auch für Indien, meinen Sie, werde der jetzt tobende Krieg einen Wendepunkt in seiner geschichtlichen Entwicklung bedeuten sowie eine Katastrophe in der Entwicklung des Missionswerkes, und es müsse für weite Kreise von Interesse sein, ein möglichst klares Bild von der Lage zu haben, wie wir sie bei Beginn des Krieges in Indien vorfanden. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt und ein naher Verkehr mit den verschiedensten Klassen der dortigen Bevölkerung, meinen Sie weiter, gebe mir Berechtigung, mich über die Lage in Indien zu äußern.

1. Öfter vielleicht denn je hat man in Deutschland im Verlauf des Weltkrieges von Indien gesprochen und geschrieben. Wieder und wieder hörten und lasen wir von Unruhen, die dort ausgebrochen seien; immer wieder brachten die Tagesblätter Nachrichten, der Gedanke des Heiligen Krieges habe in der mohammedanischen Bevölkerung gezündet, Millionen von Muselmännern ständen bereit oder hätten schon begonnen, das Joch der englischen Herrschaft und Oberherrschaft abzuschütteln, oder Jungindiens Hinduwelt, die schon so lange unter dem englischen Druck geknirscht, sei bereit, sich zu erheben und für sva-raj, d. i. für volle Unabhängigkeit von England, alles einzusetzen.

Daß Gärungen politischer Art schon seit Jahren in Indien bestanden, läßt sich nicht leugnen. Man brauchte nur in nähere Beziehungen zu den gebildeten Klassen der eingebornen Bevölkerung zu kommen, um dieses klar zu erkennen; man brauchte nur eines der in der Landessprache herausgegebenen Tagesblätter der nationalistisch gesinnten Brahmanen zu lesen, nur den Verhandlungen in den legislative councils, den zentralen und provinzialen gesetzgeberischen Körperschaften zu folgen, um sich klar zu werden, daß in den mehr oder weniger gebildeten Kreisen vielerorts

Abneigung gegen die englische Herrschaft und eine große Unzufriedenheit mit der englischen Regierung bestanden.

Es herrschte mehr Mißstimmung bei den Hindus als bei den Mohammedanern. Denn bei den Hindus waren das Nationalbewußtsein und der Nationalstolz viel stärker entwickelt, und diese wurden genährt durch die jährlich wiederkehrenden Tagungen des 1885 ins Leben getretenen Nationalkongresses sowie durch eine einflußreiche Tagespresse. Die Brahmanen — und dieser Kaste gehören fast alle gebildeten Stände an — konnten zudem in ihrem Kastenstolz es nicht überwinden, daß sie aus ihrer herrschenden Stellung herausgedrängt worden waren. Ehedem hatten sie in manchem indischen Königreich die Zügel der Regierung in der Hand gehabt. Im größten Mahrattenreich, das sich über ganz Mittelindien ausdehnte, waren sie die allmächtigen Peschwas, die Reichsminister gewesen, die die Geschäfte des Landes nach ihrem Willen und zu ihrem Vorteil leiteten. Auch die Könige standen, weil meist der Kschatriya- oder der Schudrakaste angehörend, unter ihnen, den allgewaltigen „Göttersöhnen".

Dieses alles hatte sich geändert, als ein Reich nach dem andern unter die englische Herrschaft fiel. Jetzt wurden die einflußreichen Stellen in der Regierung und Verwaltung des Landes mit englischen Beamten besetzt, nur ein kleiner Prozentsatz von höheren Ämtern wurde an Eingeborne verliehen. Obwohl die Brahmanen sich die englische Schulbildung errangen, fanden die wenigsten eine Regierungsanstellung, die ihren Wünschen entsprach. Auch in die gesetzgeberischen Körperschaften, die dem Vizekönig und den Gouverneuren der Präsidentschaften zur Seite stehen, konnte nur eine Minorität von Eingebornen Eingang gewinnen: es war regierungsseitig festgesetzt, daß die Majorität der Mitglieder Engländer sein mußten.

Manches auch geschah von seiten der Regierung und der Beamten, das den Nationalstolz verwunden mußte. Das Auftreten der Beamten und ihre Maßnahmen waren nicht selten schroff, und jeder Fall wurde von den Tagesblättern registriert und ausgenutzt. Entgleisungen schlimmerer Art wiederholten sich besonders unter der Regierung des Lord Curzon, eines der talentvollsten Vizekönige, und noch späterhin. Ich erinnere nur an die unangenehmen Wahrheiten, die Lord Curzon den Hindus in Calcutta vorhielt, als er sie ein Volk von Lügnern nannte, an die Teilung der Provinz Bengalen in zwei Provinzen, an die Annexion der fruchtbaren Provinz Berar, die zum Reich des Königs von Hyderabad gehörte, an die Behandlung der nach Afrika ausgewanderten Inder durch die Regierung

der südafrikanischen Union. All dieses war Zündstoff, der die Abneigung gegen England mächtig entflammen machte.

Der Ruf „Indien für die Inder", der von dem liberalen Vizekönig, dem Marquis of Ripon, ausgegeben war, wurde lauter und lauter — Sva-desch, sva-raj — Selbständigkeit, Unabhängigkeit, schallte es durch ganz Bengalen, durch das Punjab und über die Hochebene des Dekkan.

Allerdings in die weiteren Volksschichten waren die Unzufriedenheit mit der bestehenden Regierung und die Selbständigkeitsgelüste kaum tief eingedrungen. Das Volk sah klar genug, daß ein Wechsel in der Herrschaft mehr Steuern und weniger Schutz gegen die Korruption und gegen die Vergewaltigungen von seiten der Mächtigen, der Wucherer und Geldverleiher bedeuten würde.

Der Ruf „Indien für die Inder" wollte indes von den Mißvergnügten in die Tat umgesetzt werden. Als Mittel hierzu dachten sich manche der Junginder einen revolutionären Aufstand, wie er im Jahre 1857 die englische Herrschaft ernsthaft bedroht hatte. Man schloß sich, besonders in Calcutta, in Lahore und Poona zu Geheimbünden zusammen; man ging zu Attentaten auf Regierungsbeamte über, man hetzte und schürte in den Zeitungen mit wilden Worten, die nicht mißverstanden werden konnten. Die englische Regierung, besonders seitdem die liberale Partei wieder zur Leitung der politischen Geschäfte des britischen Weltreiches gelangt war, suchte weniger durch gewalttätige Unterdrückung der revolutionären Partei, als durch Nachgiebigkeit und teilweise Bewilligung der Forderungen Herr der Lage zu werden und eine Katastrophe zu vermeiden. Diese Politik hatte Erfolg. Die Extremen verloren mehr und mehr an Einfluß. Verbrecherische Gewaltakte kamen allerdings vor, aber mehr und mehr gewann eine gemäßigte Richtung unter den gebildeten Jungindern an Bedeutung und Ausdehnung. Was der Extremismus auf dem Wege der Empörung und der Gewalt anstrebte, suchte diese Partei nach und nach auf legalem Weg, wenigstens zum Teil, zu erreichen. Die Gemäßigten sahen wohl ein, daß man zum Aufstand mehr brauche als Bomben — und moderne Waffen hat der Eingeborne nicht; Gewehre und Revolver dürfen nur an Europäer verkauft werden. Sie wußten, daß ein Drittel der indischen Armee aus englischen Truppen besteht, in deren Händen die Festungen, die Artillerie und die Munitionsarsenale sind. Es war ihnen klar, daß es unendlich schwer, wenn nicht unmöglich ist, zu einer gewaltsamen Erhebung gegen die bestehende Regierung Volk und Gebildete, entgegengesetzte

und feindliche Elemente wie Mohammedaner und Hindus, zu einen; auch verstanden sie, daß Selbstregierung noch nicht möglich, daher nicht begehrenswert sei, daß aber ein größeres Maß von Einfluß auf die Verwaltung, eine größere Beteiligung an der lokalen, provinzialen und zentralen Regierung gerade unter der Herrschaft der liberalen Partei in England gewonnen werden könne, und daß sich Indien allmählich zu der Stellung eines selbständigen Staatswesens, wie Australien und Kanada, unter Englands Oberherrschaft emporzuarbeiten vermöge.

Das war der Stand der Dinge im indischen Reich unmittelbar vor dem Beginne des Weltkrieges. Aus den spärlichen Nachrichten, die von Indien zu uns dringen, und die fast alle über ein revolutionäres Nachrichten-Bureau in San Francisco hierhin gelangen, kann man kaum entnehmen, ob sich die Lage bis jetzt merklich geändert hat. Wird die gemäßigte Richtung die Oberhand behalten, oder werden die Extremen unter dem Einfluß der Kriegsereignisse wieder mächtig werden? Haben wir mit einer Invasion von Nordwesten, von Afghanistan her zu rechnen? Was wird aus dem großen Reich werden, wenn es wirklich zu einer blutigen Revolution käme? Wird dann vielleicht Japan seine Stunde gekommen glauben? Wer kann es sagen?

2. Nach China ist Indien mit seinen 320 Millionen das größte Missionsgebiet der Welt, zählt es doch mehr als doppelt so viele Heiden als ganz Afrika. Schon früh hat die katholische Missionstätigkeit in Indien eingesetzt. Indien rühmt sich mit Recht, den heiligen Apostel Thomas als seinen ersten Glaubensboten verehren zu dürfen. Den Spuren der syrischen Kaufleute folgend, scheint der Apostel im äußersten Norden sowohl wie im südlichen Teil der Halbinsel gearbeitet zu haben. Mehr als einmal setzten später starke Kräfte zur Christianisierung der indischen Völkerschaften ein; aber immer wieder kamen furchtbare Katastrophen, die von der Arbeit ganzer Jahrhunderte nur Ruinen übrig ließen. Die letzte war die Aufhebung der Gesellschaft Jesu (1773), durch die plötzlich die Herden ihrer Hirten beraubt und die herrlich sich entwickelnden Gründungen der alten Jesuitenmissionäre fast ganz zerstört wurden. Die wenigen eingebornen Priester, die zurückblieben, konnten das Bestehende nicht retten, viel weniger noch das Missionswerk ausdehnen. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde zwar mit stärkerer Kraftaufwendung die Arbeit wieder aufgegriffen. Doch hatten die von Rom aus gesandten Apostolischen Vikare und ihre Missionäre jahrzehntelang mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, da die Priester

von Goa sie als Eindringlinge in ihre Missionsrechte ansahen. Konkordate mit der portugiesischen Regierung hatten nicht den gewünschten Erfolg, bis endlich im Jahre 1886 ein neues Konkordat und die Einrichtung der Hierarchie Ruhe und Ordnung und damit die Grundlagen einer segensvollen Weiterentwicklung festlegten.

Die Apostolischen Vikare erkannten von Anfang an, was am meisten not tat. Es waren Schulen, auch höhere Schulen, für die Ausbildung der schon vorhandenen Christen. Diese durften nicht ferner darauf angewiesen bleiben, ihre Erziehung in den Schulen der anglikanischen und amerikanischen Protestanten zu suchen. Zugleich war die Schule das einzige Mittel, der katholischen Kirche in den Augen des Volkes wie in den Augen der protestantischen Regierung Ansehen und Einfluß zu geben; die Schule war auch der einzige Weg, um mit den höheren Klassen der Heidenbevölkerung in Verbindung zu kommen und erziehend auf sie einzuwirken. Allen voran gingen auf diesem Wege die französischen, belgischen, deutschen und italienischen Jesuiten, die in Trichinopoly, Calcutta, Bombay und Mangalore große Schulen für den höheren Unterricht und als Weiterentwicklung dieser Schulen Universitätskollegien eröffneten. Diese Universitätskollegien waren nicht vollständige Universitäten, sondern nach Art der englischen Universitätskollegien Anstalten, in denen die Schüler in Literatur, Philosophie und Geschichte, in der Mathematik, Physik und Chemie sich ausbildeten und bis zum höchsten akademischen Grade, dem M. A. (magister artium), aufsteigen konnten.

Durch die Betonung und den Ausbau des Schulwesens, des niederen wie des höheren, wurden naturgemäß die Hauptkräfte der Mission voll in Anspruch genommen, so daß das unmittelbare Bekehrungswerk an der heidnischen Bevölkerung zeitweilig in den Hintergrund treten mußte. Das konnte nicht vermieden werden, weil die verfügbaren Kräfte nicht im Verhältnis standen zu der Arbeit, die zu leisten war. Sobald man aber mehr Missionäre zur Stelle hatte, warf man sich mit Ernst und Nachdruck auf die direkte Heidenbekehrung. Besonders auch seitdem durch das Konkordat von 1886 die Lage der Missionen besser geordnet und die Hierarchie eingerichtet war, wandte man sich mehr und mehr ihr zu.

Die Missionsarbeit hat ihre großen Schwierigkeiten, vielleicht die größten unter Völkern, die schon einen gewissen Kulturgrad erreicht haben. Ohne Zweifel bedeutet das in ganz Indien unter den Hindus herrschende Kastensystem ein Hindernis ganz besonderer Art, wie man ein solches in

keinem andern Missionsgebiet findet. Auf das Nähere will ich nicht eingehen, nur soviel sei gesagt, daß die Kastenabsonderung mit der Religion verkettet und verknüpft ist, und daß ein Wechsel in der Religion, die Annahme der katholischen Religion, den Ausschluß aus der Kaste und damit soziale Folgen der einschneidendsten Art mit sich bringt. Ein anderes Hindernis bildet in Indien wie überall die geringe Zahl der Missionäre. Die Kräfte, die die verschiedenen Orden und Kongregationen zur Verfügung stellen können, genügen bei weitem nicht, um die Missionsarbeit auszudehnen, wie man möchte. Da kann es nicht helfen, von einem Monopol einzelner Orden zu reden und zu bedauern, daß damit nicht gebrochen werde. Mancher Bischof würde die Verpflanzung einer andern Kongregation oder eines andern Ordens in ein schon von einem Orden besetztes Missionsgebiet mit Freuden begrüßen, wenn er nur bei einer Kongregation Gehör fände. Das einzige, was helfen kann, ist die Ausbildung eines zahlreichen einheimischen Klerus, der mehr denn bisher sich auch in die Arbeit der Heidenbekehrung teilt.

Mit offenem Auge ist man in Indien an alle Schwierigkeiten herangetreten. Man hat die Kastenfrage bei der Missionierung berücksichtigt; man zwingt die Neuchristen nicht, mit den Kastengebräuchen und Kastenvorschriften, soweit sie keine religiöse Bedeutung haben, zu brechen; man sucht sowohl unter den Parias wie unter den Kastenangehörigen Bekehrungen zu erzielen. Auch die Erziehung und Heranbildung eines zahlreichen einheimischen Klerus hat man in Angriff genommen, obwohl man weiß, daß Enttäuschungen aller Art bevorstehen. Verschiedene Diözesen haben ihre Knabenseminare; andere haben sich mit den Diözesen ihrer Kirchenprovinz zusammengetan, um in einem Generalseminar ihre Kandidaten zu erziehen; allen Diözesen steht wenigstens für einige ihrer Priesteramtskandidaten das von Leo XIII. gegründete päpstliche Seminar in Kandy auf der Insel Ceylon offen, das von Jesuiten der belgischen Ordensprovinz geleitet wird.

Die mit Einsicht und Kraft betriebene Missionsarbeit konnte nicht ohne Erfolge bleiben. Allerdings traten sie nicht auffällig hervor, weil im allgemeinen keine Massenbekehrungen erzielt wurden; aber stetig ging die Christianisierung voran. Unter den Parias und den kastenlosen Ureinwohnern war die Zahl der vom Heidentum Bekehrten größer, aber auch unter den Angehörigen höherer Kasten kamen Bekehrungen vor. Die Aussichten auf Bekehrungen in den höheren Kasten mehrten sich in den letzten

Jahrzehnten an verschiedenen Orten, so in Madura und im südlichen Teil der Diözese Poona.

Sicher sproßte und knospte und blühte es überall, und mit großen Hoffnungen konnten die Missionäre in die Zukunft schauen. Nun tobt der Weltkrieg, und er bedeutet eine wirkliche Katastrophe für die indische Mission.

Der Krieg mit seinem Haß und dem entsetzlichen Blutvergießen hat dem Christentum ein gutes Stück von seiner Stoßkraft geraubt, er hat besonders bei den Indern die Autorität des europäischen Missionärs in Frage gestellt; er hat die ohnehin schon kleine Zahl von Arbeitern noch verringert. Aus jeder der zwölf von französischen Missionären besorgten Diözesen sind eine Anzahl junger kräftiger Priester unter die Waffen gerufen, der Nachwuchs aus den heimatlichen Missionsanstalten ist für Dezennien geschwächt; ganze Missionsgebiete, wie Bettiah und Assam, Bombay und Poona sind aller oder der meisten ihrer Missionäre, weil sie deutscher oder österreichischer Abstammung sind, beraubt. Andere Diözesen, wie Madras, Calcutta, Trichinopoly, in denen mehrere deutsche Missionäre wirkten, haben diese durch die Repatriationsverordnung verloren.

Was wird nun nach dem Kriege werden? Fragen werfen sich da auf, deren Beantwortung noch nicht möglich ist. Wie wird sich die Hindubevölkerung nach dem Kriege dem Christentum gegenüber verhalten? Werden, wenn England seine Stellung in Indien behauptet, der katholischen Kirche ihre berechtigten Ansprüche auf die Besetzung der Bischofsstühle gewahrt bleiben? Werden die vertriebenen Missionäre wieder auf ihr Arbeitsfeld zurückkehren können? Wie soll der durch den Krieg entstandene Mangel an Missionären behoben werden, damit einerseits wieder aufgebaut werde, was der Krieg zerstört hat, und anderseits eine weitere Fortentwicklung der Evangelisation gefördert werde?

Eins bleibt gewiß: Auf Gottes weise und mächtige Vorsehung dürfen wir bauen.

Ein anderer Gedanke drängt sich unabweisbar auf: Mehr noch als bisher muß die Heranbildung eines ortsständigen Klerus nach dem Kriege gefördert werden. Das Wort, das Papst Leo XIII. sprach: Filii tui, India, tibi administri salutis, muß noch mehr beherzigt werden. . . .

Heinrich Doering S. J., Bischof von Poona.

Siegende Kreuzesliebe.

Seht, wie der Gerechte stirbt! — Gleich einem herrlichen Sonnentage, der in Verheißungen prangend heraufstieg, der Fülle des Lichtes und segnende Wärme über die Erde goß, der überall Leben weckte, Wachstum und Fruchtbarkeit erzeugte und dann, in mildem Abendglanz verglimmend, sich leise auflöst in die lautlose Ruhe der Nacht, indes Sternenmillionen herniederglänzen auf den Segen, den er gestiftet — so meinen wir, müßte es sein um das Sterben des Gerechten. . . . Es steigt aber ein zweiter Tag herauf, noch strahlender, so hoffnungsreich, daß es die Herzen der Menschen vor Freude schwellt, ein Tag voll Himmelslicht und Gotteswärme, und er neigt sich zum Abend — da wird es schwül, unheimlich still — und plötzlich braust der Sturm, die Blitze zucken, der Donner grollt, verheerend prasselt der Hagel nieder und vernichtet in wilder Wut, was dieser Tag, was hundert solcher Tage in heimlichem Weben geschaffen — so starb der Gerechte, er, der allein unter allen Menschen sich der Gerechte nennen durfte, der gekommen war, Gottes Gerechtigkeit zu versöhnen, der einst kommen wird, um Recht zu sprechen über die Lebendigen und die Toten.

Als Jesus geboren ward, da erhellte sich die Nacht zum Tage, Engelsstimmen verkündeten es, was dieser gesegnetste aller Lebenstage für die Menschheit bedeute: Ehre Gott in der Höhe und auf Erden Friede den Menschen! Da eilen die Hirten herbei, da wallen, vom Wunderstern geleitet, die Weisen aus dem fernen Morgenland heran zur Grotte, zum ärmlichen Häuschen in Bethlehem, und schon der Anblick allein des holden Gotteskindes überflutet die Seelen mit Strömen unsäglicher Wonne.

Jetzt, da er stirbt, wandelt sich der Tag zur Nacht, erbebt in Schauern die Natur, und alle, die zugegen waren, schlagen an die Brust, erschüttert von dem entsetzlichen Schauspiele, dessen Zeugen sie waren. Es ist die Stunde der Finsternis, da Gott gemordet ward am Kreuze! da der Urquell aller Seligkeit gewandelt ward in lauter Schmerz! da die Allmacht unterlag! da das ewige Leben mit dem Tode rang! — Es war die furchtbarste Stunde der Weltgeschichte.

Er hatte die Schleier vom düsterſten Lebensrätſel der Menſchen gelüftet. Er kannte das Leid in ſeinen tiefſten Gründen. Er ſah, daß es gut war, gut und liebenswert wie der gebenedeite Wille ſeines himmliſchen Vaters, wie die eherne, unwandelbare Gerechtigkeit, wie Läuterung und Wachstum, wie Heranreifen zu hundertfältiger, koſtbarer Ernte.

Und doch! Als es an ihn herantrat, da erſchauerte er im Grunde ſeiner Seele. Wie rieſenhafte Ungeheuer erheben ſich in ihm Angſt und Entſetzen, Abſcheu und ſträubender Widerwille, eine Traurigkeit bis zum Tode, ſo furchtbar, daß ſelbſt die Seele in dieſem Weh vergehen müßte, wäre ſie nicht unſterblich. Sein Antlitz entfärbt ſich und wird fahl und ſtarr wie das eines Toten; der Glanz der Augen erliſcht, hilflos irrt ſein Blick, und in ſeiner Not windet er ſich hin und her und ſinkt dann zuſammen, haltlos, kraftlos, ſterbensmüde. Aber während er ſo mit dem Entſetzlichſten ringt, ſchreit es laut in ſeiner Seele hinauf zu ſeinem himmliſchen Vater. Er hat ihn ja immer erhört, er wird ſeinen Sohn erretten aus dieſer äußerſten Bedrängnis. — „Wenn es möglich iſt.“ — Angſtvoll blickt ſeine Seele hinaus in alle Weiten und Fernen der Möglichkeiten, ob ſie keinen Weg erſpähe, auf dem er dem Unerträglichen entgehen könne. . . . „Wenn es möglich iſt.“ . . . Und er ſieht keine Möglichkeit, und neuerdings ſchüttert er vor Entſetzen.

Zwei Willen liegen miteinander im harten Widerſtreit, und beide Willen gehören dem einen, dem Sohne Gottes an. Der menſchliche Wille des ewigen Wortes, jetzt hineingeſenkt und hineingebannt in das tiefſte Elend menſchlicher Schwäche, und der göttliche Wille des ewigen Wortes, der ein Wille nur iſt mit dem des Vaters und des Heiligen Geiſtes, der es beſchloſſen hat, daß Jeſus jetzt durch ſein bitteres Leiden die Welt erlöſen ſolle. Demütig neigt ſich der menſchliche Wille vor dem göttlichen: „Nicht mein Wille geſchehe, ſondern der deine.“

Doch jetzt erſt erreicht der Kampf ſeine Höhe, er wird ſo furchtbar und entſetzlich, daß alle Kämpfe und Verſuchungen ſämtlicher Menſchen zuſammengenommen dagegen ein armſeliges Kinderſpiel zu nennen ſind. Mächtig regt ſich die Liebe zum Leben, aufs höchſte ſteigert ſich der Abſcheu vor all dem Unwürdigen, Schmachvollen und Qualvollen, vor dem völligen Zuſammenbruch des irdiſchen Lebens — das alles ſcheint unerträglich. Aber in der gepeinigten Seele erhebt ſich eine Gewalt, die ſtärker iſt als der Tod, Flammen Gottes ſind es, die hell emporlodern, ſo daß auch viele Waſſer ſie nicht auszulöſchen vermögen. Ein Engel des Himmels

steigt hernieder und stärkt die ringende Seele des Menschensohnes, und nun durchströmt ihn eine Kraft, wie sie die ganze Schöpfung nicht kennt, eine Kraft, auch das Härteste, das Schauderhafteste zu überwinden. Diese heilige Gewalt und diese himmlische Kraft ringen mit den riesenhaften Mächten, die sich im Menschen aufbäumen wider alles Leid, und so furchtbar ist der Kampf, daß sich der ganze Leib verfärbt und blutiger Schweiß aus allen Poren dringt, der in schweren Tropfen auf die Erde niederrinnt. Es sind die blutigsten Tränen, die je ein gepreßtes Herz vergossen hat. — — —

Der Kampf ist vorüber. Ein Sieger, schreitet der Heiland festen Schrittes zu seinen Jüngern hin. Eine unbeugsame Entschlossenheit spricht aus seinen Worten: „Stehet auf, laßt uns gehen!" Entgegen aller Qual, aller Schmach, entgegen dem Tode am Kreuze! Und es ist wie ein Widerhall der Worte, die er sprach, als er sich vom Speisesaal nach dem Ölberg begab: „Damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe und ich tue, wie er mir aufgetragen hat, stehet auf, gehen wir von hinnen!" Es ist die brennende Liebe zu seinem himmlischen Vater, die ihn erfüllte, die welterlösende Liebe zu den Menschenkindern, von der sein Herz überwallte, die ihn in Schmach und Schande, in Pein und Todesqual gehen hieß. Diese übermächtige Liebe wurde zu einem rastlosen Verlangen, seinem Vater im Himmel die geraubte Ehre wieder zu erstatten, ihn auf Erden nach Kräften zu verherrlichen. Diese Liebe drängte ihn immerfort, die arme, verlorene Menschheit ihrem Verderben zu entreißen, und das alles um den Preis seines kostbaren Lebens. Eine größere Liebe gibt es ja nicht, so hat er es selber ausgesprochen, als daß jemand sein Leben hingibt für seine Freunde. Darum schien ihm in den Tagen seines Wandels all das gräßliche Leid, das ihm bevorstand, nur eine Taufe zu sein, und mächtig regte sich in ihm das Verlangen, daß alles erfüllt werde. Und als dann die Stunde gekommen war, da er von dieser Welt scheiden und zum Vater gehen sollte, loderte die Liebe zu den Seinen auf mit aller Macht, bis an die Grenzen und Enden der Möglichkeit. Die Liebe war es auch, die ihn hineingetrieben hatte in das Furchtbarste, was es für einen Menschen gibt, in die äußerste Seelennot und in den härtesten Seelenkampf. Jetzt hat er ihn überstanden, und mit stahlharter Kraft, alles, auch das Schlimmste zu ertragen, tritt er der Schächerrotte entgegen, um sich ihnen auszuliefern.

Mit flüchtigen Strichen nur erzählen uns seine Lebensbeschreiber die blutigschaurigen Vorgänge des erlösenden Leidens. Aber jeder Satz, den

sie niederschrieben, erzählt uns von neuer Schmach, von neuem Schmerz. Alles, was den Namen Leid trägt, kommt herbei und verfehrt ihm Haupt und Leib und Herz und Seele mit sengendem Weh. Mit Schaudern sehen wir, wie er, die unendliche Herrlichkeit, dasteht als zum Tode verurteilter Verbrecher, wie die Allmacht in völliger Erschöpfung das Kreuz hinaufschleppt auf den Richterberg, wie man ihn, die ewig sprudelnde Quelle aller Seligkeiten, an Händen und Füßen mit Nägeln durchbohrt und hinheftet an das Bett der Schmerzen, wie er, die ewige Weisheit, dahängt, ratlos und hilflos, er, aller Ehren Zier und Krone, ein Ziel des Hohnes und Spottes.

Drei volle Stunden hängt so der Erlöser am Kreuze in seinen eigenen Wunden. Jeder Augenblick dieser Marterzeit scheint sich im Unmaß seiner Qual zu einer endlosen Ewigkeit zu dehnen. Blutstropfen um Blutstropfen sickert hernieder aus den unzähligen Wunden, und mit jedem steigert sich der Fieberdurst bis zur unerträglichen Qual. Aber stark wie der Tod ist die Liebe, mächtig wie die Hölle der Eifer der Liebe. Ihre Flammen sind lodernde Flammen, sind Flammen Gottes. Alle Wasser der Trübsal vermögen diese Liebe nicht auszulöschen.

Und doch ist es so, als ob auch die mächtigste Liebe, die je in einem Herzen geflammt, vom Übermaß des Leides hätte überwältigt werden können. Ein Schatten tiefsten Kummers, unsagbarer Seelennot lagert sich über das Antlitz des Sterbenden. Hilflosigkeit und schaudervolle Einsamkeit starren mit Grauen aus den ermatteten Augen. Im Übermaß innerer Qual ruft er es vom Kreuze herab, ruft er es hinauf zum verschlossenen Himmel, ruft er es hinaus in alle Enden der Welt, was ihn mit Entsetzen erfüllt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Also ist es doch zerrissen, das starke Band der Liebe, das den Sohn mit dem Vater verband? Stets hat er nur von seinem Vater, zu seinem Vater gesprochen, und nun wagt er es nicht mehr, diesen Namen in den Mund zu nehmen. Er fühlt sich nicht mehr als der Sohn, er weiß nichts mehr von dem Vater, dessen Liebe er einst so herrlich, so unermüdlich gepriesen. Da hängt er, ein hilfloses Geschöpf, und über ihm in endlosen Fernen thront der große, gewaltige Gott, der ihn seiner Not überläßt, der nicht einmal einen Tropfen Trostes in seine Seele gleiten läßt. — Wahrlich, nie sind entsetzlichere Worte aus dem Munde des Erlösers gekommen; es sind die grauenvollsten Worte, die in irgendeinem Buch der Welt zu lesen sind. Wenn es eine Liebe gibt, die auch dieses größte Leid überwinden kann,

dann ist sie die gesegnetste Macht, die es im Himmel und auf Erden gibt. Und es gibt eine solche Liebe, und sie hat überwunden.

Schon beginnt die Totenblässe über das Antlitz des Heilandes zu gleiten. Da erhebt er sein Haupt, und mit lauter Stimme ruft er aus: „Es ist vollbracht! Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist." Und voll der innigsten Hingabe an seinen heißgeliebten Vater, voll segnender Erlöserliebe zu uns Menschen neigt er sein Haupt und stirbt.

Seine Feinde wollten ihn zugrunde richten, vernichten, austilgen aus dem Buche der Lebenden, und sie haben ihren Zweck erreicht. Und doch ist er, der Vernichtete, der wahre Sieger. „Es ist vollbracht!" so spricht nicht einer, der verloren ist; so spricht der Weise, wenn er nach langem Sinnen neue Wahrheiten gefunden hat; so spricht der Künstler, der nach unsäglichem Bemühen sein Werk in voller Schöne vor sich schaut; so spricht der Feldherr, wenn er nach blutigem Ringen die Schlacht gewonnen hat; so spricht nicht ein Verlorener, ein Vernichteter, sondern ein Sieger, ein Überwinder. — „Vater", so hat er zuletzt noch voll unsagbarer Liebe und Innigkeit ausgerufen, „in deine Hände empfehle ich meinen Geist!" Es ist wie ein drängendes Zusammeneilen, ein Umarmen und Aneinanderschmiegen, ein Vereinigen in höchster Liebe und grenzenlosem Vertrauen. Also nicht verlassen und verstoßen; noch immer der eine Sohn des einen Vaters. In überwallender Liebe hat der Sohn Ehre, Leib und Leben hingegeben, um seines Vaters Ehre zu retten, zu erhöhen, um die verlorenen Söhne zurückzuführen zu seinem und ihrem Vater.

Was der Engelsgesang über seiner Krippe verkündete, nun ist es Wahrheit geworden. Ja, auch auf Erden Friede den Menschen, und diesen Frieden hat uns die am Kreuze und durch das Kreuz siegende Liebe gebracht.

Blicken wir noch einmal hin, schauen wir nochmals dem Heiland ins Auge! Es ist im Tode gebrochen. Doch welch himmlischer Friede ist in diesem verblichenen Antlitz. Jesus neigt sein Haupt zu uns hernieder zu ewiger Versöhnung, und aus seiner weit geöffneten Herzenswunde träufelt sein heiligstes Blut herab auf unsere arme, schuldgedrückte Seele, um ihr zur neuen Lebensquelle zu werden. Ja, die Liebe hat gesiegt, und Jesu Todeswunden sind zum unversiegbaren Quell der Gnade geworden für uns alle, die ohne ihn rettungslos verloren waren. Eben hat der Erlöser sein Haupt im Tode geneigt, und schon beginnen die Ströme ewigen Lebens sich über die Seelen zu ergießen.

Da steht einer am Fuße des Kreuzes, dessen Herz unter der eisernen Rüstung mächtig schlägt. Er starrt gebannt durch das schwindende Dunkel hinauf zu dem entseelten Leichnam, der nun in feierlicher Ruhe am Kreuze hängt, und es ist ihm, als brächen aus dem tiefsten Grunde seiner Seele wunderbare Morgenlichter hervor. Ein heiliges Ahnen durchzieht ihn, und auf einmal wird es tageshell in seinem Innern. Zeuge war er gewesen von übermenschlicher Geduld im Leiden, von überirdischer Kraft im Sterben, und er, der rauhe, an Beschwernisse und Wunden gewöhnte Römer, ward ergriffen von höchstem Staunen, und durch das wache Auge der Seele war nun das übernatürliche Licht in hellen Strömen in sein Inneres geflutet. Überwältigt von der gnadenvollen Erkenntnis ruft er aus, was er in diesem neuen Lichte geschaut: „Wahrhaftig, dieser ist Gottes Sohn!"

Er war die Erstlingsfrucht der duldenden Erlöserliebe aus der Heidenwelt. Sein Ruf ging fort durch die Menschheit und durch alle Jahrhunderte der Weltgeschichte. Scharen sind es und wiederum Scharen, die hervortreten aus den Finsternissen und Todesschatten menschlicher Verirrung und eingehen in den von Liebe und Gnade erfüllten Lichtkreis, der von des Heilandes schmerzensreichem Kreuze ausstrahlt, und frohlockend wiederholen sie das Wort: „Wahrhaftig, dieser ist Gottes Sohn!" Das Kreuz, vorher der Inbegriff von Schmerz und Schmach, ist zum Siegeszeichen geworden, zum glorreichen Siegesbanner gerade über das, was es in seiner rauhen Form, in seiner gräßlichen Bestimmung so schauerlich verkörperte.

Und des Sieges ist kein Ende. Was Wunde schien, ist heilende Kraft, was Niedergang schien und Zerfall, ist Aufstieg und Fülle des Lebens geworden; was man glaubte fliehen zu müssen, wird begrüßt, wird ersehnt und aufgesucht; was einzig des Hasses wert zu sein schien, wird jetzt zur Bewährung höchster Liebe. Es ist in der Tat die größte Umwertung der Begriffe, von der die Geistesgeschichte zu melden hat. Es konnte nicht anders sein.

Als Jesus noch Palästinas Flecken durchwanderte, überall die Frohbotschaft vom Reiche Gottes verkündend, da sprach er ein geheimnisvolles Wort, das den lauschenden Jüngern sich tief in die Seele prägte. Sie haben es niedergeschrieben für die verwundert aufhorchende Menschheit, ein unvermeidliches Lebensgesetz für jeden Jünger Christi: „Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst, trage sein Kreuz täglich und folge mir nach" (Lk 9, 23).

Erst als es vollbracht war, als ihr Herr und Meister selbst die Kreuzeslast auf die Richtstätte hinaufgeschleppt hatte, als er am Kreuze verblutet war, und am Ostermorgen die Freudenkunde von dem leeren Grabe, von Engelsgesichten und Erscheinungen des Meisters sie aus ihrer Betäubung aufgerüttelt hatte, da erst faßten sie des Bildes wunderbar tiefe Bedeutung, und was sie vorher so sehr gehaßt und gefürchtet hatten, begannen sie nun zu ersehnen und in Liebe zu umfassen.

Das Leid selbst konnte und durfte der Erlöser nicht von dieser Erde bannen. Es hatte eine zu hohe Bestimmung, das hatte er selbst in seiner göttlich klaren Seele erschaut und uns enthüllt. Aber eines vermochte er, er hat das Leid zu Kreuz gewandelt, die Dornenstacheln in himmlische Strahlen. Was der tröstende Engel in seinen äußersten Stunden auf dem Ölberg geheimnisvoll vorbildete, ist jetzt zur lauteren Wirklichkeit geworden. Von Jesu Kreuz aus wallen die Engel des Trostes und der Stärke in unabsehbaren, unerschöpflichen Scharen durch die Welt, von Jesu Kreuz aus strahlt Gnade um Gnade und senkt sich hinein in die Seelen der leidenden Menschheit. Und diese Gnade ist Licht, sie lehrt, das Leiden mit Jesu Augen zu betrachten; diese Gnade ist Liebe, sie lehrt, das Kreuz mit Jesus inbrünstig zu umfassen.

Wie Jesus vom Himmel auf die leidvolle Erde niederstieg, um bei uns zu sein, aus Liebe; wie er sich seiner Herrlichkeit entkleidete und Knechtsgestalt annahm, um uns gleich zu sein, aus Liebe; wie er Freude und Ehre von sich wies und in Kreuzesschmach für uns verbluten wollte, aus Liebe: so ruft und lockt und drängt seine mächtige Gnade seine Jünger, mit Liebe das Kreuz anzunehmen, um bei ihm zu sein; es in heiliger Ergebenheit zu tragen, um ihm gleich zu sein; in Kreuz und Leid auszuharren bis zum Ende, für Jesus, aus Liebe zu ihm, um die Kraft und den Glanz seines siegreichen Kreuzes zu erhöhen. „Wenn ich erhöht bin, werde ich alles an mich ziehen", so hatte der Meister vorausverkündet, und in wundervoller Weise erfüllt sich dieses Wort. Zuerst an seinen Aposteln.

Hinaus zogen sie in alle Welt, die Frohbotschaft des Gekreuzigten zu verkünden und mit der Kunde von dem erlösenden Leiden des Gottessohnes auch sein großes Reichsgesetz allen Neubekehrten einzuprägen: Christ sein, Jünger Christi sein, heißt Kreuzträger sein. So predigten sie, und was sie andere lehrten, das haben sie selbst in ihrem Leben verwirklicht. Der Jünger ist ja nicht über dem Meister noch der Knecht über seinem Herrn; daher wußten sie auch, daß sie und alle, denen sie die heilige Lehre ver-

kündeten, durch viele Trübsale eingehen müssen in das Reich Gottes. Deshalb waren sie voll Freude und frohlockten, als auch sie gewürdigt wurden, Schmach zu leiden um des Namens Jesu willen. Brennende Liebe zu ihrem Herrn drängte sie, hinauszugehen außerhalb des Lagers zu Jesus und seine Schmach zu tragen, und so bewährten sie sich in allem als Diener Gottes mit vieler Geduld in Trübsalen, in Nöten, Ängsten, in Schlägen, in Gefängnissen, im Volksaufruhr, in Mühseligkeiten, in Nachtwachen, im Fasten. Sie hungerten und dursteten, wurden entblößt, mit Fäusten geschlagen und hin und her gejagt, ohne eine bleibende Stätte zu finden. Von außen Kampf, innerlich Besorgnisse, das ist das Bild von Jesu Sendboten.

Aber alles das vermochte sie nicht niederzuschlagen. Mit der übernatürlichen Kraft der Gnade ausgerüstet trugen sie ihr Kreuz. Gott, der die Niedergeschlagenen tröstet, überschüttete sie mit Trost, und in ihrer Seele leuchtete der Glaube an den Sohn Gottes, der sie geliebt, der sich selbst für sie dahingegeben hat; da harrte die selige Hoffnung der Kinder Gottes, die sich berufen wissen zu Erben Gottes und Miterben Christi, wofern sie mitleiden, um auch mitverherrlicht zu werden; da loderte hoch empor die Flamme heiliger Liebe: dankbare Liebe gegen den, der sie zuerst geliebt und sich selbst für sie dahingegeben hat; bewundernde Liebe zu dem, der statt der ihm dargebotenen Freude das Kreuz erduldete, der Schmach nicht achtete und nun zur Rechten des Thrones Gottes herrscht in Hoheit und in Herrlichkeit; eifernde Liebe, die rastlos danach strebte, gleich zu werden dem Urbilde des ewigen Gottessohnes, des Erstgebornen unter vielen Brüdern; sehnende Liebe, stets bei ihm, um ihn und mit ihm zu sein, mit ihm zu sterben, um mit ihm zu leben, mit ihm zu dulden, um mit ihm zu herrschen, mit ihm gekreuzigt zu sein, um mit ihm jubelnd zu siegen; eine selige Liebe, die nur einen Ruhm kennt, den Ruhm des Kreuzes unseres Herrn Jesu Christi, durch den ihnen die Welt gekreuzigt war und sie der Welt; eine unüberwindlich starke Liebe, die durch nichts geschieden werden kann von der Liebe Christi, gegen die Trübsal, Bedrängnis, Hunger, Blöße, Gefahr, Verfolgung, Schwert und Tod ohnmächtig sind; eine rastlose Liebe, die nicht Säumnis und Ruhe kennt, die stets gedrängt wird, im eigenen Fleische zu ersetzen, was mangelt an Trübsalen Christi für seinen Leib, die Kirche. So lebten sie, so arbeiteten sie, so litten, stritten und starben sie, in jeder Kraft gekräftigt nach der Macht seiner Herrlichkeit zu jeder Geduld und Langmut, mit Freude.

Getreu bis in den Tod hatten sie das Kreuz aus den Händen ihres Herrn und Meisters übernommen und getreu seinem Auftrage trauten sie es denen an, die durch ihr Wort an Jesus glaubten.

Wunder heischenden Juden und auf ihre Weisheit pochenden Griechen verkünden sie, den einen zum Ärgernis, den andern zum Spotte, die große Torheit, das Wort vom Kreuze, und es erweist sich allen, die ihre Seelen dieser Botschaft erschließen, als Gottes Kraft und Gottes Weisheit. War es schon eine hohe Anforderung an die Neubekehrten, Christus den Gekreuzigten anzuerkennen als Weisheit von Gott und Gerechtigkeit und Heiligung und Erlösung, so erstand mit diesem Glauben zugleich eine hohe sittliche Forderung: Da Christus gelitten hat nach dem Fleische, sollten auch sie sich mit demselben Gedanken waffnen. Dazu waren sie ja berufen, weil Christus für sie gelitten und ihnen ein Vorbild gegeben hat, auf daß sie seinen Fußstapfen nachfolgen. Durch das Kreuz sollten sie heranwachsen zur christlichen Vollendung und darum sollten sie es für lauter Freude erachten, wenn sie in mancherlei Anfechtungen gerieten, im Bewußtsein, daß die Prüfung ihres Glaubens Geduld wirkt, Geduld aber vollkommenes Werk bringt, auf daß sie vollendet seien und in keiner Hinsicht Mangel hätten. Das sollten sie als die unversiegliche Gnadenquelle erkennen; denn Gutes tun und geduldig leiden, das bringt Gnade bei Gott. Aber nicht nur nach Christi Beispiel sollten sie ihr Kreuz ergeben tragen, sondern auch für Christus leiden; denn es war ihnen verliehen, nicht nur an ihn zu glauben, sondern auch für ihn zu leiden. Wie tief mußten die ersten Christen in das Geheimnis des heiligen Kreuzes eingedrungen sein, wenn an sie das hochgestimmte Wort ergeht: „So ihr des Namens Christi wegen geschmäht werdet, selig seid ihr; denn es ruht auf euch Ehre und Herrlichkeit und Kraft Gottes und dessen Geist“ (1 Petr 4, 14).

Das waren keine fruchtlosen Worte, es war göttlicher Gnadensame, der in die Seelen der Neubekehrten eingesenkt wurde und dort aufging zu hundertfältiger Frucht. Könnten jetzt die ersten drei Jahrhunderte der christlichen Kirche in ihrer ganzen schrecklichen, glorreichen Wirklichkeit an uns vorüberziehen, wie würden wir überwältigt von diesem Schauspiele, das einzig dasteht in der Weltgeschichte gleich dem Kreuz auf Golgatha. An ungezählten Marterstätten und Gräbern ihrer Kinder vorbei schreitet die junge Kirche durch diese Zeit der Prüfung; aber auch da bewährte sich das Kreuz als glorreiches Siegeszeichen. Nicht bloß, daß die von ihm ausströmende Gotteskraft die hartbedrängten Christen stärkte zum mutigen,

selbst begeisterten Dulden; es wurde nicht nur zum Zeichen des Sieges über Verfolgerwut, Marterpein und Todesqual, sondern es wurde auch zum Zeichen der Eroberung. Gerade durch den Heldenmut der Blutzeugen gewann das Christentum stets neue Anhänger, das Wort des Hauptmanns unter dem Kreuze pflanzte sich fort durch die Reihen der Heiden, und so wurde in Wahrheit das Blut der Märtyrer zum Samen der Christen.

Und als der mächtige Konstantin die größte Kaisertat vollbrachte und der Kirche die Freiheit gab, als damit die Wut der Verfolgungen sich milderte, ging neuerdings ein Strahl der Macht vom Kreuze Christi aus. So mild in sich die Lehre Christi war, so mäßig die Anforderungen, die sie an die Gesamtheit seiner Jünger stellte, so wies sie doch auf Höhen hin, die weit über das Pflichtmäßige und Gebotene hinausgehen. Nicht Vorschriften waren es, sondern Einladungen, Räte für großmütige Seelen, die aus Liebe zu ihrem gekreuzigten Erlöser sich das Opfer zum begehrenswertesten Inhalt ihres Lebens wählten. Gerade um diese Zeit schlossen sich zahlreiche Jünger des Kreuzes um große Männer zur gemeinsamen Pflege eines abgetöteten Lebens, des Sterbens in Christus, zusammen, und bald erstehen im Nillande, in Palästina, Syrien, Kleinasien und Gallien zahlreiche Vereine solch ernst gesinnter Männer, und es entwickelte sich daraus unter der wunderbaren Regel des hl. Benedikt und seiner Nacheiferer das gewaltige Ordensleben der katholischen Kirche, das trotz aller Mannigfaltigkeit von dem einen großen Gedanken getragen ist: mit Christus gekreuzigt zu sein und durch Christus gekreuzigt zu sein der Welt. Das drängende Verlangen, Christus gleichförmig zu werden, ruft zahlreiche Männer und Frauen in die weltgeschiedenen Klosterstätten. Herrlich entfaltete sich die Kreuzesblume des Ordenslebens, sie ist zum ruhmreichen Schmuck der wahren Braut Christi geworden, zum feierlichen Wahrzeichen der Kirche des gekreuzigten Gottessohnes, eine Wirkung des Kreuzes Christi von der größten weltgeschichtlichen Bedeutung.

Nicht allen ist es gegönnt, ihr Blut zur Besiegelung ihres Glaubens zu vergießen; nicht allen ist es gegeben, die Räte des Heilandes zu fassen. Aber den heldenmütigen Blutzeugen und den freiwilligen Dienern des Kreuzes schließen sich im Gange der Jahrhunderte die ungezählten Scharen der stillen Dulder an, die wortlos, klaglos das Kreuz des Tages tragen: Mühen und Kämpfe des Lebens, Sorgen und Verluste, Schmerzen des Körpers und Bedrängnisse der Seele; die das alles geduldig, ergeben, ja selbst mit einer heiligen Freudigkeit in der Liebe des Erlösers hinnehmen, im

Gedanken an ihn sich aufrecht halten und ermutigen, bis sie mit einem letzten, ergebungsvollen Blick auf das Bild des Kreuzes ihre Augen für diese Erde schließen. Von ihren Kämpfen und Siegen meldet kaum je ein Wort, sie bleiben verborgen bis zu jener Stunde, da das Zeichen der Erlösung in furchtbarer Herrlichkeit am Himmel strahlt. Dann werden auch diese Siege beim Posaunenschall des Gerichtes aus dem Grabe der Vergessenheit, der vollen Verborgenheit erweckt werden und die Strahlen, die von ihnen ausgehen, mit dem Glorienschein des Kreuzes Christi sich vereinen zu einer unvergänglichen Herrlichkeit, zum ewigen Ruhm der Kraft des Kreuzes Christi.

Die Zahl der stillen Dulder wächst jetzt unter uns ins ungemessene. Jeder der Millionen Krieger, die vor dem Feinde stehen, muß die größte Liebe üben, die ihr Leben hingibt für ihre Freunde, mit Gott für König und Vaterland; aber was für eine Unsumme von einzelnen harten Opfern in diesem größten enthalten sind, das weiß nur der Ewige, der über den Sternen thront. Und daheim das viele schwere Leid. Fällt der Krieger in Ehren, dann hat er seinem Leben die Krone aufgesetzt, war es auch hart und schwer; daheim aber möchte das Herz der einsamen Gattin, der verwaisten Kinder in wildem Schmerze brechen, denn für sie ist das ganze Glück des Lebens verloren; auch sie mußten ein Leben hingeben für ihre Freunde, mit Gott für König und Vaterland, ein Leben, das ihnen vielleicht tausendmal teurer war als das eigene. Wer soll des sterbenden Kriegers Tröster sein, wer wird der gebeugten Gattin, den armen Waisen Kraft und Stärke geben, das Leid zu tragen? Ein Blick auf das Kreuz des Erlösers. Es strahlt im wunderbarem Glanz vom Himmel, von heiligen Osterahnungen umflossen, und eine Stimme ruft mild und sanft aus der sternbeglänzten Höhe: Nimm es hin! Trag es in Liebe! In diesem Zeichen wirst du siegen!

Anton Pummerer S. J.

Die Finanzen der kriegführenden Mächte im Weltkrieg.

Schon in Band 88 (S. 129—138) und 89 (S. 440—462) dieser Zeitschrift sind bei Erörterung der Einwirkung des Krieges auf die Volkswirtschaft und das Wirtschaftsleben[1] auch die finanziellen Maßnahmen Deutschlands von sachkundiger Seite erörtert worden. Die rasch fortschreitende Entwicklung, die Monat für Monat ins ungeheure wachsenden Kosten und die sich ständig mehrenden Schwierigkeiten ihrer Deckung haben inzwischen Anlaß gegeben zu zahlreichen Untersuchungen über die finanziellen Kriegsprobleme, in denen das amtliche Zahlenmaterial über die bisherigen Finanzoperationen und die gegenwärtige Finanzlage der kriegführenden Mächte zusammengestellt ist[2]. Es dürfte daher angebracht sein, auch in dieser Zeitschrift einen Überblick zu geben über die finanzielle Lage der kriegführenden Mächte bei Ausbruch des Krieges und die im Verlaufe des Krieges eingetretenen Verschiebungen.

Bei Ausbruch des Krieges war die finanzielle Lage des Deutschen Reiches keineswegs so ungünstig, wie von den jetzigen Gegnern angenommen und in ihrer Presse geflissentlich behauptet wurde. Die zum Beweise der finanziellen Unterlegenheit Deutschlands angeführten Tatsachen haben sich als nicht stichhaltig erwiesen. Die Marokkokrisis hatte allerdings die finanzielle Kriegsbereitschaft Deutschlands in wenig günstigem Licht erscheinen lassen. Aber die Erkenntnis dieser Gefahr hatte sofort sowohl bei der Regierung

[1] H. Pesch S. J., Krieg und Volkswirtschaft. Derf., Krieg und Wirtschaftsleben. II. Finanzielle Leistungsfähigkeit.

[2] Wir heben besonders hervor: J. H. Kleindienst, Die Kriegsanleihen des Deutschen Reiches, in Allgem. Statist. Archiv IX (1915) 257—285; O. Schneider, Die Kriegsfinanzen der europäischen Mächte, in Schmollers Jahrbuch (39. Jahrg.) 225—276; W. Gerloff, Die Finanzierung des Weltkrieges, in Deutsches Statist. Zentralblatt (7. Jahrg.) Sp. 273—310. Für unsere Ausführungen wurden außerdem benutzt, neben amtlichen Veröffentlichungen und den Zusammenstellungen der großen Tageszeitungen, die Zeitschrift „Die Bank", Monatshefte für Finanz- und Bankwesen. — Über Theorie und Technik der Kriegskostendeckung orientiert: A. Lansburgh, Die Kriegskostendeckung und ihre Quellen. Berlin 1915, Bankverlag.

als bei der Volksvertretung den entschiedenen Willen zu ihrer Beseitigung hervorgerufen. Die Neuordnung des gesamten Finanz- und Geldwesens in den Jahren 1907—1913, die Sydowsche Finanzreform, die Aufbringung des gewaltigen Mehrbedarfs im Jahre 1913 an dauernden Ausgaben um 185 Millionen und an einmaligen Ausgaben um 1055 Millionen Mark ohne Aufnahme einer Anleihe haben den Beweis erbracht, daß die Reichsfinanzen wieder auf eine gesunde Basis gestellt waren und das Vertrauen des In- und Auslandes verdienten.

Der Kursrückgang der 3prozentigen deutschen Reichsanleihe, der auch immer wieder in der französischen und englischen Presse zur Diskreditierung der finanziellen Leistungsfähigkeit Deutschlands ausgenutzt wurde, ist ebensowenig beweiskräftig. Denn, wie die folgende Übersicht zeigt, handelt es sich dabei um eine Erscheinung, die sich keineswegs auf die deutsche Staatsanleihe beschränkt.

	Kurs am		Kursverlust
	1. April 1903	1. April 1913	in %
3 % deutsche Reichsanleihe	92,70	75,80	16,90
4 % österreichische konsol. Rente . .	101,20	83,70	17,50
$2^3/_4$ bzw. $2^1/_2$ % englische Konsols .	90,75	74,12	16,63
3 % italienische Rente	72,10	67,90	4,20
3 % holländische Rente	96,05	78,25	17,80
3 % russische Staatsanleihe	85,50	75,50	10,00
3 % belgische Rente	99,80	75,75	24,05
3 % französische Rente	98,13	87,08	11,05

Der Kursverlust der deutschen Reichsanleihe unterscheidet sich nicht wesentlich von dem der englischen Konsols und ist erheblich geringer als bei der holländischen und belgischen Rente[1]. Daß bei der italienischen und russischen Rente der Kursrückgang weniger groß erscheint, erklärt sich leicht aus dem niedrigen Niveau, auf dem der Kurs dieser Anleihen schon im Jahre 1903 stand. Im allgemeinen aber hat der Kursverlust der Staatsanleihen mit niedriger Verzinsung in der vermehrten Gelegenheit, das Geld anderweitig mit höherer Verzinsung und doch ausreichender Sicherheit anzulegen, seinen Grund. In der ersten Hälfte des Jahres 1914 hat sich der Kurs der 3prozentigen deutschen Reichsanleihe im Verhältnis zur französischen und englischen Staatsanleihe noch günstiger gestaltet. Es betrug nämlich im Durchschnitt jener sechs Monate der Kurs der Reichsanleihe 77,35,

[1] Nach Gerloff a. a. O. Sp. 273. Hinzugefügt wurden von uns Angaben über den durchschnittlichen Kurs der französischen Rente im Jahre 1903 und 1913.

der 3prozentigen französischen Anleihe 78,00 und der 2½prozentigen englischen Konsols 74,84[1].

Auch der hohe Diskontsatz der Reichsbank und die verhältnismäßig geringe Beteiligung Deutschlands an den ausländischen Staatsanleihen sind mit Unrecht als Zeichen finanzieller Schwäche gedeutet worden. Die Diskontpolitik der Reichsbank war eine wohlüberlegte und hat, wie unten weiter ausgeführt werden wird, die günstigsten Folgen gehabt. Der Abstand des deutschen Diskontsatzes von demjenigen der Banken von England und Frankreich hatte sich aber in den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges bereits erheblich verringert und ist im Verlaufe desselben vollends geschwunden[2]. An ausländischen Staatsanleihen beteiligte sich das deutsche Kapital 1907 mit 49,83 Millionen, 1908 mit 98,51 Millionen, 1909 mit 178,56 Millionen, 1910 mit 244,25 Millionen, 1911 mit 315,92 Millionen, 1912 mit 39,63 Millionen, 1913 mit 559,85 Millionen Mark, während Frankreich und England in dieser Zeit je 3—4 Milliarden Mark jährlich in ausländischen Werten anlegten. Nach einer Zusammenstellung der Syndikatskammer der offiziellen Pariser Maklerfirmen (Schneider a. a. O. S. 241) waren am 31. Dezember 1913 81½ Milliarden Franken (oder nach dem damaligen Börsenpreis berechnet 70,8 Milliarden) in ausländischen Werten angelegt. Frankreich hatte namentlich seit der Marokkokrisis seine Kapitalkraft ganz in den Dienst der ausländischen Politik gestellt. Nicht wirtschaftliche Gesichtspunkte, sondern lediglich politische Interessen waren maßgebend für die ungeheuern Kreditgewährungen des französischen Kapitals im letzten Jahrzehnt. Der Balkankrieg wurde fast ganz von Frankreich finanziert durch kurzfristige Kredite; daneben wurden südamerikanischen Staaten umfangreiche Kredite gewährt und Rußland die Mittel zum Ausbau seiner strategischen Bahnen verschafft. Aber dieses System, das wohl für den Augenblick das Ansehen Frankreichs und seinen Einfluß im Ausland verstärkte, führte schon in der ersten Hälfte des Jahres 1914 zu einer Kreditkrisis, die die finanzielle Kriegsbereitschaft Frankreichs schwer beeinträchtigte und sich bei Ausbruch des Krieges als

[1] Im November 1915 haben die englischen Konsols mit 57½% ihren Tiefstand erreicht, der sich seitdem wieder um einige Prozente erhöht hat. Die 3prozentige französische Rente stand im Februar 1916 an der Pariser Börse auf 61,4%.

[2] Ende Dezember 1915 betrug der Diskontsatz bei der Deutschen Reichsbank, den Banken von England und Frankreich und der Österreich-Ungarischen Bank gleichmäßig 5%, bei der Bank von Italien 5½, bei der Russischen Reichsbank 6%.

geradezu verhängnisvoll erwies. Die Schatzbons der Balkanstaaten konnten nicht eingelöst werden, der Kursrückgang der mit französischem Kapital zustande gebrachten ausländischen Anleihen war ein gewaltiger. So ist es zu erklären, daß sowohl den einzelnen Sparern als auch den mit unrealisierbaren Schatzbons und entwerteten Papieren überlasteten Kreditbanken die Mittel fehlten, als es sich darum handelte, das Geldbedürfnis des eigenen Vaterlandes durch Aufnahme von Anleihen zu befriedigen.

Auch der englische Kapitalmarkt befand sich unmittelbar vor Ausbruch des Krieges keineswegs in einer rosigen Lage. Die Zahlungsstockungen in Südamerika und in den englischen Kolonien, überhaupt der ganze internationale Umschwung in der wirtschaftlichen Entwicklung in der zweiten Hälfte des Jahres 1913 machten sich auch auf dem englischen Kapitalmarkt empfindlich fühlbar. Dazu kamen steigende Ansprüche des Auslandes an den englischen Goldvorrat, die schon vor dem Kriege die Bank von England zu einer Erhöhung des Diskontsatzes veranlaßten. Als dann der Krieg ausbrach, geriet der ganze englische Geld- und Kreditverkehr plötzlich in völlige Verwirrung, und der Diskontsatz der Bank von England schnellte in wenigen Tagen auf 10% empor, während der Reichsbankdiskont über 6% nicht hinausging.

In diesem kritischen Moment bewährten sich die vorsichtige, weit ausschauende Diskontpolitik der Reichsbank und die von ihr zur Flüssigmachung des deutschen Kreditwesens durchgeführten Maßnahmen. Durch Einführung kleiner Reichskassenscheine und Reichsbanknoten, durch Ausdehnung des Scheck- und Giroverkehrs hatte sich der Metallbestand der Reichsbank von 924 012 000 Mark im Jahre 1910 auf 1 446 803 000 Mark am Schlusse des Jahres 1913 gehoben, und bis zum Kriegsausbruch steigerte er sich weiter auf 1691 Millionen Mark (darunter 1357 Millionen in Gold)[1]. Die Deckung des Notenumlaufes und des fremden Geldes durch den Barvorrat war im gleichen Zeitraum von 35,5 auf 44,5% gestiegen. Und zwar handelt es sich, wie der Reichsschatzsekretär Dr. Helfferich in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" auf die Anfrage des Leiters der London City and Midland Bank, Sir Edward Holden, erklärt hat, bei den in den Reichsbankausweisen angegebenen Goldbeständen lediglich um das für Rechnung des Reiches in den Tresors der Reichsbank liegende,

[1] Bis Mitte Februar 1916 ist der Goldbestand der Reichsbank auf 2455,8 Millionen Mark gestiegen.

nicht um das für fremde Rechnung dort aufbewahrte Gold, während die Bank von England zu ihren Goldbeständen auch das in Ottawa in Kanada liegende Gold sowie die Goldbestände Ägyptens und Indiens rechnet.

Die großen Privatbanken wurden durch die Reichsbank von einer zu weitgehenden Beteiligung an ausländischen Emissionen ferngehalten. Dadurch waren sie instandgesetzt, der blühenden heimischen Industrie und deutschen Handelsunternehmen gewaltige Summen zur Verfügung zu stellen, und wurden vor der Gefahr einer Erschütterung des deutschen Geldmarktes durch die ausländischen Kapitalkrisen bewahrt. Auch die auf Veranlassung der Reichsbank erfolgte Vermehrung der Barreserven der Privatbanken durch Verstärkung der Giroguthaben hat zur Gesundung und Kräftigung des deutschen Kapitalmarktes wesentlich beigetragen.

Wie beim Ausbruch des Krieges, so haben sich auch im weiteren Verlauf die soliden Grundlagen der deutschen Finanzwirtschaft mehr und mehr offenbart, während Deutschlands Gegner zu den gewagtesten finanziellen Maßnahmen greifen mußten, um den Kriegsbedarf zu decken.

Für die Mobilmachung standen dem Deutschen Reich 120 Millionen Mark in Gold aus dem Kriegsschatz und 240 Millionen Mark in Gold und Silber aus der durch Gesetz vom 3. Juli 1913 gebildeten Gold- und Silberreserve sofort zur Verfügung. Im übrigen erfolgte die Deckung des Kriegsbedarfes des Deutschen Reiches während der ersten Kriegswochen durch Ausgabe von Schatzanweisungen, die von der Reichsbank diskontiert wurden. Bis Ende September erreichten diese Schatzanweisungen den Betrag von rund $2^3/_{10}$ Milliarden Mark. Erst am 19. September wurde die erste Kriegsanleihe aufgelegt, die aus einer Schatzanleihe von 1 Milliarde und einer frühestens nach zehn Jahren kündbaren konsolidierten Anleihe ohne festbegrenzten Höchstbeitrag bestand. Der Ausgabekurs wurde auf 97,50, die Verzinsung auf 5 % festgesetzt. Die Gesamtsumme der unter diesen Bedingungen erfolgten Zeichnungen belief sich auf 4460701400 Mark, die sich auf 1177235 Einzelzeichnungen verteilte. Dies überaus glänzende Ergebnis[1] der ersten Kriegsanleihe wurde von gegnerischer Seite durch die Behauptung herabzusetzen gesucht, die deutschen Sparkassen seien gezwungen worden, 25 % ihrer Gelder in Kriegsanleihe anzulegen. Tatsächlich machen die Zeichnungen auf die erste Kriegsanleihe bei den Sparkassen im Betrage von 883,4 Millionen Mark noch

[1] Auch die schnelle Auszahlung der gezeichneten Summen noch vor den festgesetzten Terminen ist als ein sehr günstiges Symptom anzusehen.

nicht $4\frac{1}{2}\%$ des Gesamtkapitals der deutschen Sparkassen aus, das am 1. Juli 1914 20,18 Milliarden Mark betrug und bis zum 1. Juli 1915 sich nicht etwa verringert, sondern sogar um 200 Millionen Mark vermehrt hat. Auch die Darlehenskassen wurden nur in verhältnismäßig geringem Umfang und nur vorübergehend für die erste Kriegsanleihe in Anspruch genommen.

Noch glänzender war das Ergebnis der Ende Februar 1915 aufgelegten zweiten Kriegsanleihe, die bei sonst gleichen Bedingungen zu einem um 1% erhöhten Kurs (98,50) ausgegeben wurde. Nicht weniger als 9060000000 Mark (einschließlich der später erfolgten Feldzeichnungen 9103000000 Mark) wurden von 2691060 Einzelzeichnern auf diese Anleihe gezeichnet. Mehr als 6 Milliarden oder 67% dieser Summe wurden schon beim ersten Zahlungstermin, dem 14. April 1915, voll eingezahlt. Daß auch diesmal die Zeichnungen bei den Sparkassen im Betrage von 1977 Millionen Mark keine Verringerung der Spareinlagen zur Folge hatte, ist aus dem oben angegebenen Sparkassenkapital am 1. Juli 1915 ersichtlich. Die Sparkassen dienten in den meisten Fällen lediglich als Vermittlungsstellen, die dem Publikum die Zeichnung und Einzahlung erleichterten. Die Darlehenskassen wurden bei der zweiten Kriegsanleihe in noch geringerem Umfang als bei der ersten in Anspruch genommen. Am 7. August 1915 waren nur noch 315,3 Millionen Mark Kredite für die zweite Kriegsanleihe bei den Darlehenskassen ausgewiesen.

Alle Erwartungen wurden aber übertroffen durch den Erfolg der dritten Kriegsanleihe, der überhaupt in der Finanzgeschichte unerreicht dasteht. Auf die am 22. September 1915 aufgelegte Anleihe wurden, obwohl bei gleichbleibender Verzinsung der Ausgabekurs abermals (auf 99,0%) erhöht worden war, 12101000000 Mark durch 3551746 Einzelzeichner gezeichnet. Wie sich die Gesamtsumme bei den drei Kriegsanleihen nach Höhe und Zahl der Zeichnungen verteilt, ergibt sich aus der nebenstehenden Übersicht (nach Gerloff a. a. O. Sp. 280).

Nicht nur die Zahl der Zeichnungen und die Höhe der gezeichneten Beträge haben von Anleihe zu Anleihe zugenommen, sondern man sieht auch aus der Tabelle, daß gerade die Zeichnungen der kleinen Beträge bis zu 1000 Mark bei der dritten Kriegsanleihe besonders zahlreich waren. Beinahe $2\frac{2}{5}$ Millionen Zeichnungen (67,0%) kommen auf diese Kategorie. Die Kriegsanleihe wird also offenbar in den weitesten Kreisen der kleinen Sparer als eine sichere und gute Kapitalanlage betrachtet, der

Gesamtsumme bei den Kriegsanleihen nach Höhe und Zahl der Zeichnungen.

Es entfielen: auf die Zeichnungen			von der Gesamtzahl der Zeichnungen der			vom Gesamtbetrag der		
			1. Kriegsanleihe	2. Kriegsanleihe	3. Kriegsanleihe	1. Kriegsanleihe	2. Kriegsanleihe	3. Kriegsanleihe
		Mark	%	%	%	%	%	%
	bis	200	19,6	17,0	19,3	0,8	0,8	0,9
von	300 —	500	20,5	21,6	22,9	2,5	2,8	0,9
„	600 —	1000	38,5	24,5	24,8	13,2	6,6	6,7
„	1100 —	2000		15,6	14,2		8,1	7,4
„	2100 —	5000	13,4	13,4	11,7	13,0	14,9	12,7
„	5100 —	10000	4,8	4,9	4,1	10,1	11,7	9,8
„	10100 —	20000	1,6	1,7	1,5	6,9	8,2	7,2
„	20100 —	50000	1,0	1,0	0,9	9,2	10,2	9,8
„	50100 —	100000	0,3	0,3	0,3	7,1	7,2	7,2
„	100000 —	500000	0,03	0,2	0,2	11,4	11,8	14,9
„	500100 —	1000000	0,03	0,02	0,02	6,4	4,9	5,9
	über	1000000	0,02	0,01	0,01	19,4	12,8	14,4

beste Beweis für das Vertrauen, das die Reichsfinanzverwaltung im deutschen Volke genießt[1].

Für Österreich-Ungarn waren wie für Deutschland die dem Kriegsausbruch unmittelbar vorausgehenden Jahre eine Periode wirtschaftlichen Aufschwunges und finanzieller Festigung, wenn auch im Staatshaushalt infolge des gewaltigen Mehrbedarfs das Gleichgewicht noch nicht hatte hergestellt werden können. Für die Mobilmachung standen aus einer gerade erst im April 1914 ausgegebenen Anleihe bedeutende Mittel im Betrage von ungefähr je 300 Millionen Kronen in beiden Reichshälften sofort zur Verfügung. Auch durch Eskontierung der im Besitze der Finanzverwaltung befindlichen Zoll-, Verzehrungssteuer- und Salzwechsel bei der Österreichisch-Ungarischen Bank wurden beträchtliche Summen erzielt. Sodann wurde mit einem österreichischen und einem ungarischen Banksyndikat ein Übereinkommen getroffen, wonach die Banken gegen Schatzscheine, die sie ihrerseits bei der Österreichisch-Ungarischen Bank lombardierten, der

[1] Die während des Druckes dieser Abhandlung aufgelegte vierte deutsche Kriegsanleihe unterscheidet sich von den früheren dadurch, daß sie für die Reichsschatzanweisungen die Verzinsung auf 4½% herabsetzt bei einem Emissionskurs von 95%. Für die Reichsanleihe ist die 5prozentige Verzinsung beibehalten und der Emissionskurs auf 98,50% festgesetzt. Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung in den Jahren 1923—1832. Die Reichsanleihe ist bis zum 1. Oktober 1924 unkündbar.

Regierung einen Kredit zur Deckung der Kriegsausgaben eröffneten. Nach Aufhebung der Bankakte, die das Zentralnoteninstitut verpflichtete, stets 40% des Notenumlaufs durch Metallvorrat zu decken, wurde der Geldbedarf der Finanzverwaltung unmittelbar bei der Österreichisch-Ungarischen Bank durch Lombardierung von Staatsschuldtiteln und Diskontierung von Schatzscheinen erhoben.

Erst am 16. November 1914 gelangte in beiden Reichshälften die erste bis spätestens 1920 rückzahlbare Kriegsanleihe zum Kurse von 97,50[1] zur Ausgabe, die in Österreich mit $5\frac{1}{2}$, in Ungarn mit 6% verzinst wurde. Die Zeichnungen erreichten (einschließlich der nachträglich hinzugekommenen) in Österreich den Betrag von 2145728200, in Ungarn von 1170000000, insgesamt also ungefähr von $3\frac{1}{3}$ Milliarden Kronen. Alle Schichten der Bevölkerung konnten sich an der Zeichnung beteiligen, da die kleinsten Abschnitte in Österreich auf 100, in Ungarn auf 50 Kronen lauteten und die nach deutschem Muster eingerichteten Darlehenskassen gegen Hinterlegung der Obligationen der Anleihe Darlehen bis zu 75% des Nennwertes gewährten.

Die zweite Kriegsanleihe wurde in beiden Reichshälften im Mai 1915 aufgelegt mit $5\frac{1}{2}$ prozentiger Verzinsung; diesmal mit zehnjähriger Laufzeit, in Österreich unter Vorbehalt vorheriger Tilgung zum Nennwert. Der Emissionskurs stellte sich in Österreich auf $95\frac{1}{4}$ oder abzüglich aller den Zeichnern dabei gewährten Vergünstigungen auf $94\frac{1}{2}$, in Ungarn auf 90,80. Daneben wurde in Ungarn auch eine 6prozentige vor 1921 nicht rückzahlbare Rente zum Kurse von $97\frac{1}{2}$ ausgegeben. Das Ergebnis der zweiten Kriegsanleihe stellte sich in Österreich auf 2650 Millionen, in Ungarn auf 1120 Millionen Kronen. Dieser Erfolg ist um so bemerkenswerter, als die Zeichnungen gerade im Gange waren, als der Krieg mit Italien ausbrach. Die Zeichnungen verminderten sich nicht unter dem Eindruck dieser Tatsache, sondern nahmen im Gegenteil zu und erstreckten sich auf alle Bevölkerungskreise.

Für die Ende 1915 bei $5\frac{1}{2}$ prozentiger Verzinsung zum Kurse von 93,60 ausgegebene dritte österreichische Kriegsanleihe wurde eine 15jährige Laufzeit vorgesehen. In Ungarn beträgt die Verzinsung 6%; der Emissionskurs je nach den Zahlungsmodalitäten 97,10—98%; die Kündbarkeit beginnt mit dem 1. Mai 1921. Es wurden in Österreich 3310 Millionen,

[1] Abzüglich der allen Zeichnern gewährten Vergütungen $96\frac{7}{8}$.

in Ungarn ungefähr 1700 Millionen Kronen[1] gezeichnet, so daß also die vermeintlich so kapitalarme österreichisch-ungarische Monarchie in einem Zeitraum von wenig mehr als einem Jahr eine Gesamtsumme von rund 12100 Millionen Kronen durch fundierte Anleihen aufgebracht hat.

Zur Aufrechthaltung der Valuta hat Österreich außerdem zwei äußere Anleihen, eine im November 1914, die zweite im Juni 1915, im Gesamtbetrage von 800 Millionen Kronen aufgenommen. Die Höhe der von der Finanzverwaltung Österreich-Ungarns in Anspruch genommenen Bankkredite läßt sich, da die Österreichisch-Ungarische Bank während des Krieges keine Bankausweise veröffentlicht, mit Sicherheit nicht feststellen. Gerloff (a. a. O. Sp. 284) schätzt sie für das erste Kriegsjahr auf 3 Milliarden und die für die Mobilmachung aus Kassenbeständen und sonstigen Guthaben entnommenen Summen auf 700 Millionen Kronen. Endlich wurde auch ein allerdings nicht sehr erheblicher Teil des österreichischen Kriegsbedarfs durch Kriegssteuern gedeckt, die hauptsächlich in einer Erhöhung der Branntweinsteuer in beiden Reichshälften, einer einmaligen Besteuerung der höheren Einkommen in Ungarn und einer Erhöhung der Erbschafts- und Schenkungssteuer in Österreich bestanden.

Der französische Kapitalmarkt sah sich, wie schon oben erwähnt wurde, gegen Ende 1913 und in der ersten Hälfte des Jahres 1914 einer schweren Krisis gegenübergestellt, und die französischen Staatsfinanzen standen unter dem Druck eines Defizits von mehr als zwei Milliarden. Das war natürlich für die Deckung der gewaltigen Kriegskosten, die sich einschließlich der Familienunterstützungen und der an Belgien und Serbien geleisteten Vorschüsse Mitte Dezember 1914 bereits auf rund $6^3/_4$ Milliarden beliefen, eine sehr ungünstige Situation. Zunächst stand freilich der französischen Regierung kraft eines Übereinkommens mit der Bank von Frankreich ein Vorschuß dieser Bank von 2900 Millionen Franken und ein weiterer der Bank von Algier im Betrage von 100 Millionen Franken zur Verfügung. Durch ein neues Übereinkommen vom September 1914 wurde der zu gewährende Vorschuß auf 6 Milliarden und im Juni 1915 auf 9 Milliarden Franken erhöht bei gleichzeitiger Erweiterung des Notenemissionsrechtes

[1] Nähere Angaben über das Zeichnungsergebnis der dritten Anleihe lagen zur Zeit der Abfassung dieser Abhandlung noch nicht vor; doch haben sich die oben angegebenen Summen inzwischen in Österreich auf mehr als 4 Milliarden, in Ungarn auf mehr als 2 Milliarden Kronen erhöht.

zuerst auf 12 Milliarden, dann auf 15 Milliarden Franken[1]. Gleichzeitig wurde der Finanzminister ermächtigt, Schatzscheine auszugeben, zunächst nur bis zu einem Höchstbetrag von 940 Millionen Franken, der aber nach und nach bis auf 7 Milliarden Franken erhöht werden mußte. Diese Schatzscheine hatten eine Verfallzeit von 3—12 Monaten und eine durchschnittliche Verzinsung von $5^1/_4$ %.

Die großen Schwierigkeiten, die sich anfänglich der Unterbringung der Schatzbons entgegenstellten, ließen die Aussichten einer fundierten Anleihe in wenig günstigem Lichte erscheinen. Darum zögerte die französische Regierung mit der Auflegung der ersten Kriegsanleihe bis zum Februar 1915. Es wurden bei dieser Anleihe zehnjährige zum Nennwert rückzahlbare Obligationen mit 5prozentiger (halbjährlich im voraus zu entrichtender) Verzinsung ausgegeben. Der Zinsfuß war ein für französische Verhältnisse ganz außerordentlich hoher, da bis zum Jahre 1913 3prozentige Verzinsung bei den französischen Anleihen die Regel und auch die kurz vor Ausbruch des Krieges ausgegebene Rentenanleihe nur zu $3^1/_2$ % verzinsbar war; er erhöhte sich aber noch dadurch, daß die Zinsen für ein halbes Jahr durch Abzug von der Einzahlung im voraus bezahlt werden mußten, so daß die effektive Verzinsung sich auf 5,6 % stellte. Das bedeutet eine Erhöhung des Zinsfußes um mehr als 2 % über den normalen Stand, während das Deutsche Reich bei seinen Kriegsanleihen nur um 1 % über den in Deutschland üblichen Zinsfuß von 4 % hinausging. Der Emissionskurs betrug 96,5, war also um 2 % niedriger als der Kurs der um die gleiche Zeit aufgelegten zweiten deutschen Kriegsanleihe. Außerdem wurden noch eine Reihe von andern Vergünstigungen den Zeichnern in Aussicht gestellt: Die Zinsen sollten steuerfrei sein; die Inhaber können die Stücke dieser Anleihe bei Zeichnung aller später aufgelegten Staatsanleihen zum vollen Zeichnungspreis in Zahlung geben; Stücke der im Juli 1914 ausgegebenen $3^1/_2$prozentigen Rente wurden zum Emissionskurse von 91 % bei Zeichnung der Kriegsanleihe in Zahlung genommen, ebenso die später ausgegebenen Schatzbons. Trotz aller dieser gewiß nicht geringen Vergünstigungen wurden nach amtlicher Angabe im ersten Monat nur für 1060 Millionen

[1] Im Februar 1916 hatte der Notenumlauf mit 14203,5 Millionen Franken diese Höchstgrenze schon beinah erreicht, während der Notenumlauf der Deutschen Reichsbank sich in der zweiten Februarwoche auf 6374,3 Millionen Mark bezifferte.

Franken Obligationen abgesetzt[1], von denen 783 Millionen auf den Umtausch der 3½ prozentigen Rente, 153 Millionen Franken auf Umtausch von Schatzscheinen fielen, so daß also an Barzeichnungen nur 124 Millionen Franken übrig blieben.

So blieb denn der französischen Finanzverwaltung nichts übrig, als wieder zu den kurzfristigen Schatzanweisungen zurückzukehren, deren Höchstgrenze nach mehrfachen Erweiterungen im Mai 1915 auf 6 Milliarden Franken festgesetzt wurde. Einschließlich der in London und in Newyork untergebrachten und von der Bank von England gegen Überweisung von 500 Millionen Franken in Gold diskontierten Schatzwechsel hat Frankreich bereits im ersten Kriegsjahre beinahe 7 Milliarden Franken durch kurzfristige Schatzscheine aufgenommen. Dazu kommen (nach Gerloff a. a. O. Sp. 287) 2695 Millionen Franken Obligationen und 6300 Millionen Franken Bankvorschüsse, so daß sich eine Gesamtausgabe von 15 907 Millionen Franken für Kriegszwecke im ersten Jahre ergibt. Die Kreditforderung vom 1. August 1914 bis zum 30. Juni 1916 beläuft sich nach dem „Temps" (einschließlich der für die letzten Monate von 1914 bewilligten Budgetzwölftel) insgesamt auf 46½ Milliarden Franken.

Da von den beinahe 16 Milliarden des ersten Kriegsjahres nicht viel mehr als ⅙ durch Obligationen fest untergebracht war, blieb also ein Defizit von rund 13 Milliarden Franken ungedeckt. Die Notwendigkeit, diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen, veranlaßte die französische Regierung Anfang Dezember 1915 zur Auflegung einer langfristigen Anleihe unter den für die Zeichner verlockendsten Bedingungen, der sog. „Siegesanleihe". Der Emissionskurs wurde auf 88 % festgesetzt, die Verzinsung auf 5 %. Tatsächlich erhalten die Zeichner bei Berücksichtigung der sonstigen Vergünstigungen für das von ihnen eingezahlte Geld ungefähr 5¾ % Zinsen. Obligationen der ersten Kriegsanleihe, kurzfristige Schatzbons, ja sogar Stücke der älteren 3 prozentigen französischen Anleihe, deren Marktpreis auf 63¾ % gesunken war, wurden zum Kurse von 66½ % zum Umtausch bei Zeichnungen auf die „Siegesanleihe" in Zahlung genommen.

Der Gesamtbetrag der Zeichnungen stellte sich nach Mitteilung des französischen Finanzministers auf 14½ Milliarden Franken. Mit Recht bemerkt dazu die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 28. Dezember

[1] Bis Anfang Mai 1750 Millionen.

1915, daß bei einem Emissionskurs von 88 % (bzw. unter Berücksichtigung der sonstigen Vergünstigungen 87 %) die 14½ Milliarden in Wirklichkeit nur 12,6 Milliarden Franken oder 10,2 Milliarden Mark bedeuten, die sich gegenüber den durch die drei deutschen Kriegsanleihen aufgebrachten 25 Milliarden Mark doch recht bescheiden ausnehmen. Von den 14½ Milliarden kommen aber nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" 6½ Milliarden auf Umtausch älterer Anleihen, 2½ Milliarden auf Umtausch von Schatzbons, so daß die Barzeichnungen auf 5½ Milliarden Franken zusammenschrumpfen[1]. Bei einem Kurse von 87 % ergibt das einen wirklichen Barerlös von 4785 Millionen Franken oder 3876 Millionen Mark, also erheblich weniger als die erste deutsche Kriegsanleihe vom September 1914 und noch nicht ⅙ der bis zum gleichen Zeitpunkt in Deutschland insgesamt durch Anleihen aufgebrachten Mittel. Von den Bareinzahlungen auf die „Siegesanleihe" wurden nach Berechnung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" mehr als 20 % durch Darlehen der Bank von Frankreich flüssig gemacht, während die von den deutschen Darlehnskassen zum Zwecke der Einzahlung auf die drei Kriegsanleihen bis zum 30. Oktober 1915 gewährten Darlehen nur 4,6 % der gesamten Einzahlung ausmachten.

Auch das kapitalmächtige England, das Zentrum des Zahlungsverkehrs der Welt, hat die ungeheuern Anforderungen, die der Weltkrieg an seine Finanzverwaltung stellte, bisher nicht so glatt und sicher zu erledigen vermocht, wie die beiden Zentralmächte. Zunächst wurde der Kriegsbedarf durch Schatzanweisungen mit halb- und ganzjähriger Verfallzeit und einer durchschnittlichen Verzinsung von 3 bis 3½ % gedeckt, bis November 1914 in einem Gesamtbetrage von 125,4 Millionen Pfund Sterling. Da der erste Kriegskredit von 100 Millionen Pfd. Sterl. damit erschöpft war, erfolgte für den Rest des am 31. März 1915 endenden Etatsjahres eine zweite Kreditbewilligung von 225 Millionen Pfd. Sterl., die aber auch nicht reichte, sondern am 1. März 1915 durch einen Nachtragskredit von 37 Millionen ergänzt werden mußte, so daß sich also für die ersten acht Kriegsmonate ein Gesamtkredit von 362 Millionen Pfd. Sterl. ergibt. Für das zweite Finanzjahr während des Weltkrieges wurden bis zum

[1] „Die Bank" (1916, Heft 2, 127) gibt den Gesamtbetrag der Zeichnungen mit Einschluß der nachträglich erfolgten auf 15 139 Millionen Franken an, wovon auf die Barzeichnungen (einschließlich der Auslandszeichnungen) 6368 Millionen Franken kommen.

21. Juli 1915 insgesamt 650 Millionen Pfd. Sterl. bewilligt. So gewaltige Summen konnten natürlich auf die Dauer nicht ohne Zuhilfenahme fundierter Anleihen aufgebracht werden.

Zunächst wurde Ende November 1914 eine $3^1/_2$prozentige binnen zehn Jahren rückzahlbare Anleihe im Betrage von 350 Millionen Pfd. Sterl. aufgelegt. Da der Emissionskurs auf 95 % festgesetzt war, stellte sich unter Berücksichtigung des Kursgewinnes bei Fälligkeit die wirkliche Verzinsung auf beinahe 4 %. Das bedeutet gegenüber dem bisherigen englischen Standardzinsfuß von $2^1/_2$ % eine Steigerung um $1^1/_2$ %. Außerdem mußte sich die Bank von England verpflichten, innerhalb der nächsten drei Jahre die gezeichneten Beträge zum vollen Zeichnungspreise und bis zu 1 % unter dem üblichen Bankdiskont zu lombardieren[1]. Man hätte also unter solchen für englische Verhältnisse ganz unerhört günstigen Bedingungen eine starke Überzeichnung der Anleihe erwarten sollen. Tatsächlich belief sich der Reinertrag (nach Gerloff a. a. O. Sp. 295) auf 331 Millionen Pfd. Sterl., von denen die Banken infolge eines auf sie ausgeübten Druckes 100 Millionen Pfd. Sterl. auf eigene Rechnung übernehmen mußten.

Der Ertrag der ersten englischen Kriegsanleihe reichte zur Deckung der Kriegskosten bis zum März 1915. Da die englische Finanzverwaltung sich offenbar nicht getraute, nach deutschem Muster gleich wieder eine neue Anleihe aufzulegen, half sie sich zunächst mit Ausgabe von kurzfristigen Schatzwechseln, deren Zinsfuß ständig erhöht werden mußte bis zuletzt auf $4^1/_2$ %. Der Gesamtbetrag der Schatzscheine bezifferte sich bis zum Mai auf rund 143,4 Millionen Pfd. Sterl.

Im Juni 1915 wurde die zweite englische Kriegsanleihe ausgegeben, diesmal mit einer Verzinsung von $4^1/_2$ %, rückzahlbar nach zehn Jahren. Die Emission sollte zum Parikurs erfolgen. Da aber bei der Zeichnung nur 5 % eingezahlt zu werden brauchten, dann am 2. Juli 10 %, am 3., 17. und 31. August je 15 % und der Rest in Beträgen von je 10 % bis zum 26. Oktober, während die Verzinsung des gesamten gezeichneten Betrages schon vom 1. Juni ab zu geschehen hatte, betrug der wirkliche Emissionskurs nur 98,50. Unmittelbar nach der Ausgabe stand denn auch der Marktpreis der Anleihe schon auf 97,50, und einige Tage

[1] Die von der englischen Presse so scharf kritisierten deutschen Darlehnskassen beleihen nur zum vollen Bankdiskont, nur bis zu 75 % des Wertes und nur auf sechs Monate.

später auf 96,50[1]. Um ein möglichst glänzendes Ergebnis mit dieser Anleihe zu erzielen, erklärte sich die Finanzverwaltung bereit, Stücke der ersten $3^1/_2$prozentigen Kriegsanleihe unter Zuzahlung des Unterschiedes im Begebungskurs (5 %) bei Zeichnungen auf die zweite Anleihe in Zahlung zu nehmen, ebenso $2^1/_2$ und $2^3/_4$prozentige Konsols zu $^2/_3$ ihres Nennwertes. Endlich wurde den Zeichnern noch die Zusage gemacht, daß Stücke der zweiten Kriegsanleihe bei allen folgenden Anleihen zum Nennwerte in Zahlung genommen werden sollten[2]. Da nun von diesen älteren Anleihen mehr als 600 Millionen Pfd. Sterl. im Umlauf waren, kann das auf 588 Millionen Pfd. Sterl. bezifferte Ergebnis keineswegs als glänzend angesehen werden, zumal da auch in den englischen Kolonien und im Auslande für die Anleihe eine ungeheure Reklame gemacht wurde.

Auch der Ertrag für die Staatskasse konnte, da ja ein großer Bruchteil der Zeichnungen nur ältere Anleihetitel, nicht aber flüssiges Kapital in den Besitz der Finanzverwaltung brachte, zur Deckung des englischen Kriegsbedarfs keineswegs ausreichen. Die Gesamtausgaben Englands, die im letzten Friedensjahre noch nicht 200 Millionen Pfd. Sterl. betragen hatten, wurden für das Finanzjahr 1914/15 auf 561 Millionen Pfd. Sterl., für 1915/16 (d. h. 1. April 1915 bis 31. März 1916) auf 1590 Millionen Pfd. Sterl. veranschlagt, denen trotz der schon gegen Ende 1914 bewilligten Kriegssteuern nur 272 Millionen Pfd. Sterl. an Einnahmen gegenüberstanden. Die von Frankreich und England gemeinsam zum Kurse von 96 mit einer Verzinsung von 5 % in Amerika aufgenommene Anleihe erzielte nur 500 Millionen Dollar und vermochte nicht einmal den stark gesunkenen Sterlingkurs zu verbessern. Für die Deckung des ungeheuern Mehrbedarfs kam sie nur in ganz geringem Umfang in Betracht.

Der englische Finanzminister entschloß sich daher, zu einer abermaligen bedeutenden Erhöhung der Kriegssteuern seine Zuflucht zu nehmen. Die Aufbringung eines Teiles der Kriegskosten durch Steuern ist an sich in der englischen Finanzgeschichte nichts Ungewöhnliches. Auch in den napoleonischen Kriegen und im Krimkriege hatte man durch Kriegssteuern,

---

[1] Der Kurs der ersten englischen Kriegsanleihe war im Februar 1915 bereits auf 94 %, der Kurs der Konsols auf 67 % gesunken.

[2] Nach der „Bank" (1916, Heft 12, 1119) wurden für 204 Millionen Pfd. Sterl. Konsols und für 135 Millionen Pfd. Sterl. Stücke der ersten Kriegsanleihe umgetauscht.

namentlich durch Erhöhung der Einkommensteuer, ein allzu starkes Anwachsen der Staatsschuld zu verhüten gesucht. Aber eine Steuererhöhung, wie sie im Budgetentwurf für 1915/16 vorgesehen ist, dürfte doch wohl ohne Beispiel dastehen. Der Jahresertrag der neuen Steuern ist nämlich für das Etatsjahr 1915/16 wie folgt veranschlagt worden (nach Gerloff a. a. O. Sp. 300):

	Pfd. Sterl.
Erhöhung der Einkommensteuer um 40 %	44 400 000
Zusatzsteuer	2 685 000
Kriegsgewinnsteuer	30 000 000
Zuckersteuer (erhöht von 1 s 10 d auf 9 s 4 d per cwt)	11 700 000
Tabakzoll	5 100 000
Teezoll (erhöht um 50 %)	4 500 000
Kakao-, Kaffee- und Zichorienzoll (erhöht um 50 %)	290 000
Getrocknetes Obst (erhöht um 50 %)	180 000
Motorspiritussteuer (erhöht um 3 d per Gallone)	1 100 000
Steuer auf Patentmedizinen (verdoppelt)	250 000
Zölle auf Automobile, Lichtbilderfilms, Hüte, Uhren, Musikinstrumente usw. (33 1/3 % des Wertes)	1 950 000
Erhöhung der Posttarife	4 975 000
Insgesamt	107 130 000

Diese Mehrbelastung der englischen Steuerzahler mit über 100 Millionen Pfd. Sterl. neuer Steuern ist um so schwerwiegender, als bereits während des Krieges und in den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges sehr bedeutende Steuererhöhungen stattgefunden haben. Bei Einkommen von 3000 Pfd. Sterl. macht die Steuer, einschließlich der Zusatzsteuer, gegenwärtig bereits mehr als 15 % aus und steigt dann weiter bis über 30 %. Aber auch bei bescheideneren Einkommen von 200—400 Pfd. Sterl. geht die Steuerskala schon von 3,6—9,8 %. Daß die neuen Tee-, Zucker-, Kaffee- und Tabaksteuern eine bedeutende Verteuerung der Lebenshaltung auch in den ärmeren Schichten der Bevölkerung mit sich bringen, liegt auf der Hand. Gleichwohl wurden diese gewaltigen Steuererhöhungen fast ohne Widerspruch angenommen, weil es bei dem geringen Erfolg der Anleihen einen andern Weg zur Deckung des stetig wachsenden Kriegsbedarfs[1] in England anscheinend nicht gibt.

[1] Gegenwärtig (Februar 1916) ist wieder eine neue Kreditvorlage im Betrage von 400 Millionen Pfd. Sterl. angekündigt. Die seit Ausbruch des Krieges bewilligten Kredite werden dann insgesamt ungefähr 2 Milliarden Pfd. Sterl. oder in unserer Währung mehr als 40 Milliarden Mark ausmachen.

Entgegen einer in Deutschland weitverbreiteten Ansicht war die finanzielle Lage Rußlands bei Ausbruch des Weltkrieges eine durchaus günstige. Eine Reihe von günstigen Ernten, Aufblühen von Handel und Industrie hatten es der russischen Volkswirtschaft ermöglicht, nicht nur die durch den russisch-japanischen Krieg geschlagenen Wunden auszuheilen, sondern auch auf allen Gebieten bedeutende Fortschritte zu machen. Die Ausfuhr stieg von 1908 bis 1912 beinahe um 50 %. Die Einlagen in den russischen Kreditinstituten verdoppelten sich im gleichen Zeitraum und die Sparkasseneinlagen vermehrten sich um mehr als 400 Millionen Rubel. Auch die Einnahmen der Staatskasse stiegen um mehr als eine Milliarde Rubel, gingen Jahr für Jahr weit über den Voranschlag hinaus und bewirkten so trotz großer außerordentlicher Ausgaben für Heereszwecke sehr bedeutende Überschüsse. Die Staatsschuld verminderte sich infolgedessen von 9055 Millionen auf 8841 Millionen Rubel.

Diese glückliche Entwicklung wurde jäh unterbrochen durch die Mobilmachung. Es ist aber zur Zeit kaum möglich, sich ein richtiges Bild von der Zerrüttung zu machen, die der Krieg in den russischen Finanzen hervorgerufen hat. Die amtlichen Mitteilungen der russischen Finanzverwaltung sind so unklar und offenbar so unzuverlässig, daß sie als Grundlage für eine Untersuchung nicht dienen können. Angeblich sollen bis August 1915 nur 6 Milliarden Rubel für Kriegszwecke verausgabt und durch Kreditoperationen gedeckt sein. Sicher ist, daß das Guthaben der Finanzverwaltung bei der Russischen Reichsbank, das bei Ausbruch des Krieges über 500 Millionen Rubel betrug, für die Mobilmachungskosten dienen mußte und daß schon im ersten Kriegsmonat die Ausgabe von 300 Millionen Rubel Staatskassenscheine und die Erhöhung des Notenkontingentes der Reichsbank um 1200 Millionen Rubel beschlossen wurde. Der Goldbestand der Reichsbank und die Goldguthaben im Auslande, die bei Kriegsausbruch den Notenumlauf vollständig deckten, sind erheblich zurückgegangen. Der Notenumlauf war dagegen von 1600 Millionen Rubel bis zum Ende des ersten Kriegsjahres bereits auf mehr als 4 Milliarden Rubel gestiegen und hat sich bis Ende Dezember 1915 auf $5\frac{1}{2}$ Milliarden Rubel erhöht. Die Golddeckung beträgt nur noch 31 %.

Im Oktober 1914 wurden 400 Millionen Rubel 5prozentiger Schatzanweisungen ausgegeben. Da aber deren Laufzeit nur eine kurze war, schien die Auflegung einer fundierten inneren Anleihe unvermeidlich. Sie erfolgte ebenfalls im Oktober 1914 mit einem Betrag von 500 Millionen

Rubel, 5prozentiger Verzinsung, einem Emissionskurs von 94 % und fünfzigjähriger Laufzeit. Über den Erfolg ist weiter nichts bekannt geworden, als daß die Großbanken genötigt wurden, 200 Millionen Rubel zum Kurse von 92 % zu übernehmen. Ähnlich ging es mit einer zweiten, im Februar 1915 zu den gleichen Bedingungen aufgelegten inneren Anleihe. Die Banken mußten wieder 300 Millionen Rubel von dieser Anleihe zum Kurse von 92 % übernehmen. Die Zeichnungen auf diese Anleihe sollen nur 40 Millionen Rubel ergeben haben. Ein dritter Anleiheversuch wurde im Mai 1915 unternommen: 1 Milliarde Rubel zum Emissionskurs von 99 bis 1921 mit $5^1/_2$ %, von da ab rückzahlbar oder weiter zu 5 % bis zum Jahre 1926 verzinsbar. Die Banken verpflichteten sich, 600 Millionen Rubel zum Kurse von 97,50 zu übernehmen, aber im Publikum scheint auch die dritte Anleihe nur sehr wenige Abnehmer gefunden zu haben. Die im November 1915 aufgelegte vierte Kriegsanleihe endlich (mit zehnjähriger Laufzeit, $5^1/_2$prozentiger Verzinsung und dem Emissionskurs von 95 %) hat nur 322 Millionen Rubel ergeben.

Bei so geringem Erfolg der inneren Anleihen mußten andere Mittel zur Deckung der Kriegskosten ersonnen werden. Die fälligen Schatzscheine wurden nicht eingelöst, sondern ihre Laufzeit einfach verlängert. Im Dezember 1914, Februar und Juni 1915 wurden wieder je 500 Millionen Rubel Schatzscheine ausgegeben, im Juli 1000 Millionen, insgesamt während des ersten Kriegsjahres 3400 Millionen Rubel.

Daneben laufen ständig Versuche der russischen Finanzverwaltung, den ausländischen Kapitalmarkt zur Hilfeleistung heranzuziehen. Die englische Regierung gewährte zweimal einen Schatzscheinkredit im Betrage von zusammen 32 Millionen Pfd. Sterl., und dann gemeinsam mit der französischen einen weiteren Kredit von 50 Millionen Pfd. Sterl.; eine Neuyorker Bankgruppe übernahm 5 Millionen Pfd. Sterl. Die Bank von Frankreich gab einen Vorschuß von 500 Millionen Franken, damit Rußland wenigstens die Zinsen seiner Verbindlichkeiten bezahlen konnte. Der Plan einer großen gemeinsamen Anleihe der Ententemächte kam bekanntlich nicht zur Ausführung. Dagegen wurde ein Finanzabkommen abgeschlossen, wonach England und Frankreich sich verpflichteten, für die Dauer des Krieges alle in Paris, London und Neuyork zu zahlenden Verbindlichkeiten für Kriegslieferungen und Zinsen der russischen Staatsschuld vorzuschießen. Rußland mußte dagegen versprechen, die vorgestreckten Gelder spätestens ein Jahr nach Friedensschluß zurückzuzahlen, und dafür die in

Odessa lagernden Getreidevorräte verpfänden (vgl. Schneider a. a. O. 237). In Frankreich erhielt Rußland infolgedessen einen neuen Vorschuß von 650 Millionen Franken. Insgesamt hat Rußland bis April 1915 bereits mehr als 900 Millionen Rubel im Ausland aufgenommen.

Kriegssteuern und Monopole, deren Ertrag übrigens kaum ausreichen würde, um den Einnahmeausfall im russischen Budget auszugleichen, sind über das Stadium der Beratungen noch nicht hinausgekommen. So soll denn die russische Finanzverwaltung zu dem bedenklichsten Mittel der Geldbeschaffung gegriffen haben, zur Ausgabe großer Mengen ungedeckten Papiergeldes. Das bedeutet ein Aufgeben der mit so viel Mühe durchgeführten Valutaregulierung und eine Rückkehr zur Papierwährung (der Rubelkurs ist jetzt schon ungefähr um $^1/_3$ zurückgegangen). Auf diese Weise kann ein Staat sich wohl eine Zeitlang über Zahlungsschwierigkeiten hinweghelfen, um so sicherer aber erfolgt dann später ein finanzieller Zusammenbruch.

Wie bei Rußland, so läßt sich auch bei Italien aus den amtlichen Mitteilungen kein klarer Überblick über die Kriegsfinanzen gewinnen[1]. Italien hat schon vor seiner Beteiligung am Weltkrieg im Dezember 1914 eine Anleihe im Betrage von 1000 Millionen Lire aufgenommen, die bei einem Emissionskurs von 97 % mit $4^1/_2$ % verzinsbar sein sollte. Da diese Summe für Rüstungszwecke verausgabt worden war, mußte bald nach der Kriegserklärung an Österreich am 1. Juli 1915 eine zweite Anleihe in gleichem Betrag und zum gleichen Zinsfuß ausgegeben werden. Der Emissionskurs wurde für Besitzer von Stücken der ersten Anleihe auf 93, für andere Zeichner auf 95 festgesetzt. Auch war den Zeichnern für den Fall, daß bis Ende 1916 eine Anleihe zu günstigeren Bedingungen ausgegeben werde, in Aussicht gestellt, daß ihnen die gleichen Vergünstigungen gewährt werden würden. Die Zeichnungen ergaben eine Gesamtsumme von 1117 Millionen Lire. Der Notenumlauf der Bank von Italien, der vor Ausbruch des Krieges 2162 Millionen Lire betrug, hat sich ebenfalls schon vor Italiens Eintritt in den Krieg stark vermehrt und bis Juli 1915 auf 3725 Millionen Lire gesteigert. Auch von seinen Verbündeten hat Italien bedeutende Vorschüsse erhalten, über deren Höhe aber zuverlässige Nachrichten nicht vorliegen. Nach der Zeitschrift „Die Bank"

[1] Von der Türkei und den kleineren am Kriege beteiligten Staaten gilt das gleiche. Da ihre Kreditoperationen im Vergleiche mit den sechs Großmächten nur von bescheidenem Umfang sind, glauben wir sie hier übergehen zu können.

(Januarheft 1916, S. 40) soll Italien von England in letzter Zeit Vorschüsse in der Höhe von 3 Milliarden Lire bewilligt erhalten haben. Für eine dritte innere Kriegsanleihe ist der Zeichnungstermin bis zum 1. März 1916 ausgedehnt, so daß über das endgültige Ergebnis gegenwärtig noch nicht berichtet werden kann[1]. Der Zinsfuß ist für diese Anleihe auf 5 % festgesetzt, der Emissionskurs auf 97½. Den Besitzern älterer Anleihen ist ein Umtauschrecht gegen Zuzahlung von 2½ % eingeräumt.

Der Gesamteindruck, den diese Übersicht über die Kriegsausgaben der europäischen Großmächte und deren Deckung hervorruft, ist jedenfalls der, daß die Beschaffung der notwendigen Kapitalmassen sich bei den Zentralmächten ungleich leichter und auf soliderer Grundlage vollzieht als bei den Ententemächten. Nicht bloß die Kosten sind bei ersteren viel geringer, sondern auch ihre Deckung ist viel besser gesichert. Vor allem aber haben die Zentralmächte vor ihren Gegnern den gewaltigen Vorteil, daß das für die Kriegsausgaben erforderliche Geld zum weitaus größten Teil im Lande bleibt, während die Ententemächte in immer größerem Umfang beim Ausland in Schulden geraten. In welchem Maße diese Verschuldung zunimmt, zeigt die stetig wachsende passive Handelsbilanz Frankreichs und Englands. In Frankreich betrug im Jahre 1915 die Einfuhr 8074,49 Millionen, die Ausfuhr 3022,31 Millionen Franken, in England die Einfuhr 855,37 Millionen, die Ausfuhr 384,49 Millionen Pfd. Sterl.; das Passivsaldo also bei Frankreich 5052,18 Millionen Franken, bei England 470,86 Millionen Pfd. Sterl. Deutschland veröffentlicht seit Kriegsausbruch keine Angaben mehr über den auswärtigen Handel. Aber es ist ganz ausgeschlossen, daß der Einfuhrüberschuß bei Deutschland so gewaltige Summen ausmachen könne, da ja die Einfuhr durch die Absperrungsmaßregeln der feindlichen Flotten auf das stärkste beschränkt ist, und vor allem der Hauptposten, die Munitionseinfuhr, fast ganz fortfällt. Es liegt aber auf der Hand, daß eine andauernd starke passive Handelsbilanz, der nicht vermehrte Guthaben im Ausland als Ausgleich gegenüberstehen, zur Verminderung des Volksvermögens führen muß, und es kann darum, wenn finanzielle Erschöpfung eine der feindlichen Mächtegruppen zum Nachgeben zwingen sollte, kaum noch zweifelhaft sein, welche der beiden Gruppen dieses Los treffen würde.

[1] Bis Mitte Februar sollen 2410 Millionen Lire gezeichnet sein.

Hermann A. Krose S. J.

Hamlet, Don Quijote, Deutschland.

Nie sind unter den Blumen desselben Frühlings zwei so königliche Dichter zur letzten Ruhe gebettet worden wie vor 300 Jahren. Am 23. April 1616 starb zu Madrid der greise Miguel de Cervantes Saavedra, und als zehn Tage später auch im hartnäckig julianischen Kalender Englands der 23. April stand, verschied zu Stratford on Avon, erst 52 Jahre alt, William Shakespeare. Die Erde war damals noch so groß, daß diese Riesen über sie hinschreiten konnten, ohne sich zu begegnen. „Don Quijote" wurde zwar schon 1612 ins Englische übersetzt, aber daß Shakespeare ihn gelesen habe, ist ebenso unsicher, wie seine Mitarbeit an einer jetzt verlorenen Dramatisierung. Nicht aus persönlichen Beziehungen baut sich die Brücke auf, die von der reichen Welt des Spaniers in die reichere des Briten führt. Sondern als die beiden Dichter das tiefsinnigste ihrer Werke schufen, als Cervantes an seines Lebens Neige den „Don Quijote" und Shakespeare auf seines Lebens Höhe den „Hamlet" vollendete, da senkten sie ins Meer der Geschichte die unvergänglichen Pfeiler, zwischen denen der Geist der folgenden Jahrhunderte immer neue Bogen schlug.

Cervantes hat nicht zuviel gewagt, als er seinen sinnreichen Junker im zweiten Teile (Kap. 16) sagen ließ: „Dreißigtausend Bände sind von meiner Geschichte gedruckt worden, und es sieht aus, als ob noch tausendmal dreißigtausend gedruckt werden sollten, wenn der Himmel nicht Einhalt gebietet." Der „Don Quijote" gehört zu den am meisten gedruckten Büchern der Weltliteratur. Er ist ebenso wie „Hamlet" in Hunderten von Übersetzungen bis zu den kleinsten Kulturvölkern gedrungen, und die Erläuterungen, die zu den beiden Werken erschienen sind, lassen sich gar nicht mehr zählen. Aber nicht bloß gleich mächtig haben diese unsterblichen Schöpfungen die Menschheit ergriffen, sondern der fette, kurzatmige Dänenprinz und der hagere Ritter von der traurigen Gestalt, der immer zweifelnde Hamlet und der immer begeisterte Don Quijote treten deshalb so unwiderstehlich in den Blickpunkt einer gemeinsamen Jahrhundertfeier für Shakespeare und Cervantes, weil sie die vollendete Verkörperung tiefster Gegensätze der Menschennatur sind. Turgenjew nannte sie in einem zu Petersburg

am 10. Januar 1860 gehaltenen Vortrage die Pole der Achse, um die alles menschliche Sein sich drehe.

In Deutschland hatte, wie bei Unger (I 389 f) zu sehen ist, schon Johann Georg Hamann vom Drama des Engländers zum Roman des Spaniers einige wirre Fäden gezogen. Etwas später sprach der junge Friedrich Schlegel (Minor II 381) von den beiden Schöpfungen als den „künstlichsten und verstandvollsten Kunstwerken im ganzen Gebiet der romantischen Kunst". Und als 1913 Julius Bab in seinem „Fortinbras" gegen die Romantik zu Felde zog, bezeichnete auch er als die ersten und zugleich entgegengesetzten Vertreter des romantischen Geistes Hamlet und Don Quijote. Aber für Deutschland sind diese ewigen Gestalten weit mehr als führende Sterne einer literarischen Bewegung. Sie haben das ganze deutsche Leben durch das 19. Jahrhundert geleitet, und sie werden es auch im 20. Jahrhundert nicht verlassen.

Goethe führt im 13. Buche von „Dichtung und Wahrheit" den deutschen Weltschmerz der vorwertherischen Zeit großenteils auf den Einfluß der englischen Literatur zurück. Die durch Young, Gray, Goldsmith geweckten düstern Gedanken seien sonderbarerweise durch den sonst so heiteren Shakespeare bestärkt worden. „Hamlet und seine Monologen", sagt Goethe, „blieben Gespenster, die durch alle jungen Gemüter ihren Spuk trieben. Die Hauptstellen wußte ein jeder auswendig und rezitierte sie gern, und jedermann glaubte, er dürfe ebenso melancholisch sein als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geist gesehen und keinen königlichen Vater zu rächen hatte."[1] Auch wer nicht gerade an wertherischer Weichheit krankte, floh in düstern Augenblicken in die schwermütige Gedankenwelt Hamlets. So schrieb Johann Gottfried Seume 1786 an seinen Freund Korbinsky: „Warum ich mein Vaterland verließ? — Du hast in meine Seele geraten; und konnte das niemand anders als Du. — Muß ich das erst weitläufig bekennen und erklären? Es ließe sich viel über diese Sache sprechen, Du kennst mich. Ich bin zuweilen sehr klug, aber noch öfter sehr närrisch, und ich muß Dir gestehen, ich habe Epochen, wo meine Seele finsterer ist als Shakespeares schwärzestes Trauerspiel. Die Verhältnisse, die Verhältnisse, Freunde, Freiheit, Vaterland! Hätte ich nur Pflichten gegen Gott und mich und das Menschengeschlecht überhaupt, der Ganges

[1] Die Wandlungen der Auffassung Hamlets in Deutschland beleuchtet mit vielen Belegen Richard M. Meyer in der „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte", Neue Folge, XV 193—205, Berlin 1904.

sollte meine Heimat, der Orinoco meine Wohnung und der Zwischenraum mein Observatorium werden. Schwärme ich? Ja, Bruder, das ist die Arznei meiner Seele, wenn das Gehirn lange genug auf Alpen herumgeklettert, von Lappland bis Kapland gewandert und von Kalifornien bis Indostan herumgeirrt ist, dann bin ich etwas ruhiger, dann fühle ich ganz, welch ein unerklärliches Rätsel das menschliche Herz ist, und welch ein Funke überirdisches Feuer in meinem Busen lodert" (Planer und Reißmann, Johann Gottfried Seume 51, Leipzig 1904). Dagegen kommt das Wertherische Schwanken zwischen Sein und Nichtsein in einem Briefe Friedrich Schlegels vom Jahre 1793 wieder klar zum Ausdruck: „Ich habe gestern abends den Hamlet gelesen.... Unglücklich, wer ihn versteht! Unter Umständen könnte dies Gedicht augenblicklichen Selbstmord veranlassen, bei einer Seele von dem zartesten moralischen Gefühl. Ich weiß noch, was es auf mich wirkte, als ich vor anderthalb Jahren es in der erbärmlichsten Vorstellung sahe. Ich war mehrere Tage wie außer mir" (Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, hrsg. von Walzel, Berlin 1890, 94 f.).

25 Jahre später betont Börne stärker den Gegensatz zwischen Denken und Handeln. Hamlet sei ein Nachtwächter, der die Zeit verkünde, während andere schlafen wollen, und schlafe, während andere geschäftig sind. „Wie ein Fichtianer", sagt Börne, „denkt er nichts als: ich bin ich, und tut nichts, als sein Ich setzen." Und so ein Hamlet sei jeder Deutsche: „Hätte ein Deutscher den Hamlet gemacht, würde ich mich gar nicht darüber wundern. Ein Deutscher brauchte nur eine schöne, leserliche Hand dazu. Er schreibt sich ab, und Hamlet ist fertig" (Meyer in der „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte", Neue Folge, XV 197 f.). Diese Betrachtungsweise dehnte Friedrich von Sallet 1837 so weit aus, daß er behauptete, „im Hamlet, diesem merkwürdigen Charakter", sei „alles tote Selbstbewußtsein und grübelnde Verzagen, alle Gedankentiefe und Gedankenverirrung, alle wißbegierige Vielseitigkeit und geschwätzige Oberflächlichkeit, alles rasche Erkühnen und kindische Unschlüssigwerden des 19. Jahrhunderts vorherverkündigt" (Meyer a. a. O. 198). Es konnte nicht ausbleiben, daß man den so verstandenen Hamlet auch zu einem politischen Sinnbild erhob. Ob man sich nun erinnerte, daß Ludwig Tieck (Kritische Schriften I 155) bereits im Jahre 1800 gesagt hatte, der Dreißigjährige Krieg, der „unser Vaterland zerrüttete und alle Kunst zerstörte", sei „gleichsam Hamlets dritter Akt" gewesen, oder ob die Gedanken des Jungen Deutschlands den

nicht mehr weiten Weg von selber fanden, jedenfalls prägte 1844 Freiligrath in seinem „Glaubensbekenntnis" das Wort, von dem Treitschke in seiner „Deutschen Geschichte" (V 377) schrieb, es sei „nunmehr in Vers und Prosa unendlich oft wiederholt" worden: Deutschland ist Hamlet:

Deutschland ist Hamlet! Ernst und stumm
In seinen Toren jede Nacht
Geht die begrabne Freiheit um
Und winkt den Männern auf der Wacht.

Aber Deutschland

sinnt und träumt und weiß nicht Rat;
Kein Mittel, das die Brust ihm stähle!
Zu einer frischen, mutgen Tat
Fehlt ihm die frische, mutge Seele!

Zwar gibt der Dichter die Hoffnung noch nicht auf, denn

Vier Akte sahn wir spielen erst!

Er mahnt zum Entschluß, ehe es zu spät sei. Zuletzt aber liebäugelt er fast wieder mit der Schwäche, die er verurteilen wollte:

Doch — darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich ja selbst ein Stück von dir.
Du ewger Zauderer und Säumer!

Wirklich hatte sich Deutschland gewöhnt, auf seine Hamletnatur stolz zu sein. Der Wiener Ästhetiker Robert Zimmermann schrieb 1861 in der „Wiener Zeitung": „Hamlet muß ein Held sein, weil das deutsche Volk einer sein will, und daß es bei ihm immer beim Vorsatz bleibt, ist für dieses eben die beste Entschuldigung, stets das gleiche zu tun. Diese pathologische Auffassung hat den Charakter Hamlet, nicht das Stück, zum Liebling des deutschen Publikums gemacht. Der bequeme Quietismus, der am liebsten beschaulich die Hände in den Schoß legt, sieht sich in der Person des träumerischen Prinzen mit allen Reizen des Talentes, der Bildung und der feineren Sitte ausgestattet, ja sogar mit dem Glanze tragischer Verklärung umgeben" (Robert Zimmermann, Studien und Kritiken zur Philosophie und Ästhetik II 77 f, Wien 1870). Man hört schon am Ton dieser Worte, daß es noch Männer gab, die über den wahren Beruf Deutschlands anders dachten, wie denn im selben Jahre auch Gottfried Keller warnte: „Nein, nicht zugeben, daß man Hamlet sei! Lieber das ganze Wunderwerk von Trauerspiel vergessen bis auf den Namen! Denn wenn eine Nation erst solch wehmütig zierliches Ding von Bezeichnung angenommen hat, so wird auch der einzelne seine Schwäche

damit beschönigen, sich einbilden, recht national zu sein, und die Kerze brennt an beiden Enden" (Meyer in der „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte", Neue Folge, XV 201). Und als dann die ersehnte deutsche Tat geschehen, als das Reich gegründet war, da erklärte 1890 der Rembrandt-Deutsche, Hamlet sei eine „edle, aber markloſe Greisengestalt", von der man sich nun „einem erneuerten, frischen, kindlichen Leben" zuwenden müsse (Meyer 204). Seitdem glaubte man immer zuversichtlicher, man sei über Hamlet hinausgewachsen. War man in Don Quijote hineingewachsen?

Eine politische Deutung des Ritters von der Mancha ist nie eigentlich volkstümlich geworden[1]. Sehr viele hielten seine Geschichte bloß für eine köstliche Gelegenheit zum Lachen. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts sah in dem berühmten Werke eine unübertreffliche Verspottung aller Schwärmerei und folglich eine Verherrlichung aller rationalistischen Nüchternheit. Berger hat das durch Belege aus der Literatur dieser Zeit des näheren erläutert. Je mehr man aber in die herrliche Dichtung eindrang, desto siegreicher mußte sich der allgemein menschliche Gehalt offenbaren, auf den zuerst wohl der Schweizer Bodmer hingewiesen hat, als er 1741 schrieb: „Don Quijote ist in einem vornehmen Stücke ein Narr, in einem andern ist er weise; und so sind alle Menschen. Keiner ist in allen Stücken und in allen Fällen weise. Die Einbildung und die Affekte bemächtigen sich des Verstands nur allzu leicht" (Dorer 1). Wie der Bonner Geschichtsforscher Johann Wilhelm Loebell in seiner „Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode" (II 130, Braunschweig 1858) feststellt, war auch Wieland seit 1749 mit der Auffassung vertraut, Don Quijote und Sancho Panza seien „die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts, es mag Schwärmer oder Tölpel sein, wie es will." Ebenso sagt Friedrich Justin Bertuch, unter den deutschen Übersetzern der erste, der auf den spanischen Urtext zurückging, in der Einleitung zur Karlsruher Ausgabe von 1785 (S. X), Don Quijote sei „das Bild und der Spiegel des Schwärmers von jeder Art".

Diese Anschauung gelangte im 19. Jahrhundert zu kaum noch bestrittener Herrschaft. Gleich 1804 äußerte sich der selbständig forschende

[1] Eine Sammlung von Äußerungen deutscher Gelehrter und Dichter über den „Don Quijote" bietet Edmund Dorer, Cervantes und seine Werke nach deutschen Urteilen, Leipzig 1881. Weiteres findet sich in der Heidelberger Dissertation von Tjard W. Berger, Don Quichotte in Deutschland und sein Einfluß auf den deutschen Roman, Heidelberg 1908.

Kantianer Friedrich Bouterweck im dritten Bande seiner „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit“: „Es ist schon oft gesagt, wenngleich noch lange nicht genug erwogen und auch nicht immer bestimmt genug ausgedrückt worden, daß der edle Ritter von la Mancha der unsterbliche Repräsentant aller Phantasten ist, die, wie er, mit dem herrlichsten Enthusiasmus zu Narren werden, weil ihr sonst gesunder Verstand den Reizen der Selbsttäuschung nicht widerstehen kann, in der sie sich als erhabenere Wesen fühlen“ (Dorer 15). Freilich meinte der Spötter Heine, der in frühester Jugend unter den Bäumen des Düsseldorfer Hofgartens den überwältigenden Zauber des „Don Quijote“ an sich selber erfahren hatte, 1833 in der „Romantischen Schule“ und noch klarer einige Jahre später in der Einleitung zu einem deutschen „Don Quijote“ mit Bildern Johannots, Cervantes habe jede menschliche Begeisterung lächerlich gemacht. Aber wer auf diese Urteile Gewicht legen will, darf jedenfalls nicht übersehen, daß Heine hinzufügt: „... der reale Verstand mit allen seinen hergebrachten, gemeinnützigen Sprichwörtern muß dennoch auf seinem ruhigen Esel hinter der Begeisterung einhertrottieren; trotz seiner besseren Einsicht muß er und sein Esel alles Ungemach teilen, das dem edlen Ritter so oft zustößt; ja, die ideale Begeisterung ist von so gewaltig hinreißender Art, daß der reale Verstand mitsamt seinen Eseln ihr immer unwillkürlich nachfolgen muß“ (Die romantische Schule, Buch II, Kap. II). Nicht anders urteilten, wie man bei Dorer sieht, Hegel und Schelling. „Begeisterung ist sein Name“, sang auch Friedrich von Sallet, und begeistert wiederholten ungezählte Leser den Segenswunsch, den dieser Dichter dem edlen Toren nachrief:

Reite, Ritter, trotz dem Schelten,
Fort bis in den Tod vergebens!
Droben leuchten andre Welten,
Würdig deines Heldenstrebens!

Gewiß war die Narrheit Don Quijotes nicht zu übersehen, aber Cervantes stellt sie nach Tiecks Worten mit einer „Ironie“ dar, die „nicht Spott, Hohn, Persiflage“ ist, sondern „der tiefste Ernst, der zugleich mit Scherz und wahrer Heiterkeit verbunden ist“. Don Quijote sei „ein edler, tiefsinniger Mensch“, er wolle das Höchste und setze sein Leben daran, und doch erscheine er gerade in diesem Edelmute unbeschreiblich komisch, weil er zu ganz verkehrten Mitteln greife. So bewahre die Ironie den Dichter „vor Einseitigkeiten und leerem Idealisieren“, und während sein Held uns durch Liebenswürdigkeit anziehe, müßten wir doch über ihn

lachen. (Dorer 39). Auch Schelling empfand diese Wirkung. „Der Roman des Cervantes", schloß er, „ruht also auf einem sehr unvollkommenen, ja verrückten Helden, der aber zugleich so edler Natur ist und, so oft als der eine Punkt nicht berührt wird, so viel überlegenen Verstand zeigt, daß ihn keine Schmach, die ihm widerfährt, eigentlich herabwürdigt" (ebd. 24). Bertuch erinnert in der schon erwähnten Ausgabe seiner Übersetzung (S. xi) an eine Stelle im „Teutschen Merkur" (Teil III, S. 120), wo der „Don Quijote" als ein so ernstes Buch bezeichnet werde, „daß ein Professor, der dazu angestellt würde, öffentliche Vorlesungen über den ‚Don Quijote' zu halten, der studierenden Jugend und dem gemeinen Wesen weit nützlicher sein würde als ein Professor des Aristotelischen Organs".

Trotzdem ist Don Quijote nie in dem Maß eine deutsche Gestalt gewesen wie Hamlet, und gerade, seitdem wir Hamlet überwunden zu haben glaubten, ist uns Don Quijote allmählich fremder geworden als in den Zeiten, wo Deutschland wirklich Hamlet war. Das hat viele Gründe. Der Held eines oft aufgeführten Trauerspieles wird wohl in jedem Falle klarer vor der Volksseele stehen als der eines weitschichtigen, alten Romans. Dazu kommt, daß die Schöpfungen auch der anerkannt klassischen Dichtkunst dem deutschen Bewußtsein überhaupt nicht mehr so vertraut sind wie während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ferner hat unsere Tatkraft mehr vom ruhigen Fleiße des Bürgers als von der flammenden Begeisterung des Ritters, zumal eines Ritters wie Don Quijote. Und endlich war auf manchen Gebieten unsere Entwicklung nach 1870 jedem geistigen Aufschwung geradezu feindlich.

Wer aber etwa auf die sozialen und religiösen Kämpfe dieser Jahrzehnte zurückblickt, der kann nicht leugnen, daß große Stunden in Deutschland noch immer begeisterte Herzen gefunden haben. Da war Deutschland in der Tat, obschon es nicht daran dachte, der unverzagte Don Quijote, wie es einst der verzagte Hamlet gewesen war, bevor es sich als Hamlet erkannt hatte. Wie kaum ein anderes Volk tragen wir beides in unserem Wesen und in unserer Geschichte. Wir haben mit Hamlet gejammert, daß wir die aus den Fugen geratene Zeit einrenken sollten, wir sind aber auch mit Don Quijote zu Pferde gestiegen, um für das Recht zu streiten und zu sterben. Und auch jetzt, wo die Welt aus den Fugen ist wie selten zuvor, werden wir damit rechnen müssen, daß in uns zugleich ein Zweifler und ein Schwärmer, zugleich ein Denker und ein

Kämpfer steckt. Also muß das Denken Hamlets die Schwärmerei Don Quijotes unschädlich machen, und der Kämpfer Don Quijote muß den Zweifler Hamlet besiegen!

Denn den Denker Hamlet wollen wir nicht missen. Wir brauchen einen klaren Blick, der sich nicht durch das Gaukelspiel trügerischer Zukunftsträume beirren läßt, sondern kühl alles Neue prüft und allem bewährten Alten seine Geltung läßt. Dazu genügt nicht der kurzsichtige, nur auf greifbare Vorteile bedachte Verstand eines Sancho Panza. Wenn wir den Bau unserer Zukunft nicht aus seinen höchsten Gesetzen heraus zu begreifen versuchen, laufen wir Gefahr, daß wir früher oder später alles, was wir gebaut haben, niederreißen müssen. Wir brauchen gewiß Männer, die fest auf dem Boden der Gegenwart stehen, aber zugleich muß das Auge dieser Männer in „jenes unentdeckte Land" dringen, „von dessen Grenze kein Wandrer wiederkehrt" (Hamlet III 1). Die Worte „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!" (I 2) dürfen auch in Zukunft nicht aus einem Spott eine Lebensregel werden. Denn Erdenmacht und Erdenreichtum verwehen wie der Staub Alexanders, und in alle Erdenfreuden grinst der Schädel Yoricks (V 1).

Und wir brauchen ebenso jene edlen Männer der Tat, die mit Don Quijote Wohlleben und Ruhe gern den andern lassen und für sich selber „Mühe, Unrast und Kampf" erwählen (Teil I, Kap. 13). Wir brauchen Männer, die, besiegt, verhöhnt, gemartert, dennoch nicht klagen, sondern mit ihren Qualen immer wieder zu Pferde steigen und sprechen: „Wir vom strengen Orden des Rittertums müssen das alles tragen. In den Sattel, Freund, und führe mich, ich folge dir" (Teil I, Kap. 18). Es mag wohl geschehen, daß mehr als einen dieser Edeln eine Herde von grunzenden Schweinen niedertrampelt, ohne daß er sich wehren kann; dann denkt er still: „Diese Schmach ist die Strafe für meine Sünden" (Teil II, Kap. 68). Und gerade dann wird ihm alle Weisheit und alle Stärke. O ihr neunmal Weisen dieser Erde, „wenn ein Mann, der so denkt und handelt und spricht, ein Narr genannt zu werden verdient, dann mögen Eure Hoheiten es sagen" (Teil II, Kap. 32).

So gehören die drei zusammen: Hamlet, Don Quijote, Deutschland. Seit mehr als hundert Jahren hat unser Volk den Schöpfern der beiden Gestalten bewundernd gedankt. Denn wessen Ohr durch ihre gelegentlichen Derbheiten nicht verletzt, wessen Sinne durch ihre manchmal bedauerlichen Freiheiten nicht verwirrt wurden, der fand bei ihnen alle Tiefen und Höhen

des Lebens erhellt. Wir wissen nicht, ob jemals ein Dichter eine Gestalt vor unsere Seele zaubern wird, in der Hamlet und Don Quijote vereint wären. Das aber wissen wir, daß vor unseren Blicken ein strahlendes Deutschland der Zukunft schwebt, und daß dem deutschen Geiste Vereinigung von Gegensätzen innerster Drang und geschichtlich beglaubigte Sendung ist. Wie das deutsche Land mitten zwischen dem grauen Schloß am Sunde und den einsamen, quendelduftenden Fluren der Mancha liegt, so soll der deutsche Geist zwischen Hamlet und Don Quijote vor die gewaltigen Aufgaben treten, die seiner warten: als Denker und Kämpfer zugleich, nicht mit dem Bangen des Zweifels, sondern mit den Schauern der Ehrfurcht, nicht mit phantastischer Überhebung, sondern mit dem treuen Willen, alle Kräfte zu regen, alles zu dulden und zu opfern, um das Gute in der Welt zum Siege zu führen.

Jakob Overmans S. J.

Übersicht.

Das Evangelium und der Friede.

Das Evangelium sagt wenig vom politischen Krieg, es redet aber auch nicht viel mehr vom politischen Frieden. Der göttliche Heiland hat seinen Aposteln zwar Frieden geschenkt, aber jenen Frieden, den die Welt nicht geben kann, den Frieden des guten Gewissens (Joh. 14, 27), der äußere Bedrängnis nicht ausschließt (ebd. 15, 18). Darum endet der Herr seine Friedensrede mit den Worten: „Dies habe ich zu euch gesprochen, damit ihr in mir Frieden habt. In der Welt werdet ihr Bedrängnis haben; doch seid getrost, ich habe die Welt überwunden" (ebd. 16, 33).

Schon mehr auf den äußeren Frieden bezieht es sich, wenn der Apostel an Timotheus schreibt, er solle die Christen ermahnen, zu beten „für die Könige und alle Obrigkeiten, damit wir ein stilles und ruhiges Leben führen in aller Frömmigkeit und Ehrbarkeit" (1 Tim. 2, 2).

Christus will nicht, daß er selbst und sein Reich mit dem Schwert verteidigt werden. Zu Petrus sprach er: „Stecke dein Schwert in die Scheide" (Joh. 18, 11), und zu Pilatus; „Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Wenn mein Reich von dieser Welt wäre, dann würden ja meine Diener kämpfen, damit ich nicht den Juden überantwortet würde" (Joh. 18, 36). Er preist die Friedfertigen selig (Matth. 5, 9). Trotzdem beteuert er: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert" (Luk. 12, 51); und er ermahnt seine Apostel: „Wer Geld hat, nehme es, und wer keines hat, verkaufe sein Kleid und kaufe ein Schwert" (ebd. 22, 36). Wie reimt sich das?

Nun, es gibt nicht nur einen wahren, sondern auch einen falschen Frieden. Da wird leichtfertig gerufen: „Friede, Friede! Und doch ist kein Friede" (Jer. 6, 14). Es ist der Friede mit den Grundsätzen der gottentfremdeten Welt, wie der Prophet sofort hinzufügt: „Sie sollten in Schande stehen, weil sie Greuelhaftes getan haben. Doch sie schämen sich nicht in der Schmach, sie kennen das Erröten nicht." Gegen diesen faulen Frieden bringt der Heiland das Schwert, nicht das Schwert von Eisen, wie die Apostel damals das Wort des Herrn mißverstanden, sondern das Schwert des Geistes. Später haben die Apostel es richtig verstanden und erklärt: „Zieht an die Waffenrüstung Gottes . . ., umgürtet eure Hüfte mit Wahrheit, bekleidet euch mit dem Panzer der Gerechtigkeit, beschuht eure Füße mit der Bereitschaft zum Evangelium des Friedens, bei allem erfaßt den Schild des Glaubens . . ., ergreift den Helm des Heiles und das Schwert des Geistes" (Eph. 6, 13 ff.). Wo diese Waffenrüstung abgelegt wird, da herrscht

ein fauler Friede. Ein solcher Friede herrschte vielfach in Europa vor dem jetzigen Weltkrieg.

Prof. Joseph Mausbach schreibt in dem Buch „Kampf und Friede im äußeren und inneren Leben" (Kempten und München 1915) S. 17 ff.: „Friede ist ein heiliges, ein süßes Wort. Aber was wir irdischen Frieden nennen, das ist oft weit entfernt vom Geist und Gehalt des Friedensgrußes Christi und ist dann ebensowenig geeignet, das gesunde Sehnen des Menschenherzens und den echten Lebensdrang der Völker zu befriedigen. Friede ist die aus der rechten Ordnung erblühende Ruhe (tranquillitas ordinis), das Lebensgefühl eines wohlgegliederten, gesunden Organismus. Wie stark erschüttert war dieser Friede vor dem Kampfe auch im deutschen Gemeinwesen, wie gefährlich bedroht durch revolutionäre Strömungen, soziale Unzufriedenheit, nationale Gegensätze und Reibungen. . . . Alles klagte — und nicht mit Unrecht — über den materialistischen Zug der Zeit, über den Mangel an sittlichem Idealismus und Opfersinn. . . . Die Hochblüte der äußeren Kultur hatte überall einen Hang zur Üppigkeit, eine Gefahr sittlicher Verweichlichung hervorgerufen. . . . Wie überall in Zeiten falschen, faulen Friedens hatte sich die feige Liebe zum Leben, die Vergötterung des langen, schmerzlosen Erdendaseins in die Volksseele eingeschlichen; schnöder Mißbrauch der Ehe, Versündigung am Kindesleben, um das eigene zu schonen, waren die naturgemäße, naturzerstörende Folge. . . . Ein starker Freiheits- und Lebensdrang durchzog die Frauenwelt, ein halb edles, halb selbstisches Rufen nach Recht und Gleichheit mit dem Manne. . . . Das Glück verweichlicht nicht bloß die menschlichen Sitten, es verblendet auch die für Gott bestimmte Seele, daß sie den Zug zum Ewigen vergißt und sich völlig im Irdischen heimisch macht; erst im Dunkel der Bedrängnis werden die himmlischen Sterne wieder sichtbar. Der ruhige Kulturgenuß langer Friedensperioden wiegt die Menschheit in satte Selbstzufriedenheit ein. Die Erfolge der Technik geben ihr das Gefühl der Allmacht; die Wissenschaft träumt von Allwissenheit; die staatliche Kultur- und Wohlfahrtspolitik erscheint als irdische Vorsehung, die allgegenwärtig die fleißigen Bürger umgibt und umhegt, gegen Feuer und Hagel, Alter und Unfall ‚versichert'; — kein Wunder, daß solche Zeiten die ‚Kultur' als höchste Göttin und als letztes Ziel des Menschenlebens verherrlichen. Im Kriege gerät dieser ganze stolze Bau ins Wanken."

Ja, der Krieg hat die schlechten, gottwidrigen Erzeugnisse eines versumpfenden Friedens zum großen Teil hinweggefegt. Er hat „langjährigen Haß und Streit zum Schweigen gebracht. . . . Die Entfremdung zwischen arm und reich ist in wenigen Tagen durch den Gedanken an das eine Vaterland überbrückt worden. Bis in die breitesten Volksschichten zeigt sich nobles Verständnis für die schweren Opfer und Lasten der Zeit. . . . Wieviel unverbrauchte sittliche Kraft im eigentlichen Volke schlummert, das wußten alle, die mit ihm in lebendiger Berührung stehen; aber soviel echtes Gold, soviel feurige Begeisterung für Kaiser und Vaterland, soviel rührende Teilnahme für alle Volkskinder, soviel überströmenden Mut in der Jugend, ihr Leben dem Ganzen zu opfern, hatte niemand erwartet. . . . Der Krieg bringt ernste Gedanken, erschütternde Beispiele der Entbehrung, der

Nichtigkeit und Schmerzlichkeit alles Endlichen. Er setzt aber auch von selbst die Kultur auf eine einfachere Stufe herab und zerschlägt den üppigen Firlefanz und Luxus der Gesellschaftssitten. . . . Er zeigt die Unerbittlichkeit und den Adel des Todes und mahnt uns an die Pflicht, das Leben nicht als der Güter höchstes zu betrachten, sondern es mutig hinzugeben, wo es gilt, Heiligeres zu schirmen, sei es im Kampfe oder im Frieden. . . . Nun erwachen die alten Frauentugenden, Ernst und Frömmigkeit und Heldengeist, in einer Stärke, daß wir erstaunt und gerührt dastehen vor Müttern, die ohne Klage acht und zehn Söhne zu den Schlachtfeldern senden! Schon wehrt sich auch der reine deutsche Frauensinn stärker gegen moderne Auswüchse der Freiheit und Lebenslust, gegen die Betonung des Sinnlich-Reizenden in Kleidung und Auftreten. . . . Wo immer, sei es auch halbverschüttet, Glaube und Gottesfurcht im Herzen leben, da dringen sie neubelebt hervor, wagen sich auch, ganz unmodern, gesellschaftlich hervor, schließen sich zusammen mit dem Glauben und Beten anderer zu einem starken, drängenden Strom des Flehens wie in alten Zeiten: Vater, ich rufe dich!"

Unter diesen Rücksichten ist also der Krieg besser als ein sumpfiger, sittenverderbender Friede. Wir verstehen, wie der Glaube auch das schreckliche Kriegsunglück uns als ein Erziehungs- und Besserungsmittel in der Hand unseres liebevollen himmlischen Vaters zu betrachten lehrt; denn wahre Liebe ist nicht weichlich, sie muß auch wehtun können, wenn es notwendig oder förderlich ist. Im Kriege nimmt Gott die Völker und die einzelnen in besonders scharfe und schmerzliche Zucht. Die guten Früchte dieser ungewöhnlich peinlichen Erziehung sind jene heldenmütigen Taten, die wir bei denen im Felde und bei denen daheim freudig anstaunen.

„Gewiß, es sind vielfach Tugenden des Augenblicks, heroische Aufwallungen, außerordentliche, der höchsten Not entsprungene Opfer, die wir bewundern; sie vermögen nicht die stillen Tugenden des Friedens, ihr stetiges Mühen um die Veredelung des Charakters und die Hebung der Menschheit zu ersetzen" (S. 21). Wir dürfen auch bezweifeln, daß die sittliche Besserung bei allen den Krieg überdauern und in der kommenden Friedenszeit die erreichte Höhe behaupten wird. Schon während des Krieges hält die Tugend der Schützengräben bei manchen in den Etappen nicht stand; und daheim dauert bereits vielen das ernste Leben der Kriegszeit etwas arg lange.

So geht es immer bei der Erziehung großer Massen. Der Mensch ist frei; er kann sich jeden Augenblick von Gottes Hand aufwärts führen lassen, er kann aber auch der natürlichen Schwerkraft nachgeben und abwärts sinken. Als das deutsche Volk in seiner Gesamtheit bei dem Ertönen der Kriegsposaune sich in so bewundernswerter Weise aufraffte, haben doch Tausende sich in ihrem Sündenschlaf nicht stören lassen; und so mögen auch Tausende nach der verrauchten Begeisterung oder Erschütterung wieder zu der alten Torheit und dem alten Leichtsinn zurückkehren. Dagegen haben aber auch ohne Zweifel Tausende im Krieg und durch den Krieg den Weg zu jenen ewigen Höhen gefunden, von denen es keinen Absturz mehr gibt. Und in bezug auf die große Mehrheit derer, die sich im Kriege geläutert, veredelt, gestählt haben, darf man die berechtigte Hoffnung

hegen, daß sie im Frieden zur Vollendung bringen, was sie in harter Zeit begonnen haben, daß sie in religiös-sittlicher Beziehung ein starkes Geschlecht sein und bleiben werden.

* * *

Selbst wenn wir das im Staat geeinte Volk als solches betrachten, ist nicht jeder Friede besser als der Krieg. Sonst wäre freilich der Krieg immer ein Verbrechen derer, die ihn wählen.

Bischof Michael v. Faulhaber sagt in dem Buche „Waffen des Lichtes" (Freiburg i. Br. 1915) S. 61 ff.: „Weltfriede wäre die Weltlage nach dem Herzen des Christentums, aber nicht als Kirchhofsfriede um jeden Preis. Unter den Wertgütern des Völkerlebens gibt es Grundwerte, die ein Volk nicht preisgeben kann, ohne sich selbst preiszugeben: die Wahrheit oder wenigstens den Willen zur Wahrheit, das Recht oder wenigstens den Willen zum Recht, Ehre und Freiheit oder wenigstens den Willen zur Ehre und Freiheit. Das sind absolute Werte, ohne die ein Kulturvolk nicht leben kann — Werte, die ‚uns kein Teufel raubt und kein Tyrannentrug uns kürzet'. Zur Wahrung dieser Wertgüter müssen gegebenenfalls andere Nationalgüter, die an sich auch als Dauerbesitz wertvoll sind, geopfert werden: Gold und Eisen und andere Umsatzware, Leben und Eigentum der Bürger, die Werke der Technik, im äußersten Notfall sogar der nationale Friede. Die Völker können ohne ewigen Frieden, nicht aber ohne Treu' und Glauben, ohne Recht und Freiheit leben. Es ist ein herrliches Psalmwort (Ps. 84, 11): ‚Gerechtigkeit und Friede umarmen sich.' Der Friede kann nur die Gerechtigkeit, nicht das Unrecht umarmen. Ein Friede, der durch Umarmung des Unrechts gerettet würde, wäre schlimmer als der Krieg, wäre ein Friedhofsfriede an den Gräbern höherer Güter, ein moralisches Harikiri des nationalen Lebens.... Weltfriede ist die Weltlage nach dem Herzen des Christentums, aber nicht als Scheinfriede. Ein Zustand, der den Namen hat, er sei Friede, in Wirklichkeit aber ein maskierter Krieg ist, zerreibt auf die Dauer die Völker mehr als ein ehrlicher Krieg. Der Scheinfriede ist kein Friede, so wenig der Scheinheilige ein Heiliger ist."

Die Propheten haben einen vollkommenen Frieden vorherverkündigt, in welchem die Schwerter in Pflugscharen, die Lanzen in Sicheln umgeschmiedet werden (Is. 2, 4), wo Gott die Bogen zerbricht, die Waffen zerschlägt und die Schilde im Feuer verbrennt (Ps. 45, 10 f.), wo Wolf und Lamm freundlich beisammen wohnen (Is. 11, 6 ff.). Aber diese bildlichen Reden bezeichnen ein Endgut, ein Ideal, das sein sollte und in der Heimat des Himmels sein wird, hier auf Erden aber, wie alle andern Ideale, nur langsam und teilweise seine Verwirklichung findet. Während der ganzen Weltzeit seufzt und ringt die Schöpfung nach Befreiung vom Verderben (Röm. 8, 20 ff.), bis der neue Himmel und die neue Erde kommen werden (2 Petri 3, 13). Auf unserer jetzigen Erde werden die Friedensverheißungen nur in dem Maße erfüllt, als die Menschen durch ihren freien Willen die Vorschriften des Evangeliums verwirklichen.

* * *

Da scheint nun allerdings ein Grundsatz des Evangeliums den Krieg unbedingt auszuschließen und Frieden unter allen Umständen zu verlangen. „Ich sage euch: Ihr sollt dem Bösen nicht Widerstand leisten, sondern wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, so biete ihm auch die andere dar. Und demjenigen, der mit dir prozessieren und dir den Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel.... Ich sage euch: Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und vergewaltigen, damit ihr Kinder eures Vaters im Himmel seid, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen über Gerechte und Ungerechte" (Matth. 5, 39 ff.). Wird diese Mahnung befolgt, dann sind Kriege unmöglich; und umgekehrt, wo Krieg ist, da wird dieses Gebot Christi übertreten.

Indessen, wie Bischof Faulhaber (a. a. O. S. 155) bemerkt, „man darf nicht mit dem Buchstaben der Bibel den Geist der Bibel totschlagen". Was würde aus der gesellschaftlichen Ordnung werden, wenn Diebe, Räuber und Mörder wüßten, daß sie ungestraft ihre Schandtaten ausführen könnten? Gott ist ein Gott der Ordnung und hat der Obrigkeit das Schwert gegeben zur Aufrechthaltung der Ordnung (Röm. 13, 4). Jene Worte sind überhaupt nicht an die Vertreter der staatlichen Gewalt gerichtet, sondern an Privatpersonen, und nicht einmal für diese gelten sie unter jeder Rücksicht. Jesus bot dem Knecht des Hohenpriesters, der ihm einen Backenstreich gab, nicht die andere Wange dar, sondern verwies ihm sein Unrecht (Joh. 18, 22 f.). Paulus ließ sich von den römischen Soldaten nicht geißeln, sondern berief sich auf sein Bürgerrecht (Apg. 22, 25). In beiden Fällen handelte es sich darum, einer obrigkeitlichen Rechtsverletzung entgegenzutreten. Der Verweis des Heilandes traf weniger den feilen Diener als die ungerechten Richter, die vor jedem Richterspruch die Mißhandlung des Gefangenen duldeten, weil er ihnen verhaßt war. Bei Paulus aber stand der römische Befehlshaber im Begriff, eine ungesetzliche Handlung zu begehen, ohne daß er es wußte. Darauf machte ihn der Apostel aufmerksam. Es ist also durchaus nicht immer ratsam, das Unrecht ohne Widerspruch geschehen zu lassen. Hier muß die christliche Klugheit entscheiden, ob die Rücksicht auf die eigene Vollkommenheit oder die Rücksicht auf die allgemeine Ordnung in den einzelnen Fällen den Vorrang verdient. Was Christus voll und ganz aus dem Herzen seiner Jünger fern wissen will, ist die rachsüchtige Gesinnung, das Verlangen, dem Feinde Böses mit Bösem zu vergelten. Eher soll man alles dulden, als sich selbst zum Unrechttun verleiten lassen. Kann man aber den Übeltäter durch maßvolles Zurückweisen des Unrechts auf bessere Wege bringen, so fordert schon die Nächstenliebe, daß man dieses Mittel nicht unversucht läßt. Kurz, die Worte des Herrn wollen keinen Buchstabendienst, der tötet, sondern Verständnis und Ausführung nach dem Geist, der lebendig macht.

Das gilt für den einzelnen, der auch über das Gebotene hinaus unter Umständen auf sein Recht verzichten kann. „Die staatliche Obrigkeit dagegen hat es nicht in der Hand, mir nichts dir nichts heilige Rechte des Volkes und des Landes ohne Schwertstreich zu opfern. Auf persönliche Rechte verzichten, kann

vollkommen sein; den Rock eines andern, das Recht seiner Volksgenossen verschenken, wäre Unrecht; öffentliche Rechte des Vaterlandes opfern, wäre Verrat.... Für die Völker, die als Völker nur ein Diesseitsleben führen, schließt das Gesetz der Lebensbehauptung die Pflicht der Notwehr gegen alle Schädlinge des gesunden Diesseitslebens in sich." So Bischof Faulhaber (a. a. O. S. 157 ff.).

Dazu kommt noch etwas anderes. Das Gesetz der christlichen Nächstenliebe wird im Krieg keineswegs zeitweilig außer Kraft gesetzt. Sofern dieses Gesetz ein positives Gebot ist, d. h. insofern es uns befiehlt, andern Gutes zu tun, können wir es unmöglich gegen alle in der gleichen Weise beobachten. Die Eltern müssen ihren Kindern und die Kinder ihren Eltern Liebeserweise geben, die sie andern nicht schulden. Sich selbst muß jeder insoweit mehr als alle andern lieben, daß er niemals sein eigenes Seelenheil preisgibt, um andern Wohltaten zu spenden. In der äußeren Betätigung der Liebe und also auch in dem Willen zu dieser Betätigung muß notwendig die rechte Ordnung gewahrt bleiben. „Das Gebot lautet: Liebet eure Feinde! Es lautet nicht: Liebet eure Feinde mehr als euch selbst und eure Freunde, die Fremde mehr als die Heimat, das Ausland mehr als das Vaterland. In der Rangordnung der Liebe hat das Heimatland den Vorrang vor dem Ausland" (S. 164 f.)[1].

Den Versuch unserer politischen Feinde, unserem Vaterlande Böses zuzufügen, hassen wir und weisen ihn mit heiligem Zorn und dem Aufgebot all unserer Kräfte zurück. Gott haßt auch das Böse, das die Sünder tun; aber die Sünder, die das Böse tun, liebt er und will sie von ihren verkehrten Wegen abbringen. Das ist unser Vorbild für unser Verhalten gegenüber den Feinden unseres Vaterlandes: Kampf gegen die Feinde, insofern sie Feinde sind; Liebe zu ihnen, insofern sie Kinder desselben himmlischen Vaters, Brüder Jesu Christi und zur gleichen ewigen Seligkeit mit uns berufen sind.

„Gott unser Vater, wir seine Kinder, untereinander Brüder. Dieses Gnadenverhältnis gilt aber nicht allein für unser Volk. Auch die Völker anderer Zungen vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang sind berufen, als ‚Hausgenossen Gottes' (Eph. 2, 19) mit dem gleichen Erbrecht der Kinder Gottes (Röm. 8, 17) in der Gemeinschaft der Erlösten verbrüdert zu werden. Auch die Millionen, die heute im Kampfe auf Leben und Tod einander gegenüberstehen, beten das Vaterunser und bekennen sich damit als Kinder des gleichen Vaters und als Brüder in Christus, und keiner will ein Stiefkind des himmlischen Vaters sein" (S. 27).

„Das Gebot der fünften Bitte, den Schuldigern zu vergeben, bleibt auch im Kriege göttliches Gebot. Die Krieger dürfen nicht aus persönlichem Hasse gegen die Feinde wüten, nicht aus persönlicher Rachsucht Verwundete und Gefangene mißhandeln, nicht auf eigene Faust unnötigerweise Privateigentum schädigen. Jene Kameraden haben das fünfte Gebot des Vaterunsers recht erfaßt, die

[1] Über die Vaterlandsliebe vgl. diese Zeitschrift Bd. 88 (1914/15) S. 512 ff.

mit den Kindern ihrer Feinde die Suppe teilen und auch an den Gräbern der Feinde den Helm abnehmen und sprechen: Vater unser, vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern! Die fünfte Bitte fordert, den ‚Schuldigern' zu vergeben, die schuldigen Personen nicht zu hassen; sie verwehrt aber nicht, die Schuld zu hassen und für das Unrecht am eigenen Vaterlande Sühne zu fordern, selbst wenn dann von dem Strafgericht über eine Schuld unschuldige Personen mitgetroffen werden" (S. 45 f.).

In der Überzeugung von der Gerechtigkeit unserer Sache beten wir um den Sieg unserer Waffen. Dieser Sieg ist zugleich die Niederlage unserer Feinde; aber wir wünschen und beten, daß diese Niederlage ihnen nicht zum Verderben, sondern zum Heil gereiche, daß sie aus dem Krieg religiös und sittlich besser hervorgehen. Fluchsprüche wider die Feinde, Schmähreden und Verleumdungen sind und bleiben auch im Krieg von Gott verboten. Selbst wenn unsere Feinde sich nicht entblödeten, so sehr ihr Christentum und ihre Ehre zu vergessen, daß sie solch gemeine Waffen gebrauchten, dann wäre das für uns kein Grund, nun auch unserseits unsern christlichen Namen und unsere Kultur mit einer solchen Schande zu beflecken. „Laß dich nicht besiegen vom Bösen, sondern besiege durch das Gute das Böse" (Röm. 12, 21). Sorgen wir jetzt schon dafür, daß dem Krieg ein Friede folge, in dem wir mit unsern Feinden, die dann aufhören, unsere Feinde zu sein, wieder in Liebe und Eintracht zusammen die von Gott uns gestellten Aufgaben nach Kräften erfüllen [1].

Wir dürfen uns von Herzen freuen über all das Große, das wir an unserem Volk erlebt haben. Aber wie verächtlich wäre es, wenn wir uns in eitlem Dünkel über unsere Gegner erheben und vor Gott hintreten wollten mit den Worten: Ich danke dir, o Herr, daß ich nicht bin wie die da! Gott allein weiß, wie viele edle, große, heilige Seelen im Feindeslande leben, die ihm wohlgefälliger

---

[1] Ähnlich wie die katholischen Theologen erklärt das Verhältnis der christlichen Nächstenliebe zum Krieg Ludwig Ihmels, Professor der Theologie in Leipzig: „Der Krieg im Lichte der christlichen Ethik" (Leipzig 1915) S. 18 ff. Das Gebot der Liebe von Person zu Person bleibt bestehen. Der sittlich gerechte Zorn gegen ein Volk wegen des uns zugefügten oder zugedachten Unrechts darf nie zu unsittlichem nationalem Haß werden. Rächen des Unrechts darf nie letzter Selbstzweck sein; wir müssen wünschen, daß nach dem Krieg jedes Volk wieder in seiner Weise die höchsten sittlichen Güter verwirklichen hilft.

Durchaus unerquicklich dagegen ist die Lesung von Martin Rades „Dieser Krieg und das Christentum" (Stuttgart und Berlin 1915), weil man nie weiß, wieviel christlicher Kern noch in diesem dunkeln Hin- und Herreden steckt. Das Christentum wird allerdings als nötig bezeichnet für unsere künftigen Friedensaufgaben. Wird es auch wirksame Kraft haben? „Man kann es ja dem einzelnen nicht verdenken, wenn er zweifelnd fragt, ob das Christentum von jetzt ab das plötzlich leisten werde, was es bisher nicht zustande gebracht habe, und wenn er nun nach Kräften sucht, die es ersetzen sollen. Aber bisher ist kein ebenbürtiger Idealismus auf der Walstatt erschienen." Darum muß es das Christentum sein. Wenn wir nur wüßten, was es mit diesem Christentum auf sich hat.

sind als der selbstbewußte, tugendstolze Sittenrichter. „Es wäre nicht im Geiste des Evangeliums, immer nur in den feindlichen Augen die Splitter zu suchen, als ob es jetzt in unserem Volke keine unordentlichen und im feindlichen Volke keine ordentlichen Menschen mehr gebe. Eisenpillen bringen Bluterneuerung, aber nur, wenn die Blutarmut oder Blutvergiftung nicht schon zu weit vorgeschritten ist. Der Aufmarsch ohne Alkohol, die Rückkehr zum einfacheren Küchenzettel, die Wiedergeburt der altgermanischen Abhärtung, die ins Riesenhafte gesteigerten Strapazen im Felde werden zum mindesten in der Lebensführung des jetzt lebenden Geschlechtes heilsam nachwirken. Freilich wären mit eiserner Strenge von unsern Truppen jene Dalilagestalten fernzuhalten, in deren Fanggarn deutsche Männer, und wären es Helden wie Samson, zu Verrätern des Geheimnisses deutscher Kraft werden und den sieghaften Ehrenschild unseres Volkes dem Spott der Besiegten preisgeben. Solcher Raub an der Wehrkraft unseres Volkes schreit nach dem Richtschwert des Evangeliums: ‚Wenn deine Hand oder dein Fuß dir Ärgernis gibt, haue sie ab und wirf sie von dir' (Matth. 18, 9. Mark. 9, 42). Die Welt kann an deutschem Wesen nicht genesen, wenn das deutsche Wesen selber an fremder Seuche vergiftet wird. Es ist nicht genug, daß unsere Armee mit blankem Schild und reinem Gewissen ins Feld zog, wenn sie nicht auch in dieser blanken Rüstung in die Heimat zurückkehrt. Der Krieg wird je länger je mehr zu einer moralischen Kraftprobe, und noch mehr werden die ersten Jahrzehnte nach dem Krieg es werden" (S. 175 f.).

Doch damit sind wir zu einer andern Seite der Friedensfrage gekommen: Wie soll bei uns der Friede nach dem Krieg sich gestalten? Die politischen Friedensfragen werden die Diplomaten erledigen, wahrscheinlich ohne uns zu Rate zu ziehen. Aber es gibt Friedensfragen, an deren Lösung wir alle ohne Ausnahme beteiligt sein werden, und deren Lösung um so besser sein wird, je mehr wir sie jetzt fest und klar ins Auge fassen.

Der bisherige Kriegsverlauf läßt es kaum mehr zweifelhaft erscheinen, auf wessen Seite der endliche Sieg sein wird. Aber nehmen wir einen Augenblick das Unglaubliche an, unser Volk würde nach all seinen herrlichen Siegen schließlich der Übermacht unterliegen. „Auch ein gläubiges, betendes Volk kann tief gedemütigt werden; auch ein gerechter Krieg kann unglücklich geführt und beendet werden. Wäre es anders, sähen wir Glauben und Gerechtigkeit immer und ausnahmslos auf Erden belohnt und gekrönt, so würde die Folge sein: Gottesfurcht und Tugend erschiene uns nicht mehr als Schule der selbstlosen Treue, der innerlichen Heiligkeit, der Nachfolge Christi, sondern vielen, vielen als eine irdische Glücksversicherung, als eine Attraktion. ‚Ertragen' müßten wir es schon in sittlichem und christlichem Geiste, wenn Gott es zuließe, daß die stolz erblühte deutsche Macht erniedrigt würde; daß statt unserer reichen, ungehemmten Kulturbewegung ein Zustand ärmlicher, bescheidener Enge wiederkehrte, wie er vor Jahrzehnten bestand, ja, daß unser Volk und Volkstum noch einmal die Schrecken einer Fremdherrschaft erlebte wie vor hundert Jahren. Mag uns eine solche Aussicht unmöglich, untröstlich erscheinen: die sittliche Kraft, zu leben, den religiösen

Halt des Glaubens und Gottvertrauens dürfen wir auch dann nicht aufgeben. Gab es doch auch in jenen dunkeln Zeiten Männer und Frauen, die groß und würdig lebten, die tapfer und trostvoll starben, ohne den neuen Frühling erlebt zu haben" (Mausbach a. a. O. S. 29 f.).

Doch weg mit diesen beängstigenden Voraussetzungen. Wir fragen nach den Aufgaben, die unser nach dem glücklich errungenen Endsieg harren.

* * *

Was fordert das Evangelium von uns für die Zeit nach dem Friedensschluß? Diese Frage beantwortet Engelbert Krebs in dem Buch: „Am Bau der Zukunft" (Freiburg i. Br. 1915). In der Vorrede heißt es: „Die erste Reihe dieser Gedanken über den großen Krieg war überschrieben: Die Stunde unserer Heimsuchung. Sie war vorwiegend ein Trostbuch.... Diese neue Folge betrachtet den Krieg als Grundlegung künftiger Friedenszeit. Denn alle Kriege werden geführt um künftigen Friedens willen. So muß denn auch jeder, der diesen Krieg miterlebt, während desselben schon an sich arbeiten, damit er wert und brauchbar werde, die Zukunft unseres Volkes begründen zu helfen. Jeder hat hier seine Aufgabe, die ihn jetzt schon verpflichtet." Doch enthält das Buch keine systematische Abhandlung über diesen Gegenstand; es besteht vielmehr aus einer Aneinanderreihung inhaltlich sehr verschiedenartiger, volkstümlicher Aufsätze, die im Freiburger „Katholischen Gemeindeblatt" erschienen sind. Greifen wir das eine oder andere heraus.

Die Zeit nach dem Sieg ist eine Zeit des Aufstiegs. „Wir Deutsche sind nicht im Sinken, sondern im Aufsteigen. Schöne Zeit, — schwere Zeit des Aufstiegs eines Volkes. Schöne Zeit! Haben wir es in den Friedensjahren auch einmal still und dankbar erwogen, was es heißt, leben zu dürfen in einem Volk, das nicht am Sinken, auch nicht am Stehenbleiben, sondern am Steigen ist?... Wir leben in einem aufsteigenden Volke. O freuen wir uns dessen, es ist eine schöne Zeit! — Aber es ist auch eine schwere Zeit." Ungezählte sind als blutige Opfer auf dem Felde geblieben. Zahllose unblutige Opfer des stockenden Wirtschaftslebens sinken von ihrer Höhe herab. „Aber auch jene, die obenauf bleiben im wirtschaftlichen Leben der Kriegszeit, sie haben Grund, die Zeit des Aufsteigens nicht leicht zu nehmen. Wie wird unsere Zukunft in der Welt sich gestalten? Haß und Neid werden noch reichlicher uns zuteil werden als bisher.... Stellen wir uns die Zukunft nicht leichter vor als die Vergangenheit!... Der größte Feind eines aufsteigenden Volkes ist der innere Übermut.... Der Krieg mit seiner Not hat den Übermut vieler zurückgedämmt. Wie aber, wenn der Endsieg kommt, auf den wir vertrauen und bauen? Wie aber, wenn Deutschland die unbestrittene Vormacht unter den Völkern erwerben soll? — Verhehlen wir es uns nicht: dann wird die innere Gefahr des Übermutes größer sein als je zuvor. Und mit dem Übermut tragen wir den Keim des Niederganges in unserem Innern" (S. 127 ff.).

Wir müssen es unsern Staatsmännern überlassen und tragen zu ihnen das Vertrauen, daß sie bei den Friedensverhandlungen und nachher die schweren

politischen Fragen und Aufgaben, die an sie herantreten, im Geiste der Mäßigung ohne Übermut, im Geiste der Kraft ohne schwächliches Nachgeben, im Geiste der Gerechtigkeit ohne Vergewaltigung, und im Geiste der Treue und Ehrlichkeit ohne Verschlagenheit und Hinterhaltigkeit lösen werden. Das ist keine Aufgabe, die der großen Mehrzahl der Bürger gestellt wird. Wohl aber hat jeder einzelne Friedenspflichten, an deren Erfüllung er jetzt schon arbeiten muß. Diese Pflichten lassen sich auf drei zurückführen: Das Schlimme, das der Krieg angerichtet hat, nach Möglichkeit zu beseitigen, das Gute, das er gezeitigt hat, auch für die Friedenszeit dauerhaft zu machen, das Schlechte nicht wieder hochkommen zu lassen.

Eine der schlimmsten Gefahren des Krieges besteht darin, daß wir gegen unsere politischen Feinde einen Haß einsaugen, der mit den Vorschriften der christlichen Sittenlehre unvereinbar ist. Schon im Kriege selbst darf der Wille, unsern Feinden Schaden zuzufügen, nur aus gerechter Notwehr und nicht aus Haß gegen einzelne oder ganze Völker hervorgehen. Mit dem Aufhören des Krieges muß vollends jede Absicht, direkt zu schaden, ein Ende haben, der Nationalitätenhaß schwinden und die Nächstenliebe auch ihrer äußeren Betätigung nach wieder vollauf zur Geltung gelangen. Das gilt ganz unabhängig davon, wie unsere Gegner ihrerseits die Gebote Christi im zukünftigen Frieden erfüllen werden. „Denn wenn ihr nur die liebt, die euch lieben, welchen Lohn werdet ihr haben?“ (Matth. 5, 46.)

„Wir haben Judastaten gegen uns erlebt. . . . Aber bedenken wir, daß es das Kennzeichen der Jünger Jesu ist, die Mitchristen, auch wenn sie Judasse sind, so zu lieben, wie Christus den Judas geliebt hat, d. h. bis ans Ende, bis jener Unselige in Verzweiflung von hinnen fuhr. Solange Menschen atmen, ist ihre Schlechtigkeit nicht verewigt, und darum dürfen wir sie nicht hassen, sondern müssen *hoffen*, sie einmal noch, und wäre es erst im Jenseits, als Brüder zu grüßen“ (S. 68 f.). Auch ein siegreicher Krieg würde uns sehr viel schaden, wenn er Nationalitätenhaß und Chauvinismus unter uns großzüchtete und verewigte.

Ein anderes großes Übel, das jeder Krieg bringt, ist dies, daß er so viele erwerbsunfähige Krüppel, so viele Witwen und Waisen schafft, so viele in Not und Elend stürzt, Handel und Industrie schädigt. Das sind Übel, die mit dem Ende des Krieges nicht sofort aufhören, sondern mit in die Friedenszeit hineinziehen. Ja, sie werden dann drückender sein als jetzt; denn der Gedanke: wir sind eben im Krieg, hilft über manches hinweg, was man im Frieden als eine unerträgliche Last empfindet. Gewiß wird der Staat helfen. Aber kann er helfen, wenn nicht alle, die dazu imstande sind, eine schwere Bürde an Steuern tragen? Kann er Handel und Industrie auf einmal wieder in den früheren blühenden Stand zurückversetzen? Die Kriegsindustrie und Kriegsgewinne werden aufhören, und was wird an ihre Stelle treten? Wir haben nicht so viel von unserem Volksvermögen an Fremde verloren wie unsere Gegner; aber wie lange wird es dauern, bis das in Kriegsanleihen festgelegte Kapital wieder für Friedenszwecke flüssig wird? So werden noch zahlreiche Schwierigkeiten auftauchen, an die wir jetzt

kaum denken. Gesetzt selbst, der Staat könnte sie alle oder fast alle befriedigend lösen, können und sollen die Armen, die durch den Krieg aus ihrer bisherigen gesellschaftlichen Stellung herausgeworfen oder jener beraubt worden sind, die ihnen nicht bloß Unterhalt, sondern, was mehr ist, die Liebe eines Kindes, eines Vaters, eines Gatten spendeten, nun zufrieden sein, wenn sie das zum Leben Nötige vom Staat empfangen, im übrigen aber freudlos und wie in der Fremde weiter leben? Wie viele, die aus dem Krieg in die Heimat zurückziehen, werden dort ihre Heimatlosigkeit erst recht empfinden?

Da wird es sich zeigen, ob die Tugenden, die wir während des Krieges zu bewundern Gelegenheit hatten, auch wirkliche Tugenden waren, d. h. Dauer und Bestand haben. Krebs macht im einzelnen aufmerksam, wie wir uns schon jetzt für die Schwierigkeiten des kommenden Friedens vorbereiten und einrichten können. „Wir sehen die Witwen zahlreich werden im Lande. Laßt uns nicht vorübergehen an ihrem Leide! Laßt sie uns trösten durch den Hinweis auf Gott und auf die neuen Aufgaben, die ihrer harren. Laßt uns ihnen helfen, wie wir sie in Not sehen. Laßt uns für sie beten, daß sie selber ihren Trost suchen und finden in Gott und in den neuen Aufgaben" (S. 65). „Kann nicht ein armes Kind an meinem Tische sich sattessen, auch wenn ich dadurch ein wenig mehr brauche oder selber ein bißchen weniger wählerisch essen muß als bisher? Kann ich nicht die Näherin, wenn sie dieses Jahr kein Ballkleid zu machen hat, ein paar Kleider schneidern lassen für arme Kinder? Kann ich nicht, auch wenn ich selber an Geld und Gut arm bin, manche Stunde, die ich sonst vertändelt oder auch edlen Genüssen gewidmet habe, nun den Liebeswerken widmen? Kann ich nicht auf tausenderlei Weise Werke der Liebe tun, die meinen bisherigen Gewohnheiten zwar zuwider und schmerzlich, aber ebendadurch um so christlicher sind?" (S. 71.)

Es ist unmöglich, hier auf alles einzelne einzugehen. Man berichtet von Feldmarschall v. Hindenburg den Spruch: „Möge unserem teuren Vaterlande der Geist von 1914 in hoffentlich langen Friedensjahren erhalten bleiben." Welcher Geist? Das sagt ein anderes seiner Worte: „Nächst Gott dem Herrn ist dieser glänzende Erfolg eurer Opferfreudigkeit zu danken." Ja, Opferfreudigkeit für die Sache des Vaterlandes auch nach dem Krieg ist der Schlüssel zur Lösung vieler Rätsel der Zukunft. Nicht Wettlauf nach Erwerb und Genuß, sondern Gebet und opferfreudiger Arbeitsgeist muß das kennzeichnende Merkmal der künftigen Friedenszeit werden, wie es nach den Blättern eine kleine Spruchtafel auf dem Tisch des Feldmarschalls verkündet: Bete und arbeite (S. 78 ff.).

Wovor wir uns im kommenden Frieden aber hüten müssen? Lieber möchte man davon nicht reden. Auch ist die Hoffnung berechtigt, daß diejenigen, die des Krieges Leid und Schrecken in reichem Maße durchgekostet und mit Starkmut ausgehalten haben, auch für die Zukunft tüchtige Bürger und eine Ehre ihres Vaterlandes bleiben werden. Aber „es gibt immer noch Menschen, die unter diesem Kriege kaum merklich gelitten haben. Es wird nach dem Kriege Menschen geben, alte und junge, die das Erlittene leicht vergessen werden. Und

es warten tausend schlimme, lüsterne, heimtückische Menschen, Jugendverführer und Unschuldszerstörer, die nur jetzt nicht ganz so offen hervortreten können, die aber nur warten, um sich dann über die siegestrunkene, mit Recht lebenshungrige Jugend heranzumachen und sie in alle (oh! so ‚wohlverdienten!') Genüsse und Lüste des lang entbehrten Friedens einzuführen. Du liebe Zeit, was soll denn aus all den Berliner Nachtlokalen und Münchner Ballsälen und Variétés und Lustspielhäusern und den feschen Tänzerinnen und den schicken Kleiderkünstlern werden! Die haben doch lange genug gedarbt? Und die Witzblätter, die jetzt so anständig tun müssen ... die wollen doch auch wieder leben? ... Und die ‚leicht geschürzte (französische) Muse' will doch auch wieder zu Wort kommen im Hoftheater und Stadttheater? Und all das Schwere und Drückende der jüngsten Vergangenheit will doch auch einmal wieder weggetanzt und ausgelöscht und erstickt sein in einem Rausche von Ausgelassenheit und Lust. ..."

„Mein Gott, mein Gott, und da sollen wir um Frieden bitten? Und da sollen wir uns nach dem Frieden sehnen, wir mit dem blutigen Leid um die Gefallenen, mit der zehrenden Sorge um die Gefährdeten, mit dem hilflosen Kummer um die wirtschaftliche Not unserer Armen! Ach, was geht die paar vom Kriege Unberührten unser Schmerz, unsere Sorge, unser Kummer an? Sie dulden uns jetzt während des Krieges. Wir sollen dann auch wieder Duldung üben gegen ihren Schmutz! Das gehört zum bürgerlichen Frieden! Also denn. Aber dann wundern wir uns nicht, wenn der Herrgott vielleicht nicht mitmacht, sondern aus Liebe zur Unschuld der vereinsamten Bräute und der jungen Witwen und der arglosen Waisen uns noch tiefer hineinführt in die Schule seiner Zucht, uns hineinführt in Hunger und Not, da der Krieg uns noch nicht mürbe gemacht hat. — Schrecklich, solche Gedanken zu denken! Nein, gehen wir an die Arbeit. Und diese Arbeit besteht darin, die gesunde Luft unserer öffentlichen Meinung, wie sie jetzt unterm Kriegshimmel weht, auch für die Zeit des Friedenssonnenscheins zu erhalten" (S. 55 ff.).

* * *

Bischof v. Keppler legt in dem Büchlein „Unsere toten Helden und ihr letzter Wille" (Freiburg i. Br. 1915) den toten Helden folgende Worte in den Mund:

„Ihr dürfet nun bald einziehen ins gelobte Land des Friedens, das Gott euch schenkt. Wir durften nur von ferne hineinsehen und uns hineinsehnen. Ziehet ein, frohen Herzens, ernsten Sinnes, festen Schrittes. Es ist ein heilig Land, Zoll um Zoll erkämpft mit edlem Blut. Wendet ihm all eure Sorge und Arbeit zu. Wehe, wenn durch eure Schuld der kostbare Boden von Unkraut überwuchert, von Streit und Hader zerstampft, von Laster und Liederlichkeit versumpft und verseucht und sein gesundes Friedensklima in Malaria verwandelt würde! Wehe, dann müßte unser Blut von der Erde zum Himmel schreien, dann müßten wir in Ewigkeit gegen euch zeugen! Wehe! — Wenn ihr aber das Friedensland wohl umheget, treu besorget, gut besamet und mit Edelstämmen und Edelreben bepflanzet, dann wird ihm der Sonnenschein, der Tau

und Regen von oben nicht fehlen, es werden goldene Saaten reifen und glückliche Geschlechter werden darüber wandeln und in Freuden von seinen Früchten genießen" (S. 27).

Damit dieses glückliche Ziel erreicht werde, seien neun Lebensregeln zu beobachten:

1. „Nehmet es ernst mit dem Leben! ... Nicht Lust, nicht Genuß und Vergnügen, nicht Selbstsucht und Eigennutz kann dem Leben Goldwährung geben. Des Lebens Kern und Wert und Halt ist die Pflicht, die harte, strenge, hohe, heilige Pflicht. ... Menschenrechte kann nur beanspruchen, wer die Menschenpflichten erfüllt; Vorrechte nur, wer andern vorgeht in der Pflichterfüllung." 2. „Nehmet es ernst mit der Religion! Sie sei euch das Erste und Letzte, das eine Notwendige. Sie ist das Heilige, Ewige, Göttliche im sterblichen Menschenleben. ... Sie nimmt den ganzen Menschen in Anspruch und des ganzen Menschen ganze Liebe. Liebet euern heiligen Glauben, sein wunderbares Licht, sein wundersames Dunkel. Liebet eure heilige Kirche wie eine Mutter; sie ist eure Mutter. Liebet Gottesdienst und Gotteshaus, liebet das Gebet und die menschenfreundlichen heiligen Sakramente." 3. „Nehmet es ernst mit dem Vaterland! ... daß die gute deutsche Art, der Vorfahren kostbares Erbe, erhalten bleibe; daß deutscher Fleiß, deutsche Ehrlichkeit, deutsche Frömmigkeit und deutsche Treue nicht schwinde, daß die Würde der Frau, die Heiligkeit der Ehe, das Heiligtum der Familie nicht angetastet werde. ... Die größten Siege können die Nation nicht am Leben und bei Kraft erhalten, die sich selber nicht treu bleibt, die ihr Bestes eintauscht gegen fremdländische Scheinwerte und Unwerte. Richtet eine strenge Gesundheits- und Reinlichkeitspolizei ein für die Buchläden, die Schaufenster, die Schaubühnen und Theater ... da lagert fußhoch der Schmutz der verfluchten Ausländerei." 4. „Schützet des Vaterlandes Zukunft: schirmet das Heiligtum der Ehe ... damit sie fruchtbar bleibt und die großen Lücken wieder ausfüllen kann." 5. „Sorget für die Zukunft: habet acht auf die Jugend. ... Liefert nicht unsere und eure Kinder Menschen zum Experimentieren aus, die darauf ausgehen, sie der Familie und Kirche zu entfremden". 6. „Liebet euer Vaterland, freuet euch, Deutsche zu sein! Seid freudig bereit mitzuarbeiten an der Erhaltung, Läuterung, Veredlung und Kräftigung des deutschen Volkscharakters. ... Schulter an Schulter haben Deutschland und Österreich-Ungarn den Kampf bestanden gegen eine Welt von Feinden. Trotz ungeheuren Blutverlustes gehen sie gesünder und kräftiger, ernster und gereifter aus dem Weltkrieg hervor. ... Schwer ist die Friedensaufgabe, an der ihr alle mitzuarbeiten habt. ... Diese duldet keine Zwietracht und Uneinigkeit unter denen, die es mit dem Vaterlande gut meinen." 7. „Der furchtbare Druck der Not, aber auch das heilige Feuer der Vaterlandsliebe hat zum Staunen der Welt abermals das Wunder eines einigen Deutschland und eines einigen Österreich zustande gebracht. ... Die überwundenen Völker werden noch lange Feinde, die andern keine Freunde sein. In einer solchen Weltlage gibt es nur eine Politik: die des festen Zusammenschlusses beider Reiche, die Zusammenfassung aller Kräfte.

Deutschland und Österreich sei und bleibe für Europa das eine unteilbare Reich der Mitte, die Weltmacht des Friedens, der Hort des Völkerwohles, die Heimat der wahren, vom Geist des Christentums durchdrungenen Kultur." 8. „Jeder rechne es sich zur Ehre, zum Volk zu zählen. Ein Herabsehen auf das gemeine Volk, wie der gemeine Ausdruck lautet, darf es nicht mehr geben, am wenigsten bei den Gebildeten und Vermöglichen. . . . Die Industriearbeiter dürfen nicht so töricht sein, sich für den privilegierten Stand anzusehen, den Bauernstand zu verachten, der sie und das Vaterland mit Brot versieht." 9. „Als der Krieg ausbrach, ist Friede geworden unter den Konfessionen. . . . Rettet diesen Frieden hinüber in die Zeit nach dem Krieg! Niemand verachte den andern um seines Glaubens willen. Kein Teil rede verächtlich von dem andern. Keiner ziehe mehr des andern Vaterlandstreue in Zweifel. Jeder hat vollauf zu tun auf seinem Arbeitsfeld; möge jeder schiedlich und friedlich, in edlem Wetteifer mit dem andern das seinige bebauen. Zwischen beiden Gebieten aber liegt eine breite neutrale Zone sozialer, karitativer, kultureller Betätigung; da können beide sich nützlich machen, jeder in seiner Art, jeder nach seiner Kraft, für das Vaterland, für die Menschheit, für das Reich Gottes" (S. 15 ff.).

Die Notwendigkeit des Aufhörens verbitternden Haders, die Pflicht, bei allen Zusammenstößen entgegengesetzter Meinungen und Bestrebungen die notwendige innere Einheit nie in Gefahr zu bringen, wird auch protestantischerseits vielfach betont. So von dem Berliner Privatdozenten der Theologie Hermann Mulert in dem Buch „Der Christ und das Vaterland" (Leipzig 1915) S. 44 f.: „Die Spannungen zwischen preußischem und deutschem Interesse und Wesen, denen wir in der Vergangenheit begegnen . . . sind auch in der Gegenwart noch nicht geschwunden. Sie können es nicht sein, so wenig die Unterschiede zwischen den Preußen und den Bayern aufgehört haben, oder innerhalb Preußens die zwischen Pommern und Rheinländern. . . . Gleichgültig, wie wir dazu stehen, wir sollen alle einsehen, daß diese Spannungen, innerhalb gesunder Grenzen gehalten, ein Stück unseres Reichtums sind. Und daß tatsächlich auch tiefgehende Gegensätze angesichts vaterländischer Not verschwinden können, das ist die große Erfahrung der ersten Augusttage 1914. Dies aber ist das zweite: wenn so große Gegensätze, wie die zwischen den bürgerlichen Parteien und der Sozialdemokratie, jetzt das Maß von Schärfe verlieren konnten, das sie zur nationalen Gefahr machte, wenn in Süd- und Westdeutschland jetzt aus der geschichtlich begründeten Sonderart dieser Landesteile und Volksstämme jedes gefährliche Maß von Abneigung gegen das preußische Militärwesen geschwunden ist, wenn wir von den Schlachtfeldern nur den virtutis concentus, um das Wort des Tacitus zu brauchen, den Zusammenklang der Tapferkeit der Preußen und Bayern und all der andern hören, dann liegt darin Erhebenderes, als wir zu erleben hoffen durften, es liegen darin aber zugleich ernste Verpflichtungen für die Zukunft: daß wir aufhören, unsere inneren Kämpfe, soziale, politische, konfessionelle, innerkirchliche in jener verbitternden Weise zu führen, die bei uns

hergebracht, aber eine nationale Gefahr ist. Brächten wir das nicht fertig, so würde es bedeuten, daß, wie nach den Freiheitskriegen Deutschland durch die Politik der Regierenden um einen großen Teil des Erfolges kam, der auf den Schlachtfeldern errungen war, diesmal durch die Schuld des Volkes der beste Ertrag der großen Stunde wieder verloren ginge." [1]

* * *

Fort mit aller Bitterkeit und Gehässigkeit, besonders in religiösen Streitfragen! Das muß für alle, die es gut mit ihrem Vaterland meinen, durchaus ein wesentlicher Punkt des Programms für die künftige Friedenszeit sein. Die Wahrheit bedarf zu ihrer Verteidigung keine persönlichen Verunglimpfungen und Verdächtigungen der Gegner; und die Religion der Liebe schließt zwar nicht den Haß gegen Irrtum und Sünde aus, wohl aber den Haß gegen die Irrenden und Fehlenden.

Ist nun damit gesagt, daß das Unterscheidende und Trennende unterdrückt oder wenigstens zurückgedrängt oder verschleiert werden soll? Nein! denn Einheit in einer Rücksicht ist keine Einerleiheit in allen Dingen; am wenigsten ist sie eine künstliche oder gar gewaltsame Gleichmacherei. Es wäre gewiß sehr erwünscht und durchaus dem Willen Gottes entsprechend, wenn im Sinne unseres göttlichen Heilands „ein Hirt und eine Herde" wäre. Selbst dann würde noch eine große Mannigfaltigkeit in der Betätigung der Religion vorhanden sein. Aber leider sind wir von diesem glücklichen Zustand weit entfernt. In unserem Vaterland sind nicht alle Bürger Christen, und nicht alle, die sich zu Christus bekennen, stimmen in Lehre, Kirche und Religionsübung überein. Wir sind nicht berechtigt, denen, deren religiöses Denken und Tun mit dem unsern nicht übereinstimmt, in Bausch und Bogen „guten Glauben" abzusprechen. Im Gegenteil, solange nicht hinreichende Gründe im einzelnen dagegen zeugen, müssen wir ehrliche Gesinnung bei allen voraussetzen und nach dieser Voraussetzung unser Verhalten gegen sie einrichten. Das ist es, was man „bürgerliche Toleranz" genannt hat, d. h. eine Toleranz, die in rein staatsbürgerlichen Verhältnissen niemand wegen seiner religiösen und kirchlichen Überzeugung bevorzugt oder benachteiligt, sondern in bürgerlichen Dingen den Bürger eben nur als Bürger

[1] Mulert bemüht sich, von seinen Darlegungen alles Verletzende im Ton fernzuhalten. Sachlich sind seine Urteile über Religion, Christentum und Kirche die eines Modernisten Ritschlscher Richtung. Es ist also selbstverständlich, daß ein Katholik ihnen oft genug nicht beipflichten kann, und daß er auch zuweilen durch die gewählte Ausdrucksweise sich peinlich berührt fühlt. Anderseits enthält das Buch viele zutreffende Urteile, so z. B. in dem Schlußabschnitt: „Selbstprüfung ist gut, Selbstruhm aber, auch wenn er berechtigt ist, stets eine Versuchung. Wichtiger, als daß wir erwägen, was schon gewonnen ist, bleibt es, daß wir alles tun, uns der Opfer wert zu zeigen, daß wir im Leben unseres Volkes abtun, was in dieser Zeit doppelt als Schande empfunden werden muß. Von behördlichen Maßregeln, gesetzlichen Reformen soll hier nicht lange die Rede sein; zwei Worte nur, um dringende Not anzudeuten: Trunkenheit und Prostitution" (S. 207).

betrachtet und behandelt. Aber nun weiter gehen und lediglich um des gemütlichen Zusammenlebens oder um ähnlicher Rücksichten willen seine religiöse Überzeugung verleugnen und die Vorschriften der Kirche mißachten wollen, wäre weder männlich noch christlich; es wäre charakterlos, und mit Charakterlosen ist auch der Sache des Vaterlandes nicht gedient.

In dem von Professor Heinrich Finke herausgegebenen Sammelwerk „Kraft aus der Höhe" (Kempten und München 1915) sagt Professor Heinrich Schrörs in der Abhandlung „Die Kirche im Weltkriege": „In den letzten Jahren ist viel die Rede gegangen von dem Zusammenschluß oder wenigstens dem Zusammenwirken der deutschen Katholiken mit den evangelischen Mitbürgern in öffentlichen Angelegenheiten. Soweit es sich um Dinge handelt, die mit dem Glauben nichts oder doch nur sehr nebenher etwas zu tun haben, ist das selbstverständlich und eine patriotische Notwendigkeit. Das staatliche Interesse und das Wohl des Vaterlandes, denen zu dienen für alle eine heilige Pflicht ist, verlangen es so gut, wie auch die Förderung des katholischen Volksteiles selbst. Der Gegensätze auf rein weltlichem Gebiete durchziehen schon zu viele unser Volk, als daß der konfessionelle hätte hinzukommen dürfen. Aber man schien sich hier und da anzuschicken, auch weiterzugehen und auch in Fragen und Bestrebungen, die ihrer Natur nach mit der Weltanschauung zusammenhängen, ein Zurückstellen dieser zu predigen. Nicht das Trennende betonen, sondern das Einigende, so hieß es. In seinem privaten Denken und Tun möge jeder sich streng nach den Grundsätzen seiner Konfession richten, aber darüber hinaus solle das mit dem gläubigen Protestantismus Gemeinsame maßgebend sein. Ohne Zweifel war das edel gemeint und waltete keineswegs die Absicht, von den Lehren der Kirche und deren unabweisbaren Folgerungen nach der weltlichen und kulturellen Richtung ein Titelchen preiszugeben. Indes spielte doch unbewußt etwas die opportunistische Furcht mit, allzu sondertümlich katholisch zu erscheinen. Es lag etwas wie ein Mangel an dem vollen, heiligstolzen Durchdrungensein von der absoluten Wahrheit des Katholizismus und deren über den Wechsel der Zeit erhabenen Macht vor.

„In dieser Hinsicht ist zu erwarten, daß der Krieg eine reinigende und erfrischende Wirkung ausübt. Er hat bereits gezeigt, welche Bedeutung man dem katholischen Prinzip und seiner Inkarnation in Kirche und Papsttum zuerkennt. Der Rückschlag kann nicht ausbleiben weder auf die geistig führenden Schichten unserer Glaubensgenossen noch auf die in andern Lagern Stehenden. Wir werden uns mehr des eigenen inneren Wertes und der äußeren Bedeutsamkeit erinnern. Jene, die andern Überzeugungen huldigen, werden uns größere Achtung und bereitwilligere Toleranz entgegenbringen. Die unter dem Druck des feindlichen Angriffes in so großartiger und erhebender Weise zum Gefühl der Einheit gekommene Nation kann diese Erkenntnis und diese Pflicht nicht mehr vollends verleugnen wollen. Schon mehren sich die Stimmen von drüben, die eine gerechtere Beurteilung für die Zukunft künden. Daß sie Wort halten, wird zu einem guten Teile von der Haltung der Katholiken selbst abhängen. Nur das vornehme und bei aller Gerechtigkeit und Milde gegen Andersdenkende unverhüllte katho-

lische Selbstbewußtsein erzwingt Achtung. Damit ist auch am besten dem Zusammenarbeiten mit positiv gläubigen Christen fremder Bekenntnisse gedient. Denn eine wirkungsvolle Bundesgenossenschaft muß auf der anerkannten Gleichheit der Partner gegründet sein.

„Vor allem aber ist ein weiteres zu bedenken. Echtes und triebkräftiges Christentum kann es nur in der Form einer bestimmten Konfession oder, richtiger gesagt, einer Kirche geben; alles andere ist wesenlose Abstraktion, ein abgeschnittener Zweig ohne Stamm und Wurzeln. Sollen also im Deutschland der Zukunft wirklich christliche Gedanken zur Geltung kommen, so müssen sie hervorsprossen und getragen sein von dem festen Boden eines Bekenntnisses und einer kirchlichen Gemeinschaft.... Wir sehen es in dieser Kriegszeit. Der nach außen hervortretende religiöse Sinn im Heere und der Ernst, der Mut und das Gottvertrauen, die aus ihm quillen, stützen sich auf die Eigenart des kirchlichen Glaubens, ohne daß dieses der geschlossenen Gemeinsamkeit des Geistes in der Armee Abbruch tut.... Warum sollte es nicht ebenso möglich sein, wenn wir wieder den bürgerlichen Werken des Friedens obliegen? Gut katholisch und gut deutsch! So sorgen wir am besten für das innere Erstarken des Vaterlandes" (S. 78 ff.).

* * *

Die katholische Religion ist, das besagt schon ihr Name, Weltreligion, wie Gott der Gott aller Menschen ist. Kein Mensch und kein Volk kann sagen: Gott braucht mich und ist in diesem Sinne mein Gott. Wir alle brauchen Gott. Wollen wir sicher sein, daß Gott auf unserer Seite steht, dann sorgen wir, daß wir auf Gottes Seite stehen. Nur in diesem Sinne reden wir von unserem Gott, nicht aber im Sinne einer Nationalreligion. Christen, die Gott ausschließlich für sich in Anspruch nehmen wollen, damit er mit ihrem nationalen Dünkel und Haß gemeinsame Sache mache, fügen Gott und ihrer Religion eine große Schmach zu.

In der Sammlung „Kraft aus der Höhe" weist Professor Georg Pfeilschifter auf einige Beispiele solcher nationalen Verbohrtheit in Frankreich und England hin und fährt dann fort: „Unwillkürlich drängt sich uns bei dieser Wahrnehmung der Vergleich auf mit dem jüdischen Volke, dessen Messiashoffnungen aus der reinen Sphäre der Religion in die selbstsüchtige Atmosphäre der Politik herabgezogen wurden. Die von politischen Hoffnungen so lebhaft erregte jüdische Volksseele hatte sich allmählich das Bild eines politischen Messiaskönigs suggeriert, so daß es den wahren religiösen Messias, als er dem Messiasbegriff der Juden jene politische Bedeutung nahm und sein himmlisches Reich streng unterschied von einem irdischen Königtum, nicht mehr erkannte, sondern als falschen Messias und Volksaufwiegler ans Kreuz schlug.

„So wird auch jetzt wieder die Religion der Propheten und Jesu Christi verneint, indem man sie in nationale Dienste zwingt und zu einem Streitmittel in diesem schrecklichen Weltkrieg erniedrigt....

„Auch wir sind gegen diese Gefahr nicht von vornherein gewappnet. Auch wir können zu den vielen Verlusten, die dieser Krieg an idealen Gütern uns

schon gebracht hat, auch noch den erfahren, daß wir Schaden leiden möchten an der wahren Religion Jesu Christi.

„Bleiben wir uns bewußt, daß die christliche Religion eine neue Welt höherer überirdischer Ordnung bedeutet, die über alle Ansprüche und Kraftanstrengungen der bloßen Natur wesentlich hinausliegt, übernatürlich ist. Gegenüber den Dingen der irdischen Ordnung ist die christliche Religion universell, innerlich und geistig. Gemessen an dem Christentum sind Individuum, Familie, Nation partikularistisch und von dieser Welt. Familie und Nation sind beide nicht Selbstzweck, nicht das Absolute, sondern nur Mittel zu dem Zwecke, die Menschheit ihrer gottgewollten Bestimmung entgegenzuführen. Über all diesem irdischen Partikularismus steht, all seine Erscheinungen allzumal umfassend, mit seinen lichten Himmelskräften das Christentum. . . .

„Wer für sich selbst, für seine Familie, für seine Nation Gott mit Beschlag belegt, wer sich selbst, seine Familie, seine Nation identifiziert mit den ‚Interessen' Gottes, der verkennt den Universalismus des christlichen Gottesbegriffes und damit auch der christlichen Religion. Und wer den Universalismus der christlichen Religion verkennt, verkennt zugleich den Universalismus der göttlichen Gnade, die sich weder an bestimmte Individuen, noch Familien, noch Nationen bindet. Er verkennt den Universalismus der Gotteskindschaft, die alle Menschen umfaßt ohne Ansehen ihrer irdischen Abstammung. Er verkennt den Universalismus der christlichen Nächstenliebe, der sozialen Kräfte des Christentums, die keine, wirklich keine Grenzen, auch nicht gegenüber dem Feinde, kennen. Er zerstört den mystischen Leib Christi, der die übernatürliche Lebensgemeinschaft aller an Christus Glaubenden aus allen Völkern und Nationen ist. Er verkennt mit einem Worte die Übernatürlichkeit und damit das Wesen der christlichen Religion. Er verwechselt hoffnungslos die Sphären des selbstsüchtigen, engen, ärmlichen irdischen Partikularismus und des die ganze Welt mit dem unendlichen Reichtum göttlicher Liebe umfassenden übernatürlichen Universalismus. . . .

„Wir dürfen, da wir schon so viel verloren haben, nicht auch noch die höchsten Ideale unserer Religion gefährden: ihr himmlisches Wesen, das nicht von dieser Welt ist, und durch das doch die Welt genesen soll von den fürchterlichen moralischen Epidemien dieser Kriegszeit. Denn das universale Christentum hat als Weltreligion, die alle Menschen zu einer umfassenden Liebesgemeinschaft einigen soll, die Aufgabe, die durch diesen Weltkrieg entfesselten Instinkte einer grenzenlosen nationalen Selbstsucht zu bändigen und auf ihr richtiges Maß zurückzuführen . . ., es soll schließlich versuchen, die zerrissene und zerschlagene Menschheit wieder zu einigen zu einer friedlichen Verständigung und Verbrüderung der Nationen durch den gemeinsamen Glauben an christliche Menschenwürde und christliche Menschenliebe, wozu alle in gleicher Weise berufen sind.

„Diesen völkerverbindenden christlichen Universalismus verkörpert in vorbildlicher Weise das gegenwärtige Oberhaupt unserer Kirche, Papst Benedikt XV. Er verkündet, bald umbrandet bald umschmeichelt von den Wogen des Völkermeeres, unbestechlich mit lauter, mahnender Stimme diese höchsten Ideale und

Ziele der christlichen Weltreligion. Tragen wir zu ihrer Verwirklichung bei in einer Zeit, wo es fast hoffnungslos erscheint" (S. 89 ff.).

Papst, Bischöfe, Priester, christliche Gelehrte fordern uns auf, in diesen harten Zeiten unsere Augen nicht abzuwenden von den ewigen Bergen, von denen uns Hilfe kommt. Unsere Umschau hat uns gezeigt, wie alle einig sind in dem Bewußtsein, daß wir Gott Dank schulden für all das Große, das er bisher an uns getan hat, daß wir nicht aufhören dürfen, unsere Hände flehend zu ihm zu erheben, damit er sein Werk zu unserem Heil glücklich zu Ende führe, daß wir forschen müssen, was ihm an uns mißfällt, und die schwere Heimsuchung benutzen, um ihm wieder möglichst wohlgefällig zu werden, daß wir schon jetzt wacker Hand anlegen müssen an die Erfüllung der mannigfachen religiösen und sittlichen Aufgaben, die er uns gestellt hat, und daß wir dann, wenn wir nach Kräften mit seiner Gnade mitwirken, vertrauensvoll das beglückende Wort von ihm erwarten: Pax vobis!

Christian Pesch S. J.

Besprechungen.

Religionswissenschaft.

1. Religion in Vergangenheit und Zukunft. Von Karl Becker. kl. 8° (227) Berlin 1915, Steinitz. *M* 2.— 2. Religion und Volkstum. Von Friedrich Gogarten. (Tat-Flugschriften Nr. 5.) 8° (36) Jena 1915, Diederichs. 80 *Pf.* — 3. Religion als Wille. Grundlegendes zur neuen Frömmigkeit. Von Arthur Bonus. kl. 8° (124) Jena 1915, Diederichs. *M* 2.50 — 4. Durch welche Kräfte wird Deutschland siegen? Religiöse Vorträge von Gertrud Prellwitz. 8° (XIV u. 72) Jena 1915, Diederichs. *M* 2.—

Man hört immer mehr von „neureligiösen" Bestrebungen sprechen. Leute, denen aus irgendwelchen Gründen das ererbte Christentum nicht gefällt, wollen es umgestalten, daß es „modern" werde, oder versuchen geradezu Ersatz durch Neubildungen. Es sind nicht immer Männer vom Fach, die sich an solche Aufgaben wagen; vielfach machen auch Schriftsteller, denen man Mangel an wissenschaftlicher Kenntnis oder vorherrschend literarische Auffassungsweise leicht anmerkt, „neureligiöse" Vorschläge.

1. Radikal geht Becker vor; er möchte Gottesvorstellung und Gottesbegriff gänzlich aus der Religion abtun. An Stelle Gottes habe das höhere Seelenleben der Gesamtheit zu treten, so daß künftighin nicht eine Religion Gottes, sondern die Religion der Seele gelte. Religion liege nämlich dann vor, wenn das Erlösungs- und Glücksbedürfnis des Menschen auf Gegenstände abzielt, auf die er einerseits nicht verzichten, die er anderseits nicht mit eigener Kraft erringen kann; so hätten alle Religionen sich aus den Lebensinteressen ihrer Epoche heraus als deren Spiegelbild ihre Vorstellungen geschaffen. Die Verehrung und Hochhaltung des höheren Seelenlebens, des höheren Menschentums ist Religion (S. 176). Nun aber gehe gerade das Lebensinteresse unserer Zeit auf die Erhaltung unseres höheren Seelenlebens gegenüber dem auf allen Gebieten zerrissenen, ziellosen, materiellen, auf den äußeren Erfolg gerichteten Treiben der Gegenwart. Der einzelne reiche gegen diese niederen Mächte nicht aus, wohl aber die Gesamtheit; diese werde somit zum Schöpfer und Erlöser.

Diese neue Religion wird nach Becker selbstredend eine andere Gestalt zeigen als die alte. Es gibt da keinen Kult mehr, der sich nach außen wendete, auch nicht Lehre oder Dogma, weil ja das seelische Leben uns sowieso vertraut und bekannt ist. Da freilich die Mehrzahl der Menschen einer Anregung bedarf,

wird man voraussichtlich an den hergebrachten Sonn- und Festtagen regelmäßige Versammlungen abhalten, und auch Organisationen werden sich bilden müssen. Bis aber diese begehrenswerten Dinge kommen, muß man sich selbst anregen mit den großen Schöpfungen des menschlichen Seelenlebens in Kunst und Religion.

Die Anklänge an Euckens „Geistesleben" fallen bei diesen Ableitungen sofort auf (siehe diese Zeitschrift Bd. 84, S. 226 f. 276), obwohl Becker mit Eucken noch darin unzufrieden ist, daß er die Gottesvorstellung nicht kräftig genug abschüttle. Eucken könnte erwidern, daß Becker dann auch mit der letzten Verbrämung der Freidenkerei durch das Wort „Religion" aufräumen solle. An Becker selber einläßliche Kritik zu üben, erübrigt sich. Was er vorschlägt, genügt nicht. Das menschliche Seelenleben, auch das der Gesamtheit, ist nicht fähig, unser Erlösungs- und Glücksbedürfnis zu befriedigen. An den Gründen aber, weshalb Becker die alten Religionen für unannehmbar hält, verzweifelt man alsbald, wenn man liest, daß die Katholiken, von den Giftmorden der Päpste zu geschweigen, die Jungfrau Maria anbeten, daß die Lehre von der Allmacht Gottes in Widerspruch stehe zu unserer Erkenntnis von der unabänderlichen Naturgesetzmäßigkeit usw.

2. Gogarten beschreitet, auf Fichte, Lagarde, Bonus hinweisend, laut Anzeige im Buchhandel, „den Weg deutscher Religion".

Es wird immer dringlicher, sich klar zu machen, inwiefern man verständigerweise von nationaler Religion sprechen dürfe. Es gibt nationale Religionen, wo der verehrte Gott schlechthin Nationalgott ist, nicht der Gott aller Menschen, sei es, daß er als wirklich existierend oder nur als Symbol gedacht wird. Manche Äußerungen der neuesten Zeit klingen sogar so, als wollte man das Vaterland selbst zum Gegenstande der Religion machen: Patriotismus sei ohne weiteres Religion. Diese Nationalisierungen des Gegenstandes der Religion sind unhaltbar. Dagegen läßt sich, Verständigkeit und Maßhaltung vorausgesetzt, nichts einwenden gegen eine Verehrung Gottes gerade um seiner schaffenden, urbildlichen, führenden Beziehungen zur eigenen Nation willen. Ebenso kann die Nationalität der Religion auf den Träger und die Art der Gottesverehrung gehen, indem sowohl die Nation als Ganzes, wie es ihre Pflicht ist, nicht bloß der einzelne, Gott verehrt, als auch die Gottesverehrung so geübt wird, wie es dem nationalen Charakter entspricht. Man muß sich nur in alledem an die von Vernunft und Offenbarung gesetzten Schranken halten, nicht etwa wie kürzlich ein theosophisches Machwerk sagen: Es ist gegen die deutsche Art, Gott auf den Knien zu verehren, oder wie fast alle Neupropheten ihre Botschaft als das einzige und alleinige, echte und rassenreine Deutschtum verkünden.

Gogarten lehnt glücklicherweise den alten Wotan ab. Obwohl er auch Jehova nicht liebt, würde er ihn doch dem Wotan und sonstigen germanischen Schlachtengöttern vorziehen. Im übrigen scheint er sich die Nationalisierung der Religion namentlich in dem Sinne zu denken, daß man den im Deutschtum, besonders historisch, sich offenbarenden Gott, und zwar auf deutsche Weise, verehre, freilich

ohne Deutschtum krampfhaft zu suchen oder hervorzukehren. Das Christentum meint er dabei verwerfen zu müssen.

Nun sollte aber kein Unterrichteter behaupten, das Christentum verhalte sich gleichgültig oder feindlich gegen das Volkstum, worunter Gogarten die Nationalität zu verstehen scheint. Schon natürlich betrachtet sind die Vorzüge und Fortschritte der Nationen etwas Gutes, alle in ihrer Art besondere Offenbarungen und Verherrlichungen Gottes. Übernatürlich betrachtet sind sie Talente und Grundlagen für das höhere Leben und werden als solche ausdrücklich von der Kirche geschätzt, geehrt, gepflegt. Die Kirche mißbilligt nicht eine der deutschen Art entsprechende Gottesverehrung, noch verlangt sie eine unbesehene Übernahme des nur für Israel Geltenden aus dem Alten Testament, wenn nur immer das allgemein Verpflichtende der göttlichen Offenbarung gewahrt bleibt. Gogartens Behauptung, daß dem altgläubigen Frommen Nationalität, Volkstum, Volksart, weil von der Erbsünde durchsetzt, der schärfste Gegensatz alles geistigen Lebens sei und dafür nicht den geringsten Wert habe, ist ganz falsch. Wenn er zum Beweis den Kriegshirtenbrief der deutschen Bischöfe heranzuziehen sucht, der nur von Buße zu reden wisse, so übersieht er an ihm nicht nur, was über Buße hinausgeht, sondern auch den besondern Anlaß, der gerade zur Bußmahnung drängte.

Kein gebildeter Mann sollte heute ferner sagen, nach der kirchlichen Auffassung sei der Staat eine Folge der Erbsünde. Mögen irgendwelche dieses wie vieles andere behauptet haben, die kirchliche Auffassung ist es nicht. Otto Schilling hat noch kürzlich (Naturrecht und Staat nach der Lehre der alten Kirche, Paderborn 1914) wieder gezeigt, wie die kirchlichen Schriftsteller der alten Zeit anders lehrten; für Augustinus ist eingehend Mausbach (Die Ethik des hl. Augustinus I, Freiburg 1909, 331 ff.) dem Vorwurf nachgegangen. Im Mittelalter bejaht Thomas von Aquin in einem eigenen Artikel (S. th. 1, q. 96, a. 4) die Frage, ob es auch im Stande der Unschuld staatliches Leben gegeben hätte. Man durchsuche die kirchlichen Aktenstücke der neuen Zeit, die Werke der Rechtsphilosophen, die auf dem Boden des Glaubens stehen, und man wird finden, daß sie die Staatsgewalt, von jeder Sünde absehend, auf das Naturrecht und damit auf den Willen Gottes zurückführen. Graf v. Hertling legt im „Staatslexikon der Görres-Gesellschaft", Art. „Staat", zusammenfassend dar, daß scheinbar abweichende Äußerungen teils von dem die Sünde voraussetzenden Zwangscharakter des Staatslebens, teils von geschichtlich auf Sünde beruhenden Staatsgebilden gelten wollen.

So trostlos es ist, allen Richtigstellungen zum Trotz die alten Anschwärzungen des Christentums immer wiederholt zu finden, bei Gogarten liest man neben vielen andern Beschwerden gegen das „alte Weltbild" und die „alte Frömmigkeit" von neuem abgedruckt, Staat und Familie und alles, was an gesellschaftlichen Lebensformen zwischen ihnen liegt, seien nach kirchlicher Meinung nur Notbehelfe, unter dem Fluch der Erbsünde geschaffen, damit die Welt durch ihre Sündhaftigkeit nicht ganz zugrunde gehe.

An diesen Beispielen sieht man zugleich, wie wenig überhaupt das Gogartensche Schema genügt: Alte Religion = die Hoffnung auf ein vollkommenes Leben im Jenseits; neue Religion = die tätige Durchdringung des Diesseits mit dem Ewigen. Als ob nicht auch das Christentum unausgesetzt an dem gearbeitet hätte, was hier als „neureligiös" in Anspruch genommen wird! Es wäre indessen schwer zu sagen, wie Gogarten den Gegensatz zwischen der alten und der von ihm vertretenen „neuen Frömmigkeit" richtig hätte ausdrücken sollen; dazu sind seine religiösen, anscheinend monistischen Grundbegriffe zu wenig deutlich; auch schätzt er, ähnlich wie die alten „Frommen", die innere Vertiefung höher als den äußeren Erfolg, selbst im jetzigen gewaltigen Kriege. Von den Freidenkern, die mit viel Geschrei in seichtem Gewässer waten, hält seine „Tat-Flugschrift" wenig.

In Nr. 4 der „Tat-Flugschriften" will G. Dost „Paul de Lagardes nationale Religion" darstellen, ohne daß man indes einen wohlumrissenen Begriff bekäme. Es ist freilich auch nicht leicht, aus den „Deutschen Schriften" herauszuheben, wie Lagarde sich die Zukunft der von ihm geforderten deutschen Religion gedacht hat; leichter sieht man, wie er sie nicht gedacht habe. Diedrich Bischoffs, des Reformfreimaurers, Vorsitzenden des „Vereins deutscher Freimaurer", Schrift „Von Deutschlands neuem Glauben" (Jena 1915) redet hauptsächlich von einem sittlichen „Glauben", nämlich dem durch den Krieg in Deutschland belebten „Sozialidealismus" und empfiehlt zu dessen Pflege einen „Bund von 1914"; religiös würde Bischoff etwa den freimaurerischen, symbolisch gehaltenen Deismus anraten.

3. Bonus hat bereits in früheren Schriften sich über den „neuen Mythos", über „Germanisierung des Christentums", „religiöse Spannungen" u. dgl. verbreitet. In ihnen, wie sich soeben bei Gogarten spiegelte, und gleichfalls in der neuesten Schrift stellt er das alte Christentum als ein System von unerträglicher Weltabwendung, bedenklicher Liebespredigt, Volks- und Familienfeindlichkeit usw. hin, was alles zu unserer fortgeschrittenen, im Punkte der Selbstbeherrschung schon so hoch gestiegenen Zeit nicht mehr passe.

Er ist anderseits, mit mehr Recht, auch unzufrieden mit der „sogenannten wissenschaftlichen Weltanschauung des Gassen-Monismus", der mit Wissenschaft nie mehr gemein gehabt habe als den Jargon, und der als eine Abwärtsbewegung im deutschen Volk einzuschätzen sei (S. 36), ebenso mit der sonst vielgepriesenen „Geheimreligion der Gebildeten", weil dieses philosophische Religionssurrogat nicht der Pflicht der Gebildeten entspreche, dem Volke als Führer voranzugehen (S. 67 f.).

An Stelle alles dessen empfiehlt Bonus die Religion oder den Mythos des „weltschaffenden Willens" mit Ichwerdung und Weltbejahung. Sein Gottesbegriff ist pantheistisch. Vom überweltlichen Gott „trennt uns die Frage: Woher hast du das Recht, einen andern zum Leben zu verdammen?" (S. 71.) So töricht, so undankbar und vermessen diese Frage ist, Bonus stellt sie und glaubt seinerseits an einen einigen, einigenden Allwillen, der ständig in der Welt, besonders in unserem Ich, sich gestalte und immerfort das Überflüssige, Verbrauchte,

Wertlose von sich abblättern lasse. Damit vertrete er jedoch nicht den gewöhnlichen Pantheismus, der nur das Seiende und Vergangene umfasse (?), sondern er beziehe auch das Zukünftige in den Allwillen ein und statte ihn auch mit Persönlichkeit aus. Was eigentlich die Religion bei Bonus ist, kann man nicht leicht sagen. Das eine Mal hören wir, dem Titel der Broschüre entsprechend, es sei der ganze innere schöpferische Zusammenhang von Gemüts- und Willensbewegungen, Selbstüberwindungen und Selbstklärungen (S. 94), das andere Mal eher, es sei das Gefühl hiervon. Die neue Frömmigkeit sei die „Religion, in welcher der Mensch lebendig spürt, daß in ihm, in seinem Wollen und Sich-Entschließen die Umwandlung und Gestaltung des Weltstoffs fortgeht, er selbst ein Teil der umbildenden Macht, alles noch so Feststehende um ihn her Formung desselben Weltwillens, der in ihm wirkt und dessen er sich einen Teil fühlt" (S. 102). Es fällt bei Bonus' unbestimmter Schreibweise schwer, einen Begriff klar zu fassen. Und nicht als Vorwurf dürfte ihm dies, sondern als hohes Lob erscheinen; glaubt er doch, daß die höchsten Erkenntnisse über den sich aufdrängenden Weltwillen, am Selbstgefühl erlauscht, sich nur in „saftvollen" Bildern und Gestalten ausdrücken lassen. Natürlich hegt Bonus, wie andere der „religiös Neuorientierten", für sich die Meinung, daß seine Verkündung die echte deutsche Frömmigkeit bedeute.

4. Die Diederichssche „Verlagsreligion", ein Sammelbecken für verschiedene „neureligiöse" Strömungen, hat nun auch ihre Mystikerin, Gertrud Prellwitz.

Die Reklamebinde, womit umgeben das neue Bändchen in den Schaufenstern lag, wußte zu rühmen: „Eine neureligiöse Schrift! ... Ein prophetischer Geist, vergleichbar den Frauen mittelalterlicher Frömmigkeit, führt zu den Quellen menschlichen Werdens." Die Verfasserin hält nämlich für das spezifisch deutsche Gotterleben und die deutsche Auffassung des Christentums die selbstverantwortliche Mystik, während der romanische Geist sich unselbständig an die Kirche halte. Auch der Protestantismus müsse die letzten Reste von bindender Lehre abstoßen, damit die Geister am eigenen Lebensmittelpunkt, dem Christusgeist = Individualität in Gottesichkraft, stark werden. Durch Übung von Tag zu Tag muß der Mensch seine unentwickelten höheren Seelenorgane ausbilden. In einer freigehaltenen Stunde, zu zwei oder drei Abschnitten über den Tag verteilt, muß man sich frei machen von allen spinnenden Gedankenfäden der äußeren Welt und seiner selbst, muß alle Kräfte nach innen ziehen und nichts anderes wissen und wollen — um Wollen handelt es sich, nicht um Denken — als jenseits des Bewußtseins den gottlebendigen Quell und die heiligen Flammenkräfte, die alles einschmelzen, was man wußte, wollte, fühlte. ... O, man wird spüren, wie die Flammen kommen; man wird alles neu anschauen, Sein und Sollen, alle Dinge in harmonietönendem Sinn. ... Vielen wird es am besten gelingen, wenn sie sich stark bewegen, rasch schreitend vorwärtsgehen, völlig in sich gekehrt; andern, wenn sie sich ganz still halten, sitzend oder liegend, möglichst fern von allen Eindrücken der Umgebung; andern, wenn sie Kunst genießen oder die Zusammenhänge mit dem Gebetsleben der christlichen Frömmigkeit festhalten. Also ein rich-

tiger Mystizismus! Was werden zu diesen Zielen und Methoden die Ärzte sagen? Vom philosophischen Standpunkt aus — die Verfasserin verachtet allerdings Begriffsumzirkung — ist jedenfalls das von ihr Erschaute recht unklar und trotz des unversieglichen, gefühlsüberschwenglichen Redestroms dürftig an Gedanken. Gott scheint von ihr bald pantheistisch aufgefaßt bald auch nicht; man hat ihr auch schon Panentheismus zugesprochen. Es scheint, daß sich um sie ein „St. Georgsbund" (Woltersdorf bei Erkner-Berlin) gebildet hat. Nun, gegenüber dem Materialismus und Geldgeist, den die Verfasserin bekämpft, mögen ihre Bestrebungen immerhin ein Vorzug sein.

Obwohl keine dieser Schriften, von Becker bis G. Prellwitz, dauernden Wert beansprucht, wollten wir sie doch hier anführen als Zeichen der Zeit, um so bemerkenswerter, als sie in der Kriegszeit entstanden sind, wo sonst viele den Weg zur verlassenen Kirche zurückgefunden haben. Wollte man sich damit abgeben, sie eingehend zu widerlegen, so wäre unschwer darzutun, daß sie nicht leisten können, was sie erstreben: Festigung und Klärung der zerfahrenen modernen Seele, sei es bei den einzelnen, sei es beim Volke, rechte Weltgestaltung und wahre Mystik. Sie fallen überdies von selbst dahin mit ihrem mangelnden oder schadhaften Gottesbegriff. Nur wenn man Gott verleugnet, dann aber auch folgerichtig, kommt man zu der Diesseitsreligion, die alle diese „Neuorientierten" mit merkwürdiger, teilweise wörtlicher Übereinstimmung bekennen. Es ist freilich mehr als zweifelhaft, ob Verstandesschlüsse sie zu diesen Folgerungen gebracht haben. Dafür, daß es vielmehr das „Erlebnis" war, zeugen ihre nachdrücklichen und wiederholten Erklärungen: Wir leben nicht mehr so, wie es die alte Religion verlangt, sondern sind aufs Diesseits gerichtet; darum müssen wir eine andere Religion haben. Aber gesteht man damit nicht Schwäche und Schalheit am Neuerfundenen zu? Ist das noch das Salz der Erde, was nicht mit Kraft von oben die Menschen zu höherem Leben umwandelt, sondern von den Menschen gemacht wurde, damit es ihrem Diesseitsgelüste schmackhaft sei?

Otto Zimmermann S. J.

An den Quellen des Heiles. Ein Buch zur Förderung und Verinnerlichung des eucharistischen Kultus. Von Prof. H. Schwarzmann. Mit Buchschmuck von Hermann Coßmann. 8° (280) Einsiedeln (ohne Jahr), Verlagsanstalt Benziger & Co. Brosch. *M* 2.50; geb. *M* 3.40

Isaias (12, 3) sagt von der Fülle des Heiligen Geistes, den der Messias über seine Gläubigen ausgießen sollte: „Mit Freuden werdet ihr Wasser schöpfen aus den Quellen des Heiles." Die Kirche wendet diese Stelle in ihrer Liturgie auf alle Gnadenschätze an, die vom Heiland und im besondern von der Eucharistie ausgehen. Und in diesem Sinne ist auch der Titel des vorliegenden Buches zu fassen, nur daß unter den Quellen des Heiles die heilige Eucharistie nicht als göttliche Gegenwart oder als Kommunion, sondern als Opfer zu nehmen ist. Es soll ein Buch sein zur Förderung und Verinnerlichung des eucharistischen

Kultus, und diesen Zweck erfüllt es würdig. Es sind zwar die alten tiefen dogmatischen Wahrheiten, die uns vor die Seele geführt werden, aber das geschieht in einer vielfach neuen Form. Das ergibt sich schon aus einer Angabe der Abschnittüberschriften: Die hohepriesterliche Würde Christi unter dem Titel „Der Hohepriester in Ewigkeit" (S. 11—38), Die Messe als Mittelpunkt des katholischen Kultes oder „Die Sonne der Kirche" (S. 39—70), Die Messe als Anbetungsopfer oder Gloria in excelsis Deo (S. 71—92), als Dankopfer oder Deo gratias (S. 93—110), als Bittopfer oder „. . . um zu bitten für uns" (S. 111—140), als Sühnopfer oder „Einer ist Arzt" (S. 141—174), als Höhepunkt der Sonntagsfeier oder „Und er segnete den siebten Tag und heiligte ihn" (S. 175—200), als das erhabenste tägliche Morgengebet oder „Des Christen Morgenopfer" (S. 201—230). Auch die Ausführungen in den einzelnen Abschnitten bewegen sich nicht in den alten ausgetretenen Geleisen der gewöhnlichen Andachts- und Erbauungsbücher, sondern gewinnen durch fruchtbare Vergleiche und durch Heranziehung eucharistischer Kunstdenkmäler, wie Calderons „Geheimnisse der heiligen Messe" und Raphaels Disputa, den Eindruck des Eigenen und Bodenständigen, und vermögen so den Leser immer in andächtiger Aufmerksamkeit zu erhalten. In apologetischer Hinsicht ist besonders gelungen das Kapitel über die rein innerliche Religion (S. 213—230). Daß bei dem Streben, Neues zu bieten, auch einmal eine anfechtbare Erklärung mitunterläuft, so wenn z. B. (S. 230) das Wort des Herrn: „Wenn jemand dürstet, der komme zu mir und trinke" (Jo 7, 37) auf die Erlösungsgnaden im allgemeinen statt bloß auf die Firmgnade angewandt wird, übersieht man gern.

Der letzte Abschnitt „Die heilige Feier" gibt eine gute liturgiegeschichtliche Erklärung der römischen Messe. Der Verfasser hat vollkommen recht, wenn er im Vorwort bemerkt (S. 6): „Ich bin nämlich der Meinung, daß für die andächtige Anteilnahme an der Feier der heiligen Geheimnisse die Kenntnis ihrer wirklichen Geschichte mindestens ebenso wertvoll ist wie manche allegorische Erklärungen, die mehr oder weniger auf subjektiver Kombination beruhen."

Erhält das Buch die Leser, die wir ihm wünschen, dann wird es den Mechanismus ertöten, der immer und überall das Grab wahrer Religiosität ist.

Johannes Umberg S. J.

1. Natürliche Religionsbegründung. Eine grundlegende Apologetik von Dr. theol. et phil. Anton Seitz, o. ö. Professor für Apologetik in der theologischen Fakultät München. gr. 8° (VIII u. 642) Regensburg 1914, Manz. *M* 12.— 2. Die Theorien des modernen Sozialismus über den Ursprung des Christentums. Zugleich ein Kommentar zu 1 Kor. 7, 21. Von F. X. Kiefl. 8° (XXXII u. 222) Kempten und München 1915, Kösel.

1. Das Werk des Münchener Apologeten ist auf einer gewaltigen Fülle von Detailwissen aufgebaut. Die ganze moderne Religionsforschung ist darin verarbeitet; die weitverzweigte und verästelte Spekulation moderner Religionstheorien

ist in klarer und sachlicher Anordnung, und in sehr zahlreichen und sorgfältig ausgewählten Zitaten zu Wort gekommen. Trotzdem liegt der Hauptwert dieser Apologetik nicht in den Detailangaben, sondern in der Tragweite seiner Fragestellungen und in der Synthese weit auseinanderliegender Wissenschaftsgebiete.

Die Ablehnung des Christentums ist heute bei ihren äußersten Konsequenzen angelangt; es handelt sich nicht mehr bloß um einzelne Konfessionen; nicht um die Entscheidung zwischen verschiedenen Offenbarungsreligionen; auch nicht einmal um den Kampf zwischen Offenbarungs- und Vernunftreligion. Wir wissen, daß die Menschheit nur eine Religion brauchen kann — das Christentum —, falls sie überhaupt eine Religion bekennen soll oder muß. Aber gerade dieses letztere ist „zweifelhaft" geworden. Das Christentum — wie jede wirkliche Religion — ist absolut, autoritativ, dogmatisch in seinen Ansprüchen. Das moderne Geistesleben aber ist an eine relativistische Betrachtung aller Dinge gewöhnt, es ist seiner Grundstimmung nach individualistisch und subjektivistisch. Hier liegt der tiefste Grund der modernen „Religionslosigkeit"; er scheint so viel zu bedeuten, daß der Mensch schließlich religionslos sein oder werden muß; denn die Religion erscheint als eine Durchgangsstufe des menschlichen Geisteslebens, und darum muß irgendeinmal ein Zeitpunkt kommen, wo sie verflossenen Perioden angehört. Und dieser Zeitpunkt scheint nahe. Mit dem Erwachen des Geistes zum Relativismus und Subjektivismus ist er aller Religion innerlich fremd geworden; sie ist ihm nur noch eine Ausdrucksform gewisser primitiver Erlebnisse, die nicht mehr unsere Erlebnisse sein können: mochten diese Erlebnisse nun Wahnvorstellungen, Furcht- und Hoffnungsgefühle, einfache und zusammengesetzte Illusionen oder Willensimpulse gewesen sein.

Diese moderne Grundauffassung wird von der Apologetik des Professors Seitz förmlich eingekreist, indem sie von drei verschiedenen Seiten her angegriffen wird. Eine „psychologische Grundlage der Religion" deckt die Wurzeln auf, mit denen die Religion in die Menschenseele verwachsen ist. Zunächst muß hier eine Voruntersuchung feststellen, ob die Religion überhaupt „eine Mitgift der gesunden Menschennatur ist" (S. 1), ob sie nicht etwa bloß äußerlich aufgedrängt ist, oder auf krankhaften inneren Veränderungen des Vorstellungs- und Trieblebens beruht. Es zeigt sich, daß die Religion auf eine elementare und fundamentale Anlage des menschlichen Seelenlebens zurückgeht, die durch keine erreichte oder erreichbare Entwicklungsstufe beseitigt werden kann. Nun erst ist die Frage möglich, wie die einzelnen Seelenkräfte an der Bildung der Religion beteiligt sind; und hier ergibt sich, daß nicht irgendwelche „der Hauptklassen menschlicher Geisteskräfte eine einzigartige, primäre oder wurzelhafte Beziehung zur Religion hat" (S. 48). Die Theorienkomplexe der „Gefühlstheorie", der „Willenstheorie", der „Wahrnehmungstheorie" sind also für sich allein ungenügend, weil einseitig. Vielmehr hat jede seelische Hauptkraft „im Verein mit den andern ihr eigenartiges Verhältnis zur Religion, so daß die religiöse Naturanlage einen universalen, alle menschlichen Wesensseiten umfassenden Charakter trägt" (S. 48). Daraus ergibt sich dann der „allseitige Religionsbegriff":

„Das Wesen der Religion ist zu definieren als die naturgemäße Hinordnung sämtlicher persönlichen Wesenskräfte, wenigstens implicite, auf ihren überweltlichen Ausgangs- und Zielpunkt" (S. 179).

Die „noëtische Religionsbegründung" (im 2. Buch) ist erkenntnistheoretisch und folgt den Richtungen, in denen die religiöse Naturanlage über sich und das Subjektive hinausweist in eine objektive Tatsachenwelt. Der Weg dahin, der nichts gemein hat mit den trüben Tiefen des pantheistisch gedachten „Unterbewußtseins" und seinen unkontrollierbaren Äußerungen im Okkultismus, ist wissenschaftlich zuverlässig, wie gegenüber dem Kritizismus und Positivismus, dem Illusionismus und Pragmatismus dargetan wird. Und er mündet — trotz des Einspruches der zahlreichen Arten monistischer Weltanschauung — in einem absoluten, ewigen, vollkommenen, überweltlichen Weltgrund und Weltziel. Die Religion wird durch diese noëtische Begründung in ihrem Gegenstand und Ziel sichergestellt vor der Bedrohung durch den Subjektivismus. Und die Sicherung, die Prof. Seitz hier verlangt, ist überaus weitreichend: „Verfehlt ist schon der erste Schritt auf der schiefen Ebene des unaufhaltsam weiterschreitenden Phänomenalismus: die Verflüchtigung der nur mit einem Sinne wahrgenommenen objektiven Eigenschaften der Dinge zu sekundären, d. i. subjektiven Sinnesqualitäten gemäß der einseitig quantitativen Weltanschauung der neueren Naturwissenschaft" (S. 221).

Eine durch Detailmassen geradezu erdrückende Zusammenfassung der religionsgeschichtlichen Ergebnisse — „Historische Grundlegung der Religion" im 3. Buch — macht die Probe aufs Exempel: die psychologisch und philosophisch gewonnenen Resultate werden durch die geschichtliche Erfahrung bestätigt. „Die primitive, d. i. urwüchsige Menschheit hat man sich auf einer der noch unverbrauchten, aber auch unentwickelten Geisteskraft entsprechenden relativ hohen Stufe natürlicher religiöser Einsicht zu denken" (S. 544). Damit wird das moderne Dogma von einer unbegrenzt aufsteigenden Entwicklung wenigstens für das religiöse Gebiet unhaltbar. Die Religionsgeschichte der außerchristlichen Menschheit ist eine Geschichte der Entartung und des Verfalls. Aber selbst diese düstersten Seiten der menschlichen Geistesgeschichte sind doch immer noch Zeugen für die unzerstörbare Kraft, mit der die Religion auf Grund geheimnisvoll urwüchsiger Naturanlage und unbestreitbar sicherer Erkenntnisse in der Menschenseele wurzelt. — In diesem dritten Teile wird reichlich und weitherzig Gebrauch gemacht von den Arbeiten des Anthropologen W. Schmidt S. V. D. und damit eine wirkliche Schuld des Dankes und der Gerechtigkeit gegenüber diesem verdienten Forscher abgetragen: „P. Wilh. Schmidt gebührt das Verdienst, die Aufmerksamkeit der Theologen auf den modernen Animismus, dem wenigstens ‚eine sekundäre Rolle in der Religionsgeschichte' zuzuerkennen ist, und auf dessen eigentlichen wissenschaftlichen Begründer: E. Tylor, mit seinem reichhaltigen Tatsachenmaterial hingelenkt, dagegen von sekundären Ausprägungen des Systems, von der darwinistischen Entwicklungslehre und Ahnenkultstheorie eines Spencer und Lippert, dem Tote-

mismus eines Smith und dem vagen Evolutionismus eines Lubbock, sowie von der veralteten Philologenschule Max Müllers und Leipziger Ethnologenschule abgelenkt zu haben" (S. 434 f.).

Das ganze umfangreiche Werk ist mit exakter Genauigkeit gearbeitet. Wohl stellt es an die geduldige und ernste Geistesarbeit des Lesers beträchtliche Anforderungen. Aber soweit der schwierige Stoff es gestattet, wird das Studium auch wesentlich erleichtert durch einen musterhaft systematischen Aufbau und durch reichhaltige und zuverlässige Register. Die Fettdrucke innerhalb des Textes dürften freilich eher störend wirken.

2. Die Erfahrungen des Weltkrieges haben gelehrt, wie sehr wir an der Feststellung auch nur der einfachsten Tatsachen gehindert werden durch parteiliche Voreingenommenheit. Und das auch heute noch im Zeitalter „geschichtlichen Denkens", „geschichtlicher Methode", „geschichtlicher Kritik". Nach diesen Erfahrungen des äußeren, materiellen Lebens werden wir uns weniger wundern, daß auch auf geistigem, religiösem und wissenschaftlichem Gebiet die „Partei", das „Dogma", die „Philosophie" eine fast unbeschränkte Herrschaft ausübt, am allermeisten bei denen, die sich selbst als voraussetzungslos, undogmatisch und positiv bezeichnen, und damit ihre Aufstellungen von vornherein als reinwissenschaftlich, reingeschichtlich werten.

Wie sehr das moderne, sogenannte geschichtliche Christusbild einseitig und entscheidend beeinflußt ist durch die philosophischen Systeme, nach deren Forderungen die Aussagen der geschichtlichen Quellen gesichtet und beschnitten, gepreßt und gedehnt werden, das hat Dr. Kiesl, der als tüchtiger Kenner der neueren Philosophie bekannt ist, dargetan in seiner Schrift: Der geschichtliche Christus und die moderne Philosophie. Eine Ergänzung und Fortführung derselben hat er nun geboten in seiner neuesten Arbeit: Die Theorien des modernen Sozialismus über den Ursprung des Christentums. Selbstverständlich beschäftigt sich dieses Buch nicht mit dem Sozialismus als politischer Partei. Dazu ist, abgesehen von dem herrschenden Burgfrieden, auch von wissenschaftlichem Standpunkt aus keine Veranlassung gegeben. Aber die grundlegenden sozialistischen Theorien bedeuten eine solche Verwüstung und Zerstörung der christlichen Religion bis in ihre tiefsten Wurzeln hinein, daß das zusammenfassende Urteil Dr. Kiesls wohl gerechtfertigt ist: „So ist die moderne sozialistische Auffassung des Christentums in der Tat dessen radikalste Leugnung und Geringschätzung. Selma Lagerlöf hat den richtigen Ausdruck gefunden für die der tatsächlichen Entwicklung der Verhältnisse zugrunde liegende philosophische Idee: Der moderne Sozialismus ist der eigentliche Antichrist" (S. 55).

In den ersten vier Kapiteln zeigt Kiesl, wie die sozialistischen Theorien ausgehen von der Hegelschen Dialektik, und wie dieser Grundgedanke sofort die Auffassung des geschichtlichen Christentums bestimmt. Immerhin würde der Hegelsche „Dreischlag" in der Weltvernunftentwicklung noch eine gewisse Hochschätzung des

Christentums gestatten; es wäre der Höhepunkt der Idee: „Christus selbst, sei es der reale oder der ideologische (und diese Idee strahlt von Hegel aus über Goethe weit in die Welt unserer Klassiker hinein), ist das religiöse Ideal, welches nicht übertroffen werden kann" (S. 53). Nun hat aber Marx die Gedanken Hegels auf materielle und wirtschaftliche Probleme angewandt und durch diese Wendung eine ganz entgegengesetzte Schätzung des Urchristentums angebahnt: der Marxsche Sozialismus „läßt das Christentum nicht aus der Blüte, sondern aus der Hefe der antiken Kultur hervorgehen; nicht aus den Gedanken des Geistes, sondern aus dem wirtschaftlichen Elend der Proletarier" (S. 54). Nunmehr erscheint das Urchristentum als eine soziale, ja sozial-revolutionäre Bewegung, die ersten Christen als ein „Lumpenproletariat", die christliche Welt- und Lebensanschauung als der „Sklavenaufstand in der Moral" (Nietzsche). Die sogenannte „soziale Theologie", die in manchen ihrer Vertreter (vor allem Deißmann) es redlich meint und viele überraschende und wertvolle Details zur Erkenntnis der urchristlichen Geschichte beigebracht hat, „kann daraus ersehen, wie weit das Bündnis mit den geistigen Kräften des Sozialismus führen muß, wenn diese einmal nach ihrer inneren Dialektik sich auswirken und den letzten Rest Hegelschen Konservatismus' nach der Methode von Marx völlig abstreifen. . . . Ist die Religion einmal im Sinne der Sozialdemokratie, wie es der monistische Standpunkt überhaupt fordert, als soziologisches und damit in der Grundlage als ökonomisches Phänomen erklärt, dann kann das Urchristentum als Ausläufer der untergehenden Antike nur ein Verfallsprodukt sein" (S. 50 f.).

Dr. Kiesl untersucht nun positiv die Frage, wieweit das Urchristentum eine soziale Bewegung darstellt, und prüft im fünften Kapitel vor allem die Stelle 1 Kor. 7, 21, die durch die aufsehenerregende Reichsratsrede des Bischofs von Regensburg, Antonius v. Henle, am 12. Juli 1910, zum Losungswort der ganzen Diskussion geworden ist. Kiesl weist eingehend und überzeugend nach, daß im Gegensatz zur „freiheitlichen" Deutung der altreformatorischen Theologie die gesamte patristische und scholastische Exegese sowie die weit überragende Mehrzahl der neueren Exegeten an der „konservativen" Deutung festhalten: Wer als Sklave geboren ist, möge auch Sklave bleiben, selbst wenn es ihm möglich ist, frei zu werden!

Im Zusammenhang mit dieser durchgängigen Auffassung Pauli und der ganzen altchristlichen Überlieferung ergibt sich nun die Stellung des Urchristentums zu der antiken Sklaverei und überhaupt zu der sozialen Lage wie zu den sozialen Formen und Institutionen jener Zeit. Danach hat das Christentum sich um diese Dinge direkt nicht gekümmert. Es konnte und wollte nicht unmittelbar reformatorisch auftreten gegenüber dem Staat und der Gesellschaft, die es vorfand; es hatte kein wirtschaftliches, soziales oder gar politisches Programm. Darum war es aber durchaus nicht gleichgültig gegen die zeitliche Not in jeder Gestalt, sondern hat in einer beispiellosen Liebestätigkeit einen Kampf dagegen eröffnet, der wirksamer war als alle schönen Reden der Stoa; ferner — und

das ist sein großartigster Erfolg auf diesseitigem Gebiet — hat es durch seelische Wandlungen, die es in allen Schichten der antiken Gesellschaft zuwege brachte, indirekt und allmählich, von innen heraus, auch die Gesellschaftsformen wandeln helfen; es hat vor allem das Institut der Sklaverei innerlich ausgehöhlt und dadurch seine Aufhebung auf die wirksamste, ja allein mögliche Weise vorbereitet. Dies ist im wesentlichen die These, welche das Buch Dr. Kiefls vertritt vom VI. bis XII. Kapitel: Urchristentum und soziale Frage. Das soziale Grundproblem der Sklaverei zur Zeit der Entstehung des Christentums. Der angebliche proletarische Charakter des Urchristentums. Der ausschließlich religiöse Charakter der urchristlichen Bewegung. Die Staatsidee des Urchristentums. Die konservative Stellung des Urchristentums zu den sozialen Instituten des Staates. Das Christentum und die Aufhebung der Sklaverei.

Dieses Werk dürfte wohl die ganze Streitfrage über den sozialen Ursprung und Charakter des Urchristentums entscheiden und abschließen. Aber seine Bedeutung reicht noch weiter: es ist ein grundlegender Beitrag zu der gewaltigsten Frage und Aufgabe, die uns die Zukunft bringen mag: zu dem Problem „Sozialismus und Christentum".

Peter Lippert S. J.

Bildende Kunst.

Beuroner Kunst. Eine Ausdrucksform der christlichen Mystik. Von Josef Kreitmaier S. J. 2. Aufl. gr. 8° (XII u. 94; 32 Tafeln). Freiburg 1914, Herder. *M* 4.—; geb. *M* 4.80. — Die Schönheit des menschlichen Antlitzes in der christlichen Kunst. Von Walter Rothes. Mit 165 Abbildungen. 1.—3. Tausend. gr. 8° (XII u. 166). Köln 1914, Bachem. *M* 7.—; geb. *M* 8.— Soldatengräber und Kriegsdenkmale. Herausgegeben vom k. k. Gewerbeförderungs-Amte. 4° (336) Mit zahlreichen Abbildungen. Wien 1915, Schroll und Co. Geb. *M* 10.— Führer und Helden. Federzeichnungen von Karl Bauer. Fol., in Mappe *M* 2.50. — Altfränkische Bilder. Prachtkalender. 21. u. 22. Jahrgang. Mit erläuterndem Text von Dr. Theodor Henner. Schmal-Folio. Würzburg 1915 u. 1916, Stürtz. Je *M* 1.— Helden der Bibel. Zehn Meisterwerke. Mit Begleitworten von Dr. Oskar Doering. 4° (24) München 1915, Verlag Glaube und Kunst. Geheftet *M* 1.50. — Kreuz und Schwert. Des Christentums Kampf und Sieg. Von Dr. Oskar Doering. Mit 11 Bildern alter und neuer Meister. 8° (30) Regensburg 1914, Pustet. Geheftet *M* 1.— Zeichnungen von Otto Hupp. 1. Heft: Deutsche Großbuchstaben. 2. Heft: Schriften und Ränder. 3. Heft: Ornamente. 4. Heft: Scherenspiele. Jedes Heft 28—30 Seiten. Regensburg, Manz. Jedes Heft *M* 2.— Die Kunst dem Volke. 20. Heft: Schlachtenmaler Theodor Horschelt. Von Dr. Hyazinth Holland. 40 Seiten mit 64 Abbild. 21. Heft: Die deutsche Burg. Von Dr. Oskar

Doering. 40 Seiten mit 69 Abbild. München 1915, Gesellschaft für christliche Kunst. Jedes Heft *M* 0.80

Wie alles Neue und aus den üblichen Geleisen Heraustretende hat auch die Beuroner Kunst sich ihre Stellung erst nach harten Kämpfen erringen müssen. Man kann wohl sagen, daß die Zeit hinter uns liegt, wo sie die schärfsten Widersprüche und Angriffe erdulden mußte. Heute steht man ihr viel objektiver gegenüber, die Gründe für und gegen sind auf einen sachlichen Standpunkt geschoben worden, Haß und Enthusiasmus haben sich abgekühlt. So glaubte der Verfasser die Zeit gekommen, auf Grund der vorhandenen Vorarbeiten und eigener Studien eine Monographie über die Beuroner Kunst zu schreiben, ihr Wesen nach Möglichkeit zu ergründen, sie gegen landläufige Einwände zu schützen, das geistige Fundament, auf dem sie ruht, zu untersuchen. Ihre Wurzeln liegen nämlich viel tiefer als auf der Oberschicht der Ästhetik; sie greifen hinab in schwierige Probleme der Theologie und Liturgie, in das altehrwürdige, lautere Ideal des benediktinischen Geistes. Gerade diese Tiefe des Fundamentes verleiht der Beuroner Kunst jenen geheimnisvollen Zauber und mystischen Zug, jene Triebkraft, die den Baum über die Höhen der herkömmlichen christlichen Kunst in jene Regionen hinauswachsen läßt, wo sich der Himmel mit der Erde berührt. Daß nicht alle Werke der Beuroner Künstler diese Höhe erreichen, muß ja freilich zugestanden werden; weniger empfunden als nach den Grundgesetzen des „Kanon" konstruiert, fehlt ihnen die Seele, ohne die ein echtes Kunstwerk nicht denkbar ist. Der Verfasser hat darauf hingewiesen, daß gerade bei solchen ins einzelne gehenden Konstruktionsgrundsätzen eine gewisse Gefahr für die Kunst besteht, insofern sie zu Äußerlichkeit und Schablone verleiten könnten. Nicht jeder ist eben wie P. Desiderius Lenz seiner innersten Natur nach auf den Kanon eingestellt, was doch nötig ist, um auf diesem Wege ein großer Künstler zu werden. Besondern Wert hat der Verfasser auf das Verständnis der hieratischen Kunstabsicht gelegt, wobei eine eingehende Zergliederung des Begriffes „Gottesdienstlichkeit" nicht zu umgehen war. Überhaupt wollte die Schrift nur das Prinzipielle der Beuroner Kunst in Betracht ziehen und die historische Seite, soweit eine Berührung derselben nicht durch den Zweck geboten schien, außer acht lassen. Hier wird die zukünftige Forschung noch die Einzelheiten nachzutragen haben, wie die Scheidung von Meister- und Schülerarbeit, die bei dem Beuroner Schulbetrieb nach mittelalterlichem Muster unerläßlich ist, die Datierung der einzelnen Werke, die Zuweisung an die einzelnen Künstler usw. Aber alle diese Details rühren weder an das Wesen der Beuroner Kunst noch des Beuroner Geistes und konnten darum bei der vorliegenden Untersuchung unbeachtet bleiben.

Die früher bei Bachem erschienenen Werke Walter Rothes', Christus und Madonna in der bildenden Kunst, haben einen so weiten Leserkreis gefunden, daß der Verfasser zu einem dritten Buch dieser Art angeregt wurde. Freilich ist das Thema, dessen Durchführung dieser Band gewidmet ist, ungleich schwieriger als die Themen der beiden ersten Bände. Der Begriff Schönheit kann als formale Schönheit oder als Ausdrucksschönheit genommen werden. Ersteres ist

die konventionelle und mehr populäre Bedeutung des Wortes. Rothes hat sich entsprechend dem Zwecke seines Buches, das ja nicht wissenschaftlicher Forschung dient, sondern ein vornehmes Salonbuch sein will, in dem man gerne liest und blättert, im allgemeinen an die erstere Bedeutung gehalten, ohne die Ausdrucksschönheit ganz außer acht zu lassen. Bei dieser Abgrenzung des Gebietes war es selbstverständlich, daß die Kunst der Südländer, denen das Formal-Schöne immer als höchstes Ideal vor Augen schwebte, eine reichere Ausbeute bot als die nordische Kunst mit ihren Ausdruckstendenzen. Beim Formal-Schönen spielt nun freilich der subjektive Geschmack eine große Rolle. So ist es nicht zu verwundern, wenn mancher Leser nicht mit jedem Werturteil des Buches übereinstimmt. Referent möchte zum Beispiel nicht ohne weiteres den Satz unterschreiben, daß die nordische Kunst bewußt und völlig auf das Ideal der Formschönheit verzichtete (S. 24), ein Satz, den der Verfasser übrigens selbst durch manche der nordischen Kunst entnommene Schönheitsbeispiele widerlegt. Gerade die altkölnische Malerschule hatte sich ein gewisses, allerdings typisches Anmutsideal gebildet. Bei den Kinderköpfen hätte der hübsche Jesusknabe aus Michelangelos Madonna von Brügge Erwähnung verdient (S. 11). Anderseits wird es schwer, z. B. bei manchen Köpfen Albrecht Dürers, noch jene Schönheitszüge zu entdecken, die der Verfasser hervorhebt. Schon diese wenigen Andeutungen dürften zeigen, ein wie weites Spielfeld das subjektive Empfinden bei einem solchen Thema hat. Aber gerade darum hat das Buch für denkende Menschen seinen Wert, da es nicht sklavische Unterwerfung des eigenen Geschmackes unter den des Verfassers verlangt, sondern zu selbständigem Urteil anregt.

„Grabmäler müssen immer unmittelbaren Zusammenhang mit der Erde haben, mit dem Lasten, mit dem Vergehen, Denkmale dagegen etwas Hochstrebendes Befreiendes und in den Himmel Ragendes sein. Grabmale sollen hinunter wirken, Denkmale hinauf wirken. Grabmale sind Erinnerungen an Menschen, Denkmale eigentlich Erinnerungen an Ideen." Diese Worte, mit denen Professor Strnad das Buch einleitet, können doch wohl nicht als Kanon für die Ausführung von Grab- und Denkmälern angesehen werden, mag auch immerhin ein Wahrheitskern in ihnen stecken. Das Buch enthält ja auch selbst Abweichungen von diesen Grundsätzen. Warum sollte auch ein Grabmal nicht eine Erinnerung an eine Idee sein können — das Kreuz ist ja stets eine solche — und ein Denkmal eine Erinnerung an Menschen? Das Buch, zu dem auch begabte Kunstgewerbeschüler Entwürfe in großer Zahl beigesteuert haben, will nicht ein Vorlagewerk sein — die zumeist schematischen, nur andeutenden Zeichnungen schließen das schon aus —, sondern es soll den Künstlern Anregungen geben und auf die Unerschöpflichkeit möglicher Ausführungen hinweisen. Auf die Umgebung der Monumente ist mit Recht ein großes Gewicht gelegt. Da diese fast in jedem Fall eine eigenartige ist, werden auch die Grab- und Denkmäler entsprechend zu modifizieren sein. Mag man auch etlichen Skizzen wenig Geschmack abgewinnen können, so bleibt das Buch als Ganzes doch eine sehr wertvolle Leistung, und es wäre zu wünschen, daß es fleißig zu Rate gezogen würde.

In einer wahren Flut von Photographien, Autotypien, Farbendrucken werden die Bildnisse unserer beliebtesten Helden verbreitet. Den meisten dieser Bilder fehlt der künstlerische Zug. Da berührt es um so wohltuender, die vorliegenden Federzeichnungen zu durchblättern und sich an der Charakterisierungsgabe und der prachtvollen Strichtechnik des Künstlers zu erfreuen. Jedes Blatt ist in seiner Art ein Meisterwerk, und wenn es auch nicht überall gelingen konnte, große geistige Züge herauszuarbeiten, so liegt das nicht am Künstler, sondern an den Originalphysiognomien, die nicht willkürlich ins Heroische übersetzt werden dürfen, ohne die Wirklichkeit zu beleidigen. Aber auch in solchen Fällen entschädigt der Zeichner durch sein virtuoses technisches Vermögen. So ist zu hoffen, daß diese Blätter die Schundware verdrängen helfen, die in Stadt und Land feilgeboten wird.

Wir sind es längst gewohnt, in dem Kalenderwerk „Altfränkische Bilder" mit seiner verschwenderischen Luxusausstattung eine typographische Musterleistung zu bewundern. Auch diese Jahrgänge zeigen sich ihrer Vorgänger würdig. Titelbild, Schrift, Umrahmung, Illustrationen zeigen erlesensten Geschmack. Vielleicht könnte man noch wünschen, daß die Buchstaben der Überschriften derselben Typengattung entnommen würden wie der Text. Wertvoll sind auch die erläuternden Aufsätze Henners über fränkische Kunst- und Kulturgeschichte.

Doering bietet in einem hübschen Heftchen Heldenszenen aus der Heiligen Schrift in Wort und Bild. Rechts ist das Bild, links der Begleittext, der die Szene selbst und das gegenüberstehende Kunstwerk erläutert. Originell und ansprechend. Ähnlichen Charakter, wenn auch in anderer buchtechnischer Anordnung, zeigt das Schriftchen „Kreuz und Schwert" von demselben Verfasser, das gleichfalls freundliche Empfehlung verdient.

Otto Hupp ist wohl einer der bedeutendsten Zeichner für Kunstgewerbe und Typographie. Viele seiner Arbeiten, wie z. B. die herrliche Schrift „Liturgisch", haben Weltruf erlangt. Es war darum ein dankenswerter Entschluß des Meisters, durch Herausgabe der wichtigsten Zeichnungen in billigen und bequemen Heften zur Förderung des Geschmackes beizutragen und dem strebsameren Handwerker leicht zugängliches Vorlagematerial zu verschaffen. Man muß diese Schriftgattungen, Ornamente und Zierleisten studieren, um zu sehen, wie sie stilistisch einheitlich gedacht und bis ins kleinste durchgeführt sind. Ein ganz reizendes Heft ist das vierte mit den Scherenspielen, dessen pädagogischer Wert nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Mit einem Stückchen Papier und einer Schere kann man die prächtigsten ornamentalen Gebilde hervorzaubern. Der Manzsche Verlag hat für vornehme Ausstattung Sorge getragen.

Mit Freude benützen wir die Gelegenheit, wieder einmal auf die so verdienstvolle Sammlung „Die Kunst dem Volke" hinzuweisen, auf die wir Katholiken stolz sein können. Die künstlerische Ausstattung ist so hervorragend, daß sie von keinem ähnlichen Unternehmen überboten wird. Dazu ist der Preis so gering, daß man füglich staunen muß, wie sich um die wenigen Pfennige so

Gediegenes leisten läßt. Es ist darum eine Ehrenpflicht der Katholiken, das Unternehmen zu fördern, und es sollte in allen Deutsch sprechenden Ländern keine Privat- oder Vereinsbibliothek geben, die nicht auf die Hefte abonniert ist. Die bisher erschienenen Nummern enthalten nicht weniger als 1200 meist sehr große Abbildungen und kosten zusammen nur Mark 16.80. Es hat bisher in der Tat noch kein buchhändlerisches Unternehmen den Beruf, die Kunst zu popularisieren, so gut erfaßt und entsprechendere Mittel ergriffen als unsere Sammlung. Alles, was aus dem Gebiete der alten und neuen Kunst weitere Kreise interessieren muß, findet hier sachverständige Bearbeiter und reichen Bilderschmuck. Man wird es besonders begrüßen, daß zwei der neuesten Hefte „Schlachtenmaler Theodor Horschelt" und „Die deutsche Burg" so zeitgemäß gewählt sind.

Josef Kreitmaier S. J.

Umschau.

Männerfürsorge.

Die Erkenntnis, daß unserer Jugend beiderlei Geschlechts im Gefolge des Krieges große Gefahren drohen, ist in die weitesten Kreise gedrungen. Hoffen wir, daß dies auch von der andern Erkenntnis gilt, daß nur persönliche Hilfe und Mitarbeit durchgreifende Erfolge auf diesem Gebiet erzielen kann.

Aber unser Gesichtskreis muß sich noch weiten, soll unser Ziel nicht von vornherein zu knapp eingestellt werden. Zu lange schon dauert der Krieg, als daß nicht jetzt schon allerhand wrackes Strandgut von ihm ausgeworfen würde, das nicht mehr aus der Gruppe der Jugendlichen stammt. Es sind Männer, deren sittliche Kraft der Krieg gebrochen hat, oder die er aus den schützenden heimischen Verhältnissen herauszog. Vom Militärdienst entlassen, fühlen sie sich plötzlich ohne Halt, klappen zusammen. Bei andern wieder werden vordem überwundene Laster, wie Trunksucht, neu aufbrechen. Das Ansehen des Kriegerstandes, die Achtung vor militärischen Ehren- und Tapferkeitszeichen ist für manch schwachen Charakter eine große Versuchung, unter Vorspiegelung falscher Tatsachen ein Leben des Bettels und Müßiggangs, letztlich sogar der Sünde, zu führen.

Doch auch hier erweist der Krieg sich wieder im Grunde nur als Schrittmacher zur Aufnahme und hoffentlich auch Lösung längst vorhandener Aufgaben. Es gab bisher ja schon genug Männer, die der Fürsorge bedurften. Man hat auch bereits eine lebhafte Tätigkeit auf diesem Felde entfaltet. Die evangelische Innere Mission hat schon rüstig gearbeitet. Erwähnt seien besonders die v. Bodelschwinghschen Anstalten und für die verschiedensten Bildungsstufen eigens eingerichteten Heime. Auch die Heilsarmee hatte sich der Männerfürsorge namentlich durch die Volkshospize und Obdachlosenfürsorge in besonderem Maße zugewandt. Andere Vereine hatten ebenfalls bestimmte Teilgebiete herausgegriffen. Hierhin zählen wir die verschiedenen Vereine zur Besserung der Strafgefangenen, die verschiedenen in der Trinkerfürsorge tätigen Verbände. In der Trinkerfürsorge nimmt auch das Katholische Kreuzbündnis einen hervorragenden Platz ein. Die katholische Fürsorge für die Strafgefangenen geschieht teilweise in eigenen Vereinen, teilweise als Sonderabteilung des allgemeinen Vereins. Weit hinter dem Bedarf des katholischen Volksteils zurück bleiben noch die katholischen Arbeiterkolonien, die Wandererfürsorge, das Asylwesen, ganz besonders für Angehörige gebildeter Kreise.

Dieser zeitige Stand der Dinge mag zum Teil darin seine Begründung finden, daß stets nur Teilgebiete bearbeitet wurden. Es bleiben dann allzuleicht noch

weite Gebiete brach und, was beklagenswerter ist, fast gänzlich unbeachtet. Demgegenüber war es sehr zu begrüßen, daß in den Jahren 1911—1912 dank der Anregungen des Karitastages zu Essen 1911 in Verbindung mit den Vinzenzvereinen ein katholischer Männerfürsorgeverein begründet wurde. Er setzte sich zum Zwecke: Schutz und Rettung für Knaben und Männer in geistig-sittlicher Not und Gefahr. Nach dem Vorbilde des bereits weitausgedehnten Fürsorgevereins für Frauen, Mädchen und Kinder (Zentrale Dortmund) sollte er sich in einzelnen Ortsgruppen möglichst über das ganze Reich ausdehnen. Ende 1915 zählte der Verein 30 Ortsgruppen [1]. Die weite Fassung des Vereinszweckes ermöglicht es, jede Not zunächst in der offenen Fürsorge zu erfassen. Von dieser allgemeinen Arbeit ausgehend, wird es ihm dann auch leichter sein, die nötigen Anstalten für Sonderzwecke und Teilgebiete anzuregen, zu fördern und in planmäßiger Verbindung zu halten.

Es ist selbstverständlich, daß die gegenwärtige Ausdehnung des Vereins erst als Anfang bezeichnet werden kann. Die Leitung des Vereins, Pfarrer Ostermann in Lünen, Westfalen, ist denn auch eifrig für den Ausbau der Organisation bemüht. Auch die begonnene Errichtung von Karitassekretariaten in den größeren Plätzen dürfte dem förderlich sein, da sich die räumliche Vereinigung beider Stellen in Städten wie Köln, Dortmund, Frankfurt a. M. recht bewährt hat. Aber nicht nur räumlich, auch dem Arbeitsgebiet nach ist für die Anforderungen der Kriegszeit und ihrer Folgen ein weiterer Ausbau notwendig. Mit Rücksicht auf die noch geringen Kräfte hatte sich der Männerfürsorgeverein in erster Linie der Fürsorge für die männliche Jugend zugewandt. Wie eingangs betont wurde, wird der Krieg auch eine ausgedehnte Männerfürsorge fordern.

Soll aber diese Arbeit erfolgreich durchgeführt werden, namentlich auch durch die notwendigen Schutzhäuser, Heime und ähnliche Veranstaltungen unterstützt werden können, dann werden nicht unerhebliche Mittel hierfür notwendig sein. Es verdient deshalb die Anregung eines bekannten rheinischen Gefängnisgeistlichen eingehendste Erwägung, diese Mittel mit Hilfe der rein religiösen Männervereine, wie Männerapostolat, Männerkongregationen u. a. aufzubringen. Vorbild für diesen Gedanken ist der Kindheit-Jesu-Verein, der ganz gewaltige Summen durch die Kinder für die Kinder jährlich aufbringt. Ebenso sollten auch die religiös gefestigten Männer für ihre gefährdeten und sittlich geschwächten oder gar verkommenen Glaubensbrüder ein regelmäßiges Scherflein aufbringen. Es würde dadurch zugleich der Geist christlicher Liebe und Barmherzigkeit in diesen Vereinigungen stets wach gehalten und manches Mitglied auch für die tätige Mitarbeit im Apostolat der rettenden Liebe gewonnen. Daneben wären dann diese Vereine, Bruderschaften usw. zugleich in kleineren Orten, für die ein Fürsorge-

[1] In Bayern ist die Fürsorge für die männliche Jugend durch die Diözesan-Jugendfürsorgeverbände bereits trefflich besorgt. Es muß hier dahingestellt bleiben, wieweit sich diese auch der erweiterten Männerfürsorge dienstbar erweisen können und wollen.

verein nicht in Betracht kommt, die geeigneten Vertrauensmänner- und Auskunftsstellen.

Auf jeden Fall ist es notwendig, neben den andern Fürsorgezweigen, dem Männerfürsorgeverein und den übrigen dieser Arbeit gewidmeten Werken überall eingehende Beachtung und Förderung zu schenken.

Constantin Noppel S. J.

Papst Innozenz III. ein Lügner?

Wer seinerzeit im ersten Band von A. Haucks Kirchengeschichte Deutschlands z. B. die Darstellung vom Wirken des hl. Bonifatius las, mochte hoffen, daß dieses groß angelegte, stets auf die Quellen zurückgreifende Werk einmal durch seine Gründlichkeit und Objektivität ein zuverlässiger Führer durch die so bedeutungsvollen kirchenpolitischen Ereignisse des deutschen Mittelalters werden würde. Leider ist diese Hoffnung bald enttäuscht worden. Nicht nur daß die schon anfangs hervortretende Vorliebe des Verfassers, ganz vereinzelte und nebensächliche Quellenangaben über gewisse Persönlichkeiten zu verallgemeinern, später immer öfter die Ursache recht übel verzeichneter Charakterbilder geworden ist. Schwerer wiegt, daß bereits nach Erscheinen des zweiten Bandes Prof. A. Ebner dem Verfasser „eine durchwegs protestantische Auffassung der Dinge" nachsagen mußte (Histor. Jahrb. 12, 1891, 550). Bei der Besprechung des vierten Bandes aber (Histor. Zeitschrift 93, 1904, 385 ff.) erklärte es der selbst protestantische Prof. K. Hampe im Interesse der von Irrtümern möglichst rein zu bewahrenden historischen Forschung für nötig, „einmal recht eindringlich zur Vorsicht in der Verwertung der Ergebnisse Haucks zu mahnen und ... mit aller Bestimmtheit zu betonen, daß die kritische Arbeit nicht durchgehends auf der Höhe steht" (S. 391 f.). Hauck zeige eine bedenkliche „Neigung zu stark subjektiver Färbung und einseitiger Zuspitzung" (S. 426). Die Mängel der kritischen Arbeit träten im Fortgang des Werkes immer stärker hervor, im dritten Band mehr als in den beiden ersten, und im vierten Band seien solche Angriffspunkte noch weit zahlreicher (S. 392). Vor allem aber werde der Verfasser Päpsten wie Gregor VII., Alexander III., Innozenz III. nicht gerecht, sodaß der Gedanke komme, „ob ihn da etwa ... sein protestantisches Bewußtsein an der gebührenden Anerkennung gehindert" habe (S. 415). Geradezu peinlich wird es indessen, wenn sich Hauck durch seine Voreingenommenheit zu völlig grundlosen Verdächtigungen der Päpste hinreißen läßt. Der Vorwurf der Unwahrhaftigkeit liegt ihm dabei merkwürdigerweise immer am nächsten. So trägt er, wie schon Ebner bemerkte (a. a. O. S. 549), kein Bedenken, „Leo III. auf Gründe von sehr fraglicher Beweiskraft hin des Meineides zu beschuldigen". Dr Nik. Paulus konnte in der Literar. Beilage der Köln. Volksz. (1904 Nr. 51) nachweisen, wie freventlich er Gregor VII. der Lüge und Alexander III. des Grundsatzes zeiht, daß ein guter Zweck selbst schlechte Mittel heilige. Innozenz III., der sogar zweimal als offenbarer Lügner gebrandmarkt wird, hat nun ganz kürzlich

in P. Emil Michael S. J. einen ebenso sachlichen als erfolgreichen Anwalt gefunden [1].

Beidemal ist Hauck zum mindesten einem Mangel an kritischer Umsicht zum Opfer gefallen, wie eine kurze Zusammenfassung der Untersuchung P. Michaels zeigen wird.

1. Der Tatbestand des ersten Falles ist folgender. In dem Schreiben, das Innozenz III. nach der Ermordung Philipps von Schwaben an Otto von Braunschweig sandte, versicherte er demselben, er wolle dafür sorgen, daß ihm kein neuer Thronbewerber entgegengestellt werde, obwohl sich Friedrich von Sizilien bereits als Widersacher gegen ihn erhebe (Registrum super negotio rom. imperii Nr. 153). Da das Schriftstück ohne Datum ist, hatte man bei der ungefähren Zeitbestimmung desselben darauf zu achten, daß zwischen seiner Abfassung und der Ermordung Philipps (21. Juni 1208) die genügende Frist verstrichen sein mußte, damit erstens die Nachricht von Philipps Tod zum Papste und nach Sizilien und zweitens auch die Kunde über Friedrichs Haltung wieder von Sizilien an den Papst gelangen konnte. Darum haben Böhmers Regesten (neue Ausgabe von Ficker-Winkelmann 1893 Nr. 6021) frühestens Ende Juli als Datum angenommen. Denn nach J. Fickers Bemerkung zu Böhmers Regesten Nr. 240 konnte ein von Sora in Unteritalien (wo auch unser Schreiben ausgefertigt wurde) abgesandter Bote in weniger als 18 Tagen Würzburg erreichen. Mehr als das Doppelte wird also in unserem Falle sicher genügen, was auch durch die neuesten Untersuchungen über die Reise- und Marschgeschwindigkeit im 12. und 13. Jahrhundert von F. Ludwig (Berlin 1893) bestätigt wird. E. Winkelmann hat denn auch in der Neuausgabe von Böhmers Regesten a. a. O. die Datierung nicht weiter beanstandet. Aber in seinem 1878 erschienenen „Kaiser Otto IV. von Braunschweig" hielt er es, offenbar mangels eigener sowohl als fremder Vorstudien, noch für unmöglich, daß Innozenz schon Ende Juli wissen konnte, was Friedrich II. im Schilde führte (S. 101 A. 5). Er meinte daher, Papst Innozenz habe eine bloße Vermutung (ebenda) dem Kaiser Otto als Tatsache vorgestellt und „mit dieser frivolen Warnung glücklich bewirkt, daß Otto die wachgerufene Sorge nimmer wieder los wurde" (S. 142). Den Vorwurf der Lüge hat Winkelmann also nur einschließlich erhoben. Ausdrücklich hat es dann Hauck getan. Gerade wie Winkelmann sieht derselbe darüber hinweg, daß Otto nicht nur vom Papste, sondern auch sehr bald von anderer Seite vor den Machenschaften Friedrichs gewarnt wurde (vgl. Ottos Brief von Anfang Februar 1209: Reg. sup. neg. rom. imp. Nr. 187). Und anstatt wenigstens die obige Datierungsfrage nachzuprüfen, was heute leicht und jedenfalls durchaus notwendig war, erklärte er, ohne irgend einen Beweis zu versuchen, einfach

[1] Geschichte des deutschen Volkes vom dreizehnten Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters von Emil Michael S. J. VI. Band: Die Gegenkönige Otto von Braunschweig und Philipp von Schwaben. Kaiser Friedrich II. bis zum Tode Papst Honorius' III. 1227. (XXII u. 512) Freiburg 1915, Herder. — Anhang VI (S. 448—456): Papst Innocenz III. als „Lügner".

(Kirchengesch. 3. und 4. Aufl., 4. Bd, S. 755 768): „Er (Innozenz) hat damals durch eine Lüge die Möglichkeit einer Verständigung zwischen Otto und Friedrich auszuschließen versucht." „Denn die falschen Nachrichten, die Otto schreckten, stammten letzthin von Innozenz." — Das ist jedoch weder eine objektive noch eine kritische Geschichtsdarstellung.

2. Nicht weniger unkritisch ist Hauck das zweite Mal verfahren. Denn nach den Untersuchungen von E. Tuček über das Registrum super negotio romani imperii (Innsbruck 1910 S. 27 ff. 36 ff.) und auch schon nach R. Schwemers Arbeit über Innozenz III. und die deutsche Kirche während des Thronstreites von 1198 bis 1208 (Straßburg 1882, S. 132 ff.) mußte er wissen, daß das Registrum weder alle Aktenstücke enthält, die wegen des negotium romani imperii in der päpstlichen Kanzlei ein- und ausliefen, noch auch die aufgezeichneten Aktenstücke immer in chronologischer Reihenfolge bietet. Weil er beide Umstände übersah, hat er auch das zweite Mal falsch geurteilt. Zeigen wir den Tatbestand wieder kurz nach P. Michael.

Aus dem Jahre 1202 enthält das Registrum unter Nr. 65 ein undatiertes Schreiben Innozenz' III. an Otto von Braunschweig, worin der Papst gegen Ende sagt, daß er auf Grund eines Briefes des Königs Philipp II. August von Frankreich die Hoffnung hege, dieser werde sich von dem Staufer lossagen und mit Otto Frieden schließen. In einem gleichfalls undatierten Brief unter Nr. 63 erklärt der französische König, falls Innozenz sich fernerhin noch des Welfen annehme, so werde er sich dagegen zu wehren wissen. — Nun argumentiert Hauck folgendermaßen: Die Worte des Papstes an Otto: Spem bonam concepimus (wegen der Aussöhnung Philipps mit Otto) ex litteris etiam, quas rex ipse nostro apostolatui destinavit stehen in Nr. 65 des Registrum. Die litterae, von denen im Texte die Rede ist, müssen also in einer früheren Nummer stehen, was nur Nr. 63 sein kann. Dann schreibt Hauck weiter: Schlägt man aber Nr. 63 nach, „so findet man die Erklärung (Philipps II.): Ista, nämlich die Erhebung Ottos, quae ad detrimentum honoris nostri et regni nostri exhaeredationem manifeste imminere videmus, mullatenus pateremur". Also ist erwiesen, daß Innozenz III. „selbst vor offenbarer Lüge nicht zurückschreckte" (Kirchengesch. a. a. O. S. 720). Während nämlich, so meint Hauck, Philipp August in Nr. 63 erklärte, er werde keine Erhebung Ottos dulden, habe Innozenz in Nr. 65 geschrieben, es bestehe die beste Hoffnung, daß sich Philipp mit Otto vertragen werde. Innozenz habe also Otto von Braunschweig einfach angelogen.

Aber diese Beweisführung hält eben nicht Stich. Ein unbefangener Kritiker, schreibt Michael, geht ganz anders voran. Selbst wenn der oben genannte doppelte Mangel des Registrum nicht so klar erwiesen wäre, müßte er urteilen, daß Nr. 63 nicht der Brief sein könnte, auf den sich der Papst in Nr. 65 Otto gegenüber berufen hat. Ein solcher Brief ist im Registrum überhaupt nicht vorhanden. Das kann nicht wundernehmen, weil die Sammlung eben nicht alle Aktenstücke aufbewahrt hat. Hätte Hauck indes im Registrum Nr. 48 vom 1. März

1201 etwas genauer angesehen, so wäre er vielleicht auf eine Spur gekommen. Dort ist der Papst nämlich hoch erfreut über die Nachricht seines Kardinallegaten Oktavian, daß der französische König sich den Absichten des Papstes fügen und mit Otto Frieden schließen werde. Nur, schrieb der Legat, möge Innozenz dem Wunsch des Königs entsprechen und demselben für jeden Fall Sicherheit geben. Innozenz hat das sofort getan und eine Abschrift seines Briefes der Nr. 48 an den Kardinallegaten beigelegt. Der Brief an Philipp selbst fehlt im Registrum ebenso wie die Antwort des Königs darauf. Und doch muß auch der König geantwortet haben. „Denn sonst", schreibt P. Michael, „wäre die Mitteilung, welche der Papst unter dem 9. Juni 1202 dem König Philipp II. von neuem machte, er dürfe vollkommen ruhig sein, da er, der Papst, falls Otto den Frieden brechen wollte, ihn zu dessen Einhaltung durch kirchliche Zensur zwingen werde (Registrum Nr. 50) — diese Mitteilung wäre als wesentlich identisch mit dem früheren Schreiben nahezu unerklärlich. Sie ist es nicht, sie ist im Gegenteil selbstverständlich, wenn der französische König sich an den Papst gewendet hat mit dem Bemerken, daß er allerdings nicht abgeneigt sei, sich mit dem Welfen zu vertragen, nur müßte ihm sicherste Bürgschaft geboten werden, daß Otto den Frieden nicht breche."

„Dieser Gedankengang ist durch die elementarsten Regeln der historischen Methode und Kritik gegeben. Es ist daher ohne weiteres klar, wie Innozenz III. in dem an erster Stelle genannten undatierten Brief (Registrum Nr. 65) sagen konnte, daß er auf Grund eines Schreibens Philipps von Frankreich die Hoffnung hege, dieser werde sich für Otto gewinnen lassen. Der französische König ist dann allerdings durch den staufisch gesinnten Markgrafen Bonifaz von Montferrat in seiner Stellungnahme für den Staufer Philipp von neuem gekräftigt worden und hat dieses in dem Schreiben Nr. 63 des Registrum zum Ausdruck gebracht." — Daß im Registrum das päpstliche Schreiben (Nr. 65) nach dem des Königs (Nr. 63) steht, bietet nach dem anfangs Gesagten keine Schwierigkeit. „Man setze Nr. 65 vor Nr. 63, und die Sache ist in Ordnung" (Michael a. a. O. S. 454 f.).

Die Lügenhaftigkeit fügt sich übrigens dem Bilde, das Hauck (a. a. O. S. 719 f.) von Innozenz III. entworfen hat, vollkommen harmonisch ein. Innozenz III. „ist ein infamer Realpolitiker und Heuchler, ein Schurke, im günstigsten Fall ein gefirnißter Schurke. Der Verfasser hat diese Charakteristik des großen Papstes mit zahlreichen Quellentexten belegt. Aber nicht ein einziger Text beweist *mehr* als die zum Beweis der Lügenhaftigkeit Innozenz' III. angeführte Kombination der beiden Stellen aus Reg. imp. Nr. 63 und 65" (Michael a. a. O. S. 455 f.).

Wenn es auch kaum mehr nötig ist, einen neuen Band von Michaels großem Geschichtswerk eigens zu empfehlen, so möge hier wenigstens gesagt werden, daß sich der sechste Band seinen Vorgängern ebenbürtig zur Seite stellt. Die politischen Wirren des ersten Viertels des 13. Jahrhunderts und besonders auch das Verhältnis der Päpste zu denselben finden darin eine so gründliche, umsichtige und klare Darstellung, der Verfasser zeigt dabei eine so völlige Beherrschung der

Quellen und Probleme und trägt in den mancherlei Streitfragen seine Meinung immer so wohlüberlegt und sachlich vor, daß man das Buch mit reicher Belehrung und großer Befriedigung lesen wird. Zweifellos gewinnen auch die früheren Bände, die die Kulturzustände im 13. Jahrhundert behandeln, durch den sechsten Band ein neues Gewicht und vermehrte Bedeutung. Denn sie zeichnen ja den Hintergrund, auf dem sich das nun beginnende politische Drama abspielt. Häufig kann sich deshalb der Verfasser mit Vorteil darauf berufen. Vor allem wird dem Leser auch die eingehende Bewertung der damaligen Geschichtschreibung im dritten Band von Nutzen sein, da sie ihm ein Urteil über die verschiedenen Quellen ermöglicht, die uns die Kenntnis jener Zeiten erschließen.

Konrad Kirch S. J.

J. Perthes' neuer Hauptkatalog im geographischen Unterricht.

Professor F. Lampe (Berlin) hat in dem von ihm vorzüglich bearbeiteten Abschnitt über den erdkundlichen Unterricht in dem Sammelwerk: „Der Weltkrieg im Unterricht" (Perthes, Gotha 1915) auf die erhöhte Bedeutung des erdkundlichen Wissens hingewiesen, die der Weltkrieg uns zeige. „Räumliche Schulung erdballumspannenden Blicks" erweist der Weltkrieg als „Lebensnotwendigkeit für deutsche Männer und Frauen". „Unsichere geographische Bildung geht mit schwankender Fahrt des Staatsschiffes Hand in Hand." Der Geograph muß die Fäden gegenseitiger Beziehung der Dinge aufdecken. Gerade die Jugend „lechzt nach solcher Gesamtauffassung". Anderseits gilt es, die Fülle von Interessen, die das große Ringen in der Brust unserer Jugend weckt, den Zwecken der Schule für die Gesamtauffassung der Geistes- und Herzensbildung wie der Erreichung der Ziele des Einzelfaches dienstbar zu machen. Aber gerade der Lehrer der Geographie konnte in diesen Kriegsmonaten „nicht gelassen in gangbaren, wohlbekannten Handbüchern nachschlagen": „Die außerordentliche Zeitlage forderte selbständige Prägung neuer Gedankenreihen." An praktischen, äußerst lesenswerten Beispielen weist er dann nach, „wie unter dem Eindruck des Krieges der Unterricht zu verlaufen habe, damit nicht nur der Krieg das Verlangen nach geographischer Belehrung beflügle, sondern erdkundlicher Unterricht auch dem Verständnis für den Krieg, allgemeiner der politischen Urteilsreife diene".

Die Schwierigkeit der Stoffbereitung war damit genugsam angedeutet. Wohl boten dem Lehrer der Erdkunde Handbücher, wie der vortreffliche „Große Seydlitz" (Ausgabe C), mit ihrem stets ergänzten, sorgfältig überprüften und geographisches Wissen in reicher Fülle bietenden Text-, Karten- und Illustrationsmaterial Hilfsmittel, um die uns unsere Feinde schon vor dem großen Völkerringen beneiden konnten. Woher aber das der augenblicklichen Lage den großen Ereignissen angepaßte Material in geeigneter Verarbeitung und wissenschaftlicher Zuverlässigkeit erhalten? Wer nicht in einer Großstadt großstädtische Bibliotheksreichtümer zur Verfügung hatte, konnte wohl besorgt werden, wie er seiner Aufgabe gerecht zu werden vermöge.

Da kam mir durch das Entgegenkommen der Perthesschen Geographischen Anstalt deren mächtiger Hauptkatalog 1915 zu Handen. Zuerst stand ich ihm gegenüber mit jener Art von Interesse, die die Hochachtung vor großen wissenschaftlichen Leistungen eben doch erzeugt, selbst wenn man sie nur im Bücherkatalog fein säuberlich verzeichnet findet. Also ein prachtvoll ausgestatteter Katalog, der lebendige Zeuge für die ungeheure wissenschaftliche Leistung unseres größten wissenschaftlichen Verlages in geographicis. Mitten im Kriege entstanden und erschienen, zugleich ein Kulturdenkmal der „Barbaren". Erst allmählich kam ich dahinter, was „dieser" Katalog wirklich biete. Da fand ich überreiches Material, geradeso, wie ich es brauchte. Denn dieser Katalog ist eigentlich ein Index zu einer der bedeutendsten Fundgruben geographischer Wissensschätze, zu Petermanns Mitteilungen und deren militärgeographischem Abteil. Wollte ich das Königreich der Niederlande und die Verheerungen der letzten Sturmflut verständlich machen, so wies mich das Stichwort „Niederlande" auf J. Kuypers Arbeit über die Zuidersee 1876, mit vortrefflicher Karte, die auch für eine größere Klasse deutlich blieb. Dänemarks Hafenanlagen in Esbjerg gaben das Verständnis für die Vorgänge vor Ausbruch des Krieges. Die Karten und Skizzen über Dover, Portsmouth, Scapelow mit den entsprechenden Texten wurden von den Schülern mit geistigem Heißhunger studiert und alles daran gesetzt, um England möglichst vollkommen kennen zu lernen. Zur Erläuterung der Vorgänge an der Westfront boten die Notizen unter Frankreich guten Stoff. Kurz, der ganze Abschnitt, der lexikalisch die Arbeiten der militärgeographischen Beilage verzeichnet, wurde bald eines meiner wertvollsten Hilfsmittel. Aber nicht bloß, daß der interessierten Neugierde der Schüler Nahrung geboten wurde: die eindringenden Studien über die russischen Befestigungsanlagen, Bahnbauten, gaben wertvolle Aufschlüsse über den inneren Zusammenhang zwischen Volk und Boden, Natur und Leben. Die Karten der Polasie vermittelten geographische Anschauung und Verständnis über die kriegerischen Vorgänge des letzten Sommers, zugleich Hochachtung vor der sorgsamen, allseitigen Kriegs- und Friedensarbeit der verbündeten Heere. So bot der Katalog die Möglichkeit, reichstes Material auch für die plötzlich auftauchenden neuen Probleme zu beschaffen. Karten wie jene über Handel und Industrie im Europäischen Rußland (1913), die Sprachenkarte von Russisch-Polen, die militärgeographische Übersichtskarte von Russisch-Polen (1910), die Karte der Eisenbahnen und Befestigungen Serbiens (1912), die Entwicklung Montenegros (1910) bieten unübertreffliches Anschauungsmittel, durch den Katalog unmittelbar zu erreichen. Das Ergebnis, wie Lampe sagt: die Lehrstunde wird ein kleines Erlebnis, und bleibt doch sachlich, unparteiisch.

Wilhelm M. Peitz S. J.

Der Franziskaner Dr. Thomas Murner im Lichte der heutigen Forschung.

Als sich Lessing darüber äußern sollte, ob Murner der Verfasser des weltberühmten „Till Eulenspiegel" gewesen sei, weist er für seine ablehnende Meinung unter andern Gründen auch auf die Sprache Murners hin, die er wohl gut

gekannt haben mußte, wie seine warme Empfehlung bezeugt: „Wer die Sitten der damaligen Zeit kennen will, wer die deutsche Sprache in allem ihrem Umfange studieren will, dem rate ich, die Murnerischen Gedichte fleißig zu lesen. Was die Sprache Nachdrückliches, Derbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes hat, kann er nirgends besser zu Hause finden als in ihnen." Leider scheint dem vielbelesenen Literaturkenner sein Versprechen, „Murnern gegen den Vorwurf, als habe er bloß des Geldes wegen geschrieben, zu verteidigen, und zu beweisen, daß ihn sein Drucker und Verleger herzlich schlecht bezahlte", ganz aus dem Gedächtnis entschwunden zu sein. Jedenfalls jedoch gebührt dem vielseitigen Kunstrichter das Verdienst, zuerst in anerkennender Weise auf den großen, aber arg verlästerten Franziskaner aufmerksam gemacht zu haben. In ähnlich freundlichem Sinne und von demselben Standpunkte der Literaturgeschichte aus sprachen sich der durch seinen „Grundriß" bekannte Goedeke und der Schweizer Literaturgeschichtschreiber H. Kurz über den verkannten Bettelmönch aus, „an dem die einseitig ausschauende Geschichtschreibung des letzten Jahrhunderts kein gutes Haar gelassen hat". Kurz bedauert es sogar, daß von seiten der Katholiken gar nichts zur Ehrenrettung Murners geschehen sei. Dieselbe Klage wiederholte vor Jahren Janssen in seiner „Geschichte des deutschen Volkes", Murner werde katholischerseits nicht genug gewürdigt. Wohl durch Janssens Einfluß, wenn nicht gerade angeregt, so doch ermutigt, hat der vor zwei Jahren verstorbene gelehrte Luzerner Staatsarchivar mit dem ihm eigenen Sammelfleiß und dem glücklichsten Spürsinn die Murnerforschung zu einer Art Lebensaufgabe gemacht und von dem Leben und Streben des bestverleumdeten Mönches ein „wahrheitsgetreues" Bild entworfen. Die Schrift erschien 1913 als ein Doppelheft (IX. Bd, 4. u. 5. Hft) in den „Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes" und dient den weiteren Forschungen als „wertvolle Materialsammlung", da sich darin alle nur erreichbaren Quellen und Urkunden verarbeitet finden. Der emsige Forscher umreißt mit sorgsamen Strichen das geschichtliche Bildnis seines Helden, wagt aber keine eigentliche Farbengebung, und so läßt sich noch immer in etwa des Dichters Wort auf den streitbaren Mönch aus dem 16. Jahrhundert anwenden:

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte."

Die äußeren Umrisse des Bildes wenigstens bleiben nunmehr fest bestimmt. Geboren 1475 in der Reichsstadt Oberehnheim, unweit Straßburg, brachte Murner nach Übersiedelung seiner Familie den größten Teil seines Lebens in Straßburg zu und nannte sich deshalb gern ein „Straßburger Stadtkind". Schon mit fünfzehn Jahren trat er in das dortige Minoritenkloster ein und soll, erst neunzehnjährig, schon Priester geworden sein. Außer der angesehenen Klosterschule besuchte er noch in wunderlichem Wanderleben, lehrend und lernend, die damals berühmteren Universitäten und erwarb neben der Doktorwürde in der Theologie auch die beider Rechte. Bereits 1499 beginnt er seine schriftstellerische Tätigkeit. Sein Predigerberuf führte ihn nach zahlreichen Städten Deutschlands, Österreichs und der

Schweiz; in Wien krönte ihn Kaiser Maximilian selbst zum Dichter und Redner (1505). Ein bedeutsamer Wendepunkt in seinen eifrigen Arbeiten trat (1520) mit den Streitschriften gegen Luther ein; von nun an gleicht sein bisher reichlich unruhiges Leben noch mehr einer wahren Hetzjagd als der stillen Seelenarbeit eines Mönches: in Wort und Schrift steht er, verteidigend und angreifend, „als der freimütigste Ordensgeistliche seiner Zeit" stets kampfbereit da, mit dem ganzen Rüstzeug seines Jahrhunderts versehen. Die zwei letzten Jahre seines ruhelosen Daseins brachte er zurückgezogen in seiner Geburtsstadt zu und starb daselbst 1537.

Liebenaus Arbeit ist in der Durchforschung aller Einzelheiten dieses bunt und kraus bewegten Mönchslebens zu gewissenhaft, um es so auszudrücken, indem der Verfasser allzu ängstlich wird und kein eigenes Urteil auszusprechen wagt. Vielleicht fühlte er selbst, wie ein wohlwollender Beurteiler der gelehrten Schrift meint, daß trotz der Fülle seines zusammengetragenen Materials die Vorbedingungen zu einer zutreffenden, allseitig befriedigenden Charakterisierung des Menschen und Schriftstellers Murner noch nicht geschaffen sind. Dazu ein weiteres beizutragen, versuchen zwei jüngst erschienene und voneinander vollständig unabhängige, aber an Liebenau anknüpfende Arbeiten neue Wege vom sprachlichen Gesichtspunkte aus: der eine, G. Schuhmann[1], in freierer Weise für die weiteren Kreise des Volkes, der andere, J. Lefftz[2], in streng fachwissenschaftlicher Form, beide mit glücklichem Erfolge.

Schuhmann ist auf dem Gebiete der Murnerforschung kein Neuling. Hat er doch außer kleineren Abhandlungen auch ein Heft in den „Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes" über die „Berner Jetzertragödie" geschrieben, wobei auch Murner eine Rolle spielte. Der Verfasser beabsichtigt, „dem Literaturfreunde und vor allem dem Liebhaber gesunder und humorvoller Volksliteratur willkommene Geistesnahrung" zu bieten, indem er, statt „Schling- und Giftpflanzen in Murners Dichtungen aufzuspüren, worauf andere ausgegangen seien, Blümlein am Wege pflücken wolle, an denen sich Menschen aller Zeiten erfreuen könnten". Er hat daher das bekannte Hauptwerk von Murners Satiren ganz ausgelassen und allzu derbe Stellen, besonders in der „Narrenbeschwörung" und in der „Mühle von Schwindelsheim", einfachhin unterdrückt.

Die Anlage des umfangreichen Buches stellt sich recht einfach in zwei Teilen dar, wovon der erste (S. 1—166) als eine Art Einleitung „die kirchen- und kulturgeschichtliche Murnerstudie Liebenaus nach der literarhistorischen Seite ergänzen soll", während im zweiten Teile die „Narrenbeschwörung" (S. 169—324),

---

[1] Georg Schuhmann, Thomas Murner und seine Dichtungen. 8° (XII u. 469) Regensburg 1915, Fr. Pustet. Geh. *M* 7.—

[2] Josef Lefftz, Die volkstümlichen Stilelemente in Murners Satiren. 8° (X u. 200) Straßburg 1915, K. J. Trübner. Geh. *M* 6.—; kart. *M* 6.50. (Einzelschriften zur elsässischen Geistes- und Kulturgeschichte, herausgegeben von der Gesellschaft für elsässische Literatur, Nr. 1.)

„Schelmenzunft" (S. 325—366), „Geistliche Badenfahrt" (S. 367—378), „Mühle von Schwindelsheim" (S. 379—414), „Gäuchmatt" (S. 415—440) und anhangsweise noch das „Neue Lied von dem Untergang des christlichen Glaubens" mit zwei kleinen Gedichten aus anderem Zusammenhang (S. 441—452) mit sog. normalisierter Umschrift wiedergegeben sind. Der so hergestellte Text mit seinen vielen eckigen Schaltklammern erleichtert zwar dem der Sprache des 16. Jahrhunderts ganz unkundigen Leser das Verständnis, wozu die ziemlich zahlreichen erklärenden Anmerkungen noch weiter helfen sollen, macht aber das Lesen schwer und holperig. Der Urtext wird in den Anmerkungen dann mitgeteilt, wenn die Umschrift dem Verfasser gar zu frei geschienen hat; zuweilen wird auch ein berichtigendes Warnungszeichen beigefügt, wie z. B. in der „Schelmenzunft" bei der obendrein stark gekürzten Stelle „Aus einem hohlen Hafen reden" die Einschränkung: „Geht zu weit!" Schuhmann sucht dem Durchschnittsgebildeten die Auffassung und Ausdrucksweise des 16. Jahrhunderts möglichst mundgerecht zu machen, und diese löbliche Absicht wird wohl durch seinen stark umgestalteten Abdruck erreicht werden.

Demselben Zweck soll die weitläufige, fast überladene Einleitung dienen. In acht Kapiteln wird eine Art Ehrenrettung Murners versucht, und das geht nicht leicht ohne streitbaren Ton ab. Schon der Einführungsabschnitt, „Murners Lebenslauf", fällt durch den häufig verwendeten Sperrdruck auf, wohl ein ganz sicheres Zeichen dafür, daß die Ausführungen sich zunächst nicht an solche wenden, die Murner bereits kennen. Daß der Verfasser nicht Oberehnheim, sondern Straßburg als Geburtsstadt Murners annimmt und ihm den „Till Eulenspiegel" zuschreibt, ist ein auch von vielen andern festgehaltener Irrtum. In den weiteren sieben Abschnitten handelt es sich, wie schon die Überschriften deutlich erkennen lassen, in erster Linie um die Verteidigung Murners. Dabei tritt des Anwalts umfangreiche Belesenheit in der einschlägigen Literatur fast zu klar zutage, indem seine Ausführungen mehr oder weniger aus lauter Belegstellen zusammengesetzt sind, wie teilweise die Sache es mit sich bringt. Die für die wissenschaftliche Murnerforschung wichtigste Ausführung, die freilich einer selbständigen Darlegung bedurft hätte — Murners Verdienste um Bereicherung und Ausbildung der deutschen Gemeinsprache —, ist auf sechs Seiten am kürzesten abgetan, während beispielsweise die Auseinandersetzung „Murner ein ‚Talent, kein Charakter'" einen mehr als sechsfachen Raum einnimmt. Bei dem ebenfalls breit gehaltenen Schlußabsatz „Murner und seine Rivalen" bringt die Gegenüberstellung „Murner und Fischart" manch gute Beobachtungen. Jedenfalls wird der Liebhaber unserer Literatur, der sich auch über das bisher mehr dem Gelehrten vorbehaltene 16. Jahrhundert etwas unterrichten lassen will, dem Verfasser für seine Ausführungen dankbar sein.

Ganz anders geartet tritt Lefftz in seiner Erstlingsschrift auf. Das ist frische, man möchte sagen jugendlich begeisterte Wissenschaft in des Wortes bester Bedeutung, und deshalb fällt der bescheidene Ton so besonders wohltuend auf. Der Verfasser geht von der Überzeugung aus, daß es für „ein tieferes Ver-

ständnis von Murners problematischer Natur" durch Einzeluntersuchungen gelingen müsse, „das Fremde an diesem merkwürdigen Franziskanerschriftsteller, seine seltsam schillernde Gedankenwelt und ihre sprachliche Umhüllung in seinen Geist und seine Umwelt zurückzulenken und zurückzudenken". Und die Aufgabe ist ihm gelungen, wie die förderlichen Ergebnisse der sorgsamen Arbeit eines Anfängers auf der Gelehrtenlaufbahn beweisen. Der junge Schriftsteller darf sich rühmen, selbst ein engerer Landsmann Murners, ein Oberehnheimer zu sein; er kennt also die Nachfahren der alten Geschlechter, ihre Sitten und Bräuche, die mit den früheren Zeiten noch in einem sich weiter entwickelnden Zusammenhang stehen; er versteht die elsässische Heimatsprache, die noch viel altes Gut gerettet hat; er ist vertraut mit der Eigenart des Landes, das noch heute wie ehedem viel bestimmend auf seine Bewohner einwirkt: alles wichtige Vorteile, die ein Fremder entbehren müßte. Leffz hat sich seine weitausschauende Arbeit insofern etwas erleichtert, daß er seine Untersuchung auf sieben Satiren Murners einschränkte; aber in der Beschränkung zeigte sich der Meister. — Er holt im ersten Kapitel scheinbar weit aus, indem er die „Vorbedingungen und Voraussetzungen für die Entfaltung volkstümlicher Stilelemente im ausgehenden Mittelalter" untersucht und das Gefundene auf Murners Stil anwendet. Unter volkstümlichen Stilelementen versteht er „alle stilistischen Mittel und Eigentümlichkeiten, die breiten Volksschichten als etwas Wesensverwandtes und Bodenständiges erscheinen und so eine besondere Wirkung auf sie auszuüben vermögen", und das Wachsen und Werden dieser Volkstümlichkeit gehe mit einer Art naturgesetzlicher Notwendigkeit aus der inneren Naturbestimmtheit und den äußeren Naturbedingungen hervor. Diese Leitsätze werden im besondern auf das „heitere" Elsaß übertragen und dann bei Murner nachgewiesen und so das Ergebnis gewonnen: „Murner ist ein Typus des unerschrockenen, freimütigen Bettelmönches, der leidenschaftlich alle Schäden der Zeit bekämpft, ganz für das Volk lebt und aller Welt ohne Rücksicht auf die eigene Person mit kecken und derben Worten die Wahrheit zu sagen wagt. Sein volkstümlicher Satirenstil wurzelt in dem Stil der freien, volkstümlichen Bettelmönchspredigt." Dazu kommt noch als belebende Ergänzung das eigenartige „elsässisch-alemannische Element" und die persönliche „originelle" Anlage; denn wenn irgendo, so gelte von Murners volkstümlichem Satirenstil das Wort: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut."

In den darauffolgenden Darlegungen werden für diese Aufstellungen die Nachweise aus den bearbeiteten Schriften in reicher Fülle erbracht: die dramatische Lebendigkeit und Gegenständlichkeit der Darstellungsweise, die volkstümliche Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit des Stils, die Verwertung des volkstümlichen Sprichwörterschatzes, der Gefühlston und der Stimmungsgehalt in der Sprache Murners und zuletzt seine „Individualität". Dabei bietet sich dem Verfasser vielfach Gelegenheit, sich mit den Verkleinerern seines Helden auseinanderzusetzen. Das geschieht aber in einer wissenschaftlich vornehmen Weise, indem entweder die erwiesene Wahrheit in einem kernigen Satze ausgesprochen wird, wie etwa: „Ich habe in den Satiren nicht eine einzige Stelle finden können, wo Murner absichtlich und

aus reiner Freude am Schmutz im Kot gewühlt hätte" — oder meistens dadurch, daß dem Gegner in ruhiger Form, aber mit überzeugender Klarheit die trübe Quelle oder das versteckte Vorurteil für seinen Irrtum aufgedeckt wird.

Das Mitgeteilte sind nur dürftige Andeutungen von dem geschickt ausgewählten und wohl angeordneten Inhalte der Erstlingsschrift, deren Verfasser bereits eine erstaunliche Belesenheit in den Denkmälern unserer älteren Literatur bekundet. So durfte er es auch ohne Anmaßung wagen, Winke und Wünsche für weitere Untersuchungen in der Murnerforschung zu äußern, wie etwa über das gegenseitige Verhältnis zwischen Murner und Brant oder über den sittengeschichtlichen Reichtum in Murners Satiren, da die vorliegenden Versuche zur Lösung oder Darlegung unzulänglich seien.

Als zusammenfassendes Urteil eines so glücklichen ersten Griffes wird man es freudig mit unterschreiben können, was ein sachverständiger Kenner in den „Histor.-polit. Blättern" (Bd CLVI, Hft 5) kurz und klar anerkannt und ausgesprochen hat: „Die Schrift von Lefftz gehört zum Wertvollsten, was bisher über Murner geschrieben worden ist. Sie bedeutet einen wesentlichen Fortschritt auf dem Weg zum restlosen Verständnis des seltsamen Mannes, der an der Wende zweier Welten steht. Auch der Kulturhistoriker findet in den hier niedergelegten Untersuchungen eine reiche Fundgrube. Besonderes Lob möchte ich auch der frischen sprachlichen Darstellung zuzollen; sie sticht erfreulich ab von der verwahrlosten Schreibart mancher Fachgenossen, deren Elaborate den Leser oft anmuten wie literarische Brockensammlungen. Ich gestehe gerne: Ich habe aus dem Buche manches gelernt."

Wenn nach solch edler Anerkennung noch eine persönliche Nachschrift gestattet ist, so sei daran erinnert, welch ein Genuß die vorliegende Arbeit unserem besten Kenner jener früheren Zeiten unseres Schrifttums bereitet hätte, wäre er noch unter den Lebenden, und wie sehr es für solche Forschungen zu bedauern ist, daß Professor Schönbach sein eigentliches Lebenswerk, die Geschichte der mittelalterlichen Predigt, nicht fertigstellen konnte. Über seinen Nachlaß verlautete bisher noch nichts, und so ist auch ein anderer bereits verabredeter Plan für die Predigt des 16. Jahrhunderts als Fortsetzung des Schönbachschen Werkes, vorläufig wenigstens, zu Scheiter gegangen. Der Murnerforschung wäre beides sehr zu statten gekommen.

Nikolaus Scheid S. J.

Das erste Kriegsjahr an der Westfront.

Zu den wertvollsten Erscheinungen der Kriegsliteratur gehören gegenwärtig noch die Berichte derer, denen beschieden war, die großen Ereignisse mit eigenen Augen zu sehen und mit den Helden des Feldes persönlich zu verkehren. Wenn spätere Geschichtschreiber darangehen, den großen Zusammenhang der Ereignisse darzustellen, werden diese Schriften als Quellenwerke neuen Wert erlangen. Ein solcher Vermittler zwischen Heer und Heimat ist Prof. Georg Wegener, der in dem Werke „Der Wall von Eisen und Feuer. Ein Jahr an der Westfront",

(Brockhaus, Leipzig), den Daheimgebliebenen mitteilt, was er als Berichterstatter beim Großen Generalstabe auf dem westlichen Kriegsschauplatze sah und erfuhr.

Die Einleitung des Buches versetzt uns in unvergeßliche Tage, in die Zeit jenes unheimlichen Druckes, der in ganz Europa fühlbar wurde, als die Sühneforderung Österreichs an Serbien erging, als von diesem ersten Wetterleuchten an mit beängstigender Schnelligkeit die Sturmeszeichen sich mehrten, aus denen der Weltbrand auflodern sollte. Das Glockengeläute in Dorf und Stadt am Abend des 1. August 1914 war das Begleitgebet bei der Verkündigung des Krieges.

Der Ernst der Stunde wurde stark empfunden. Ruhig bereitete sich jeder vor ohne große Gebärde, ohne Verleugnung des Schweren, dem man entgegenging, aber auch ohne Schwanken, mit vollkommener Selbstverständlichkeit, alles hinzugeben, was sein mußte. In der ureigenen deutschen Art der stillen, gesammelten, unwiderstehlichen Kraft äußerte sich die Flamme der Begeisterung. Selbst als die Kriegserklärungen der Gegner sich geradezu überstürzten, keine Panik, keine Verwirrung, die Haltung der Griechen vor den Perserkriegen an vorbildlicher Großartigkeit übertreffend. Ganz Deutschland war während dieser Mobilmachungstage ein einziges ungeheueres Kriegsinstrument, das mit wunderbarer Genauigkeit arbeitete.

Die Heeresleitung hatte anfangs einen Schleier über die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze gebreitet. Als aber gerade acht Tage nach Kriegsbeginn wieder die Glocken erklangen und die Siegesnachricht von Lüttich verkündeten, da durchzitterte eine festliche Erregung das ganze deutsche Volk. Es kamen nun auch nähere Nachrichten über die Schlacht zwischen Metz und den Vogesen und enthüllten die Tatsache eines großzügig angelegten Planes, nach dem wir den Gegner absichtlich unter Preisgabe deutschen Gebietes weit vorgelockt haben, um dann um so vernichtender über ihn herzufallen. Man erfuhr die Völkerrechtswidrigkeit des fürchterlichen Franktireurkrieges in Belgien, der uns gebieterisch zu schreckenden Abwehrmaßregeln zwang. Im folgenden ein gedrängtes Bild dessen, was Wegener aus eigener Anschauung berichtet.

Was war in diesen wenigen Tagen geleistet worden! Welche Gegensätze waren geschaffen in unmittelbarer Nähe! Hier das heimatliche Land in der ganzen Schönheitsfülle des Hochsommers: sonnige Felder in üppiger Erntepracht, blühende Rosenhecken vor reizenden Landhäusern, auf den rebenumkränzten Hügeln die alten Burgen, Schlösser und Wallfahrtskirchen, das Rheinland in seiner ganzen Anmut und Lieblichkeit. Und jenseits der Grenze auf dem Schauplatz des großen Ringens mit einem Schlage das ganze Grausen des Krieges. Zwölf Kilometer vom deutschen Lande entfernt liegt das Städtchen Battice, wo der erste größere bewaffnete Widerstand geleistet, aus allen Fenstern herausgeschossen worden war. Nur die Verblendung eines unmilitärischen, mit der Wucht geordneter Heeresmassen gänzlich unvertrauten Volkes konnte ein so wahnwitziges Unterfangen ins Auge fassen. Nun sah man von der Straße aus in das vom Feuer geschwärzte Innere der Häuser ohne Dach. Auf verkohlten Balken ruhen Teile geborstener Decken; der Fußboden ist mit Ziegelbrocken und kohlendem Holzwerk bedeckt, an den Wänden gelegentlich ein Bild, das seltsam ins Leere hinaus-

schaut; hinter den zerstörten Häusern bisweilen ein unversehrtes kleines Gärtchen, wo rote Rosen über das Geländer quellen. Auch die Kirche, die als Hinterhalt benutzt worden war, ist zerstört. An den Häusern kleben noch einige Plakate, die für den nächsten Sonntag zu einem großen Ball einladen — und nun kein lebendes Wesen weithin: Todesschweigen über allem. Die Leichen haben unsere Soldaten bestattet, nur aus den Kellerlöchern dringt ein atembeklemmender Geruch; unter den Trümmermassen, welche die Keller füllen, müssen Leichname liegen. Je näher man Lüttich kommt, um so mehr häufen sich die Zeugen erbitterter Kämpfe. Bald tauchen leichtgebuckelte, niedrige Erdhügel auf — es ist das Fort Fléron, das erste der zwölf großen Außenforts der Festung Lüttich. Von den Schüssen unserer Artillerie zerfetzte Stahldrahtverhaue liegen umher und stählerne Schutzschilde der einstigen Verteidiger; im Sand noch eine unkrepierte Granate, kenntlich gemacht durch ein Fähnchen und mit einem Bindfaden umzäunt. Aus einem Spalt des obersten Panzerturmes ragt die weiße Fahne der Übergabe. In dem Labyrinth der unterirdischen Kasematten befinden sich noch belgische Gefangene und eine deutsche Besatzung, die sich darin bereits wieder Behaglichkeit geschaffen hat. Und schon ist die Heeresleitung am Werk, die Festung wieder in Verteidigungszustand zu versetzen. Jenseits der Forthöhe, am gegenüberliegenden Berghange breitet sich ein Meer silbergrauer Dächer aus, es ist die Stadt Lüttich selber. Sie war genommen durch die Unwiderstehlichkeit unseres ersten Ansturmes in diesem Kriege und ist jetzt der Mittelpunkt brausenden militärischen Lebens: ein scheinbar chaotisches Gewirre marschierender Soldatenhaufen, dahersprengender Reitertrupps, durcheinanderflitzender Automobile, eilfertiger Ordonnanzen mit großen Mappen — und das alles doch unverkennbar das Wirken eines großen, einheitlichen Geschehens. Der Justizpalast ist nun die Residenz des deutschen Gouverneurs der Provinz Lüttich. Ein paar Maschinengewehre auf dem schönen Altan kennzeichnen die gegenwärtige Sachlage.

Auf die Widerstandsfähigkeit der großen belgischen Festungen hatten unsere Feinde bei ihren Berechnungen des Krieges hohen Wert gelegt. Loncin, das stärkste Fort von Lüttich, war mit neuen Panzertürmen ausgestattet, die man für unverwundbar hielt. Sie bestanden aus dem härtesten Panzerstahl von mehreren Dezimetern Dicke; diese waren in eine zwei und mehr Meter dicke Eisenbetonmasse eingebettet und hatten bisher jeder Geschoßwirkung gespottet. Das Ganze war tief in die Erde eingelassen, daß nur die kaum sichtbare Kalotte des Helmes darüber emporragte. Der alte Kampf zwischen Panzer und Kanone schien für lange Zeit zugunsten des Panzers entschieden zu sein. Daher das Entsetzen unserer Feinde, als sie vom Vorhandensein der großen Kruppschen Mörser und ihrer Wirkungen hörten. Das Fort Loncin sollte diese zuerst in unerhört fürchterlicher Weise erfahren. Mit leichter Artillerie hatten die Unsrigen zuerst sich eingeschossen, und als die Entfernung unserer Stellung von dem Fort genau bekannt war, aus dem neuen Mörser zuerst zwei noch nicht eigentliche Vollgeschosse abgefeuert. Als diese vollkommen saßen, wurde das richtige Geschoß entsandt, ohne unmittelbare Sicht des Zieles. In gewaltigem Steilbogen flog es hinüber, senkte sich genau über der zu treffenden Stelle, und das Fort Loncin war erledigt.

Nun gähnte an Stelle der flachen Hügelkalotte eine trichterförmige Vertiefung von 50—60 m Breite und 20—30 m Tiefe wie der Krater eines Vulkans. Das Geschoß hatte die „bombensichere Decke des Forts" so tief durchschlagen, daß es mitten in die Pulverkammer eingedrungen war und diese zur Entladung gebracht hatte; daher die titanische Größe der Verwüstung. So hatte man in dem neuen Geschoß ein Mittel, ohne weitere Menschenopfer in aller Ruhe aus einer Entfernung von fast zwei deutschen Meilen ein Fort nach dem andern in Trümmer zu schießen. Die Kommandanten der übrigen Forts wurden eingeladen, an den Wirkungen der 42er die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes einzusehen. Einige lehnten ab, aber nach den ersten Schüssen kapitulierten auch sie. Die vernichtungspeienden Ungeheuer aber zogen weiter zu neuer großer Arbeit, zur Bezwingung der Festung Namur. Drei Tage nur dauerte der Widerstand Namurs, von dem die Engländer noch kurz vorher verkündigt hatten, daß es drei Monate aushalten werde. Wie ein Flug jäh dahinstürmender Stoßvögel dringen nun die deutschen Heerführer mit ihren Armeen allenthalben über die französische Grenze: das deutsche Westheer von Cambrai bis zu den Südvogesen, die Armee des Generaloberſten v. Kluck, wirft die englische Armee bei Maubeuge, die Generaloberſten v. Bülow und v. Hausen schlagen acht Armeekorps französischer und belgischer Truppen zwischen Sambre, Namur und Maas vollständig; Namur fällt; die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg verfolgt den geschlagenen Feind über den Senois und überschreitet die Maas; die Armee des Deutschen Kronprinzen nimmt eine befestigte Stellung des Feindes vorwärts Longwy und weist einen starken Angriff aus Verdun ab; Longwy fällt; die Armee des Kronprinzen von Bayern wird von Nancy und aus südlicher Richtung angegriffen und weist den Angriff zurück; die Armee des Generaloberſten v. Heeringen setzt die Verfolgung in den Vogesen fort, das Elsaß ist vom Feinde gesäubert. Und hinter den vordringenden Armeen wird mit deutscher Energie und Gründlichkeit sofort die Verbindung zwischen ihnen und der Heimat aufgebaut und die eroberten Gebiete werden in geordnete Verwaltung genommen. Zu dem Zwecke wird die Mobilmachung des Landsturmes befohlen und dieser zur Sicherung der Etappenlinien und zur Besetzung von Belgien mit herangezogen. Die Einnahme von Reims bedeutet den Gipfelpunkt unseres grandiosen Vorwärtsstürmens auf der ganzen Frontlinie unseres Heeres. Schon sind die Armeen bis in die geographische Breite von Paris vorgedrungen. Die Bevölkerung der Hauptstadt erzittert, die französische Regierung flüchtet nach Bordeaux. Da erfolgte der plötzliche Widerstand der Gegner vor Paris und an der Marne. Wie die „Schlacht an der Marne" den Rückzug unserer Armeen bis zur Aisnelinie erzwang, wird erst einem späteren Geschichtschreiber abschließend zu beantworten möglich sein, wenn ihm alle Berichte darüber von beiden Seiten zur Verfügung stehen. Die rückflutende Welle unserer Truppen verließ Reims am 11. September, und die Franzosen zogen wieder ein. Seitdem liegt Reims im unmittelbaren Kampfgebiet. Die Besonnenheit der Franzosen hatte bei der ersten Einnahme der Forts die nun offene Stadt nicht weiter verteidigt und dadurch die Zerstörung unermeßlicher Werte verhindert. Deutschland hatte erklärt, das wundervolle Bauwerk

der Kathedrale auch fernerhin zu schonen, wenn der Feind keinen militärischen Gebrauch von ihm mache. Der Gegner hat die ritterliche Verabredung nicht gehalten. Wiederholt entdeckten die Deutschen, daß die Türme trotzdem zur Beobachtung unserer Stellungen benutzt wurden, um ein Feuer von verheerender Wirkung auf sie zu richten. Auch wurden Batterien vor der Kathedrale aufgestellt. Es blieb nichts anderes übrig, als die Beobachtungsposten und Batterien durch Schüsse zu entfernen. Eine Feuersbrunst setzte den Dachstuhl der Kirche in Flammen. Vieles von dem reichen Skulpturwerk ist zweifellos zerstört worden; doch bedeutet es nicht Unersetzliches. Schon vor dem Kriege hatte man mit der Erneuerung des stark verwitterten bildnerischen Schmuckes des Baues begonnen und ihn deshalb außerordentlich genau bildlich festgelegt. Jedenfalls aber bleibt bestehen: Wenn der Landeseigentümer die Stadt, in der sich ein architektonisches Kunstwerk befindet, zum Sitze eines militärischen Widerstandes macht, so fällt die Verantwortung dafür auf sein eigenes Haupt zurück.

Während nun an allen übrigen Stellen des westlichen Kriegsschauplatzes der Vormarsch zum Stehen gekommen war, schritt der Nordflügel noch eine Zeitlang zu weiteren Taten fort. Nach der Einnahme von Antwerpen wird in Frankreich die Festung Lille besetzt und am gleichen Tage Gent genommen. Zwei Tage später sind Brügge und Ostende unser, das Gegengestade von England ist erreicht. Den kleinen Rest Belgiens vollends zu nehmen, verhinderte die von den Belgiern ins Werk gesetzte Überschwemmung des Landes. Das deutsche Heer mußte sich hinter die Yser zurückziehen. So beginnt mit November 1914 die zweite Periode des Krieges, der Stellungskampf.

In seinem Werke „Das Volk in Waffen", letzte Auflage 1899, begründet Freiherr v. d. Goltz den Satz: „Sicher ist, daß ein Krieg der nächsten Zukunft von dem Element der Beweglichkeit, welches unsern letzten Feldzügen so sehr eigen war, viel verlieren muß." Nach dem Urteile eines so großen Kenners hat also diese Stockung des Krieges nichts Überraschendes, sondern es ist das Natürliche, das zu Erwartende gewesen. Wie im Japanisch-Russischen Kriege in der Schlacht bei Mukden, so stehen sich die Gegner tief in den Boden eingegraben gegenüber. Von der Nordsee bis zur Schweiz auf einer 600 km langen Strecke liegen die Befestigungslinien der feindlichen Heere. Man wird an die uralten Anlagen des Hadrians- und Antoninuswalls und an den Limes erinnert. An die Stelle der großen Einzelbefestigungen tritt die Feldbefestigung aus Schützengräben mit Unterständen, Stacheldrahthindernissen, Sappen, Minen, Maschinengewehren. Das ganze Kampfgebiet wird eine einzige Festung. Die Flieger müssen da fast ganz die Arbeit der Aufklärung über die feindlichen Stellungen und Maßnahmen übernehmen. Kavallerie fällt vollkommen weg; die durch Patrouillen hält sich in sehr engen Grenzen der Möglichkeit. Die Fliegerphotographie ist das bis zu großer Vollkommenheit ausgebildete Hilfsmittel. Aus großer Höhe aufgenommen zeigen die Bilder mit verblüffender Schärfe in feinen, hellen Linien die überflogenen Gräben.

Dieser Schützengrabenwall erhielt uns, was wir in glänzendem Ansturm dem Feinde abgenommen hatten. In der Heimat wird das Schützengrabendasein oft

als eine im Grunde ganz drollige Sache angesehen. Die Schützengrabenwitze und humoristischen Feldpostерzählungen unserer Soldaten haben diesen Eindruck erzeugt. Und Gott sei Dank, unsere Feldgrauen haben wirklich ihren „Humor im Schützengraben". Wenn aber der Humor auf ernstem Grunde erwächst, so ist das gewiß hier der Fall. Seit Ende des vorigen Jahres versuchte Joffre an verschiedenen Stellen zur Offensive überzugehen. Besonders hartnäckig und leidenschaftlich wurden die Versuche in der Gegend der Champagne Pouilleuse zwischen Reims und den Argonnen. Hier verläuft unsere Stellungslinie in einer Landschaft ohne schroffe Höhen und ausgesprochene Talfurchen, sie besitzt weder durch größere Flußläufe noch durch Überschwemmungsflächen natürliche Verteidigungslinien. Auf seiten der Franzosen dagegen ist das Lager von Châlons mit seinen Kriegsvorräten nahe, eine Eisenbahn führt dicht hinter ihrer Front vorbei, und ein gelungener Durchbruch an dieser Stelle hätte die deutsche Kampffront in zwei Hälften auseinandergerissen. Wie ein Widder unablässig auf dieselbe Stelle einer Mauer stößt, so suchten darum hier die Feinde auf einer Breite von nur 6 km durch die deutsche Linie ein Loch zu brechen. An die „Winterschlacht in der Champagne", die am 20. Dezember begann, schloß sich unmittelbar die „Frühlingsschlacht". Die Zeit vom 16. bis 20. Februar bezeichnet die wütendsten französischen Durchbruchsversuche. Die Franzosen verfolgen dabei den Grundsatz, die Truppe möglichst oft zu wechseln. Im Laufe der Zeit wurden in der Champagne 50 verschiedene Regimenter festgestellt. Jedes Regiment darf nur einmal stürmen, weil die französischen Soldaten die Nervenanspannung nicht länger aushalten. Die Art und Weise des Kämpfens an den beiden Fronten ist ein unablässiges Ringen hin und her um kleine Abschnitte der Schützengräben und Verhaue, so daß Gewinn und Verlust an einem Tage oft gar nicht gegeneinander auszurechnen sind. Es belegen z. B. die Franzosen eine kurze Strecke eines Schützengrabens stundenlang derart mit dem „Trommelfeuer" ihrer Artillerie, daß sie Schuß neben Schuß setzen, daß der Graben schließlich kein Graben mehr ist, sondern eine formlose Mulde. Dann stürmen sie an dieser Stelle vor und graben sich ein. Aber dieser zahnförmige Vorsprung ist zu beiden Seiten und dahinter von unsern Schützengräben umschlossen, und nun beginnt mit Minenwerfen und Handgranaten die Rückeroberung. Bisweilen kneift man dieses feindliche Gebilde an der Wurzel ab und nimmt die ganze Gesellschaft gefangen. Umgekehrt geht es uns ähnlich. Das Furchtbarste sind die ungeheuerlichen Kanonaden bei umfangreichen Durchbruchsversuchen. Sie fordern die größte Nervenleistung, die der Menschheit bisher zugemutet wurde. Die Schallwirkung der Kanonenschüsse und der platzenden Granaten läßt sich etwa vergleichen mit einem fürchterlichen Gewitter, bei dem es Stunden um Stunden unablässig einschlägt. Man glaubt den Berg unter sich beben zu fühlen. Die Luft zittert in unzähligen Wellen, welche die Nerven in einen aufregenden Zustand höchster Anspannung versetzen. In der Lorettoschlacht im Mai 1915, einem neuen Versuch Joffres, den eisernen Wall zu durchbrechen, setzte von feindlicher Seite ein Trommelfeuer ein, wie es weder in der Champagne noch bei Neuve-Chapelle vorgekommen war Beinahe jeder Fußbreit Boden wurde mit Granaten belegt. Dann drangen die

Franzosen mit gewaltigen Truppenmassen zum Sturm vor. Es gelang ihnen, wie sich denken läßt, unsere durch das furchtbare Feuer erschütterten Stellungen mit außerordentlicher Übermacht zu überrennen, und eine kurze Zeitspanne schien der Durchbruch zu glücken. An dem heldenmütigen Verhalten unserer Infanterie, dem ruhigen und sichern Feuer unserer Artillerie, der glänzenden Organisation unseres Ersatzes und der außerordentlichen Leistungsfähigkeit unserer Eisenbahnen scheiterte die Durchbrechung unserer Stellungslinie. Es ist daraus aber auch ersichtlich, was für ein Heldentum das Dasein einer im Kampf stehenden Truppe in den Schützengräben ist. Nur bei Nacht ist es möglich, längere Zeit aus den Unterständen herauszuschlüpfen, die versteiften Glieder zu bewegen, die zerstörten Gräben wieder in Ordnung zu bringen, etwas warme Nahrung aus den weiter rückwärts anfahrenden Feldküchenwagen durch die langen Annäherungsgräben heranzuschaffen, den Mannschaftswechsel in die zweiten und dritten Stellungen vorzunehmen. Und das alles unter steter Lebensgefahr; denn in dem monatelangen Gegenüberliegen ist der Gegner so genau auf unsere Stellungen eingeschossen, daß er sie aus seinen eingespannten Gewehren auch im Dunkel trifft, und bei jedem verdächtigen Geräusch schießt er auch während der Nacht; auch erleuchtet er das Gelände mit Leuchtkugeln. An Schlaf ist wenig zu denken; bei Tage aber ist die ganze Existenz eine einzige fieberhafte Spannung. Die Gräben sind vielfach nur 10—15 Meter vom feindlichen entfernt, ja fünf Meter kommen vor. 25 Meter gelten schon als ein guter Zwischenraum. Jeden Augenblick kann die Handgranate oder das schwerfällige Geschoß des Minenwerfers herüberfliegen mitten in den Graben hinein und die dort Weilenden in Stücke reißen. Auch in den Unterstandhöhlen ist keine Sicherheit. Leise hört man den kratzenden und klopfenden Schall des feindlichen Minengräbers; es ist unzweifelhaft, daß irgendwo in der Nähe ein unterirdischer Gang an unsere Stellung vorgetrieben wird; über kurz oder lang wird von diesem Gang aus eine fürchterliche Explosion erfolgen, die einen Teil unseres Grabens mit allem, was darin ist, in Atome zerschmettern soll.

So haben unsere Truppen den langen, langen Winter zugebracht in Nebel, Schlamm in heldenhafter Ausdauer; das ist eine herrliche Ruhmestat, das ist viel, viel mehr als alle Leonidastaten des Altertums; nur in Ehrfurcht und brennendem Danken sollten wir zu diesen Männern hinüberschauen.

Alfred Gökel S. J.

UT TESTIMONIUM PERHIBEAM VERITATI

Gegründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.

Wenn unsere Toten auferstehen.

Was es mit den Toten ist? Wenn eine strahlende Zukunft in die Herzen scheint und ein neues Reich vom Aufgange her naht, dann sehnen sich die Greise, ihre Pilgerschaft zu verlängern, um das Kommende noch zu erleben. Und man gedenkt trauernd der Toten, die den schönen Tag nicht mehr erleben werden, weil sie noch während der Nacht fort mußten oder gerade noch in der Morgendämmerung, als die Ahnung des Neuen anfing, heller und deutlicher zu werden. Was es mit den Toten ist?

Ein gut Teil der Überredungskraft des Christentums lag von Anfang darin, daß es einen großen Tag, einen Tag ohnegleichen, einen wahren Tag des Herrn, einen schimmernden Sabbat, einen Tag des ewigen Lebens an dem düsteren Himmel der antiken, verzagenden Menschheit heraufsteigen sah. Es war der Tag der Parusie, der Ankunft des Herrn. Da sollte der Menschensohn kommen in den Wolken des Himmels mit großer Macht und Herrlichkeit und das Reich vollenden. Aber der Herr zögerte zu kommen, und unterdessen starben seine Gläubigen dahin; immer mehr entschliefen und wurden begraben, und der Herr war nicht gekommen, an den sie geglaubt, auf den sie gehofft, den sie geliebt und ersehnt hatten, die armen Heiligen von Korinth, Saloniki und Rom, von Ephesus und Antiochien. Sie alle hatten nach ihm ausgeschaut in großer Sehnsucht: „Komm, Herr!" (Offb. 22, 20), und nun hatten sie vorher sterben müssen. Da ward die bange Frage laut in den Überlebenden, was es mit den Toten ist; ob sie um ihre schönste Hoffnung betrogen seien durch den vorzeitigen Tod. Paulus hat sie da gescholten ob ihres Unglaubens und getröstet, diese zaghaften Brüder: „Wir wollen euch nicht in Unwissenheit lassen in betreff der Entschlafenen, auf daß ihr nicht betrübt seiet wie die übrigen, die keine Hoffnung haben" (1 Thess. 4, 13). Die Entschlafenen, so verkündet er „gemäß dem Wort des Herrn", werden nicht zurückstehen hinter uns. Sie werden rechtzeitig auferweckt werden, um mit uns Anteil zu erhalten an dem neuen Leben, am neuen Himmel und an der neuen Erde, am Reich Gottes, dem gebenedeiten. „Und dann werden wir alle beim Herrn uns zusammenfinden für immer" (1 Thess. 4, 16).

Das Christentum allein stellt ein so gewaltiges Ereignis an den Himmel seines Ostens — die glorreiche Ankunft des Weltrichters —, daß es nötig und der Mühe wert sein wird, die Toten aufzuwecken. „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches", heißt es bedeutungsvoll im christlichen Glaubensbekenntnis. Mit bewußter, scharfer Betonung wird der auferstehende Teil des Menschenwesens Fleisch genannt, nicht Leib oder Körper. Fleisch ist der Name der Schwachheit, der Sterblichkeit, der Hinfälligkeit, der Sünde. Der Name, aus dem die unaufhörliche Scham des Menschen quillt; der ihm endlose Verachtung eintrug; und selbst die kühnsten Apotheosen haben es nicht gewagt, die Vergötterung des Fleisches zu verkünden.

Und nun bereitet sich der Christ auf einen Triumph vor, an dem selbst das „Fleisch" teilnimmt. Tiefer kann die Erneuerung nicht mehr dringen; vollständiger kann die Kindschaft nicht mehr werden, welche die Knechte Gottes zu geliebten Kindern erhebt, wenn sie in der Auferstehung des Fleisches sogar übergreift auf die Knechte der Knechte Gottes, die Leiber.

Der treue Diener der Heiligen, der Bruder Leib, wird also nicht vergessen. Er hat im Dienen sich erschöpft, er hat als williges Werkzeug sich hergegeben zu höheren Zwecken, und alle hochfliegenden Ideale der Seele hat gerade er oft am härtesten entgelten müssen — wieviel mußte er sich plagen in sauerem Schweiß, wie lange mußte er hungern und dürsten und wachen! Wie oft ist er gequält und gepeinigt, zerrissen und zerstückelt worden im Dienste der Seele! Und je reiner ein Streben war, je stärker ein Wille, je heiliger das Ziel, für das ein Mensch auszog in Arbeit und Wagnis und Kampf, um so härter bekam es der Leib zu fühlen. Gerade die Helden also werden es dem Leibe wohl gönnen, daß er zum Sieg und zur Siegesfeier zugelassen wird. Mit Befriedigung werden sie seine Erhebung zu unsterblichem Leben sehen, so wie man die Ehrung eines langjährigen, treuen, abgeschafften Dienstboten wohlgefällig sieht. Darum war es für Christus, den siegreichsten Helden, in dessen Siegerkraft auch wir auferstehen, geradezu selbstverständlich, daß auch der Leib soll auferweckt werden. Am Kinde Gottes ist ja gar nichts gering und verächtlich; auch der arme, verkümmerte Leib eines Krüppels ist unsäglicher Ehren wert; und erst recht, wenn es ein verwundeter und blutender, ein geopferter, ein im Dienste des Rechtes und der Liebe gebrochener Leib war.

Vom Leibe hat der Mensch und unser ganzes Geschlecht den Charakter des Dienstboten bekommen. Weitaus die übergroße Mehrzahl der Menschen hat schon äußerlich sichtbar eine dienende Stellung. Sie sind irgendwie ge-

zwungen, für die Zwecke anderer zu schaffen. Weitaus die meisten werden irgendwie ausgenützt, oft genug ausgebeutet. Sie dienen als Material und Stoff, als Unterbau, als Thronstufe oder als verächtlicher Fußschemel. Es gibt so erschreckend viel Ausbeutung durch Frevel und Habsucht.

Aber auch eine Ausbeutung durch die Gerechtigkeit gibt es. Denn die Menschheit hat ihren letzten Zweck nicht in sich selbst. Sie hat als Stoff und Werkzeug zu dienen für die Zwecke des Schöpfers; sie ist das Material, das seine ewigen Künstlergedanken aufnimmt und ausprägt; sie ist ein Fußschemel seiner Herrlichkeit. Aber im Grunde ist sie damit nur der Liebe dienstbar. Sich lieben lassen, sich beschenken und beglücken lassen, auch das ist ein Dienen, und ein sehr schweres Dienen. Denn alle, die auf die Liebe verpflichtet sind, haben schwer zu tragen; sie tragen an der Bürde, einer übergroßen Liebe würdig zu sein, sie nicht zu verlieren oder zu verschwenden, sie nicht zurückzustoßen und nicht zu mißbrauchen, sie auswirken, sie walten zu lassen. Eine Bürde, fast zu schwer für enge und kleine Menschenseelen.

Aber die Auferstehung des Fleisches ist das Fest aller Dienenden, aller, die sich willig hingaben und den Rücken boten, um Idealen, heiligen Prinzipien und großen Zwecken einen Thronsitz zu bereiten. Das Fest aller, die sich in den Boden stampfen ließen, aller, die verschmäht und von den Bauleuten verworfen wurden; von nun an werden sie als Grundsteine und Eckſteine geschätzt.

Eine Enthüllung verborgenen Wertes ist also die Auferstehung des Fleisches; eine Offenbarung des Lebens dort, wo der Tod zu triumphieren schien. Freilich, wo überhaupt kein Leben war, da wird der Auferstehungstag einen noch hoffnungsloseren Tod, einen zweiten Tod bedeuten, ein noch tieferes Hinabsinken ins Wertlose, ein endgültiges Weggeworfensein. Nur wo etwas Göttliches im Leibe und im Leben des den Leib beseelenden Geistes eingesenkt war, da kann auch göttliche Macht sich kundtun. Nur wo ein Samenkorn war, wird die Frucht neuen Daseins hervorwachsen. Viele Leiber mögen verwüstet worden, viele Menschenleben mögen gefallen sein, aber „nicht alle werden verwandelt werden", denn es war nicht in allen eine Kraft der Verwandlung, etwas Überleibliches, Übermenschliches, sondern immer nur Tier und Stoff, Sinn und Sinnlichkeit, nur Knechtschaft nach unten, statt der Dienstbarkeit gegen Höheres. Da ist jede Hinopferung vergebens gewesen, und selbst vergossenes Blut könnte da nicht zum Samen des Lebens werden, sondern nur zu einer Sturmsaat, die immer neue Vernichtung hervorbringt. Wo aber ein göttlicher

Lebenskeim eingesenkt war, da wird er sich plötzlich entfalten, wird um sich greifen, wird alles Irdische in sich hineinziehen und umschaffen. Von solchen heißt es: „Sie alle werden verwandelt werden"; und wenn sie auch längst unter den Toten wären, „die Toten werden auferstehen in unverweslichem Leibe" (1 Kor. 15, 51 f.).

Eine „Verwandlung" also wird die Auferstehung sein. Die Gesetzesgelehrten der Natur wissen gar viel einzuwenden gegen die Auferstehung der Toten. Sie passe nicht in den Rahmen des Weltgeschehens, sagen sie, sie durchbreche die Naturgesetze, sie stürze alle unsere bisherigen Erfahrungen um. Ja, sie haben in etwa recht, diese Klugen. In diese Welt paßt sie nicht und kann hier nimmer Ereignis werden. Aber darum muß eben diese Welt und ihre Gestalt vergehen. In dieser Welt der Schatten und der Nächte kann das Licht nicht aufgehen, ohne daß sich alle ihre Linien und Umrisse verschieben. In dieser Welt der Gleichnisse und der Ahnungen kann die Erfüllung nicht kommen, ohne daß alle Gleichnisse zerbrechen. Wenn die Auferstehung kommt, dann flieht diese Welt wie ein nächtlicher Nebel, sie zerspringt wie die Form, wenn das Bildwerk hervortritt. Sie wird abgetan wie das Symbol, wenn der inwendige Sinn selbst erscheint. Nein, in dieser Welt gibt es keine Auferstehung der Toten, in dieser Welt der Leidenschaften und der Sünde, in der Welt der Kriege und der faulen Friedensjahre, in der Welt der Prüfungen und des dunklen, bangen Glaubens. Mit der Auferstehung wird eine neue Welt anheben, neue Weltgesetze und Lebensformen werden ihre Herrschaft beginnen. Der Keim dazu liegt freilich jetzt schon in den Seelen der Auserwählten, aber „noch ist es nicht offenbar geworden, was wir sein werden" (1 Joh. 3, 2). Und es soll auch noch nicht offenbar werden, solange unsere Seele keine andern Ausgangstore hat als die Sinne, diese dunklen und engen Pforten. Der Auferstehungsglaube wird darum niemals die Neugierde des diesseitigen Menschen befriedigen oder die wollüstigen Schauer des Geheimnisvollen herauskitzeln. Die Offenbarungsworte Gottes selbst haben nur leise und wie mit zarter Scheu von diesem Geheimnis gesprochen; sie haben die Schleier nicht berührt, die darüber liegen. Um so kühner und erstaunlicher aber ist der christliche Glaube an die Auferstehung. Er hat sich frei gemacht vom Sichtbaren und Greifbaren, von der Enge und Ängstlichkeit der alltäglichen Erfahrung. Er streckt sich aus nach einer Wirklichkeit, die während dieser ganzen gegenwärtigen Weltzeit ungreifbar und unerreichbar bleibt.

Und doch ist sie nicht ferne von uns, nicht außerhalb der Realität. Vielmehr sind wir es, die bis zur Stunde ausgeschlossen sind von der vollen und reinen und wahren Welt. Wie die Blinden wandeln wir; rund umgeben von einer Welt des Lichtes und der Freude, und haben keinen Sinn dafür. Dunkle Schleier wehen durch die Luft und legen sich auf unsere Augen, und wenn wir sie nur einmal durchdringen könnten, wären wir in der jenseitigen Welt. Tiefe Ströme ziehen zu unsern Füßen vorüber, die wir nicht überschreiten können, bis der Tag kommt, da wir hinübergefahren werden mit blitzschnellem Ruderschlag. Zum Greifen nahe ist uns das Ufer der Seligen; aber unsere Hände greifen wie ins Leere, wenn wir danach tasten. Es gibt keine „Wissenschaft" vom Land der seligen Geister und der auferstandenen Leiber.

Nur einmal und an einem Punkt ist die Trennungswand durchbrochen worden, und ein Strom von Licht hat sich in unsere Welt ergossen. Ein Licht, von dem seit vielen Jahrhunderten alle Osterfeste glänzen und alle Ostermorgenstunden mit Freude erfüllt sind. In der Auferstehung Jesu ist jenes neue wunderbare Dasein durchgebrochen in unsere Erfahrungswelt herein. Und seitdem ist die Kunde von diesem Dasein uns nicht mehr fremd und der Glaube daran nicht mehr schwer. Die Auferstehung unseres Fleisches ist jetzt eine ganz selbstverständliche Folgerung aus unserer Gemeinschaft mit Christus, dem Erstgebornen unter allen Entschlafenen, dem Vater unseres neuen Lebens, der auch uns heimholen wird, wohin er uns vorausgegangen ist. In aller Buchstäblichkeit muß auch unsere Auferstehung kommen, so wie die seine gekommen ist, eine Fortsetzung unseres leiblich-geistigen Daseins in höherem Kreise, eine Wiederkehr alles echt Menschlichen in schönerer Gestalt und in vollkommener Entfaltung. Wunderbar und selbstverständlich zugleich ist diese Tatsache. Wunderbar wie nur je ein Werk Gottes war, und einleuchtend und wahr wie das Stückchen Dasein, dessen wir jetzt schon gewiß sind, gewisser als irgendeines andern Dinges. Mühen wir uns also den Kopf nicht ab mit künstlich gesponnenen Theorien, durch die wir die Auferstehungstatsache ins Allegorische deuten. Wozu sollen wir unsern tiefen und klaren Osterglauben versanden lassen, bis er nichts anderes mehr ist als ein seichter und banaler Glaube an den alljährlich wiederkehrenden Frühling der Gräser und der Zugvögel?

Doch vielleicht ist es schade um die gegenwärtige Welt, wenn sie in der Auferstehung zerbrechen und vergehen soll? „Aus dieser Erde quillen meine Freuden, und diese Sonne scheinet meinen Leiden." Nein! sagen

wir es nur heraus: Es ist nicht schade um diese Welt, und selbst um ihre reizendsten und bezauberndsten Gestalten ist es nicht schade. Sie möge nur vorübergehen! Denn es ist überhaupt und jetzt schon ein leerer Schein und eine Lüge, daß sie irgendeinen Bestand habe. Allzeit ist sie am Zusammenbrechen, und nur dem Umstand, daß ihr Abbruch stückweise vor sich geht, hat sie es zu verdanken, wenn sie einen Schein des Bestehens erweckt. Ja, sie bricht vieltausendmal im Tage gänzlich nieder — für jeden Sterbenden. Wenn unsere Toten nicht mehr auferstehen, dann ist der Tod allein schon der „Stern der Wermut" (Offb. 8, 11), der genügt, alle Flüsse und Quellen der Erde zu verbittern. Der Tod ist unsere große, schreckliche Versuchung zur Lästerung. Denn wie sollen wir seinen aufreizenden, empörenden Hohn ertragen, ohne in Lästerung auszubrechen gegen das Leben und die Freude und die Schönheit und die Jugend? Seht doch, wie er das Leben hinwegrafft, wie er wütet, wie er die Jugend in den Staub zerrt! Ist es nicht, als ob er mit bewußter Bosheit gerade die Besten sich heraussuchte, deren Hingang die empfindlichste Lücke reißt, die durch ihr Sterben möglichst viele Herzen grausam verwunden? Die sucht er sich heraus; die Begabten, die Hoffnungsfrohen. Am liebsten plündert er die Schatzkammern der Menschheit. Nur recht sinnlos und brutal, recht töricht und grausam.

Wenn er in dem herbstlichen Laub also wütet, fällt uns die Sinnlosigkeit seines Tuns weniger auf. Die Blätter sind uns alle gleichgültig. Ob es dieses oder jenes ist, ob er sie hierhin oder dorthin wirbelt, was verschlägt's? Aber bei unsern Toten ist es gar nicht mehr gleichgültig. Warum mußte er gerade diesen treffen und gerade jetzt? Und wozu ist dann alles gewesen? Handelt es sich nur darum, ihm stets neue Opfer für seine blasphemische Mordlust zuzutreiben? Und da ist ein Geschöpf, das durch sein Abscheiden sich selbst und die Welt befreien könnte. Aber dieses spart der Tod auf und hütet es zärtlich wie ein Kleinod.

Wenn aber unsere Toten auferstehen, wer wird dann noch des Todes gedenken? Werden wir nicht lachen wie übermütige Kinder, denen ein zorniger Wirbelwind die Haare gerauft und über die Stirne gezaust hat und die Mützen entführt? Seht, wie sie lachen und des zornigen Tollwirbels spotten!

Und das gegenwärtige Leben — was wir eben so nennen? Sagen wir lieber: unser Warten, bis der Tod geruht, uns dranzunehmen! Habt ihr schon bemerkt, daß das Leben der allermeisten Menschen etwas unsäglich

Ödes und Armseliges und Kümmerliches und Nichtssagendes ist? Das ist ja wirklich nicht schwer zu bemerken, das drängt sich auf. Sie haben keine Idee eines großen und würdigen Zweckes, sich daran aufzurichten; sie haben keinen Raum, weder in ihrem Geist noch in ihrem Leben, sich darin zu ergehen und zu entfalten; sie haben keine Türme, um hinaufzusteigen und wenigstens einmal hinauszuschauen in weites Land, hinüber über die rußigen Dächer und die schmutzigen Gassen. Sie sind wie arme Bediente und Taglöhner ihr Leben lang Sklaven des Zufalls und der zufälligen Verhältnisse, in die ein unbegreifliches Schicksal sie gerade hineinwarf. Sie essen und arbeiten, sie schlafen und zanken, sie hassen und heiraten und werden alt und runzelig und drücken sich dann scheu und still davon, unbemerkt und nur ein bißchen beweint. So ist's im Grunde genommen mit uns allen. Warum macht man eigentlich solches Aufheben von dem Tode dieses oder jenes zufällig vielgenannten Menschen? Ist nicht das Sterben der großen Masse viel grauenvoller? Ja, ist nicht das Leben der großen Masse grauenvoller als alle Schlachtfelder (denn über Schlachtfeldern schwebt doch immer noch ein Schimmer und ein verklärend Licht)? Warum erfaßt uns nicht unsägliches Grausen, wenn wir das Leben der Unkultivierten sehen, der Armen, der Hungernden, der Gebückten?

Gewiß, auf dem Rücken dieser Gebückten baut sich etwas Stolzes und Gleißendes auf, das wir Kultur nennen und in dem wir große Ereignisse und weltgeschichtliche Dinge unterscheiden. Strahlende Erfindungen und Geistesblitze der Denker, reizende Schöpfungen und tiefsinnige Offenbarungen der Künstler. In den Büchern werden viele wohlgesetzte Worte darüber geredet, und in den Salons der Geistreichen wie in den blendend hellen Konzertsälen ist es etwas Herrliches um die Schönheit und den Fortschritt und den feinen Genuß und überhaupt um unser hochzivilisiertes Leben. Aber unterdessen führt die große Masse der Menschen seit Jahrtausenden in allen fünf Weltteilen ein erbärmliches, inhaltloses Dasein; und auf diese Existenzen gerade ist der Saal der Musik erbaut und das Siegestor der Wissenschaft. Ein paar besonders Privilegierte haben Stunden, wo sie in selbstgefälligem Behagen sich gütlich tun an ihrem Geist und ihrem erhabenen Streben, an einer stolzen Leistung und an der eigenen Tüchtigkeit. Dann loben sie die Tat und das Schaffen und die Pflichterfüllung um ihrer selbst willen. Solche waren es auch, die es einem der besten und tätigsten, einem der tapfersten Kämpfer und der aufrichtigsten Freunde der Erde übelgenommen haben, daß ihm die ganze Welt und all

ihre Pracht nichts mehr galt, wenn Christus nicht auferstanden ist. Aber Paulus hatte diese Welt besser durchschaut. Er wußte, daß kein Mensch satt werde von den Sprichwörtern der Weisen und Glücklichen; daß die meisten dumpf und in mürrischem Schritt unter ihrer Last einhergehen und zufrieden sind, wenn sie für ihre Leistungen eine Handvoll Brot erhalten, um es alsbald in den Mund zu stopfen. Tot sind sie alle, weil ihr Leben leer und nichtig ist, und was wir Tod nennen, ist nur das Ende dieses vorläufigen, vorzeitigen Todes; für die Hoffnung des Christen aber ist er das Erwachen aus dem Todesschlummer, ein Erwachen aus langem und schwerem Traum. „Es war ein Traum", steht auf einem Grabstein, der keine Hoffnung mehr kennt. „Es war ein Traum", sagt auch der sterbende Christ, „aber nun kommt das Erwachen und die Morgenstunde."

Der irdische „Fortschritt" wird die Todesbande nicht brechen, in denen die Menschen dieser Welt schlummern; wird die Sklaven nicht befreien, die Millionen, die als Unterbau eingerammt werden in tiefen Schlamm. Es muß ein völlig Neues kommen, ein Erwachen vom irdischen Leben, ein so helles Erwachen und Munterwerden, daß selbst der Leib erweckt wird. Wie konnten doch jemals die Menschen auf den Glauben kommen, dieses Leben sei schon das wirkliche und endgültige? Wo es doch von Dämmerungen erfüllt ist wie ein herangrauender Morgen; wo es doch unwirtlich und kalt ist wie ein Torweg! Sollen wir denn ewig unter Torbögen hausen wie die Bettler, die Obdachlosen?

Es ist nicht wahr, daß irgendein Ding dieser Welt ein Interesse in sich selbst biete oder einen eigenen Wert habe; mögen wir es auch mit noch so großen und zärtlichen Namen nennen. Alle diese Dinge wachsen aus einem dunklen Grund und aus bittern Wurzeln, aus Fäulnis und Schlamm streben sie empor. Sie haben kein Eigenlicht, außer etwa die Irrlichter des Sumpfes. Es gibt in der Tat nichts in unserem Leben, was der Mühe wert wäre, wenn alles in ewiger Nacht liegen bleibt und immer tiefer versinkt. Wenn aber eine Sonne darauf scheint, ja dann blühen alle Dinge und tragen köstlichen Samen, die Samenkörner der Ewigkeit und des wahren Lebens.

Der auferstandene Christus ist das Licht unserer Welt. Wenn er nicht auferstanden wäre, dann wäre sein Werk gescheitert und seine Sendung mißlungen; seine Verheißung wäre eine Täuschung und sein Glanz wäre so falsch wie unsere eigenen Irrlichter. Dann behielten unsere Sinne und unsere Sümpfe recht, alles wäre sinnlos und vergeblich. „Wenn wir

nur in diesem Leben auf Christus hoffen, sind wir elender als alle Menschen" (1 Kor. 15, 19). Alles ist sinnlos, wenn selbst das Sterben für die Rettung der Freunde keinen Sinn hat; da ja doch alle im Tode bleiben, der Retter und jene, für deren Rettung er sich opfert. Was könnte wohl die Verzweiflung einer Nacht erträglich machen, die nichts wäre als Nacht und nicht auch eine leise, rosige Vorbereitung des Morgens?

Dagegen, wie schön sind die Nächte, die ein strahlender Tag werden wollen! Sie sind voll von flüsternden Stimmen, voll von Geraune und heimlichem Lachen. Immer in seliger Unruhe gehalten durch übermütige Lichter, die im Osten heraufspringen und schier das ganze Geheimnis voreilig verraten. Wie schön sind die Abende, deren Abendrot überrascht wird vom Morgenrot, die eine gewisse Hoffnung auf einen Sonnentag in ihrem Schoße tragen! Da liegt ein Frühlingsfriede und eine sommerliche Fruchtbarkeit auf allen Dingen. Da ist die Welt aufrichtig lieb und vertraulich zu uns, und mit sicherem Vertrauen wandeln wir über ihre Hügel und durch ihre dunkelnden Täler. Da werden die Heiligen zu frohen Tänzern und die ernsten Kämpfer zu frohlockenden Kindern. Da werden die schweren, polternden, die hart einherfahrenden Schicksale zu vollbeladenen Erntewagen. Und selbst die härteste Fronarbeit wird zu einer abendlichen Heimfahrt. Das Tagewerk mit seiner Qual und Hitze geht vorüber und das Beste kommt noch: der Abendstern und das Daheimsein.

Das Rätsel aller Rätsel ist am Auferstehungsmorgen Jesu in nichts zerflossen, das Rätsel des Leides. Vordem war es riesengroß. Es war die grausame Sphinx, die alle aufrichtigen Menschenfreunde und Menschenbefreier peinigte und verhöhnte. Und nur törichte Spötter und satte, philiströse Genießer konnten im Angesichte dieser Sphinx sich des Daseins freuen. Nun aber, am Ostermorgen, ist sie in den Abgrund geflohen, aus dem sie kam. Es gibt nun kein Rätsel des Leidens mehr. Und alle, die jetzt noch so viel Lärm damit machen, alle weinerlichen Weltverächter, alle die Murrenden und Trübseligen, alle, die an Gott irre werden und seine Heimsuchungen lästern, die glauben alle nicht an die Auferstehung des Fleisches und das ewige Leben.

Peter Lippert S. J.

Die Jugend unseres Volkes.

Deutschlands Zukunft ruht auf seiner Jugend. Mehr noch, ein gut Teil Gegenwart hat der Krieg auf ihre jungen Schultern gewälzt. In den Sturmreihen stand sie und steht sie mit an erster Stelle. Am heimatlichen Herd, in der Werkstatt, auf dem Feld ist sie mit einem Schlag um ein paar Jahre gealtert, ist vor die Aufgaben der Erwachsenen, Gereiften gestellt worden. Manch einer fragte erstaunt: Ist das die deutsche Jugend, an der wir schier verzweifeln wollten? Wer sie wirklich kannte, unsere deutsche Jugend, hat allen Zweiflern zum Trotz ihren Wert auch vor dem Kriege behauptet. Glänzend ist diese hohe Meinung heute gerechtfertigt. Und doch ballen sich wieder dunkle Wolken zusammen über dem Jugendland, das eben noch in hellem reinen Sonnenlicht strahlte. Grellen Blitzen gleich schienen Veröffentlichungen über die Kriminalität der Jugend im Kriege in nie geahnte Abgründe der Verwahrlosung zu leuchten. Man rief nach Polizei, Gesetz und militärischer Zucht. Auf die erste stürmische Begeisterung folgte in weiten Kreisen eine ebenso rasche Ernüchterung und Enttäuschung.

Wir hatten bereits in den Zeiten des Überschwangs, in den ersten Kriegsmonaten 1914, in diesen Blättern (88. Band, S. 235) der Ansicht Ausdruck verliehen, daß der Krieg eine erhöhte Schutz- und Erziehungsbedürftigkeit der Jugend bedinge, daß er ernste Gefahren für die Jugend in sich trage. Um so mehr dürfen wir wohl jetzt der kleinmütigen, einseitigen Ausbeutung dieser Erscheinungen nach deren Eintreffen entgegentreten. Zugleich hoffen wir damit auch weitere Unterlagen aus den uns nahestehenden Kreisen zu den dankenswerten Erklärungen des preußischen Kultusministers von Trott zu Solz im preußischen Landtag, 27. Sitzung vom 16. März, gegen die Behauptung einer allgemeinen Verwahrlosung unserer Jugend zu bieten.

Da es sich hierbei vielfach um Tatsachen des Seelenlebens handelt, müssen wir uns selbstverständlich möglichst auf die Kreise beschränken, deren Leben uns unmittelbar bekannt ist. Soweit nicht ausdrücklich die Quellen genannt sind, beziehen sich deshalb die Ausführungen auf unsere

katholische Jugend. Auch hier sind der Unterschiede gar viele nach Stand und Land. Dies muß beachtet werden. Doch sei bemerkt, daß unsere Eigenkenntnis keineswegs überwiegend den günstigsten Lagen in Nord, West und Süd entstammt. Da ferner gerade unsere Arbeiterjugend zuerst unsere vielgeschmähte „Jugend von heute" bildet, werden wir uns auch vor allem mit ihr zu befassen haben.

Gegenüber den Klagen über unsere heutige Jugend werfen wir zuerst rückschauend die Frage auf: Ist der Ruf der Jugend der Vorzeit besser gewesen? Umschauend in der Gegenwart fragen wir dann: Ist unsere Jugend nicht doch besser, als viele Klagen sagen? Ausschauend wollen wir schließlich Stellung zur Frage nehmen: Wie helfen wir unserer Jugend voran?

I. Jugend ist Zeit des Wachstums, der Reife. Sie ist Entwicklung, begriffsnotwendig noch nichts Fertiges, Ganzes. Sie ist daher behaftet mit Mängeln und Unvollkommenheiten. Das gilt auch noch von der heranwachsenden Jugend, der zwischen „Schule und Kaserne". Was man erwarten darf, ist nicht, daß die Jugend vollkommen sei, sondern daß sie nach der Vollendung strebe, den festen Sinn und frischen Mut hierzu besitze. Wer über die Jugend urteilen will, muß sich dessen klar sein.

So wird es denn niemand überraschen, daß immer über die Jugend geklagt wurde. Überraschen wird eher, daß sich dieselben Klagen wie heute um Menschenalter zurückverfolgen lassen. Greifen wir zurück auf die Zeiten nach den Befreiungskriegen, die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein Name wie Kolping sagt uns genug. Er konnte sie nicht, wie sein Nachfolger und Biograph Schäffer schreibt, in dem Sumpfe „sittlicher Gemeinheit, Unwissenheit und Genußsucht" untergehen sehen. Die physische und moralische Verkommenheit des größten Teiles der heimatlosen, verkommenen Gesellenschaft fiel Kolping vor allem in den Städten wie Köln auf (Dr. Franz). Gelegentlich einer Untersuchung seitens des preußischen Unterrichtsministeriums über die Verhältnisse der Fabrikkinder ergab der Bericht der Arnsberger Regierung vom 28. April 1825 aus dem allerdings ungünstigsten Kreise Iserlohn die Lebensweise dieser Kinder als ein „wahres Jammerbild". Die Haupttendenz ihrer Erholung richtete sich auf Spiel, Tabak, Branntwein, Unzucht und Rauferei. Dabei handelt es sich um Kinder vom sechsten Lebensjahre an![1]

[1] K. Anton Günther, Geschichte der preußischen Fabrikgesetzgebung (Leipzig 1891) S. 9.

In Berlin war die Sittlichkeit „höchst vernachlässigt; die Kinder fanden in Eltern und Pflegern nur Vorbilder der Roheit und des Mißmutes, oft auch der Arbeitsscheu und der Hinneigung zu noch gröberen Lastern. In Potsdam war es am schlimmsten um sie bestellt; nur in den ganz vereinzelten Fällen, in welchen redliche und sittliche Fabrikherren die Fabriken beaufsichtigten, wirkte die Beschäftigung auf die Kinder heilsamer ein als ihr sonst ungeregeltes, meist müßiges Leben und Treiben. Charakteristisch erscheint folgende Stelle aus dem Bericht des Magistrats von Luckenwalde über die in den dortigen Tuchmanufakturen arbeitenden Kinder: „Die Kinder wachsen auf in sittlichem Verderben.... So wird der Staat und seine Mitglieder solcher Bürger und Bürgerinnen, deren junge Seelen in den Fabriken verdorben wurden, deren Geist in der Kindheit schon erdrückt, deren besserer Sinn schon erstickt, deren sittliches und religiöses Gefühl schon im Keime vergiftet wurde, sich schwerlich zu erfreuen haben.... Der gute Wille und die Kraft eines einzelnen Staates werden freilich zur Abhilfe nicht ausreichen, aber die Nachwelt wird seufzen über eine Generation, die den Grund zu ihrem Verderben legte, und die Reichtümer der Fabriken werden am Ende zur Unterhaltung der erforderlichen Zuchthäuser, Galgen und Räder kaum reichen." [1]

Bezeichnend sind auch die Bestimmungen einer ministeriellen Verfügung vom 18. August 1853, die betr. Schutz der Sittlichkeit jugendlicher Arbeiter u. a. die Bestimmungen enthält:

3. Der Verkehr der jugendlichen Arbeiter auf dem Wege nach und von der Fabrik wird der besondern Fürsorge und Überwachung der für jeden Ort zu bildenden Aufsichtsorgane zu empfehlen sein.

4. Die Auszahlung des Lohnes an jugendliche Arbeiter statt an ihre Eltern oder Vormünder hat sich als ganz besonders sittenverderbend erwiesen, indem die ersteren dadurch ihren Eltern gegenüber frühzeitig eine Selbständigkeit und mannigfache Gelegenheit zu Ausschreitungen gewinnen, die von den traurigsten Folgen sind. Wenn es nun auch nicht zulässig scheint, jene unmittelbaren Zahlungen schlechthin zu verbieten, so haben die Behörden doch, soviel es sich tun läßt, durch die örtlichen Aufsichtsorgane dahin zu wirken, daß die Fabrikbesitzer es sich selbst zum Gesetz machen, den Lohn nur den Eltern oder Vormündern oder den von diesen beauftragten erwachsenen Stellvertretern zu zahlen [2].

Ebenfalls aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schreibt der edle Begründer der inneren Mission, Dr. Joh. Heinr. Wichern [3]:

„Es wissen alle Hausgenossen, wie groß der Verfall des kirchlichen und christlichen Lebens überall und auch unter uns geworden ist.... Die Ursache des Verfalls lag tiefer (als in Einwanderung, Reichtum und Armut oder Kriegszeit 1813/15); der Überdruß an Gottes Wort hatte reich und arm erfüllt, der

[1] A. a. O. 22/23. [2] A. a. O. 183.

[3] Gesammelte Schriften. V. Das Rauhe Haus 3/4.

Glaube war gewichen und der Übermut des menschlichen Herzens meinte, wie allerwärts, so auch unter uns, seiner nicht mehr zu bedürfen. So versiegte die lebendige Quelle, aus der die wahren Güter des Lebens geschöpft werden können, wie überall so auch in unserer Mitte (Eitelkeit, Lust an der Welt und Dingen des Fleisches, statt der Kirchen Häuser der Lust, kein Morgen- und Abendsegen mehr). An der Stelle der stillen häuslichen Freuden und Feste suchte nun jung und alt, die erstern von den letzteren geleitet, den lauten, losen Jubel von Tanz und Spiel.... So war es in der Nähe und der Ferne."

Es wäre völlig verfehlt, diese Erscheinungen auch in damaliger Zeit auf die Städte beschränken zu wollen. In dem Werk „Die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im Deutschen Reiche" [1] wird des öfteren darauf hingewiesen, daß die mangelnde Sittlichkeit auf dem Lande mit ihren Ursachen und Begleiterscheinungen ein altes Übel sei. So faßt Hückstädt sein Urteil dahin zusammen: „Es ist aber der sittliche Bestand der Bevölkerung in Ostdeutschland im großen und ganzen unverändert geblieben seit den letzten zwanzig Jahren, und wie manche Nachweisungen erscheinen lassen, schon seit längerer Zeit. Daraus dürfte folgen, was auch mehrfach ausdrücklich bestätigt wird, daß die Unkeuschheit auf dem Lande ein altes Übel ist, das von den Verhältnissen und Entwicklungen der Gegenwart und nächsten Vergangenheit weniger abhängig ist, sondern alte Ursachen hat."

Zweifellos hat natürlich die Umgestaltung unseres Erwerbslebens, die Industrialisierung, der Zug zur Stadt, auch die sittlichen Verhältnisse namentlich der hiervon betroffenen Jugendlichen umgestaltet. Und um eine Umgestaltung wird es sich tatsächlich meist gehandelt haben, nicht um eine Wesensänderung.

Gewiß mußte die Veränderung der gewohnten Verhältnisse an sich schon eine Verschlimmerung der sittlichen Zustände wenigstens für die Zeit des allgemeinen Übergangs zur Folge haben. Ziehen Eltern oder gar Witwen mit ihren Kindern zur Stadt, so wissen sie vielfach noch nicht die Erziehung entsprechend den neuen Bedürfnissen einzurichten. Sind es junge Leute, die in der Stadt erst eine Familie gründen, so ist diese wiederum oft nicht wurzelfest genug, um eine tüchtige Erziehung zu gewährleisten. Es ist auch der Gang der Natur, daß die zersetzenden und zerstörenden Einflüsse viel schneller zur Geltung gelangen als die aufbauenden und veredelnden.

[1] I. Band: Ostdeutschland, bearbeitet von P. H. Wittenberg und Dr. E. Hückstädt; Leipzig 1895. Vgl. S. 222. II. Band: Mittel-, West- und Süddeutschland, redigiert von C. Wagner; Leipzig 1896.

Die neuen Verhältnisse verschärften vor allem die äußere Form der Verfehlungen. Was auf dem Lande im engen Kreis der Nachbarschaft oder Bekanntschaft blieb und dort entsprechend geahndet — oder auch nicht geahndet — wurde, vollzieht sich in der Stadt gegen Fremde unter Fremden. Der Klage- und Sühneweg führt sofort zur öffentlichen Gewalt. Vor allem verschärft die Geldwirtschaft der Stadt die Eigentumsvergehen gegenüber der Naturalwirtschaft des Landes. Auf dem Lande bietet sich die verbotene Frucht sofort in natura, in der Stadt geht der Weg dahin meist erst durch die Ladenkasse oder Unterschlagung. Die Gesinnung, das Wesen der Tat kann ganz unverändert bleiben.

Aber bei alldem bleibt zu beachten, daß die Sittlichkeit der Stadt doch recht abhängig ist von jener des Landes, das sie speist. Auch heute noch gilt das Wort: „Sind denn alle Laster und alles Elend den Städten wesentlich eigen? Empfangen sie nicht die verdorbensten, die ärmsten Wesen vom Lande? Mehr als die Hälfte von den Prostituierten von Paris kommen aus den Departementen . . .“ (Gérando-Buß, 1842). Von den 251 meist unehelichen Mündeln, die der Berliner Caritasverband 1915 neu übernahm, war bei nur etwa 9 % die Mutter in Berlin oder Umgegend geboren.

Mag man nun immerhin seine Klagen nicht so auf das Wesen der Sittlichkeit als auf die äußere Form beziehen, so zeigt sich selbst hierin spätestens etwa seit den neunziger Jahren, von einigen Gegenden mit noch sehr starker Bevölkerungsschiebung natürlich abgesehen, keine wesentliche Änderung mehr. In der erwähnten Arbeit über die evangelische Landbevölkerung finden wir aus allen Teilen Deutschlands zahlreiche Klagen über die Jugend, sobald sie der Schule entlassen ist, die sich nicht von den Klagen über die Arbeiterjugend von heute unterscheiden. Es wird deshalb vielfach gefordert, die freie Verfügung über Arbeitslohn, die Teilnahme an Vergnügungen, Wirtshausbesuch, Stellenwechsel u. a. erheblich zu beschränken. Einzig das Zigarettenrauchen findet sich noch nicht in dem Maße wie heute unter den Klagen.

Aus den Verhältnissen in den rheinischen Industriebezirken Ende der siebziger und zu Beginn der achtziger Jahre entrollt Thun, „Die Industrie am Niederrhein und ihre Arbeiter“ [1], erschütternde Bilder, im Anschluß zum Teil an Kaplan Dr. Norrenberg. Er weist aber auch darauf hin,

[1] Leipzig 1879, zwei Teile.

wie gerade in jenen Jahren eine Bewegung zum Bessern, so in M.-Gladbach, Viersen, durch die Arbeiterinnenvereine einsetzt. Thun befleißigt sich dabei offenbar eines ruhigen und gemäßigten Urteils. Besonderes Interesse bietet an dieser Stelle seine Schilderung des Verhaltens der jugendlichen Arbeiter gegen die Eltern:

„Beim Fabrikbetrieb arbeitet das Kind außer Hause, vielleicht in einer ganz andern Fabrik und einem andern Gewerbe als die übrige Familie, kann in keiner Weise von dieser kontrolliert werden, empfängt den Lohn gleichberechtigt mit allen Erwachsenen persönlich, und die Frucht seiner Mühen fließt direkt in seine Tasche. Einem Teil der Eltern gelingt es trotzdem, die volle Autorität über ihr Kind zu bewahren und es zu veranlassen, den vollen Erwerb in den Haushalt der Familie einzuwerfen, wofür ihm der Vater ein Taschengeld aussetzt. Andere Eltern sind nicht so energisch, und ihre Söhne besitzen nicht soviel Kindesliebe; sie zahlen bloß ein Kostgeld, und die Kasse der Eltern ist nur um die Versorgung dieses einen Kindes erleichtert, aber auch um nichts mehr. Daraus folgt dann gewöhnlich eine ganz falsche Erziehung: das am meisten verdienende Kind wird verwöhnt und den übrigen Geschwistern vorgezogen, um ihm eine größere Summe zu entlocken. Oft aber schwillt der Übermut der Jugend: die Burschen vergeuden ihr Geld in der schlimmsten Weise, vertrinken, verspielen, verschwenden es, verlassen ihre Eltern, um dann nach der kurzen Glanzzeit der Selbständigkeit, wenn sie wegen nachlässiger Arbeit oder infolge der rückgehenden Konjunktur entlassen werden, als reumütige Söhne in den Schoß der hungernden Familie heimzukehren." [1]

Dieser Schilderung der Arbeiterjugend im Aachener Bezirk vor 37 Jahren sind heute, eine Generation später, eher lichte als düstere Züge einzufügen.

Einen weiteren Beleg für die Ansicht, daß seit den neunziger Jahren eine gewisse Stetigkeit der Verhältnisse eingetreten ist, scheint uns selbst die Kriminalstatistik der Jugendlichen zu bieten. Auf je 100000 Jugendliche im Alter von 12—18 Jahren kamen nämlich Verurteilte im Durchschnitt der Jahre

1882—1885 : 563,5	1896—1900 : 705
1886—1890 : 596	1900—1905 : 730,6
1891—1895 : 700,6	1906—1910 : 704.

Es ergibt sich hieraus nach dem sprunghaften Anwachsen um 1890 — genauer 1889 bis 1892 — ein nur langsames Ansteigen, nach dem Höhepunkt von 1906 sogar wieder ein Fallen der Verhältniszahlen. Die Hemmung tritt also schon gegen zehn Jahre vor der Fürsorgegesetzgebung

[1] A. a. O. I. Teil 66.

ein; der Rückgang nach 1906 dürfte allerdings vor allem der Fürsorgeerziehung und veränderten Praxis der aufkommenden Jugendgerichte zuzuschreiben sein. Auch die Jahre 1911—1913 behielten in ihrem Durchschnitt die günstige Verhältniszahl bei, die absolute Durchschnittszahl betrug 53337 gegen 53021 in den Jahren 1906—1910. Ein besonders erfreuliches Ergebnis bietet z. B. das Jugendgericht Berlin-Mitte (umfaßt ungefähr den Stadtbezirk Berlin). Es wurden daselbst verurteilt 1909: 1753 Jugendliche, darunter 301 Rückfällige; dagegen 1914: 1040 Jugendliche, darunter nur 129 Rückfällige. Hier muß zur Erklärung neben Jugendgericht und Fürsorgeerziehung auch die offene Jugendfürsorge einbezogen werden.

Wenn man auch in Anwendung der Kriminalstatistik größte Vorsicht walten lassen muß, so genügt uns schon die Feststellung, daß die Statistik unserer Ansicht nicht widerspricht. Es liegt kein hinreichender Grund vor, von einem erheblichen oder gar erschreckenden Fortschreiten der Verwahrlosung der Jugend in ihrer *Gesamtheit* innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte zu sprechen, wennschon natürlich örtliche Schwankungen stattgefunden haben. Im wesentlichen werden weder neue Klagen erhoben, noch wird greifbares Material für den Gegenbeweis erbracht. Für die Zeit vor der weitgehenden Industrialisierung Deutschlands bleibt zu beachten, was über den Zusammenhang ländlicher und städtischer Sittlichkeit ausgeführt wurde.

II. Es findet sich also ein gut Teil alt Ererbtes unter dem, was man der Jugend von heute vorwirft. Wichtiger aber noch ist die Frage: Sind die *Vorwürfe alle* als bare Münze *vollinhaltlich hinzunehmen*? Es grenzt ans Menschenunmögliche, sittliche Zustände völlig gerecht, Licht und Schatten gleichmäßig berücksichtigend, darzustellen. Namentlich liegt die Gefahr vor, einzelne scharf ausgeprägte Fälle nicht als vereinzelte Endglieder einer langen Kette von Übergangsfällen zu betrachten, sondern jedes Kettenglied diesen letzten gleich zu stellen: So sind *sie* „fast" alle. Merkwürdigerweise geschieht dies seltener beim Guten, da handelt es sich um „erfreuliche Ausnahmen, die es ja auch da gibt", oder gar „heroische Tugend". Das Schlußglied wird als solches erkannt.

Der schwerste Vorwurf gegen die Jugend — besonders gilt er der Arbeiterjugend — ist, daß sie zu früh sich *selbständig* mache. Er trifft ihr Wesen. Eine solche Jugend läßt sich nicht mehr erziehen und bilden, kennt keinen Gehorsam, lebt nur den eigenen ungezügelten, jugendblinden Trieben. Die Familie ist dahin. Man lese z. B. die Schilderung in

Werner Sombarts „Das Proletariat" über „Die Sechzehn-, Siebzehnjährigen beiderlei Geschlechts":

„Sie brauchen den Familienverband nicht mehr. Und weil sie ihn ökonomisch nicht mehr brauchen, sind sie auch nicht gewillt, ihm die Opfer an Selbständigkeit und Freiheit zu bringen, die der Abhängige auch gegen seinen Willen bringen muß. Und wie die Kinder sich wirtschaftlich und damit auch ethisch emanzipieren, so die Frau vom Manne.... Daß aber das frühe Flüggewerden der Brut im Proletariat der alten Familiengemeinschaft, die wir an allen Ecken und Enden aus tausend verschiedenen Gründen zerbröckeln sehen, gar völlig den Garaus macht, wird für den Einsichtigen nicht zweifelhaft sein können." [1]

Sollte man nach solchen Schilderungen nicht glauben, daß all die Millionen jugendlicher Erwerbstätiger aus dem Familienverband tatsächlich ausgeschieden sind? Und doch ist keine Ansicht weniger erwiesen als diese. Zur Prüfung sei hier zunächst eine kleine Stichprobe an durchaus unverdächtigem Material hinsichtlich des Verlassens der elterlichen Wohnung geboten.

Vom Mai 1914 bis Mitte März 1916 wurden dem St. Vinzenzverein in Berlin 300 schulentlassene, männliche Jugendliche zumeist vom Jugendgericht zur Fürsorge überwiesen, und zwar ohne weitere Auswahl nur mit Rücksicht auf das religiöse Bekenntnis. Die Jugendlichen standen zur Zeit der Überweisung zwischen 14 und 18 Jahren, teilweise haben sie diese Grenze inzwischen überschritten. Von diesen 300 wohnen insgesamt 63 nicht bei den Eltern oder, wo diese fehlen, bei den nächsten Verwandten. Von diesen 63 sind 32 im Einvernehmen mit den Eltern oder ohne daß sich jemand ihrer annahm (Lehrlinge, Gesellen, bzw. Flüchtlinge, Waisen) nach Berlin gekommen. In 7 Fällen war das Verhältnis zu den Eltern nicht mit Sicherheit mehr festzustellen. 5 waren gegen den Willen der Eltern nach Berlin gezogen, 11 hatten Berlin eigenmächtig verlassen. In Groß-Berlin selbst wohnten außerhalb der elterlichen Wohnung 8. Von diesen 8 waren 3 durch Eltern ausgewiesen (Trinkervater, zweite Stiefmutter, Auflösung des Haushalts weil Vater Trinker), 1 wegen Zwist mit dem älteren Bruder, nur 4 waren, um sich der elterlichen Gewalt zu entziehen, in Schlafstelle gegangen. Von den 63 außerhalb Wohnenden sind also neben den 32 im Einvernehmen mit den Eltern lebenden noch wenigstens die 3 wider eigenen Willen ausgestoßenen in Abrechnung zu bringen. Unter Einrechnung der 7 zweifelhaften Fälle und mindestens weiterer 7, in denen der Anlaß zum Verlassen des Elternhauses lediglich eine Folge der Straftat oder psychopathischer Anlage ist, verbleiben also von 300 nur 28, etwa 9 %. Mit Rücksicht darauf, daß es sich hier um fast ausnahmslos straffällige junge Leute einer Weltstadt handelt, gewiß ein geringer Satz. Dabei waren die Löhne, namentlich in der Kriegszeit, meist gut.

[1] Werner Sombart, Das Proletariat (Frankfurt a. M. 1906) 55/56.

Die hier unter so ungünstigen Bedingungen gemachte Beobachtung wird durch Erfahrungen in der Pflege der normalen Jugend bestätigt. So war z. B. in einer Arbeitergemeinde des Westens, in der die Jugendlichen mit 17 Jahren in der Schwerindustrie 3—4 Mark täglich verdienten, ein Verlassen der Eltern aus diesen Gründen so gut wie unbekannt. Ebenso berichtet ein erfahrener Seelsorger und Jugendpfleger aus dem oberschlesischen Kohlenrevier, daß auch dort in dieser Hinsicht nur von Ausnahmen gesprochen werden kann. Wohl aber fühlen die Eltern jetzt und drücken es auch aus, welch große Hilfe sie bisher an ihren heranwachsenden Söhnen, die im Felde stehen oder schon gefallen sind, gehabt haben.

Diese Unterstützung der Eltern geschieht entweder durch restlose Abgabe des Lohnes gegen ein Taschengeld oder Abgabe eines höheren Kostgeldes. Das erstere ist in unserem Erfahrungskreis wenigstens bis Ende des 17. Jahres wohl die Regel. Kostgeld und Selbstbeschaffung der Kleidung durch die jungen Leute wird von den Eltern oft selbst gewünscht. Bei richtiger Anleitung bietet dieses Verfahren als Übergang zur vollen Eigenwirtschaft im späteren Leben manche erziehlichen Vorteile. Auf eine oder die andere Weise unterstützen die meisten jugendlichen Arbeiter ihre Eltern. Vielfach müssen sogar Jugendliche an die Pflicht gemahnt werden, auch an die eigene Zukunft zu denken, die Eltern aber, ihre Kinder nicht allzu knapp zu halten und an den Umgang mit Geld zu gewöhnen. Wo wirklich ein zu geringes, unbilliges Kostgeld gezahlt wird, liegt der Grund fast immer in der schwächlichen, mangelhaften Erziehung der Eltern. Solchen Fällen müssen wieder jene entgegengehalten werden, wo der Vater alles vertut und vertrinkt, sich überhaupt nicht um die Familie bekümmert. Da ist denn durchaus keine Ausnahme, daß die heranwachsenden Kinder um so treuere Stützen der Mutter und kleinen Geschwister sind. Wenn jetzt in der Kriegszeit mancher Lehrling der Fortsetzung der Lehre durch hohen Lohn entwöhnt wurde, so sind es noch weit mehr die Mütter, die erklären, ohne die Unterstützung des Sohnes nicht auskommen zu können.

Doch nicht nur das äußere Zusammenleben in einer Wirtschaftsgemeinschaft, auch der ethische Gehalt, der Geist des vierten Gebotes blieb der Familiengemeinschaft trotz des Eigenverdienstes gewahrt. Gerade die mannigfachen Ausschreitungen der Jugend infolge der Abwesenheit des Vaters im Felde zeigen am besten, welch große Bedeutung dem Vater als Erzieher auch heute noch in unserem Volke zukommt. Freilich verliert das schlichte Volk hierüber nicht viele Worte, und die äußere Form ist oft rauh

und unbeholfen. Tief ergreifend offenbart sich die Volksseele bei den schwersten seelischen Kämpfen. Wie schwer lastet manchmal der liederliche Wandel des Vaters oder der Mutter auf den Heranwachsenden. Doch scharf wissen sie zu scheiden zwischen häßlichem Laster und dessen Träger, der trotz allem ihr „Vater" ist. Wie hoch steht unsere Jugend da, wenn man sich auch einmal die „Kehrseite" des hohen Verdienstes der jungen Leute vergegenwärtigt. Sittliche Hochwerte ohne Zahl werden da Woche um Woche und Tag um Tag von Hunderttausenden jugendlicher Lohnarbeiter geschaffen. Das Bild hebt sich noch schärfer heraus, wenn man die Jugendlichen, die weiter lernen oder gar studieren dürfen, in Vergleich zieht. Wir wollen auch hierbei die Ausnahmen unberücksichtigt lassen, wo der junge Studio ein mehr oder minder leichtes Leben hier nicht aus eigenem Verdienst, sondern aus der Eltern und Geschwister Taschen führt. Man vergleiche nur auf der einen Seite den „höheren Schüler", der studieren, mit Geistesschätzen sich bereichern darf und dabei im guten Sinn des Wortes ein frisches, flottes Leben bei reichlich Sport und Spiel, ausgiebiger Frei- und Ferienzeit führen kann. Auf der andern Seite steht der jugendliche Arbeiter, der keine Ferien, oft kaum einen vollen Sonntag kennt. Mit seinen 16 Jahren arbeitet er vielleicht schon in Tag- und Nachtschicht auf der Zeche und im Eisenwerk. Nicht bei tollkühnem Sport, wohl aber bei ernster Arbeit lernt er schon der Gefahr und selbst dem Tod ins Auge schauen. Und dann nach einer Woche harter Arbeit, wenn ihm der klingende Lohn für seine saure Mühe in die Hand gedrückt wird, dann lenkt ihn sein Kinderherz zuerst zur Mutter, ihr seinen Verdienst zu bringen. „Das muß man ja", ist seine schlichte Antwort auf die Frage warum. Er ist zufrieden, wenn er ein paar Groschen — wie oft sind es 50 Pfennige — als Taschengeld erhält. Und kostet es auch einmal einen kleinen Kampf, wenn er nur mit dem Sieg endigt. Das ist der Kern unserer Arbeiterjugend. Diese selbstlose Hingabe von ihrer Hände Lohn an die Eltern hat sie auch geschult zur selbstlosen Hingabe ihres Herzblutes ans Vaterland.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auch die andern Anklagen gegen die Jugend mit derselben Ausführlichkeit zu behandeln. Zu erwähnen sind besonders die ungezügelte Vergnügungssucht, das Umherschwärmen und unsittliche Treiben, das Wirtshausleben, die zahlreichen Eigentumsvergehen, das leidenschaftliche Rauchen. Es kommen noch hinzu die Anklagen über die Kriegsverwahrlosung insbesonders.

Es ist nicht zu bestreiten, daß auf diesen Gebieten viel gefehlt wird. Daß dabei die unreife Jugend gerade in den Entwicklungsjahren reichlich Anteil hat, ist zu verstehen. Sie soll ja das Maßhalten erst lernen. Hier liegt darum auch bei den Lehrmeistern, zunächst also den Eltern, meist der wahre Grund mangelhafter sittlicher Zustände bei der Jugend. Die oben erwähnte Schilderung der Verhältnisse bei der evangelischen Landbevölkerung hebt mehrfach hervor, daß es den Eltern, die es selbst nicht besser getrieben haben, an der sittlichen Kraft, ja selbst am guten Willen fehlt, gegen Mißstände bei der heranwachsenden Jugend einzuschreiten. Gerade bei der Vergnügungssucht und den verwandten Ausschreitungen handelt es sich, wie auch im ersten Teil gezeigt wurde, in erster Linie um alt eingesessene Volksfehler. Richtig ist wohl die Bemerkung, daß mit fortschreitender Zeit die Sitten und mit ihnen auch Unsitten und Sünden weniger roh, dafür aber mehr raffiniert werden. Über die Zunahme der Eigentumsdelikte wurde oben schon gesprochen. Im Zigarettenunfug sehen wir eine durch die Industrie begünstigte Modenunart, die neben erziehlichen besonders gesundheitliche Schäden im Gefolge hat. Ein Kriminalvergehen wird dabei nicht leicht zu finden sein.

Über die besondern Ursachen der Kriegskriminalität und Verwahrlosung ist in letzter Zeit des öfteren geschrieben worden. Hauptursache bleibt wohl die allgemeine Spannung der Nerven und die Einstellung der vielen Väter, Lehrer, Lehrmeister usw. Hinzukommt, daß viele Jugendliche auf Posten kamen, für deren Verantwortlichkeit ihr Charakter noch nicht reif war bzw. nicht genügend ausgewählt werden konnte. Im großen und ganzen aber hat der Krieg eine ähnliche, nur weit sprunghaftere Erscheinung hervorgerufen wie die Wandlungszeit um das Jahr 1890. Er hat die Extreme verschärft und vermehrt, die Beispiele hoher Heldentugend — auch in der stillen Häuslichkeit — wie die tiefen Falles. Er hat nicht nur Examina des Wissens, sondern auch der sittlichen Kraft in größerer Zahl als der Friede und vor dem gewohnten Termin gebracht. Die meisten haben bestanden, zum Teil mit Glanz. Aber nicht alle. Ob diese im Frieden bestanden hätten? Am besten scheint uns Geh. Justizrat Dr. Köhne in der „Deutschen Strafrechtszeitung" das Urteil zusammenzufassen: „daß das Wesen der deutschen Jugend sich nicht erheblich verändert oder gar verschlechtert hat, daß aber die äußeren Schädlinge, die ihre gedeihliche Entwicklung gefährden, im Kriege noch größer geworden sind, als sie es schon im Frieden waren."

Ein letzter Vorwurf, der zwar mehr vor dem Kriege als heute erhoben wurde, geht dahin, daß die Jugend sich abwende von der Religion. Gewiß trifft dies für manche Großstadt in bedauerlichem Maße zu. Soweit es sich um Massenerscheinungen handelt, liegt der Grund indessen darin, daß die Jugendlichen nicht zur Religion erzogen, ja oft genug ihr systematisch entzogen wurden. Trotzdem bewahrheitet sich selbst für die Mehrheit unserer Arbeiterjugend das Wort keineswegs, daß die spezifische Arbeiterjugend die sozialistische sei. Mit Recht führt Joseph Könn in „Jugendpflege und Charakterbildung" aus, wie gerade die Stadtjugend besonders empfängliches Erdreich für den religiösen Gedanken ist. Selbst der Massengeist, der so mächtig auf die Jugend wirkt, kann mindestens ebensogut auf das Edle, Reine, Hohe und Heilige eingestellt werden wie auf dessen Verneinung.

Unsere Jugend hat Fehler, aber nicht wesentlich mehr als jene der Vorzeit. Das Leben des einzelnen Menschen, wie das einer ganzen Generation, ist immer letztlich erfüllt vom großen Kampf zwischen gut und bös in des Menschen Brust. Wo gekämpft wird, da gibt es Siege, da wird es aber immer auch Niederlagen geben. Die äußeren Formen, in die ein Mensch hineingeboren wird, geben diesem Kampf ein äußerlich oft verschiedenes Gepräge. Er nimmt bei den sog. besseren Ständen nicht sobald die robusten Formen an wie beim einfachen Volkskind, bleibt mehr im Verborgenen. Die Unart oder Untugend hier ist dort oft schon Vergehen. Dafür erhält das sittliche Ringen des jungen Menschen aus der Arbeiterhütte auch wieder seine eigene naturhafte, wuchtige, überwältigende Größe. Und doch gehen die meisten achtlos daran vorüber.

Wir sagten, nicht Vollendung ist von der Jugend zu verlangen, sondern das Streben hiernach. Unvollkommenheit und selbst Fehler werden erst dann zum vollen Vorwurf gegen die Jugend, wenn sie kampflos sich ihnen hingibt. Noch harrt hiernach der Antwort die Frage: Hat die Jugend unseres Volkes die Waffen im heiligen Kampfe sinken lassen oder kämpft sie mit Mut, tapfer und treu? Und Gott sei Dank, unsere Jugend kämpft.

Als durch die großen Umwälzungen des letzten Menschenalters das ganze Volksleben und mit ihm auch das der Jugend in ein neues Bett gelenkt wurde, da fühlte es auch die deutsche Jugend aus eigenem Drang heraus, daß eine neue Zeit auch für sie angebrochen war, eine Zeit, die mit neuen Aufgaben und neuen Kämpfen an sie herantrat. So ist der

Zug aus der Stadt in die freie Natur heraus zum guten Teil aus der Jugend selbst heraus geboren. Eine Bewegung mit Anforderungen an den Willen wie die Abstinenzbewegung fand weiten Widerhall in den jungen Herzen. Es sei hier nur erinnert an die zahlreichen Jugendgruppen unseres Kreuzbündnisses, die verschiedenen Abstinenten-Gymnasiastenzirkel mit ihrem „Quickborn" usw. Doch die Jugend braucht Führer und will auch Führer haben. Sie ergreift sie, wo sie sich ihr bieten. Nicht immer und überall haben sich unserer Jugend die rechten Führer gefunden. Da liegt eine Schuld der Erwachsenen, der führenden Kreise. Einzelne Strebungen im Wandervogel, der freideutschen Jugend legen z. B. Zeugnis davon ab[1].

Aber dort, wo unsere Jugend Führer traf, die den Weg zu ihr fanden, da hat es ihnen nicht an Gefolgsmannen gefehlt, auch wenn es steil hinauf ging zur freien lichten Höhe des Glaubens und willensfester Charakterstärke. Mit Freuden dürfen wir hier unsere katholischen Jünglingsvereine Deutschlands nennen. Allein der Gesamtverband der katholischen Jugendvereine Deutschlands, der 1899 rund 140 000 Mitglieder zählte, trat mit 300 000 in das Jahr 1914 ein. Damit ist er die an Zahl größte Jugendvereinigung Deutschlands und dies, obwohl er sich nur auf den katholischen Volksteil und zwar unter Abrechnung der polnischen Katholiken stützt. Nach Abzug der älteren Mitglieder und Zurechnung der in verschiedenen Standesorganisationen befindlichen Jugendlichen ist somit gegen ein Drittel der katholischen deutschen Jugend zwischen 14 und 18 Jahren hier zusammengeschlossen. Diese große Bewegung, das ist das Erfreuliche für jeden Volksfreund, ist aber eine geistige, ideale. Tapfer und treu! ist ihr Wahlspruch. Er besagt, daß diese Jugend den Kampf aufnehmen will. Wäre es nicht ihr eigenster Wille, dann wäre ein solches Heer nimmer zusammengekommen.

Und wiederum innerhalb dieser Bewegung. Denken wir an die Missionsbewegung, an öftere, monatliche Kommunion, an Exerzitien. Das alles waren vor zwei Jahrzehnten für die weitesten Kreise der Volksjugend noch unbekannte Worte und Werte. Immer mehr bürgert sich die gemeinsame monatliche Vereins- bzw. Standeskommunion ein. Man bedenke, welch mächtiger Wille, rein natürlich nur aufgefaßt, daraus spricht. Junge Leute stellen sich freiwillig unter die Pflicht, jeden Monat unerbittlich Selbstprüfung zu halten und mit neuer Kraft wieder

[1] Siehe z. B. diese Zeitschrift 87. Bd. S. 161—172.

dem Ideal zuzustreben. Tausende führt ihr Eifer noch weiter. Zu manch glorreichem harten Kampf wird da in stillem Gotteshaus die Waffenrüstung geschmiedet.

Greifbarer fast noch hebt sich der wachsende Wille zum Sieg bei der Jugend unseres Volkes in der Exerzitienbewegung ab. Die „geistlichen Übungen", die geschlossenen Exerzitien sind die Willenshochschule des Katholiken. In mehreren Tagen stiller Zurückgezogenheit, meist in einem religiösen Hause, prüft er im Lichte des Glaubens sein Leben und stellt es aufs neue wieder auf die hohen Ziele ein. Noch vor zwei Jahrzehnten galten die Exerzitien gleich den Hochschulen des Wissens als eine Art Privileg der gebildeten Stände. Im 20. Jahrhundert sind sie zur wahren Volkshochschule geworden. P. Julius Seiler S. J. tat den kühnen Wurf. Allen Zweiflern zum Trotz ist er gelungen. Den Exerzitien für Arbeiter und Gesellen folgten bald Kurse für Jünglinge etwa vom 16. Jahre an. Was bislang nur Studierenden geboten wurde, sollte nunmehr der Jugend des ganzen Volkes offenstehen. Mit jugendlichem Eifer und dem Ernst des Arbeitsmannes schlugen die jungen Arbeiter und Lehrlinge in die dargebotene Rechte ein. Tausende von ihnen gehen seitdem Jahr um Jahr durch diese Schule. Freudig geben sie hierzu nicht nur wie ihre studierenden Altersgenossen ein paar Ferientage, sondern die einzigen größeren Ruhepausen der Arbeit, wie die Hochfeste, mancherorts die Fastnachtszeit. Und wenn so ein Achtzehnjähriger bis in den Dämmerschein des Ostermorgens in der Gluthitze und dem Getöse des Eisenwerks stand und dann ohne Rast zum Exerzitienhaus eilt, um ein paar Tage an sich selbst zu schmieden, daß heilige Lohe glüht — wiegt solch ein Beispiel nicht hundert Kassandrarufe über die verwahrloste Jugend auf? Zeigt solch eine Bewegung unter der Jugend nicht den heiligen Willen, in heiligem Kampf sich emporzuringen zum ganzen Mann vor Gott und den Menschen? Die Krönung dieser Arbeit bildeten die Rekrutenexerzitien, die dem jungen Mann vor dem Eintritt ins Heer den Weg weisen wollen, als königstreuer, sittenstarker, glaubensmutiger Soldat zu dienen und, ruft der Kaiser, zu streiten und zu sterben. Wohl Zehntausend bereiteten sich jährlich auf diese Weise auf den Soldatenstand. Der herrliche Geist unserer jungen Truppen war Dank dafür.

Helle, lichte Strahlen ließen wir aufleuchten aus dem Land der Volksjugend. Es gilt all ihren Schichten und Klassen. Der Arbeiterjugend gedachten wir besonders, weil gerade sie so wenige verstehen. Die vielen sehen nur die Schicht von Staub und Ruß, die das Angesicht des jungen

Menschen schwärzt und ihn scheu und stolz zugleich seine Hand vor dem Besucher, der nur kommt, sich zu informieren, zurückziehen läßt. Wer die Volksjugend wirklich kennen lernen will, der darf nicht nur von der Sonnenhöhe eines wohlbehüteten Heims hinabschauen ins schattenumdüsterte Tal. Der muß sich beherzt auf denselben Boden stellen und mit dem jungen Volk da unten hinaufstreben nach dem Sonnenlicht. Es wird ihm folgen, denn neben allen Fehlern liegt in unserer Jugend auch der kraftvolle Wille zum Aufstieg.

III. Welchen Weg hat nun die Sorge und Pflege für unsere Jugend zu gehen? Die große Not vieler jungen Leute im Gefolge des Krieges hat weite Kreise völlig überrascht. Es mangelte auch hier an der Vorbereitung für solch außergewöhnliche Zeitläufte. Es herrschte viel Bestürzung und Unklarheit. Heute sehen wir schon viel sicherer. Manch welkes Blatt mußte unter dem Sturmwind fallen und wird noch fallen. Doch die jugendfrische Krone unserer deutschen Eiche als Ganzes blieb unversehrt, ist nicht geknickt.

Einen großen Nachteil hatte diese überraschende Springflut der Jugendvergehen im Gefolge. Die an sich schon ungünstige Grenzlinie zwischen Erziehungsmaßnahmen und krimineller Strafe wurde noch mehr zuungunsten der Erziehung verschoben. Wäre das neue Verfahren gegen Jugendliche (vgl. diese Zeitschrift Bd. 87, S. 311) vor dem Kriege Gesetz geworden, dann wären wir besser auf den Krieg gerüstet gewesen. Dann hätten Staatsanwaltschaft und Jugendrichter all die vielen Vergehen, in denen es sich nur um Erziehungsfehler, Unarten und Übermut handelte, dem Erziehungsamt, dem Vormundschaftsgericht zur erziehlichen Behandlung überweisen können. Dies gilt besonders von den Übertretungen der zum Schutz der Jugend erlassenen Verordnungen verschiedener stellvertretender Generalkommandos. Diese fußen auf dem Gesetz über den Belagerungszustand und sind infolge davon mit dessen Strafbestimmungen belastet. Die Folge ist, daß jede Übertretung — z. B. unbefugtes Zigarrettenrauchen — eine kriminelle Strafe nach sich ziehen muß. Die Strafe — auch der einfache Verweis — ist Vorstrafe mit all den ein Fortkommen des jungen Menschen so ungemein erschwerenden Folgen. Dieser Umstand ist leider meist nur in den engen Kreisen der Jugendfürsorge genügend bekannt und gewürdigt. Werden die Bestimmungen nicht gleichmäßig durchgeführt, so liegt gerade in diesen Folgen eine große Härte gegen die zufällig Getroffenen; werden sie wirklich überall angewandt, so

läßt sich die Befürchtung des Jugendrichters Dr. Köhne nicht von der Hand weisen, daß diese Strafen „mehr abstumpfen als abschrecken" werden. Man wird Strafbestimmungen gegen Erwachsene, die der Verführung und Verwahrlosung Jugendlicher Vorschub leisten, begrüßen können, den Jugendlichen gegenüber sind zunächst Erziehungsmaßnahmen zu wünschen. Allerdings müssen hier zwischen der Überweisung an die Zucht der Eltern oder der Schule und Fürsorgeerziehung noch mehr wirkungsvolle Zwischenglieder geschaffen werden.

In dieser Hinsicht stellen die verschiedenen Erlasse für die Kriegszeit wertvolle Experimente dar, aus denen sich für eine Regelung im Frieden, sei es auf dem Wege der Gesetzgebung oder der Verwaltung, mannigfache Erfahrungen ergeben dürften. Auf Einzelheiten hier einzugehen erscheint demnach noch verfrüht. Mit aller Kraft muß dagegen jetzt darauf hingewiesen werden, daß die Erlasse auch im besten Falle allein nicht genügen können. Es genügt nicht, nach der Feuerwehr gerufen zu haben, sondern jeder muß nach Kräften selbst sich beteiligen. „Nicht durch Schaffung neuer Deliktsformen und nicht durch die Polizei ist der weiteren Kriminalität unserer Jugendlichen zu begegnen, sondern nur durch intensive Erziehungsarbeit", schreibt Köhne in der „Deutschen Strafrechtszeitung". Vor allem aber ist von den Erwachsenen selbst ein dem Geist der Bestimmungen angepaßtes Verhalten zu verlangen. Denn die Jugend folgt nicht so den Vorschriften als den Vorbildern.

Eine weitere Maßregel, die tief in das Leben unserer Jugend einschneiden wird, bildet die geplante militärische Jugendvorbereitung. Sie wird gefordert aus militärischen Gründen, beanstandet namentlich mit Rücksicht auf das Wirtschaftsleben. Beide Gesichtspunkte scheiden hier aus. Es seien nur für den Fall der Durchführung einige Bemerkungen hinsichtlich der volkserzieherischen Wirkung gemacht.

Um eine ständige Beunruhigung der Jugendpflege und ihrer volkserzieherischen Arbeit zu verhüten, ist vor allem mit Dr. Kaufmann im Preußischen Abgeordnetenhaus „eine bestimmte und klare Trennung des Arbeitsgebietes" zu verlangen. „Die militärische Vorbereitung soll reine Heeressache sein. Die geistige Allgemeinbildung, berufliche Erziehung und religiös-sittliche Kräftigung soll das Arbeitsfeld der segensreich wirkenden Jünglingsorganisationen bleiben. Ich möchte nicht unterlassen, davor zu warnen, daß durch die den Fortbildungsschulen angegliederten Einrichtungen die bestehenden Vereine beunruhigt und gestört werden." (Sitzung vom

14. März 1916.) Daraus folgt von selbst, daß die öffentliche Zwangsorganisation grundsätzlich der freien Jugendpflege den Tag, an dem der Mensch sich selbst gehört, den Sonntag, zu überlassen hat. Es folgt ferner, daß die öffentlichen Zwangsinstitute nicht in den Kampf um die Jugend hineingezogen werden dürfen, sei es dadurch, daß sie selbst Aufgaben der freien Jugendpflege übernehmen, sei es, daß sie sich an einzelne Organisationen derselben anlehnen. Nur so kann ihnen das allgemeine Vertrauen gewahrt bleiben (vgl. hierzu Diözesanpräses Dr. Jauch in der Kölnischen Volkszeitung 1915, Nr. 934).

Auf eine weitere Forderung im Interesse der Volkserziehung hat Major Karwiese-Berlin auf der Konferenz zu Berlin am 28. Oktober 1915 teilweise schon hingewiesen, wenn er sagte, daß die Führer unter allen Umständen das Schimpfen vermeiden sollen, sonst glaube die Jugend, das gehöre zum Soldatenstand. Diese Mahnung muß allgemein auch für die militärischen Ausbildungskräfte in den militärischen Vorbereitungskursen dahin erweitert werden, daß seitens der vorgesetzten Behörde unerbittlich darauf gehalten wird, nicht nur das Schimpfen, sondern noch viel mehr alles sittlich Anstößige und Gemeine aus der Ausdrucksweise zu entfernen. Es soll hier genügen, diese offene Wunde nur angedeutet zu haben. Aber wenn man schon die Jugend in die Hand nehmen will, solange sie noch weich und bildsam ist, dann darf sie nur Männern anvertraut werden, die dieses Vertrauens wert sind.

Wenn in der militärischen Jugendvorbereitung alles Erziehungswidrige glücklich umgangen wird, dann werden sich auch die günstigen volkserzieherischen Einflüsse derselben geltend machen.

Den besten und sichersten Weg sahen wir aber die Jugend selbst beschreiten. Es ist der Weg der Erziehung, und zwar nicht so durch Strafe und äußere Einwirkung, wie durch Entwicklung der sittlichen Einsicht und Kraft in unserer Jugend. Man darf die Eigenart der neuen Zeit nicht vergessen: sie nimmt in weitem Ausmaß die äußeren Stützen und stellt einen jeden auf sich selbst. Diese Entwicklung wird man auch durch vermehrte äußere Schutzmaßregeln nicht wesentlich zurückdämmen können. Daß der soldatische und kriegerische Geist allein noch kein sittenstarkes Volk schafft, lehrte noch jeder Krieg und dessen Folgen. Erfreulicherweise hatte man schon vor dem Krieg begonnen, sich von der Überschätzung der Leibespflege wieder etwas zurückzuziehen und der geistigen Jugendpflege mehr Berücksichtigung zu schenken. Man wird nach dem Kriege

in dieser Richtung noch fortzuschreiten haben. Das Mindestmaß des Entgegenkommens besteht wohl darin, daß freie Vereinigungen, für die sich die Jugend in so großer Zahl entschieden hat, wie z. B. die Jünglingsvereine, nicht durch behördliche Unternehmungen gehemmt werden, daß man ihnen und ihren Einrichtungen, wie religiöse Übungen, Exerzitien, wohlwollendes Verständnis und Entgegenkommen zeigt.

Es ist aber vor allem zu fordern, daß die Religion als wertvollster Bildungs- und Erziehungsfaktor auch für die heranwachsende Jugend zur öffentlichen Anerkennung komme. Es soll dort, wo durch öffentliche Mittel der Jugend nicht nur Fach-, sondern Lebensschulung geboten wird, in der heutigen Fortbildungsschule, ihr auch die Religion geboten werden, und zwar in einer Form, die der Entwicklungsstufe entspricht. Mit Recht weist der in der Jugendpflege bestbekannte evangelische Pastor Dehn-Berlin in seiner „Proletarierjugend" darauf hin, daß die Anschauung des Proletarierkindes, „Religion sei ein Requisit des Kindertums", durch die religionslose Fortbildungsschule geradezu genährt wird. „Der Faden der religiösen Unterweisung bricht auf einmal ab. Rechnen und Deutsch und ähnliche Fächer hat er noch in der Fortbildungsschule. Das bisherige Hauptfach Religion verschwindet ganz. . . ."

Daß unsere Volksjugend selbst im tiefsten Herzen ganz anders denkt, zeigte neben dem Anschwellen der religiösen Bewegung in ihrer Mitte schon vor dem Krieg zuletzt der Krieg selbst. Wenn z. B. in Köln 96—97 % der katholischen Mannschaften zur Osterkommunion schritten[1], dann ist dies doch ein klarer Beweis, daß das Volk, auch die jungen Leute, noch Religion hat und schätzt. Gewiß ist das religiöse Leben nicht überall gleich entwickelt. Aber erziehen heißt doch emporrecken, hinaufziehen und nicht etwa herabdrücken. Erziehung soll Ideale bieten und vorstellen, auf keinen Fall aber zerstören und töten. Dies gilt auch für Erziehungsgesetze und -einrichtungen.

Es ist gut, der Jugend die Gelegenheit zum Bösen zu nehmen. Besser aber noch, ihr die Gelegenheit zum Guten zu bieten.

Die Jugend unseres Volkes hat Schwächen, hat Fehler, ernste Fehler. Aber wir sahen, sie kennt sie, denn sie bekämpft sie. Die Jugend unseres Volkes will Führer zum Kampfe. Aber keine, die sie verloren nennen, sondern siegesgewisse, die hört sie. Geben wir sie ihr!

[1] Radermacher, Die Organisation der Militärseelsorge in einer Heimatgarnison (M.-Gladbach 1915) 24.

Constantin Noppel S. J.

Der Bildungswert des Grammophons.

In Lazarette, ja in Schützengräben brachte der Grammophon in düstern Kriegs- und Krankentagen manche Erholung und Freude. Auch hat es sich patriotisch bewährt, und man kann ihm nur wünschen, daß es durch diese Kriegstätigkeit zur Selbstbesinnung und zu Ehren komme. Im allgemeinen ist es recht schlecht erzogen, spreizt sich protzig als Prachtgrammophon in Prunkgemächern oder führt ein zweifelhaftes Halbweltdasein in rauchigen Wirtschaften. Und dennoch hat es einen schönen vaterländischen und erzieherischen Beruf, der nur erkannt und ausgenützt werden muß.

In Schulen hat es schon seinen Mund geöffnet, wenigstens zu Sprechübungen im fremdsprachigen Unterricht. Der Franzose und Engländer redet zum deutschen Jungen und lehrt ihn richtige Aussprache und Betonung. Viel ist es ja nicht, was da geboten wird, und doch besteht kein Zweifel, daß man den Unterricht in der Sprachlehre und später die Literaturstunden ungemein beleben könnte durch französische und englische Grammophonvorträge. Und wieviel ließe sich für deutsche Stunden gewinnen unter dem Eindruck künstlerischer Deklamationen. Was eine breite, langweilige Erklärung nicht vermag, erreicht der Vortrag spielend. Auf diesem Gebiet ist allerdings die Sprechmaschine trostlos rückständig. Eine Masse recht kümmerlichen humoristischen Gekreisches grölt und pfaucht aus ihren Trichtern, minderwertiges Gerede ist auf Hunderten von Platten verewigt, während klassische Vorträge selten verlangt und deshalb spärlich hergestellt werden. Die Nachfrage müßte wachsen, dann kämen die Angebote bald nach. Hier sollte die Schule eingreifen. Sie fordere nur einmal, daß die bekanntesten Balladen und die volkstümlichsten Monologe aus den in der Schule gelesenen Dramen von ersten Schauspielern und Künstlern für das Grammophon gesprochen werden, und das Geschäft wird für alles übrige sorgen, sobald der Absatz gesichert ist. Was jetzt vorhanden ist, ist viel zu wenig. Mit strahlenden Erinnerungen an den alten Sonnenthal des Wiener Burgtheaters greift man nach den Platten, die seinen Namen tragen, und hört nur eine matte „Ring"erzählung Nathans und einen weinerlichen Aufruf Wallensteins an Max Piccolominis Herz. Meister Possarts „Bürgschaft",

„Erlkönig" und „Handschuh" weisen den richtigen Weg. Man wundert sich, daß er sonst nur Kleinigkeiten der Sprechmaschine anvertraut hat. Recht gelungen sind verschiedene Aufnahmen Alexander Moissis (Berlin): Hamlets „Sein oder Nichtsein", „Prometheus" und „An den Mond" von Goethe, Fausts Ostermonolog. Doch gerade der letzte Vortrag bringt die wichtige Einsicht, daß der Schauspieler manchen Affekt, der auf der Bühne ergreifend wirkt, auf dem kleinen, vereinsamten Feld der Sprechmaschine mäßigen muß, um nicht unnatürlich zu werden. So verdirbt der wilde Tränenausbruch am Schluß des Ostermonologs die klare Schönheit der vorangehenden Erzählung und reizt zum Lachen. Auch Max Montors (Berlin) Belsazar und Wallensteinmonolog sind gute, allerdings technisch etwas veraltete Leistungen. Geistig regsame Schüler werden mit großem Interesse den allzu gekünstelten, wenn auch wundervoll gesprochenen Hamletmonolog Moissis mit Montors einfacherer Art und mit Kainz' eigenartiger Auffassung vergleichen; sie werden die Wahl haben zwischen Staegemanns (Berlin) hochpathetischer Rede Othellos vor dem Senat und ihrer natürlicheren Wiedergabe durch Montor; sie werden von Staegemann lernen, wie man eine so undankbare Schilderung wie Siegfrieds Drachenerzählung aus Hebbels „Nibelungen" durch klare Einfachheit genießbar machen kann.

Viel mehr Klassisches und technisch Gelungenes spricht das Grammophon nicht. Denn wenn man zum Text greifen muß, um zu verstehen, wie bei Montors „Uriel Acosta", ist jeder Genuß und Nutzen verflogen. Was vollständig fehlt, sind Dialoge aus unsern großen Dramen. Die technischen Schwierigkeiten müssen sich ähnlich wie bei musikalischen Duetten bewältigen lassen. Manche Unvollkommenheiten der Wiedergabe sind nicht auf Rechnung der Aufnahme, sondern auf die der Sprachtechnik zu setzen. Früher kamen auch Vokale unrein heraus, jetzt fast nur die Zischlaute, eine Unzuträglichkeit, die man vermeiden kann, wenn man die Unterlippe ein wenig vorschiebt, damit der Laut nicht am Trichter heruntergleite. Gewisse Stimmen eignen sich mehr für die Sprechmaschine, andere weniger, immerhin kann eine eigens geschulte Sprachkunst Unvollkommenheiten oder Eigenheiten des Organs ausgleichen. Jedenfalls darf man nicht die Schnelligkeit des gewöhnlichen Vortrags einhalten; so wird im zweiten Teil der von Possart vorgetragenen „Bürgschaft" die Verständlichkeit arg beeinträchtigt, weil der Künstler in die Maschine, wie er es sonst zu tun pflegt, in eiligstem Tempo sprach. Auch gibt das Grammophon leise ge-

sprochene Stellen, z. B. Erlkönigs Verführungsreden, undeutlich wieder; man wird sie mit anderer Technik sprechen müssen.

Für musikalische Darbietungen eignet sich die Sprechmaschine am besten. Das Leben und die Wirklichkeit kann sie natürlich bei weitem nicht ersetzen. Aber auch darin liegt ein lehrreiches Moment. Der Lehrer wird auf die veränderte Klangfarbe der Geige hinweisen; er wird mit Interesse beobachten lassen, wie bei einigen Tönen ein Mittelding zwischen Flöte und Klarinette herausklingt, während tiefere Lagen den Violinton weit richtiger wiedergeben. Getragene Stücke, wie Schuberts „Ave Maria", Schumanns „Träumerei", Raffs Cavatine, alte Menuette und Gavotten, selbst noch Kompositionen von Drdla und Sarasate, ermöglichen, von Künstlern wie Vecsey, Kubelik und Burmester gespielt, einen wirklichen Genuß; reine Virtuosenstücke, mögen sie auch von solchen ersten Größen vorgetragen sein, sind ziemlich unleidlich anzuhören. Ungewöhnliche Schwierigkeiten stellten sich bei Cellovorträgen ein. Man muß lange und geduldig suchen, bis verhältnismäßig so lichtvolle Aufnahmen wie „Caro mio Ben", das „Ave Maria" und Schuberts „Ständchen" von Hekking gespielt (Ankerplatten) auftauchen. Am wenigsten befriedigt das Klavier. Gewiß kann man auch hier die wunderbare Technik d'Alberts und Paderewskis bewundern und pädagogisch verwerten, aber die Kraft des Spieles, die Schönheit des Anschlags und die Klangfarbe der tiefen Lagen kommen nicht zu voller Geltung. Flöte und Kornett klingen gut, Schaustückchen mit Glockenspiel, Xylophon, Kunstpfeifern gelingen recht schön.

Am bekanntesten sind die Orchesterdarbietungen. Militärkapellen rauschen ganz lustig und musikalisch erträglich vorüber, während die Streichorchesterplatten mit Auswahl zu genießen sind. Einfachere Zusammenstellungen klingen ziemlich rein, voll und in einigermaßen gesonderten Klangfarben der einzelnen Instrumente aus dem Trichter, verwickelte Tonmassen aber verwirren sich, stoßen die führenden Instrumente mit herzlosem Ungestüm in einen vereinsamten Vordergrund und verurteilen die Begleitung zu einem demütigen, allgemein unmusikalischen Gebrumm. Es gibt Ausnahmen, auch viele Ausnahmen bei der riesigen Auswahl, so zumal die Aufnahmen des Berliner Philharmonischen Orchesters (Odeon) und die des Neuen Symphonie-Orchesters und des Neuen Tonkünstler-Orchesters (Grammophon), aber auf diesem Gebiete muß der Käufer alles prüfen und mehrmals anhören, bevor er zugreift. Man hat jetzt neue Methoden der Aufnahme, die eine weit gerechtere Verteilung der einzelnen Orchesterstimmen ermög-

lichen; die Ausführung scheint aber durch den Krieg aufgehalten worden zu sein.

Der eben erwähnte Mißstand beleidigt bei Symphonien, die eine ganz deutliche Scheidung der einzelnen Instrumentengruppen fordern, bis zur unerträglichen Qual. Man hat abzuhelfen gewußt, indem man das Orchester stark verminderte. Es gibt Platten für die ganze fünfte und sechste Symphonie Beethovens, Mozarts Es-Dur- und G-Moll-Symphonie, Vater Haydns Kindersymphonie und die mit dem Paukenschlag. Sie klingen ganz nett, man kann an ihnen die Eigenart dieser musikalischen Gattung gut erklären, vermag sich aber des Eindrucks einer Miniaturmusik nicht ganz zu erwehren.

Quartette und Trios dagegen bieten sich fast tadellos. Alle Odeon-Aufnahmen des Klingler-Streichquartetts sind gelungen. Leider versuchte man es bisher nur mit einigen Variationen, Menuetten und Scherzos aus Werken Beethovens, Mozarts, Haydns und Schuberts. Eine unverkürzte Wiedergabe der berühmtesten Streichquartette wäre überaus lohnend und lehrreich. Recht schön hören sich auch das Renard-Trio und die Berliner Trio-Vereinigung (Dessau, Mayer-Mahr, Heinrich Grünfeld) auf den Grammophonplatten an. Bedauerlicherweise sind es auch hier nur wenige Sätze, die zur Aufnahme kamen.

Die größten Gesangskünstler hielten es nicht unter ihrer Würde, ihre Stimme in der Sprechmaschine zu verewigen, und bezeugen selbst zu wiederholten Malen, daß sie mit der Wiedergabe sehr zufrieden sind. Wenn irgendwo, so muß auf diesem Gebiet, will man pädagogisch wirken, jede falsche Sparsamkeit überwunden werden und nur die besten Instrumente und die vollkommensten Platten zur Wahl kommen. Die Firmen stellen ungerechte Forderungen an den Käufer, wenn sie von ihm verlangen, daß er eine Platte von vornherein fest erwirbt oder gleich zugreift nach einem einmaligen Anhören im Geschäft. Eine rühmliche Ausnahme macht die Odeongesellschaft, welche unverkäufliche Musterplatten herstellt und sie jedem Kunden auf Verlangen ins Haus ohne Verpflichtung schickt. Die Geschäfte entschuldigen sich wohl und gewiß mit Recht mit dem hochnasigen Geizkoller steinreicher Musikprotzen, die sich Dutzende von teuern Platten zu musikalischen Intermezzos lukullischer Abendgesellschaften mit gnädiger Handbewegung leihen lassen, um sie nach getaner Arbeit und eingestrichenem Lob in Begleitung eines höchst ungnädigen Bedientenbescheids zurückzuschicken. Der Kaufmann muß denn doch seine Kunden kennen. Auch täten unsere Grammophongesellschaften hierzulande gut daran, das Beispiel einiger ausländischer

Firmen nachzuahmen und einen Einheitspreis einzuführen, um so den Liebhabern künstlerischer Platten die Möglichkeit guter Vorführungen zu erleichtern. Das wäre auch der einzige Weg, das Grammophon in größerem Maßstab pädagogisch zu verwerten. Die Preise der Kunstaufnahmen in der Grammophongesellschaft sind unverhältnismäßig hoch.

Welchen Lerngewinn kann die Sprechmaschine für die Musikgeschichte bieten! Denken wir nur an die Entwicklung der Arie. Die italienische Schule, die unserem Mozart die ersten Vorbilder reichte, die Durchdringung von Drama und Musik bei Gluck, die ungemein einheitliche und originelle Entwicklung der französischen Oper, die langsame Beeinflussung der italienischen Arie durch deutsche und französische Vorbilder, die verschlungenen Wege, die von Marschner und Weber und Meyerbeer zu Richard Wagner führen, die wunderbare Geburt der Arie aus der Fülle des Orchesters in einigen Kompositionen von Richard Strauß, das schafft schon mehrere lehrreiche Musikstunden. Um aber die Linie vollkommen zeichnen zu können, müßten die Aufnahmen weit planmäßiger geschehen. So fehlt die alte italienische Oper ganz. Nur wenige alte Lieder stehen in den Katalogen. Außer dem unschön gesungenen berühmten „Caro mio Ben" von Giordano sind nur zwei gut vorgetragene Lieder Pergolesis zur Verfügung. Von den Arie antiche etwa von Leuto, Falconieri, Cesti, Stradella, Bassani, Scarlatti ist keine vertreten. Nach einer Arie aus Haydns Opern sucht man vergebens. Auch Bachs, Händels, Haydns, Mendelssohns Oratorien sind ganz stiefmütterlich behandelt[1]. Glucks Neuschöpfung läßt sich an den spärlichen Beispielen nicht deutlich nachweisen. Der zum Verständnis Wagners unentbehrliche Marschner taucht ein- oder zweimal ganz schüchtern auf. Solche pädagogische Wünsche ließen sich noch sehr vervielfältigen. Auch hier hat uns die Ausländerei mitgespielt. Aus Bizets „Carmen" hat man an 300 Aufnahmen, aus dem „Barbier von Bagdad" von Peter Cornelius und Webers „Euryanthe" je 6; Gluck gehören 12 Nummern, Donizetti an 100.

Eine ganze deutsche Oper ist für die Sprechmaschine noch nie aufgenommen worden. An zusammenhängenden Szenen muß man sich mit „Lohengrins" drittem Akt begnügen. Dagegen ist Gounods „Margarete"

[1] Aus Haydns „Schöpfung" kann man drei Stücke hören, die „Jahreszeiten" sind gar nicht vertreten, aus Mendelssohns „Elias" und „Paulus" wurden meines Wissens nur fünf Nummern aufgenommen, Bach fehlt ganz, Händels Oratorien lieferten nur drei Gesänge.

als Ganzes zu haben. Außerdem nur noch der oberflächliche Einakter Mascagnis „Cavalleria rusticana“ und Leoncavallos musikalisch sehr ungleichmäßiger „Bajazzo“.

Trotzdem lassen sich schon jetzt mit dem vorhandenen Material lehrreiche Vorführungen abspielen. Das Charakteristische in der Musik der verschiedenen Völker tritt vollkommen deutlich hervor, wenn man sorgfältig gewählte Reihen von Arien aus den berühmtesten Weltopern hintereinander zu Gehör bringt. Diese Eigenarten prägen sich besser ein, sobald man das Volkslied mit dem Kunstlied und dem dramatischen Gesang in Vergleich bringt.

Ein Beispiel mag diesen Gedanken klarlegen. Der schnell und fast unvermittelt wechselnde Rhythmus, der klare Aufbau der Melodie, die graziös und geistreich dem Text sich anschmiegt, spricht in schönster Anschaulichkeit aus dem altfranzösischen Lied „Chanson à boire“; man lasse gleich darauf das prächtige deutsche Lied „Maria auf dem Berge“ folgen, in dem Tiefe, Innigkeit, Einheit der Form und der Stimmung zu vollem Ausdruck kommen. Ein englisches Volkslied, etwa „Long ago“ oder „Robin Adair“, offenbart ganz deutlich die innigere Verwandtschaft des englischen musikalischen Volksempfindens mit dem unsern, weit mehr als mit dem französischen. Gleich im Anschluß daran wird die Zusammenstellung eines französischen und deutschen Kunstliedes ein noch besseres Verständnis der Unterschiede auslösen. Man wähle zwei Lieder, die gewisse Ähnlichkeiten in Rhythmus und melodischem Aufbau aufweisen, z. B. Gounods „Frühlingslied“ und das „Winterlied“ von Henning v. Koß. Dann mag man nochmals von einem andern französischen Volkslied, etwa „A hier au soir“ ausgehen und die hier prangenden gallischen Eigenheiten zur Arie hinüberleiten und dort nachweisen. Die bekannten Gesänge aus „Fra Diavolo“: „Erblickt auf Felsenhöhen“, und die „Barcarole“ aus der „Stummen von Portici“ eignen sich dazu vorzüglich; gleich durchsichtig wirkt Wilhelm Meisters Lied „Froh und frei will ich eilen“ aus Thomas' „Mignon“.

Damit ist nur ein Beispiel gegeben. Man kann sie vermehren und erweitern, indem etwa von Boieldieu ausgegangen und der Weg über Auber, Halévy und Massenet zu Bizet und Gounod genommen wird.

Auch die Verwandtschaft von Sprache, Akzent, Wortbild und Musik läßt sich greifbar und lehrreich nachweisen. Französische Arien in der eigenen Sprache und gleich darauf deutsch gesungen, urdeutsche Weisen, wie Lieder aus den „Meistersingern“, in beiden Sprachen vorgetragen, er-

geben die schlagendsten Unterschiede. Doch gibt es hier auch ein neutrales Gebiet; man versuche es nur mit Lohengrins Gralserzählung deutsch und französisch.

Die italienische Oper ist so reich vertreten, daß die Auswahl keine Schwierigkeiten bietet. Zudem haben auf diesem Felde die berühmtesten Sänger ihre Stimme geliehen. Am lohnendsten wird es sein, die Entwicklung Verdis auf breiter Linie vorzulegen. Die französischen und deutschen Elemente bei diesem allmählichen Emporsteigen lassen sich deutlich nachweisen. Lehrreich ist es auch, die grellen Wirkungen Mascagnis und Leoncavallos mit der auserlesenen Musik Puccinis zu vergleichen. Hier wie in der deutschen Oper wird sich Gelegenheit bieten, Wert und Unwert, Ernst und Liederlichkeit des Textes ins richtige Licht zu stellen. Die Musik vermag einen nichtssagenden oder sogar häßlichen Text zu verklären und in einem Meer von Schönheit zu ertränken, wie bei Mozart, sie kann aber auch seine Entartung unterstreichen, wie leider nur zu häufig bei Richard Strauß.

In der italienischen und französischen Musik ist es leichter, den Zusammenhang von Volks- und Kunstmusik, Musik und Volkscharakter nachzuweisen, als in der deutschen. Es ist deshalb von Vorteil, dort den Anfang zu machen. Die Vorführungen fremder Musik sollen aber zur gründlichsten Einführung in die deutsche Kunst hinüberleiten. Diese erfaßt das Wesen und die Abgründe der Musik, ihren absoluten Charakter am tiefsten, sprengt die nationalen Grenzen weit energischer als die romanische Kunst. Aber deutsches Wesen, Fühlen und Denken arbeitet und glüht in deutscher Musik, und das nachzuweisen, ist im höchsten Grad erzieherisch. Der bisherigen Entwicklung und Eigenart der Sprechmaschine gemäß wird man sich zunächst auf den Gesang beschränken. Wir wollen nur eine einzelne Reihe andeuten. Ausgehen mag man vom „Waldweben" in Wagners „Siegfried". Das Orchester bietet hier eine wundervolle einheitliche Stimmung, der Natur abgelauscht und dabei in erhabenste Kunst getaucht, während Siegfried in einer ganz durchsichtig aufgebauten Folge der verschiedensten Affekte seine ganze Seele offenbart. Dabei ergreift uns Echtheit und reinste Natürlichkeit in seinem Unwillen und Zorn, ohne jede Übertreibung und grelle Wirkung, Innigkeit der zartesten Empfindung ohne Weichheit und Sentimentalität, kecker Übermut und köstlicher Humor ohne Aufdringlichkeit und Trivialität. Von diesem Musterbeispiel aus kann man nach vorwärts und rückwärts greifen. Den Zusammenhang

von echtem Gefühl und einer trefflich angepaßten Musik deutet man an der Hand der herrlichen Arie „Ach, ich habe sie verloren" aus Glucks „Orpheus und Eurydike". Man muß bei der Jugend wieder Verständnis für diese natürliche musikalische Art wecken, indem man sie in Gegensatz bringt zum gekünstelten Virtuosentum alter italienischer und selbst noch einiger Verdischer Gesänge.

Vernünftige Oberprimaner, die ernst und zuverlässig sind, können aufmerksam gemacht werden auf den Unterschied zwischen der wilden Leidenschaft der Siziliana in Mascagnis „Cavalleria rusticana" und der mächtigen Arie „An jenem Tag" in Marschners „Hans Heiling". Mit besonderer Liebe sollte man Weber vorführen. „Wie nahte mir der Schlummer" aus dem „Freischütz" ist ganz in feinste musikalische Empfindung getaucht und ein Musterbeispiel für allmähliche und wahrste Steigerung der Affekte, zumal wenn man dieses Stück etwa mit der großen Arie aus dem ersten Akt von „Traviata" vergleicht. Den Zusammenhang von Melodie und Seelenstimmung offenbart Mozart am schönsten. Hier muß allerdings der pädagogische Takt walten. Im Anschluß an die eben genannte Arie aus dem „Freischütz" lasse man den Gesang „O säume länger nicht" aus „Figaros Hochzeit" hören, auch wohl die Arie „Ihr, die ihr die Triebe des Herzens kennt". Wertvollste Gelegenheit zu Gegenüberstellung von Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten bietet die Arie Elisabeths aus „Tannhäuser" „Dich teure Halle" und „Heilige Quelle" aus „Figaros Hochzeit". Überaus fruchtbar und ganz auszuschöpfen sind zumal „Lohengrin" und „Die Meistersinger". Die Jugend kann da zur echten Begeisterung erhoben werden.

Solcher Reihen lassen sich noch viele aufstellen, alle mit ähnlichem Nutzen. Es sei nur erinnert an Humperdincks „Königskinder" und „Hänsel und Gretel".

Zwei- und Dreigesänge, Vier- und Sechsgesänge bieten der Aufnahme weit größere Schwierigkeiten als der Eingesang. Mächtige Sammelszenen mit Chor sind am heikelsten. Nur zu leicht verschwimmt der Chor im Nebel oder hallt ersterbend aus schier unendlichen Entfernungen weit hinter einer alles beherrschenden Einzelstimme, wie z. B. im „Pater noster" des Chors der Westminsterabtei. Daß man aber bei richtiger Verteilung und Mäßigung der Stimmen hübsche Erfolge erzielen kann, beweist unter anderem die schöne Kinderszene aus Kienzls „Evangelimann" „Selig sind, die Verfolgung leiden", Terzett und Chor aus dem „Freischütz" „O diese Sonne",

das „Salem aleikum“ aus dem zweiten Akt des „Barbier von Bagdad“ von Cornelius, und in hervorragender Weise einige Platten mit Verdis „Miserere“ aus dem „Troubadour“. Auch die Vorführungen des Kölner Domchores und des Chores von St. Stephan in Wien sind recht gut. Der schrecklichste der Schrecken ist aber ein Attentat auf „Sicut cervus“ von Palestrina. Einiges geht vorläufig noch über die Leistungsfähigkeit der Sprechmaschine hinaus. Sie sollte uns nicht die Wolfsschluchtszene aus dem „Freischütz“ und den Zusammensang aus dem zweiten Akt von „Tannhäuser“ „Erbarm dich mein“ verleiden. Die berühmten Massengesänge aus „Carmen“ eignen sich nicht sonderlich für das Grammophon, und es beweist geringes Verständnis für die Eigenart der Sprechmaschine, wenn man diese Stücke nur deshalb so häufig aufnimmt, weil sie auf der Bühne beliebt sind.

Auch auf diesem Gebiet stehen übrigens Verbesserungen in Aussicht, und sie werden gewiß mit Sorgfalt durchgeführt, wenn die kaufende Welt sich entschließt, statt Lärm Kunst zu verlangen.

Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J.

Übersicht.

Friedhofskunst, Kriegergrab, Heldenhaine.

Der zweite Frühling im Völkerkrieg streut seine Blumen auf tausend Heldengräber in Ost und West. Überall sind liebe Hände an der Arbeit, die Ruhestätte tapferer Kämpfer mit dem schönsten Lenzesschmuck zu umsäumen. Schon hat ja jeder der Gefallenen, dessen irdische Reste man bergen konnte, sein Kreuzlein oder seinen Grabstein. Und nicht planlos, kunstfremd ist man bei dem letzten Liebesdienst zu Werke gegangen; nein, die besten Künstler unter den Truppen und daheim haben gewetteifert, ein erhebendes Friedhofsbild zustande zu bringen, eines, das der großen Toten würdig ist.

Sie waren dabei in der glücklichen Lage, auf eine schlimme Erfahrung und eine gesunde Gegenbewegung zurückblicken zu können. Etwa mit den siebziger Jahren, teilweise schon früher, hatte ein trauriger Niedergang der deutschen Friedhofskunst eingesetzt; die Fabrikware nahm überhand, das Protzentum hatte das Wort. Es ist die Zeit der ausländischen Steinarten, des blank geschliffenen Syenits, des glatten, grellen Marmors, die Zeit der trostlos eintönigen, mit Steinen übersäten Leichenfelder. Es schien, als ob der Sinn für das Schlichte, Gemütvolle, wahrhaft Schöne erstorben wäre. Aber es schien nur so. Der Anfang des neuen Jahrhunderts führte eine Bewegung empor, die planmäßig und großzügig eine Neugestaltung unserer Friedhofsverhältnisse anstrebt. Ein Abbild und Maßstab dieser Bewegung sind die zahlreichen Bücher über Friedhofs- und Grabmalkunst, über die hier eine kurze Übersicht gegeben werden soll.

Der erste, der ein vielbewundertes Beispiel neuer Friedhofsgestaltung vor die Augen des deutschen Volkes hinstellte, war der Hamburger Friedhofsdirektor W. Cordes. In dem Zentralfriedhof von Hamburg-Ohlsdorf schuf er eine Riesenanlage von ganz neuem Charakter, die bald in einer Reihe deutscher Städte Nachahmung fand. Auf Grund der hier gemachten Erfahrungen konnte im Jahre 1904 Gartenarchitekt Hans Pietzner sein Buch schreiben: „Landschaftliche Friedhöfe, ihre Anlage, Verwaltung und Unterhaltung" (gr. 8° [110] Leipzig 1904, Carl Scholtze. *M* 6.—). Der Verfasser weist zunächst auf die Vorzüge eines Zentralfriedhofes für großstädtische Gemeinden hin. Dieser ermöglicht eine einheitliche, praktischere und wohlfeilere Handhabung aller Einrichtungen und Bestimmungen. Er gestattet die Durchführung der heutzutage unbedingt notwendigen Maßregel, daß alle Leichen wenige Stunden nach dem Ableben aus den Wohnungen entfernt und nach den Leichenhallen verbracht werden, von wo aus die Beerdigung stattfindet. Demgegenüber steht freilich der Nachteil der großen Entfernungen.

Um der späteren Entwicklung der Stadt nicht hinderlich zu sein, ist man genötigt, die Friedhofsanlagen möglichst weit in die Umgebung der Stadt hinauszuschieben. So ist z. B. der Hamburger Zentralfriedhof etwa 12 km von der Stadt entfernt.

Ist der Ort festgelegt, so lautet die Hauptfrage: regelmäßige („geometrische") oder landschaftliche Anlage? Bei der ersten Art durchzieht man das Friedhofsgelände mit geraden Straßen, die sich im rechten Winkel schneiden, und schafft so quadratische oder rechteckige Felder. Längs der Wege ziehen sich die Erb- und Familienbegräbnisse hin, während die Mitte der Felder von den dicht beisammen liegenden Gräbern der Armen eingenommen wird. Diese Anlage hat den Vorteil der Übersichtlichkeit und großer Ausnutzung des Gräberfeldes; aber dem Gemüte und dem künstlerischen Sinn bietet sie wenig oder nichts. „Es muß ausgesprochen werden, daß diese Art der Anlage mit ihrer nüchtern schematischen Einteilung ästhetisch höchst unbefriedigend wirkt, da sich das Gräberfeld dem Auge des Beschauers als eine eng zusammengedrängte Anhäufung von zum Teil recht fragwürdigen Grabdenkmälern darstellt. Selbst die wenigen guten unter ihnen werden erdrückt von der Masse der zementenen und steinernen Geschmacklosigkeit um sie herum und entbehren des grünen Rahmens der Pflanzung, der sie heraushebt aus der Menge und erst wirklich zur Geltung kommen läßt. Dem Gefühl aber vermag ein derart trostloses, von Kreuzen starrendes Gräberfeld nichts zu geben" (S. 11 f.).

Solche Erwägungen bewogen schon vor Jahrzehnten manchen Friedhofarchitekten, unter Beibehaltung der regelmäßigen Anlage das landschaftliche Motiv in den Friedhof hineinzutragen. Man verzichtete darauf, die Fläche lediglich zur Aufnahme von Gräbern dienen zu lassen; man streute Gehölzmassen über den Friedhof aus und umhüllte das Ganze und seine Teile mit freundlichem Grün. Man legte Ruheplätze an mit Brunnen und Kapellen, schuf stille, abgeschlossene Plätze und Nischen und erreichte durch das Zusammenwirken von Architektur und Gartenkunst ein wirkungsvolles Ganzes. Das schönste Beispiel dieser Art ist der Friedhof von Köln-Melaten, angelegt 1810 auf Forderung der französischen Regierung. „Er ist ausgezeichnet durch alte, prächtige Alleen und zahlreiche schöne Denkmäler; besonders in den alten Teilen, wo Neubestattungen seit langem nicht erfolgten, imponiert der ... kräftige und malerische Baumwuchs. Die große Hauptallee erinnert mich mit ihren Grabmälern unwillkürlich etwas an die Via Appia. Ein interessantes Urteil besagt unter anderem über ihn: Der erste Eindruck ist also ausgezeichnet. Ist man jedoch längere Zeit auf dem Friedhof tätig, so kommen einem je länger desto mehr die Mängel, die dem regelmäßigen Stil anhaften, zum Bewußtsein. Da, wo es nicht möglich ist, eine gewisse Großartigkeit und Pracht zu entwickeln, versagt er vollständig. Die gleichmäßigen geraden Baumreihen wirken höchst einförmig und ermüdend. Die Wege liegen entweder im dumpfen Schatten oder in greller Sonne. Die leichte Orientierung, die man erwarten sollte, ist keineswegs vorhanden. Es ist vielmehr ohne genaue Kenntnis, wenn man nicht die Wege systematisch abzählt, sehr schwer, ein früher besuchtes Feld wiederzufinden, weil die Ähnlichkeit der einzelnen zu groß ist [Beitz]" (S. 66 ff.).

Will man diesen Mängeln begegnen, so muß die regelmäßige Anlage überhaupt fallen; an ihre Stelle tritt der „landschaftliche Friedhof". Das Musterbild einer solchen Anlage beschreibt K. Kühner in seinem noch zu besprechenden Buche „Mehr Sinn für die Stätten unserer Toten" also: „Was wir hier sinnend durchwandern, ist nicht ein Gräberfeld, in welchem man beerdigt, so gut es eben geht, sondern es ist eine wirkliche Wohnstätte und eine Gartenstadt der Toten. Das Riesenfeld ist durchzogen von Flußläufen und schönen Alleen in meist leicht geschwungenen Linien; dazu kommt eine Menge kleiner lauschiger Wege und Fußpfade; hier eine schöne Tannengruppe, dort ein kleiner Eichenwald, dort wieder Eschen und Birken und zwischendrein eine Rosenanlage, dort wieder ein Teich, um den sich saftig frische Rasen, mit einer einzigen Blumenart sinnig geschmückt, herumlegen, bald geht's über Brücken oder auf breiten Wegen zu Terrassen, bald zu Erhebungen mit schöner Aussicht. Und in dieser Gliederung von Wald und Rasen, womöglich in heimeliger Unregelmäßigkeit in Baumgruppen und Büsche verstreut, bald direkt an den Wegen, bald mehr verborgen im Dickicht, sind die Gräber aufgenommen, bei aller Verschiedenheit im einzelnen möglichst zu je einer Gruppe vereinigt. . . . Über die ganze Fläche glücklich verteilt und auch in ihrer Architektur recht wirksam sind sieben, meist wohlausgestattete Kapellen, und in der Mitte ragt unter freiem Himmel ein hohes Christusbild wie eine Verkörperung der Todesverklärung und Ewigkeitshoffnung. Dieser Friedhof ist eine Stätte, in der auch die, welche nicht um Tote trauern, gern weilen, zu der am Sonntagnachmittag und Feiertag Menschen aus allen Ständen hinausziehen, um sich zu erquicken. . . . Welch veredelnde und erzieherische Macht kann von einer solchen Stätte ausgehen auf unser Volk! Welch eine hohe soziale Bedeutung, abgesehen von vielem andern, hat eine solche Anlage für eine großstädtische Bevölkerung!" (S. 10—11.)

Ähnliche Gedanken entwickelt Prof. E. Högg in einer kleinen Schrift „Park und Friedhof" (8° [12 S. und 12 Tafeln] München 1911, Callwey. 75 *Pf*). Auch er leiht der Sehnsucht des Stadtmenschen nach Luft und Licht Worte, er spricht vom Notschrei einer erstickenden Bevölkerung, wobei er allerdings in erster Linie Berliner Verhältnisse vor Augen hat. Und auch er glaubt, daß der Friedhof in seiner neuen, landschaftlichen Gestaltung mitberufen sei, diesen Übelständen abzuhelfen.

Kein Zweifel: rein als Park betrachtet, ist die Schöpfung des Hamburger Gartenarchitekten ein Meisterwerk. Darüber sind alle Stimmen einig. Ob aber auch als Friedhof, als „Gottesacker"? Dagegen erheben sich gewichtige Stimmen, nicht bloß kirchlicher, sondern auch künstlerischer Kreise. Baurat Dr. Hans Grässel, eine Autorität ersten Ranges, hat sie ausgesprochen in der Dürerbund-Flugschrift „Über Friedhofsanlagen und Grabdenkmale" (8° [16 S. und 16 Tafeln] München 1913, Callwey. *M* 1.—). Er sagt: „Es ist nicht natürlich, den Hauptzweck eines Friedhofes nur so nebenher zu verfolgen. Es wird ein solcher Friedhof nie ästhetisch schön sein können, da Zweck und Erscheinungsform nicht übereinstimmen. Das Gesamtbild und die Schönheit

eines Friedhofes müssen mit den Mitteln des Friedhofes selbst, durch entsprechende Anordnung der Gräber und ihrer Umgebung, und durch die Grabdenkmale, nicht durch fremde, mit der Idee des Friedhofes nicht in Einklang stehende, mehr äußerliche Effekte geschaffen werden, wie es beispielsweise Rosarien, Teiche und Brücken sind. . . . Versteht man unter parkartigem Friedhof aber eine möglichst weitgehende, zusammenhängende Anpflanzung zwischen den einzelnen Grabfeldern, so ist nichts gegen einen solchen Friedhof einzuwenden" (S. 7—8).

Noch energischer spricht im gleichen Sinne Prof. Dr. Ludwig Baur in seinem Büchlein „Friedhofsanlage und Friedhofskunst" (kl. 8° [76] M.-Gladbach 1914, Volksvereins-Verlag. Geb. 80 *Pf*): „Der Parkfriedhof ist kein Friedhof mehr. Er verwischt den eigentlichen Zweck des Gottesackers; das religiöse Moment tritt überhaupt völlig zurück. Das ist keine Gebetsstätte, kein Locus sacer, kein ernster Ruheplatz der Toten mehr, sondern ein Erholungspark für die Großstädter. Der Hauptzweck des Friedhofes wird hier zur Nebensache. Zweck und Erscheinungsform stimmen nicht mehr überein. . . . Abzulehnen ist auch die dabei stark hereinspielende Tendenz, ja nicht ans Sterben und an die Ewigkeit und das Gericht erinnert zu werden: ein feiges Ausweichen vor dem unbequemen Todesgedanken" (S. 28 f.).

Die glückliche Verbindung von landschaftlicher Stimmung mit dem vollen Ernst des christlichen Gottesackers bot Baurat Hans Gräffel in seinem vorbildlichen Münchener Waldfriedhof. Etwa 2,5 km von der jetzigen äußeren Baugrenze der Stadt entfernt, dient er als einer der vier Bezirksfriedhöfe einer Bevölkerung von etwa 150 000 Einwohnern. Unter immergrünen ernsten Fichten und Tannen sind die Grabmäler gebettet. Die unentgeltlichen Reihengräber der Armen sind nicht versteckt angelegt, sondern auf Waldblößen und in Lichtungen einheitlich durchgebildet. Das Bedrückende eines großen Gräberfeldes ist vermieden teils durch die Vorschrift, daß alle Grabmale eine bestimmte, niedrig bemessene Höhe nicht überschreiten dürfen, teils durch die Einteilung der Felder in kleine, umhegte Gärtchen. Es ist ein ungemein friedlicher, ernster und doch freundlicher Anblick, diese Friedhöfe im kleinen mit ihren gleichartigen, schlichten Holz- oder Eisenkreuzen. Dazu kommt die Stille und der Ernst des immergrünen Nadelwaldes. Man ist dort wirklich allein bei seinen Toten. Und bei aller Schönheit der landschaftlichen Anlage verläßt einen an keinem Punkte des weiten Gebietes das Bewußtsein, daß man sich auf einem Friedhof befindet.

Wir haben bisher nur von der Großstadt gesprochen. Es ist begreiflich, daß die neuen Gedanken und Bestrebungen auch aufs Land hinaus drangen und dort den Wunsch nach ähnlichen Schöpfungen weckten. Freilich geht es nicht an, einen großstädtischen Friedhof ohne weiteres im kleinen nachzumachen. Man kann sogar fragen, ob denn der Dorffriedhof überhaupt einer Umgestaltung bedürfe. Ist nicht gerade der hochgelegene Kirchhof mit der weißen Mauer, wo die altersgrauen Kreuze sich noch um das Kirchlein drängen, ein wundersames Stück alter Poesie? Freilich, und ihn nachzubilden ist ja das Ziel der kleinen Friedhofsgärtchen in modernen Großstadtanlagen. Aber auch in manchen Dorffriedhof war die alles verflachende Mode der Großstadt gedrungen. Der Raum

ums Kirchlein wurde zu eng; draußen auf dem Felde entstand ein neues Gräberfeld, regelrecht und nüchtern. Oder wenn der Gottesacker an seiner alten Stelle verblieb, so lag er nicht selten verwahrlost da; seine Flächen mußten als Gras- und Weideplätze oder gar als Rübenäcker dienen. Neue Liebe und neues Verständnis will da ein praktisch geschriebenes Büchlein von H. Hüttenrauch wecken: „Der ländliche Friedhof. Seine Anlage, Pflege und Verwaltung" (8° [144] Leipzig 1906, G. Strübig. Geb. *M* 3.50). Mit dem Blick eines erfahrenen Kenners hält der Verfasser Umschau über die guten Neuerungen, die die letzten Jahrzehnte gebracht, und stellt dann die Frage, was davon für den ländlichen Friedhof passe. Eine Nachahmung parkartiger Anlagen nach dem Muster von Hamburg-Ohlsdorf lehnt er ab. „Denn solche Anlage kostet Geld und verlangt sachgemäße Pflege, also auch geschultes Pflegepersonal, dessen Beschaffung wieder mit Kosten verknüpft ist. Dann aber paßt dieses Kind städtischer Bedürfnisse gar nicht hinein in ländliche Verhältnisse. Der Dorfbewohner ist gar nicht so zart besaitet, daß ihm der Anblick eines Grabes Grauen erregte. Ihm ist der Tod eine Naturnotwendigkeit, die ihm nur dann beweinenswert erscheint, wenn ihr ein jugendliches Menschenkind zum Opfer fällt oder wenn ihr äußere Not auf dem Fuße folgt.... Weiter ist auf dem Lande das Verlangen nach freien Plätzen und nach schön bepflanzten Parks gar nicht oder nicht so brennend vorhanden wie in der Stadt. Wann geht denn ein Dorfbewohner spazieren? Der ist so viel im Freien, daß er in seinen Erholungsstunden lieber die Stube sucht" (S. 18 f.). Zudem befürchtet der Verfasser, daß ein lauschiger Park mit Sitzplätzen nur ein willkommener Spielplatz der Dorfjugend und ein Stelldichein der ledigen Burschen und Mädchen sein würde. Trotzdem will Hüttenrauch auch von der landschaftlichen Anlage das Schöne und Herzerfreuende auf den Dorffriedhof herübernehmen. Sein Gedanke ist „nicht ein landschaftlich reizvoller Park, sondern ein gefälliger Garten, der, wenn seine Größe es erlaubt, auch einen parkartig gehaltenen Teil aufweisen darf. Bei solcher Anlage bliebe die alte Regelmäßigkeit der Einteilung, also auch die Übersichtlichkeit. Das Starre und Nüchterne aber schwände, bedeckt und umkleidet von dem gärtnerischen Schmuck" (S. 20). Gerade diesem Schmuck ist der Hauptteil des Buches gewidmet; die eingehenden Vorschriften und Bepflanzungstabellen enthalten wertvolle Winke für jeden Friedhofsgärtner. Eine reichhaltige Sammlung passender Grabinschriften schließt sich an.

Wenden sich die bisher erwähnten Schriften vor allem an Behörden, Pfarrer, Kirchenvorstände, so wollen andere ein liebevolles Verständnis für die Stätten unserer Toten in den breiteren Schichten des Volkes wecken. An erster Stelle ist ein sinniges Buch von Chr. Otto Berz-Schilling zu nennen: „Volkstümliche Grabmalkunst und Friedhofgestaltung" („Vom Garten ein Strauß", Bd. I. 4° [50 S. u. 36 Tafeln] Stuttgart 1911, Wilh. Meyer-Ilschen. *M* 4.—)[1]. Dichterisch schön ist seine Beschreibung des „alten Kirchhofs": „Die

[1] Der Verfasser, ein Stuttgarter Gartenarchitekt, zog bei Beginn des Krieges als Freiwilliger mit ins Feld und legte in seinen Mußestunden einen der schönsten

Blumen blühen im stillen Kirchhof, der ist an das Kirchlein geschmiegt. Von des Dorfmeisters Handwerkskunst sind in schlichter Form liebevolle heimatliche Grabformen gefügt. Einfache Holzkreuze stehen beisammen, je nach Volksart und Stammesüberlieferung; mit gewölbtem Giebelbogen und typischer Rundverdachung, abgewalmt, mit altreligiösen und heimatlichen Symbolen schlicht geschnitzt und bunt bemalt. Oder es sind wuchtige Grabplatten oder schmiedeeiserne Formen. Echter Heimatsinn spricht aus ihnen, und ganz verschieden sind die des Nordens vom süddeutschen Kirchgärtlein. — Ein Gärtlein aber ist es! Wo alte, traute Bekannte blühen. Rosen ranken sich an alten Tannen empor über Kreuz und Stein und lugen über die Mauer, daran die Randgräber breit sich lehnen und Efeu spinnt. Rosmarin und Salbei erstehen dort, wie im Bauerngärtchen. Vergißmeinnicht, Goldlack und manch andere Volksblume erzählen dort von stillem Gedenken und liebevoller Pflege. . . ."

„Früher erzählte der Grabstein seine ‚Geschichte'. Trotzig stand er, wie die Alten. Jedem, dem Stein und vor ihm dem Menschen, drückte der Beruf sein Antlitz auf. Der des Müllers sah anders aus wie der des Schmiedes, und ganz in Blumen war des Gärtners letztes Schild gemalt. Die Gilde war noch hier zum letztenmal betont, und wenn auch heute die Inschriften im Sinne der Marterl zu weit führen würden, so können wir doch ein gut Stück dieser intimen Kleinchronik ruhig weiter erzählend spinnen . . ." (S. 1 3).

Berz-Schilling legt ein gutes Wort ein für das Kreuz aus Holz. „Kulturgeschichtlich ist es schon falsch, das Kreuz aus Stein gestalten zu wollen. Es will die Form das Holz. Neben dem künstlerischen Einwand sagt uns auch die Technik, daß es ein Widersinn sei, die freitragenden Kreuzbalken aus Stein weit ausladend formen zu wollen. Moderner Werkkunst widerspricht es, gegen das Material zu gestalten, und der Steincharakter will solche Formen nicht. . . . Der völlig undeutsche und kalte Marmor aber erträgt diese Bauart ganz und gar nicht" (S. 10 f.).

Und wie soll der Friedhof als Ganzes gestaltet sein? Nicht große Gräberfelder, die man angstvoll dem Auge entzieht, sondern kleine, durch Pflanzung abgeschlossene Gärtchen, wie sie der Münchener Waldfriedhof zeigt. „Wie ruhig wirkt ein solches Gärtlein von Reihengräbern mitten im großen Friedhofsbild! Einheitlich ist der Gesamtcharakter der Formen, übersichtlich und klar. Dabei welche Fülle der Gestalten und welcher Reiz in der feinen Verschiedenheit der einzelnen Grabstellen. . . . Vom Wege aus liegt Grab an Grab im grünen Rasen, die Kopfenden an die Hecke gelehnt. . . ." (S. 23).

So gibt Berz-Schillings Friedhofsbuch Genuß und Belehrung zugleich. Eine Reihe von Pflanzenlisten erhöht seine praktische Brauchbarkeit, und 36 Bildertafeln bieten Vorbilder für Grabdenkmäler aus alter und neuer Zeit.

Waldfriedhöfe in den Argonnen an. Als das Werk fertig war, winkte er einem Mann herbei und sagte ihm: „Merk' dir's gut, die Ecke dort gehört für mich; dort will ich liegen, wenn's mich trifft." Am 1. Juli 1915 traf's ihn. Nun ruht er an dem selbstgewählten Plätzchen.

An die Seite des Gartenarchitekten tritt Karl Kühner mit dem volkstümlich geschriebenen und prächtig ausgestatteten Buch „Mehr Sinn für die Stätten unserer Toten" (4° [96] Stuttgart o. J., R. Keutel. *M* 3.50). Nach einer Übersicht über die Entwicklung der Friedhofskunst stellt er die Vorzüge und Nachteile der regelmäßigen und der landschaftlichen Anlage gegeneinander, bietet eine kurze Geschichte der Grabmalskunst und macht praktische Vorschläge für Material, Form, Inschrift und Schmuck der Grabdenkmale. Durch die ganze Darstellung geht ein fromm-gläubiger, christlicher Zug, der sich mit einem besonnenen, abgeklärten Urteil und einer warmen, gehobenen Sprache vereint. Bei Erörterung der Frage nach dem Ort der Friedhofsanlage sagt er schön und wahr: „Die Griechen und Römer haben ihre Toten außerhalb der Tore bestattet im Gefühl der Unreinheit alles dessen, was mit dem Tod zusammenhängt. Die mittelalterlichen Christen sind frei geworden von dem Bann des Todes, jeder Gedanke an Unreinheit ist ihnen entschwunden. ‚Der Tod ist verschlungen in den Sieg.' Man hat die Toten jetzt vielmehr in direkte Verbindung mit den Heiligtümern gebracht; sie kommen in die Kirchen und in die Stätte um die Kirche her" (S. 29 f.).

Gleich Berz-Schilling spricht sich Kühner für eine individuelle Gestaltung des Grabmals aus, für eine Form und einen Schmuck, der in bezug auf das Lebensalter, den Beruf, die Wirksamkeit des Verstorbenen etwas Besonderes zu sagen hat. „Man könnte z. B., um einmal bei den Pflanzenmotiven stehen zu bleiben, dem Kinde die Lilie oder das Röslein, dem Jüngling und der Jungfrau außer der Myrthe auch die Margarite und die Rosenknospe mitgeben, der Hausfrau und dem Hausvater, die in voller Kraft dahingeschieden sind, Rebstock und Ölzweig (Ps. 133, 3), das Eichenlaub oder den Tannenzweig, die Aster oder die Sonnenblume, und den Hochbetagten den Palmbaum (Ps. 92, 3) oder die Mohnblume, die Stechpalme oder das Immergrün, die Chrysantheme oder die Christrose. . . . Die sinnbildlichen Zeichen des Wanderstabs, der Wandertasche, des Wanderers, welche man zur Zeit des Rationalismus schon gerne angewandt hat, scheinen wieder Eingang bei uns finden zu wollen. . . . Auch Herz, Anker und Kreuz haben ihre Zugkraft noch nicht verloren. Aber zur Urne mit und ohne Tuch, zum Genius mit der umgekehrten Fackel werden wir nicht mehr zurückkehren dürfen. Die nach unten gekehrte Fackel ist ebenso wie der zersplitterte Baumstamm oder die gebrochene Säule (Cippus) Ausdruck antiker Hoffnungslosigkeit. Die Urne hätte doch nur Sinn unter der Voraussetzung der Leichenverbrennung; und in diesem Fall wird sie ja nicht als Symbol, sondern als Gebrauchsgegenstand auf dem Friedhof angebracht" (S. 47 f.).

Wenn der Verfasser zum Schluß einen Vergleich anstellt zwischen deutscher und romanischer Kunst, so sind wir deutsche Katholiken darin vollständig mit ihm einig, daß die Marmorpracht eines italienischen Camposanto nicht für unsern deutschen Friedhof paßt. Auch wir wollen von unserem Gottesacker verbannen die „trauernde, bildhübsche Witwe, die mit dem Spitzen-Taschentuch und der seidenen Robe am Grabe steht, um über den verlorenen Gatten vor der Welt zu

weinen", die „Sterbeszene in Marmor, wo der Hausvater pathetisch stirbt inmitten seiner Familie", die „Bronzeplastik eines nackten Greises in der Pose des ‚sterbenden Fechters' und deren mehr" (S. 78). Wir brauchen deshalb dem Italiener seine Sitte und seinen Geschmack nicht herabzusetzen. Jedem Volk seine Art und sein Recht. Unsere Aufgabe soll sein, deutsche Art und christliche Frömmigkeit in Kraft und Schlichtheit auszusprechen.

* * *

Die beste Friedhofsanlage wird um ihre Wirkung gebracht, wenn sich das einzelne Grabmal nicht dem Ganzen unterordnet und nicht auch selbst künstlerisch durchgebildet ist. Den Geschmack des Volkes nach dieser Richtung durch gute Vorbilder zu beeinflussen, ist das Ziel zahlreicher Sammlungen von Musterbeispielen.

Auf die Denkmäler der Vergangenheit greift D. Steilen zurück in seinem Werke „Historische Grabmalkunst im Unterwesergebiet und in den Landen Wursten und Hadeln" (8° [68 S. und 64 Tafeln] Bremen 1914, H. M. Hauschild. *M* 4.—). Das Buch verdankt seine Entstehung mehrjähriger fleißiger Sammeltätigkeit in einem örtlich eng begrenzten Gebiet. Ein reiches Stück Volks- und Heimatsgeschichte liegt in diesen sauber ausgeführten Bildern, die uns Grabdenkmäler aus den Jahren 1588—1860 vor Augen führen. Wir sehen den kernfesten Bauer der niedersächsischen Geest und Marsch; wir lesen die treuherzig gehaltenen, ausführlichen Inschriften, worin manchmal ein ganzes Lebensschicksal erzählt wird. Wir finden da eigenartige, den Verstorbenen kennzeichnende Sinnbilder: das Schiff des Walfischfängers, die Mühle des Mühlbauers, die Ähren des Landmannes, die Hand mit dem Federkiel, die auf den Lehrer hindeutet. Oder es ist eine ganze christliche Heilsgeschichte, wie der Pilgersmann, der dem Lamme mit der Siegesfahne folgend den steilen Pfad zum himmlischen Jerusalem emporklimmt. Auch der Klassizismus kennt noch manches bedeutsame Symbol: den Schmetterling, der die Auferstehung darstellt; die Schlange, nach Art des Rings geformt und damit die Ewigkeit ohne Anfang und ohne Ende andeutend; ferner Lorbeer und Fackeln. Das Jahr 1830 bezeichnet das Ende dieser reichen Kunst.

Bedeutsam ist die Beobachtung des Verfassers, daß die alten Grabsteine farbig bemalt gewesen sind. Unsere Vorfahren sind ein farbenfreudiges Geschlecht gewesen, und es muß bedauert werden, daß eine falsche Auffassung von griechischer Technik uns in der Plastik fast ein Jahrhundert lang zu einer nüchternen Schwarzweißkunst geführt hat, die niemals volkstümlich sein wird.

Vom Weserstrand geht unser Weg zum Schwabenland. Bauinspektor Frid. Rimmele zeigt uns die geschichtlich merkwürdigen Grabmäler der württembergischen Hauptstadt in seinem Buche „Aus dem Hoppenlaufriedhof in Stuttgart" (4° [4 S. und 24 Tafeln] Stuttgart 1913, Strecker & Schröder. *M* 3.80). Inmitten der Großstadt liegt dieser Friedhof gleich einem vergessenen Garten aus guter alter Zeit. „Wie gegen Felsen einer einsamen Insel schlagen die Wogen

des Alltags gegen seine altersgrauen Mauern. Aber nur gedämpft, wie fernes Branden des Meeres, dringt das Geräusch der Straßen durch das Dickicht der Bäume und Sträucher ins Innere des Friedhofes" (S. 1). Der Hoppenlaufriedhof ist der älteste der noch bestehenden Friedhöfe Stuttgarts. Er stammt aus dem Jahre 1626 und wurde 1880 seiner Bestimmung als Begräbnisstätte entzogen. Die noch vorhandenen Denkmäler reichen bis in das Jahr 1654 zurück. Marmor ist glücklicherweise nur wenig vertreten. Alle Denkmale, die auf den 24 Tafeln in vornehmer Ausführung wiedergegeben sind, wirken durch ihre ruhigen, einfachen Formen. Mag es ein Wandgrab sein, wie bei dem Obristen von Scipio, oder eine Rundsäule, die ohne Basis aus dem Erdboden emporwächst (Eberhard von Wächter), oder die griechische Stele, wie im Grabmal Teichmann: in allen ist adelige Würde. Das Gepräge gibt diesem Friedhof neben seiner großen Geschichte der Schatten der alten, ehrwürdigen Bäume, die weihevolle Stille, das Verträumte des umhegten Totengartens. Hier bekommen die Toten Zungen und erzählen dem einsamen Besucher von alter, großer Zeit.

Vom Münchener Waldfriedhof ist schon oben die Rede gewesen. Die heilsam strengen Bestimmungen seines Schöpfers Grässel haben hier eine einheitlich durchgeführte Grabmalkunst erstehen lassen, die es verdient, in Abbildungen weiten Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Architekt Ludwig F. Fuchs unterzog sich dieser Aufgabe in seinem Werke „Grabdenkmäler aus dem Münchener Waldfriedhof" (gr. 8° [6 S. und 90 Tafeln] München 1914, Eduard Pohls Verlag. *M* 5.—). Die sorgfältig ausgeführten Tafeln, zum größten Teil nach eigenen Aufnahmen des Verfassers, geben ein anschauliches Bild von der Leistungsfähigkeit süddeutscher Kunst. Wahrhaft monumental in ihren wuchtigen, an romanische Motive anklingenden Formen ist die Hauptkreuzigungsgruppe vor dem Friedhofsgebäude, ein Werk Prof. G. Schreyöggs. Die Wegkapelle an der Fürstenriederstraße, von Baurat Grässel entworfen, mutet uns an wie ein Stück Schwindscher Kunst. Schön und traulich sind die Bildstöckel und die als kleine Kapellen gestalteten Denkmäler; ein Meisterwerk ist die Grabkapelle mit der rührend-innigen Muttergottesstatue von Prof. Wadere. Wenn wir etwas bedauern möchten, so wäre es wohl dies, daß trotz der strengen Friedhofsbestimmungen einige — glücklicherweise wenige — Steindenkmale von allzu massigen Verhältnissen Aufnahme in den Waldfriedhof gefunden haben (z. B. Bild 12 13 17 55). Auch die vom Verfasser mit besonderer Liebe behandelten Urnenmale möchten wir gern missen (vgl. die Worte Kühners oben S. 143). Kein Zweifel, daß auch eine Urne künstlerisch gestaltet werden kann; aber auf einem christlichen Friedhof zwischen Kreuz und Muttergottesstatue wirkt sie störend. Die beste Lösung für das moderne Problem der Urnenaufstellung ist wohl ein von dem übrigen Friedhof gesonderter Urnenhain.

„Aus dem Skizzenbuche von Albert Schiller" nennt sich der erste Band eines größeren Werkes „Grabmalkunst" (gr. 8° [50 Zeichnungen auf Karton] Stuttgart 1914, Verlag für Volkskunst [R. Keutel]. In Mappe *M* 6.—). Der Verfasser, Professor an der Kgl. Kunstgewerbeschule in Stuttgart,

will im Anschluß an die Schrift von K. Kühner „Mehr Sinn für die Stätten unserer Toten" dem praktischen Bedürfnis nach neuzeitlichen Grabmalentwürfen entgegenkommen. Es ist ein rechter Genuß, diese 50 prächtigen Blätter eins nach dem andern zur Hand zu nehmen. Alle sind sie ausgezeichnet durch eine edle Ruhe und Vornehmheit. Nichts Marktschreierisches, nichts, was nur blenden und imponieren will. Eine reiche Phantasie, die mit geringen Mitteln immer neue Wirkungen schafft, steht dem Künstler zu Gebote. Abgeklärte Formschönheit eint sich mit deutschem Gemüt und christlichem Glaubensgeist. Besonders schön ist die Art, wie in den Blättern 4 7 12 die Kreuzform aus der Steintafel gleichsam herauswächst. Das Motiv der brennenden Lampe in altchristlicher Form ist in mehreren Beispielen mit Glück verwandt. Schade, daß die Sammlung sich nur mit Steinmalen befaßt! Hoffentlich schenkt uns der Künstler bald die angekündigte zweite Folge mit Entwürfen zu Grabkreuzen aus Schmiedeeisen.

Aus einem Wettbewerb Frankfurter Künstler vom Jahre 1909 ging eine Sammlung von Karl Wilde hervor: „Grabmalkunst. Eine Sammlung vorbildlicher Entwürfe für Reihengräber" (gr. 8° [24 S. und 32 Tafeln mit 67 Abbildungen] Frankfurt a. M. 1910, F. B. Auffarth. Geb. *M* 1.75). Wiederbelebung schlichter, volkstümlicher Friedhofskunst war das Ziel. Das Holzkreuz mit Giebel- oder Runddach, das schmiedeeiserne Kreuz in kunstreicher Behandlung, die Steinplatte mit herausgearbeiteter Kreuzform sind die am meisten wiederkehrenden Formen. Sehr anmutig und sinnig sind die Kindergräber ausgeführt. Alle in dem Buche wiedergegebenen Entwürfe wurden zu einer Musterausstellung auf dem Frankfurter Hauptfriedhof vereinigt. Ein mäßiger Herstellungspreis sollte es auch dem Minderbemittelten ermöglichen, die Grabstätte lieber Angehöriger in Verbindung mit passendem Blumenschmuck künstlerisch auszugestalten.

Mitten im Kriege bietet die Rheinische Bauberatungsstelle in Düsseldorf ein durch reiches Bildmaterial ausgezeichnetes Werk „Friedhofskunst" (gr. 4° [92 S. mit Abbildungen] Berlin 1916, Ernst Wasmuth A. G. Kart. *M* 12.—). Das Buch dankt sein Entstehen einer Wanderausstellung. Den 61 Tafeln in großem Format ist ein Geleitwort von Geh. Baurat F. C. Heimann und eine ausführliche wegweisende Besprechung der Vorlagen beigegeben. Das Bildermaterial gliedert sich in neun Gruppen: Alte und neue Friedhofsanlagen, das Friedhofsportal, Friedhofskapellen, das Hochkreuz und die Stationen, das einfache Grabmal in alten und neuen Beispielen, reichere Grabmäler, endlich Ehrenfriedhöfe, Grabsteine für gefallene Krieger, Kriegergedenkzeichen. Die guten alten Vorbilder besonders des Rheinlandes, aber auch aus Franken, Sachsen, Schlesien, dem Schwarzwald sind mit Recht herangezogen worden, auch manches wenig beachtete Stück dörflicher Kunst. Dem Portalbau wurde besondere Beachtung geschenkt. Stimmungsvolle Bildstöckel und kunstvoll geschmiedete Eisenkreuze verdienen hervorgehoben zu werden. Die Gegenüberstellung der Ehrenfriedhöfe von Rheydt und Duisburg offenbart den Vorzug der Holzkreuze vor den Grabsteinen.

* * *

Der Ausbruch des Weltkrieges stellte auch die Künstler vor neue Aufgaben, und allenthalben hat man sich beeilt, zu ihrer Lösung beizutragen. Fast unabsehbar ist die Reihe der Vorschläge, Anregungen, Entwürfe, Preisausschreiben, die seit anderthalb Jahren der Öffentlichkeit dargeboten werden. Wohl die beste zusammenfassende Darstellung gab Prof. Emil Högg in „Kriegergrab und Kriegerdenkmal" (4° [59 S. mit 85 Abbildungen] Wittenberg 1915, A. Ziemsen. *M* 2.40). Der Verfasser, der sich seit Jahren mit der Friedhofskunst beschäftigte und schon vor Beginn des Krieges die Herausgabe eines Friedhofsbuches plante, behandelt in sechs Abschnitten das Einzelgrab auf dem Schlachtfelde, das Sammelgrab, den Kriegerfriedhof, das Kriegergrab in der Heimat, die Krieger-Gedächtnisstätte und endlich das Krieger- und Schlachtendenkmal. Den Typ des deutschen Soldatengrabes erblickt er im schlichten Kreuz von Eichenholz, „mit schützenden Stoffen getränkt, zünftig gefugt und tüchtig ins Erdreich eingerammt, ein überaus dauerhaftes Gebilde, dem Wind und Wetter und böswillige Menschen nicht viel anhaben können, und das, wie unsere alten Dorffriedhöfe lehren, noch nach Jahrhunderten steht, wenn die Steine ringsum längst zerfallen sind" (S. 13). Ein Sammel- oder Massengrab wird natürlich ein monumentaleres Denkmal erheischen. Vorbildlich ist das schöne Wandgrab auf dem Walpurgafriedhof bei Lüttich, ein Werk des Oberleutnants Stadtbaurat Holch aus Ulm. Weniger will uns eine Denkmalsform gefallen, die an Böcklins „Heiligtum des Herakles" anknüpft. Es liegt etwas Beengendes, die Seele Niederdrückendes in diesem düstern, von hoher Ringmauer umgebenen Hain. Wie ganz anders freundlich und Trost spendend schauen den Wanderer die Bildstöcke und Wegkapellen an, für die auch Högg ein warmes Wort einlegt. „Grabhügel vergehen und verwachsen mit der Natur, Steinmale werden nur zu bald wie etwas Fremdes kalt und verlassen dastehen. Bildstock und Wegkapelle fügen sich organisch in die Landschaft, als ein Stück von ihr und dem Volksbewußtsein vertraut. Und es ist ein schöner Gedanke, daß noch nach langen Jahren, wenn die Schrecken des Krieges längst vergessen sind, der Wanderer hier stille stehen und ein Gebet für Freund und Feind sprechen wird" (S. 25).

Zur Kunst der alten Hellenen wendet sich ein angesehener Fachmann, Prof. Franz Studniczka, in seinem an dem vaterländischen Abend des Schillervereins in Leipzig gehaltenen Vortrag „Die griechische Kunst an Kriegergräbern" (gr. 8° [32 S. mit 10 Abbildungen im Text und 24 Tafeln] Leipzig-Berlin 1915, Teubner. Geh. *M* 2.—). Durch gutes Bildermaterial unterstützt zeigt er die Entwicklung des griechischen Soldatengrabes: die Kriegerdarstellungen auf mykenischen Vasen, die Dipylongefäße der geometrischen Kunstepoche, die Tonsärge aus Klazomenä und vor allem die Kriegergrabstelen des 6. bis 4. Jahrhunderts. Einzelne dieser Darstellungen in ihrer vornehmen Gehaltenheit und ihrem starken inneren Leben sind auch für die Kunst von heute noch vorbildlich. So der ergreifende Abschied eines bärtigen Kriegers von seiner Gattin auf dem Hochrelief in Berlin, desgleichen der Abschied des jungen Hopliten Prokles von Vater und Mutter in einem Nischenrelief des Nationalmuseums in Athen.

„Möchte doch auch ihre [der Griechen] Kunst am Kriegergrab imstande sein, die unsere mit ihrer schlichten Größe zu erfüllen. Ich denke hier vor allem an den idealen Sinn und die bürgerliche Anspruchslosigkeit, womit jene Grabsteine einzelner Krieger das Individuelle gern zurückstellen, um das Allgemeine, das Typische zu desto stärkerer Wirkung zu bringen, und an den hellen Optimismus, der die teuren Gefallenen fast nur im Lichte des Lebens und der Liebe oder im Glanze des sieghaften Kampfes fürs Vaterland verewigen mochte" (S. 31).

Unter den ersten, die einen Wettbewerb für Kriegsgedenkzeichen veranstalteten, war die rührige Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst in München. Sie veröffentlichte das Ergebnis in dem auch als Sonderdruck erschienenen 7. Heft des XI. Jahrgangs (April 1915) der Zeitschrift „Die christliche Kunst" (München 1915, Gesellschaft für christliche Kunst. *M* 1.60). In 100 Abbildungen finden wir hier fast ausnahmslos mustergültige Arbeiten vereinigt. Die Bedingungen des Preisausschreibens legten den Nachdruck auf das Religiöse. Gleich die erste Gedenktafel, ein Entwurf von W. S. Resch, „Betender Krieger vor dem Kreuzbilde", überrascht durch die kernige, echt deutsche Form. Innige Frömmigkeit spricht aus dem Bilde von Franz Fuchs: Feldgraue Soldaten nahen sich, von den Kriegerpatronen geführt, der Himmelskönigin; der Jesusknabe setzt jedem Helden einen Kranz aufs Haupt. Daß in einem süddeutschen Wettbewerb Wegkapellen und Marteln besonders liebevoll und glücklich behandelt sind, braucht kaum gesagt zu werden.

Um die gleiche Zeit (April 1915) stellte die Kölner Vereinigung Ars sacra über 100 Entwürfe im Kölner Kunstgewerbemuseum aus; 31 derselben sind in einem Begleitheft abgebildet. Auch hier ist, dem Zwecke des Vereins entsprechend, das Religiöse betont: der Krieger, der zum Kreuz aufblickt, die schmerzhafte Mutter, der Auferstandene mit der Siegesfahne. Unter den Glasgemälden verdient ein wuchtiger St. Michael von Fr. X. Reuter Erwähnung. Einen ganz neuen Gedanken für das oft besprochene Ringmal gibt Hermann Neuhaus in den Sieben Schmerzen Mariä: um den Stamm eines alten Baumes zieht sich ein Ring von sieben reliefgeschmückten „Stationen", die durch horizontale Steinbalken miteinander verbunden sind.

Noch eine zweite, reichhaltige Sammlung bietet das Rheinland als Ergebnis eines Wettbewerbs des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz (Mitteilungen des Vereins, 9. Jahrgang, Heft 1 [60 S. mit 37 Abbildungen] Düsseldorf 1915, L. Schwann. *M* 2.—). Durch die Bestimmung, bei den Entwürfen ländliche Gemeinden vor Augen zu haben, legte das Preisausschreiben von vornherein den Nachdruck auf schlichte, anspruchslose Form. 94 Entwurfsbearbeitungen mit 641 Blatt Zeichnungen lagen den Preisrichtern vor. Das Eiserne Kreuz ist in vielen dieser Arbeiten mit Glück verwendet. Ein Entwurf „Steinmal unter den Linden" von Ernst Bast zeigt, wie ein vierseitiger Sandsteinblock mit stumpfem, pyramidenförmigem Abschluß in der rechten Umgebung eine monumentale Wirkung hervorbringen kann. Mehrere gute Muster für Ehrentafeln in ländlichen Gemeinden steuerte die Bauberatungsstelle des Landkreises Koblenz bei.

Der Verein für kirchliche Kunst im Königreich Sachsen hatte schon im Jahre 1911 ein Heft mit Entwürfen zu Grabdenkmälern veröffentlicht, das sehr günstig aufgenommen wurde. Auf vielfaches Verlangen bietet er nun ein zweites Heft, das sich vornehmlich der Kunst am Kriegergrabe zuwendet (8° [64] Dresden 1915, Niederlage des Vereins zur Verbreitung christlicher Schriften im Königreich Sachsen. *M* 1.—). Das Holzkreuz hat auch hier die ihm gebührende Stellung erhalten; Baurat Julius Graebner weiß mit geringem Aufwand von Mitteln eine reiche Fülle von Formen zu schaffen. Entwürfe von H. Hauswald, Anna Peschel und J. H. Sterzing verbinden in neuer, eigenartiger Weise das Steinmal mit dem Eisernen Kreuz. Fein und geschmackvoll gearbeitet ist eine von Marg. Kühn und Marg. Wendt entworfene Grabplatte mit reichem ornamentalen Blumenschmuck. Die dem Hefte beigegebenen künstlerisch modellierten christlichen Symbole verdienen fleißige Verwendung.

Mit dem Norden wetteifert der Süden in der Ehrung seiner gefallenen Krieger. Das Ergebnis des Württembergischen Wettbewerbs, den vier Vereinigungen des Königreichs gemeinsam veranstalteten, liegt uns vor in einem umfangreichen Heft „Kriegergrabzeichen und Gedenktafeln" (4° [6 S. und 32 Tafeln] Stuttgart 1915, Konrad Wittwer. *M* 3.80). Nicht Entwürfe zu Kriegerdenkmälern oder größeren Grabdenkmälern will es bieten — dazu schien die Zeit noch nicht gekommen —, sondern Grabzeichen für einfache Verhältnisse, daheim und in Feindesland, und Gedenktafeln für Kirchen, Rathäuser und Schulen. Die Lösungen sind schlicht und ansprechend. Die meisten zeigen neben der Kreuzform den aufrecht stehenden, mit Schwert, Eichenlaub oder Lorbeer geschmückten Stein oder die aufstrebende Rundsäule. Die Form des Eisernen Kreuzes ist auch bei Holztafeln mannigfach verwertet. Unter den Gedenktafeln fügt sich ein Entwurf von Fritz Müller, eine herzförmige, vom Eisernen Kreuz überragte Holztafel, trefflich in die umgebende Fachwerkwand.

Als eine Ergänzung des Württembergischen Wettbewerbs stellt sich das Kriegsheft des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern dar (4° [112] Stuttgart, Januar 1916, Wilh. Meyer-Ilschen. *M* 1.—). Eine Reihe tüchtiger Aufsätze aus der Feder von Fachleuten behandelt das ganze Gebiet nach allen Richtungen: Ehrenfriedhöfe, Erinnerungstafeln, Gedächtnishaine, Kriegsgedenkbücher usw. Daneben finden wir eine anschauliche Schilderung der Kunsttätigkeit unserer Feldgrauen, ferner Berichte über Friedhofskunst im Felde, Krieg und Kunstgewerbe, Berufsbildung unserer Kriegsinvaliden, Spruchweisheit in der Kriegszeit u. a. Packend ist die Beschreibung eines Waldfriedhofes in den Argonnen und das Lebensbild des als Kriegsfreiwilliger gefallenen Gartenarchitekten Chr. Otto Berz-Schilling.

Ein Kriegergrabbuch ist auch das 2. Heft des Jahrgangs 1915 der „Badischen Heimat", herausgegeben von Prof. M. Wingenroth (4° [10 S. und 33 Tafeln mit 60 Abbildungen] Karlsruhe i. B. 1915, G. Braun. *M* 2.—). Ein einleitender Aufsatz von Prof. Otto Linde erstattet Bericht über den badischen Wettbewerb. Das einfache Kreuz aus Holz, Schmiedeeisen oder einheimischem Stein

hat den Ehrenplatz; daneben finden wir den reliefgeschmückten Grabstein, die Rundsäule mit dem Eisernen Kreuz, den Bildstock und die Gedenktafel. Weniger ansprechend erscheint uns die auf vier Kugeln ruhende abgestumpfte Pyramide, eine Form, die nicht mehr recht zu unserem Gemüte spricht.

Später als die meisten andern, dafür aber um so reicher und schöner erscheint eine Gabe des Bayrischen Kunstgewerbe-Vereins, München: „Soldatengräber, Kriegerdenkmäler, Erinnerungszeichen. Entwürfe und Vorschläge" (gr. 4° [112] München 1916, R. Oldenbourg. Kart. *M* 3.60). Einer Anregung der Zivilverwaltung von Briey und Longwy folgend, haben angesehene Architekten und Bildhauer Münchens zusammengewirkt, um eine Auswahl mustergültiger Entwürfe zustande zu bringen. Neben den gewohnten Formen finden wir ganz neue Gedanken. So das Anbringen von Gedenktafeln in Arbeitsräumen, Fabriken, Gewerbe- und Zunfthäusern. Sehr zum Volksgemüte spricht ein von Säulen gebildeter Ehrenhof, der sich an die Kirche anlehnt, eine Art Kreuzgang, an dessen Pfeilern Gedächtnistafeln mit den Namen der gefallenen Krieger angebracht sind (Entwurf A. Blößner). Die „Gedenksäule für ein Dorf" von Prof. Jul. Diez erreicht mit wenig Mitteln eine starke Wirkung. Ein eigenes Kapitel behandelt „Schrift und Denkmal". Wohl das ergreifendste Friedhofsmal bietet Maler Bernhard Wenig: inmitten der gleichartigen Grabkreuze erhebt sich auf einer hohen Steinsäule das Bild des Auferstandenen mit der Siegesfahne, der sich mit einladender Handbewegung zu den drunten Schlummernden niederbeugt. Schöner kann der Sieg und die frohe Jenseitshoffnung kaum ausgedrückt werden.

An die Seite der privaten Veranstaltungen ist auch die Behörde getreten, indem auf Anregung des Kultus- und des Kriegsministeriums mehrere Künstler einen Teil der ostpreußischen Kriegergrabstätten bereisten und die dort gesammelten Erfahrungen in einem mit vielen Skizzen ausgestatteten Hefte „Kriegergräber" niederlegten. Zehn Leitsätze sind an die Spitze gestellt. Eine Reihe von Beispielen, denen bestimmte örtliche Verhältnisse zugrunde liegen, erläutert die Anwendung der aufgestellten Grundsätze. Man muß der obersten Kriegsbehörde Dank wissen, daß sie dem Dilettantentum vorbeugend die Erhaltung und künstlerische Gestaltung unserer Heldengräber in so gute Hände gelegt hat. Ein zweites Heft „Anpflanzungen", erschienen als Sonderdruck aus „Die Gartenkunst", Februar 1916, bringt weitere beachtenswerte Leitsätze für die Anlage von Begräbnisstätten im Kriegsgebiet.

Auch in Österreich hat man frühzeitig dem Kriegergrab seine Aufmerksamkeit zugewandt. Schon gegen Ende des Jahres 1914 verbanden sich das k. k. Gewerbeförderungsamt und die Kunstgewerbeschule des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien in der Absicht, gute Vorbilder zu schaffen und zu verbreiten. Das Ergebnis war ein stattlicher Band „Soldatengräber und Kriegsdenkmale" (Wien 1915, Anton Schroll & Co.). Eine Besprechung des Buches siehe im vorliegenden Bande dieser Zeitschrift S. 79.

Geringer an Umfang, aber an künstlerischem Werte wohl höher stehend ist die Schrift „Steirische Kriegerdenkmale", herausgegeben vom Verein

für Heimatschutz in Steiermark (4° [104] Graz 1915, Kommissionsverlag Leuschner & Lubensky. Geh. *M* 3.—). In keinem Buche über Kriegerehrung ist das Wort „Heimatkunst" so kräftig unterstrichen wie hier. „In den letzten Jahrzehnten hat man es ... für schön gefunden, möglichst ‚exotische', d. h. ungewöhnliche, fremdartige Gebilde zur Gestaltung von Denkmälern zu verwenden, und man hat dabei sogar bis in die Kultur der alten Ägypter zurückgegriffen: Pyramiden und Obelisken oder zumindest einen riesigen Löwen hat man für unvermeidlich gehalten, wenn man ein recht wirksames Kriegsdenkmal ausführen wollte.... So schön die obeliskenförmige Siegessäule in München auch ist, deutsch oder bayrisch ist sie nicht. Sie ist und bleibt ägyptisch. In frühgermanischer, aber auch in mittelalterlicher Zeit hat man eine solche Abhängigkeit in deutschen Landen nicht gekannt. Die alten Hünengräber aus germanischer Vorzeit, ebenso wie die mittelalterlichen Rolande oder die schlichten altdeutschen Rittergrabsteine und Totenschilder in oft recht abgelegenen Landkirchlein, sie alle gehören nur unserem Volke an, und nur aus seinem Geiste konnten sie entstehen" (S. 5).

Diesen Grundsätzen entsprechen die Entwürfe. Eine wichtige Rolle spielt darin das Holz, das sich weit inniger als der Stein dem Charakter der waldreichen Steiermark anpaßt. Entschieden und mit vollem Recht weist der Begleittext die Ansicht zurück, als ob das einfache Holzdenkmal minderwertig sei im Vergleich mit dem aus kostbarem Stoff hergestellten. „Das schlichte, aber gut angebrachte Holztäfelchen, das um wenige Kronen geschaffen wurde, wäre ... in den Augen jedes wirklich Gebildeten viel, viel mehr wert als ein von einer unverständigen reichen Stadtgemeinde um viele Tausende von Kronen gekauftes protziges Kriegerdenkmal, das ohne Liebe schlecht ausgeführt und an einer unpassenden Stelle, etwa im ärgsten Straßengewühl, aufgestellt wäre, damit es nur ja gewiß jeder bewundern könnte" (S. 77).

Ein Blick auf die schönen Bilder des Heftes, besonders der altsteirischen Bildstöcke und Wegkapellen, zeigt, was echte Heimatkunst ist. Möchten auch im Deutschen Reiche recht viele Gemeinden von diesen Steiermärkern lernen, wie die Kunst zum Volke sprechen kann!

* * *

„So haben wir nun das einsame Kriegergrab vor dem Vergessenwerden bewahrt; wir haben die Sammelgräber und Soldatenfriedhöfe geschmückt und ihnen Denkmale gegeben, damit die Heiligkeit des Ortes der Nachwelt im Bewußtsein bleibe; wir haben auch die Kriegergräber auf heimischem Boden mit besonderer Liebe und Kunst aus der Masse der übrigen Gräber hervorgehoben, und wir haben dem Gedächtnis der fernen und verschollenen Toten Ehrenstätten errichtet in Städten und Wäldern, mit Erztafeln und Steinmalen. Sollte es damit der äußeren, augenfälligen Ehrung nicht genug sein? Besteht ein inneres zwingendes Bedürfnis nach noch mehr Ehrung in Stein und Erz? Besteht ein solches Bedürfnis vor allem jetzt, in diesem Augenblicke, da noch die Kanonen grollen, und wird es nachher bestehen, für die ersten Friedensjahre, wenn es gilt, die Wunden des Krieges auszuheilen? Auf diese Fragen

wird das deutsche Volk mit einem entschiedenen ‚Nein' antworten. Nein, wir brauchen jetzt keine weiteren Denkmäler, wir wollen nicht eine Neuauflage aller jener überflüssigen Steh-im-Wege, mit denen man nach 1870 die Straßen und Plätze Deutschlands beglückt hat, die so viel Geld kosteten und so gar keinen Daseinszweck erfüllen."

Mit diesen Worten seines Kriegergrabbuches hat Prof. E. Högg Tausenden aus der Seele gesprochen. Unsere Truppen, einfache Soldaten wie Offiziere, haben ihren Mahnruf mit dem der Künstler in der Heimat vereint. Vor einiger Zeit ging durch die Zeitungen der Brief eines Offiziers: „Jetzt, wo Tausende draußen verbluten, gibt es also tatsächlich deutsche Städte, die glauben, das Andenken ihrer Helden durch Denkmäler ehren zu können, die meist an Geschmacklosigkeit nichts zu wünschen übriglassen? Wir danken für diese Ehrung. Es gibt nur eine würdige Form: weitgehende, dauernde Fürsorge für die Hinterbliebenen, die Waisen und Witwen. Dazu nehmt das Geld, das ihr für Denkmalschund verschwenden wollt, gebt es als Grundstock einer Stiftung, die ihr nicht früh genug errichten, nicht reichlich genug beschenken könnt; denn die Verlassenen werden unzählig und eure Schande wird ewig sein, wenn ihr sie darben laßt. Gebt Brot statt Steine! Und wenn ihr dann noch etwas tun wollt, schreibt die Namen unserer toten Kameraden auf schmucklose Tafeln in eurer Kirche. Auch darin äußere sich eure Vaterlandsliebe, daß ihr uns mit neuen Denkmälern verschont, und wenn selbst euer Bürgermeister dabei auf einen Orden verzichten müßte." (Bei Högg, Kriegergrab und Kriegerdenkmal 54 f.)

Will eine Gemeinde aber durchaus ein öffentliches, ragendes Gedenkzeichen: gibt es dann nicht noch andere Formen als kalte, nichtssagende Steinmale? Auf einen schönen Gedanken möge hier die Aufmerksamkeit gelenkt werden: die Erbauung einer Gedächtniskirche. Nicht die nur dem Prunk dienende, zu vielen andern schon vorhandenen überflüssig hinzugefügte meinen wir, nein, die bitter notwendige in einem Viertel der Großstadt, wo Tausende von Katholiken bislang des Gotteshauses entbehrten. Bayerns Bischöfe haben unter dem hohen Protektorate S. M. des Königs an alle Katholiken des Königsreichs einen Aufruf gerichtet, worin sie zum Bau einer Kriegs-Gedächtniskirche in Nürnberg auffordern. Dem hohen Protektor zu Ehren soll sie den Namen „Ludwigskirche" tragen. Ein großer, herrlicher Plan, der zugleich der ersten Forderung architektonischer Denkmalkunst in vollstem Maße gerecht wird, wonach ein Bauwerk „vom Leben selbst hervorgerufen sein, einen wirklichen Daseinszweck haben muß und nicht nur vom Erinnerungsgedanken getragen sein soll" (Dr. Werner Lindner, Denkmäler für unsere Krieger, München 1915, 2).

Einen andern, von vielen freudig aufgenommenen Gedanken hat Gartenbaudirektor Willy Lange unter das Volk geworfen. In einem Aufruf „Heldeneichen und Friedenslinden" (zuerst veröffentlicht in der Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau" vom 8. Dezember 1914) entwickelt er den Plan, jedem deutschen Krieger, der sein Leben fürs Vaterland gelassen, eine Eiche in der Heimat zu pflanzen. So sollten allerorten Heldenhaine erstehen, und in der Mitte

der Eichen sollte die Linde ihren Platz haben, der deutsche Gemeindebaum. Weiter ausgeführt und begründet liegt nun der Plan vor in einer mit Unterstützung des preußischen Ministeriums des Innern herausgegebenen Werbeschrift „Deutsche Heldenhaine". Herausgegeben im Auftrage der Arbeitsgemeinschaft für Deutschlands Heldenhaine von Willy Lange (gr. 8° [112] 1. bis 10. Tausend. Leipzig 1915, J. J. Weber. *M* 1.50).

„Aufrecht, zur Höhe gerichtet ist immer gewesen, was germanenhafte Art geschaffen." Zum Himmel strebten die Menhirs und Burgen auf Bergeshöhen; aufwärts wies im Gegensatz zu dem über dem Boden ruhenden Tempel des Griechen und der Basilika des romanischen Christen die ragende Stabkirche des Nordens und der stolze Hochturm deutscher Dome; zur Höhe drängten die Wallfahrtskapelle auf waldigem Gipfel und die Bismarcktürme der neuesten Zeit. Aber das älteste Mal, das lebendig aufwärts strebt, ist der Baum des Waldes, und für uns Deutsche das ehrwürdigste und bezeichnendste die Eiche. In ihr sieht der Verfasser die Idee des Deutschtums: die Einheit des Stammes aus vielen Wurzelstämmen, die narbenreiche Rinde, den zähen Willen nach Licht, den Trotz im Wettersturm. Unser jetziges Geschlecht hat der ragenden Steine genug; aber ein Mal soll jeder Gefallene haben, und das soll die Eiche sein!

Weiter macht uns die Schrift bekannt mit dem Widerhall, den Langes Aufruf draußen und daheim gefunden hat. Wer die zahlreichen begeisterten Zustimmungen liest, wird sich in der Tat nicht verhehlen können, daß der Verfasser mit seinem Gedanken an etwas Tiefes im deutschen Gemüt gerührt hat. Briefe und Karten aus den Schützengräben mit den Unterschriften ganzer Kompagnien erklären: „Ein schöneres, würdigeres Denkmal für unsere gefallenen Kameraden gibt es nicht." Den Grund der freudigen Zustimmung verraten Sätze wie die folgenden: „Zu diesem Hain könnten dann die Hinterbliebenen wandeln, um stille Einkehr zu halten im Gedächtnis an die Toten, die ja meistens in fremder Erde ruhen." — „Dann könnte auch das ärmste Kind aus dem Volke mit Freude und Stolz zeigen: ‚Sieh, meines Vaters Baum! Er fiel auch fürs Vaterland.'" — „Der Leib zerfällt, der Stein zerfällt, aber der Sachsenwald, der hält." Eine Zuschrift erinnert an das Gleichnis vom Weizenkorn und sieht im lebendigen Baum eine Mahnung, daß nicht der Tod das Letzte ist, sondern das Leben.

Eingehend beschäftigt sich das Buch Langes auch mit den Einwänden, an denen es nicht gefehlt hat. Auf garten- und forsttechnische Schwierigkeiten können wir hier nicht eingehen; das mögen Fachleute beurteilen. Aber einige Bedenken anderer Art mögen doch Raum finden. Wie die Abschnitte über „Wert der Heldenhaine für die Siedelungskultur" und „Heldenhaine und Jugendpflege" zeigen, hatte der Verfasser bei seinen Ausführungen in erster Linie die Großstadt vor Augen. Diesem rauchüberdeckten Gewirr von Häusern und Fabriken „Lungen" zu geben, ist ja ein Ziel, das schon jahrzehntelang unsern Stadtbaumeistern vorschwebt. Auch der Heldenhain soll sein Teil zur Lösung dieser Aufgabe beitragen. Man darf aber wohl die Frage stellen: Besteht dieses Bedürfnis nach „mehr

Natur" auch auf dem Lande? Hat man dort nicht Luft und Licht und grüne Pflanzungen in Hülle? Gerade weil all dies dem Dorfbewohner etwas Alltägliches ist, drängt es ihn durchaus nicht, in freien Stunden zu einem Hain hinauszupilgern. Man vergleiche die auf praktischer Erfahrung ruhenden Bemerkungen H. Hüttenrauchs (oben S. 141), die auch hier zutreffen.

Es möge ferner nicht vergessen werden, daß ein heute gepflanzter Eichenhain erst nach zwanzig und mehr Jahren anfängt, ein wirkliches Denkmal zu werden. Bis dahin bieten, so nüchtern das auch klingt, die in einem Abstand von je 20 m gepflanzten Bäumchen den Anblick einer Baumschule. Und das vollends dann, wenn es sich um Hunderte, vielleicht mehrere Tausend handelt. Lange gibt das zu und weist darauf hin, die Anlage gelte eben unsern Kindern und Kindeskindern. Aber es bleibt wahr: das *jetzt lebende* Geschlecht will eine Erinnerungsstätte haben. So spricht es sich ja in den Zuschriften aus: die Mutter, die Witwe des Toten wollen am Sonntag hinauswandern zu „ihrem" Baum. Werden nicht die meisten von ihnen im Grabe ruhen, wenn der Heldenhain in seiner Schönheit ersteht?

Ein drittes Bedenken, auf das wir den Nachdruck legen möchten, wendet sich gegen die Bezeichnung „*heiliger Hain*". An die heiligen Haine unserer germanischen Vorfahren knüpft Lange seine Gedanken an. „Viele Zuschriften haben gesagt, wir könnten wieder solche heilige Haine haben, gleichsam Waldkirchen daraus schaffen, vor die Linde einen Altar stellen. Gewiß kann man das tun! — Aber wir wollen alles Dogmatische nicht betonen. Wie man in jedem Saale tanzen und ein andermal religiöse Feiern abhalten kann, so soll man auch den großen Gemeinde-Versammlungssaal im Freien ... nicht nach irgend *einer* Richtung *einer* Zweckbestimmung unterwerfen. — Im Frühling kann das Auferstehungsfest mit allen kirchlichen Weihemitteln hier gefeiert werden und im Herbste das Erntedankfest nach seiner ernsten Kirchenfeier hier seinen jubelnden Abschluß finden ..." (S. 7).

Diese Auffassung kann unmöglich die Zustimmung des katholischen Volksteils finden, wenigstens da, wo Katholiken und Nichtkatholiken in einer Gemeinde zusammenwohnen. Nicht als ob die katholische Kirche an und für sich eine Scheu vor dem Gottesdienste in der freien Natur hätte. Trägt sie doch ihr Allerheiligstes am Fronleichnamsfeste im Triumphe durch Felder und Wiesen und schlägt unter dem blauen Himmel ihre Altäre auf. Und wie erhebend gestaltete sich bei eucharistischen Kongressen die Feier des heiligen Opfers und die Spendung der Kommunion unter dem Laubdach der Bäume! Ja, wäre unser Vaterland einig im Glauben, dann möchte es wohl ein herrliches Schauspiel sein, alljährlich beim Friedensfest draußen im Wald etwa zwischen zwei Kanonen wieder den Feldaltar aufzuschlagen, und bebenden Herzens würden die Kämpfer von Anno 1914/16 der Stunde gedenken, wo sie im Karpathen- oder Argonnenwald ihre Andacht hielten. Wir sehen auch nicht ein, warum in rein katholischen Gegenden eine solche Waldfeier nicht angängig wäre, wie wir ja auch am Allerseelentag unserer Toten auf den Kirchhöfen in gemeinsamer Feier gedenken. Aber

das deutsche Volk als Ganzes ist nun einmal durch Gottes Zulassung nicht mehr in der glücklichen Lage, sich eines Glaubens zu wissen. Und darum kann die Mitwirkung aller Deutschen bei der Schaffung der Heldenhaine über das ganze Vaterland hin nur auf vaterländischer Grundlage gedacht werden. In der Einheit des vaterländischen Sinnes haben sich alle Deutschen wunderbar zusammengefunden; auf dieser Grundlage und auf ihr allein werden sie sich auch in Zukunft zu gemeinsamer Festfeier versammeln können.

Im übrigen soll man keinen Gedanken zu Tode reiten. Auch nicht den des überall neu zu pflanzenden Eichenhaines. Eines schickt sich nicht für alle, und allzu straffe Durchführung einer sonst schönen Idee führt zur Einerleiheit und zum Überdruß. Gott gab den deutschen Stämmen ein verschiedenes Gesicht und verschiedene Anlage und Sitte; möge auch die Heldengedenkstätte nicht überall die gleiche Uniform tragen! Nur eine Forderung wird überall, für jedes Denkmal zu gelten haben: Fühlung mit dem Volksleben und Volksempfinden! Nicht in der Wucht der Stoffmassen, nicht in der Kostbarkeit und dem Geldaufwand, ja letztlich nicht einmal im Kunstwert liegt das Geheimnis des echten Denkmals, sondern im Anknüpfen an das innerste Bedürfen und Sehnen unseres Volkes, in der lebendigen Beziehung auf das Heiligste, was im Menschen lebt. Im Gotteshaus, auf dem Gottesacker, in Feldkreuz und Bildstock haben uns unsere gläubigen Vorfahren den Weg zu solcher Volkskunst gewiesen.

Wilhelm Leblanc S. J.

Besprechungen.

Philosophie.

Geschichte des Monismus im Altertum. Von Dr. Arthur Drews. 8° (429) Heidelberg 1913, Winter. *M* 6.—

Mit ziemlich hochgespannten Erwartungen bin ich an die Lektüre dieses Buches herangetreten. Leider sollten dieselben ganz bedeutend herabgestimmt werden. Es sind in dem Buche so viele ethnologische, psychologische, philosophische und theologische Feinheiten gedankenlos verwischt, ja grob mißgestaltet, daß ich mit einem ähnlichen Eindrucke die Lektüre desselben beschloß, mit dem etwa der Kunstkenner ein ungeschickt restauriertes Al fresco betrachtet, wenn ein Dekorationsmaler mit dickem Pinsel über die feinen, kaum noch sichtbaren und nur dem Kenner unterscheidbaren Konturen des alten Bildes dahingefahren ist.

Das Buch ist eigentlich eine lose sich aneinanderreihende Geschichte der Philosophie des Altertums im allgemeinen, die sich von allen andern Geschichtsbüchern dadurch unterscheidet, daß den einzelnen Partien die monistische Etikette aufgeklebt wird. Und da jede Philosophie nach einheitlicher Weltauffassung strebt, einheitliche Weltauffassung aber Monismus im weitesten Sinne genannt werden könnte, so dürfte man mit gleichem Rechte jede Geschichte der Philosophie eine Geschichte des Monismus nennen. In dem Werke: „Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter" (Jena 1908, I 1 u. f.) hatte Drews geschrieben: „Monismus heißt diejenige Weltanschauung, die nur ein einziges konstitutives Prinzip der Wirklichkeit gelten läßt. Der Theismus, der das Prinzip der Welt im kausalen Sinne faßt und in der göttlichen Substanz und der weltlichen Substanz zwei wesentlich verschiedene Substanzen sieht, ist ein Dualismus, den die Wissenschaft wie die Religion gleich sehr verwerfen muß."

Mit diesen Worten hatte Drews den Begriff „Monismus", wie er sich heute in der Philosophie eingebürgert hat, klar umschrieben. In dem vorliegenden Werke aber behandelt er zahlreiche Philosophen des Altertums als Monisten, die nach seiner eigenen Definition nicht unter diese Rubrik gehören. So wird Anaxagoras im Text (S. 205) ausdrücklich als der „Vater des religiösen Dualismus" genannt; im Inhaltsverzeichnis aber erscheint er unter der Gruppe: „Der naive Monismus in der vorsokratischen Naturphilosophie". Ebenso scheint es uns ein mißglückter Versuch zu sein, Sokrates, Plato und Aristoteles als Vertreter des rationalistischen Monismus zusammenzufassen. Im Text (S. 213) wird Sokrates' Stellung zum Monismus richtiger gefaßt, abgesehen von der falschen Tendenz, einige seiner Lehren im monistischen Sinne zu deuten (S. 213).

Drews segelt also eigentlich in diesem Werke unter falscher Flagge.

Der wissenschaftliche Wert des Buches wird auch durch zahlreiche Behauptungen geschmälert, die keineswegs den exakten Forschungen entsprechen. So ist der S. 26 behauptete tierische Ursprung des Menschen bis heute naturwissenschaftlich noch nicht bewiesen. Religionsgeschichtlich falsch ist die Ableitung der Religion aus dem Zauberwesen und Schamanismus sowie die Erklärung der priesterlichen Machtstellung aus dem angemaßten ausschließlichen Rechte, das Feuer zu gebrauchen (S. 30). Große Unkenntnis der christlichen Theologie verrät die Ableitung der Trinitätslehre (S. 116), die Analyse der „Lebensfrage des Theismus" (S. 205) sowie die Behauptung (S. 112), die Erlösung im theistischen Sinne sei eine „Trivialität" im Vergleich zur buddhistischen Erlösungslehre. Die Ansicht endlich, Porphyrius habe den Schritt von der Philosophie zur Theologie vollzogen (S. 423); Proklus sei der „systematischste Kopf des Altertums" (S. 425); für die Denkart des Mittelalters sei eine Mischung der widersprechendsten Geistesrichtungen charakteristisch (ebd.), kann vom Standpunkte der Geschichte der Philosophie nicht aufrecht erhalten werden.

S. 350 ist die Rede vom antiken Mysterienkult, der „mit einem Schlag" den Menschen in Gott versetzte, da er in seinen Anhängern „den Gedanken der wesentlichen Einheit Gottes und des Menschen" erweckte und befestigte. Zwar zeigt sich in jeder Mystik, nicht nur bei den Orphikern, Pythagoräern, Thiasoten und Eranisten, sondern sogar in der christlichen Mystik eine gewisse monistische Neigung. Eine genauere Analyse der Mystik dürfte jedoch ergeben, daß dieselbe nur auf dem Boden eines Dualismus von Gott und Mensch möglich ist. Es ist nicht richtig, daß durch die mystischen Bestrebungen „der Gedanke der wesenhaften Einheit von Gott und Mensch leuchtet und schimmert" (S. 352); vielmehr schimmert das glühende Verlangen hindurch, die Entfremdung des Menschen von Gott zu beseitigen (die im Monismus nicht objektiv, sondern höchstens subjektiver Schein sein kann), das Verlangen, die Vereinigung (nicht Einheit) mit Gott herzustellen, das Verlangen nach Erlösung des Menschen durch Gott, nicht aus sich selbst!

Drews berücksichtigt auch die ethisch-religiöse Seite des antiken Monismus verhältnismäßig wenig, sondern zieht vor allem die Kosmologie, Psychologie und Erkenntnislehre in den Kreis seiner Behandlung. Nur bei den Stoikern widmet er der Ethik eine eingehendere Behandlung. Und Drews sagt hier mit Recht (S. 275): „In der Ethik, dem praktischen Verhalten, liegt der Schwerpunkt der stoischen Lebensauffassung". Wenn er aber fortfährt: „Ethisches Handeln, Selbstverantwortlichkeit, Freiheit der sittlichen Entschließung aber sind mit der deterministischen Weltanschauung des Stoizismus nicht vereinbar", so ist diese Kritik an die Adresse des Monismus im allgemeinen zu richten und trifft auch Drews' konkreten Monismus im E. v. Hartmannschen Sinne. Treffend ist auch zum Teil die Bemerkung über den stoischen Materialismus (S. 270 271): „Natürlich ist mit alledem der grundsätzliche Materialismus der Stoiker unversehens in sein Gegenteil umgeschlagen und überhaupt nur dadurch zur Welterklärung fähig geworden, daß er sich in das Gewand eines idealistischen Monis-

mus gehüllt hat." Es ist eine durch die ganze Geschichte der Philosophie sich hindurchziehende Erscheinung, daß der Materialismus früher oder später doch idealistische Elemente in den Rahmen seiner Welterklärung hineinziehen muß. Ob aber der idealistische Monismus tatsächlich zur Welterklärung fähig ist, bleibt eine Frage für sich, die ich an anderem Orte negativ habe beantworten müssen.

Bei Seneca sucht Drews nachzuweisen (S. 303), daß die antike Moral der Stoa, „die in keiner Weise den Vergleich mit der christlichen zu scheuen braucht" (?!), auf dem Boden des Monismus erwachsen sei, um natürlich hieraus die stillschweigende Folgerung zu ziehen, daß der Monismus sehr wohl zur Ausbildung einer hohen Ethik fähig ist. Demgegenüber ist jedoch zu bemerken: 1. Vorher hat Drews gezeigt, daß der stoische Monismus tatsächlich nicht konsequent ist, sondern zwischen allen Gegensätzen schillert, daß also der Monismus der Stoiker nicht das ausreichende Fundament der stoischen Ethik ist; 2. der tatsächliche und bedeutende Unterschied zwischen der stoischen und der christlichen Ethik ist unverkennbar und auch von allen hervorragenden Historikern anerkannt worden; 3. Drews gibt selbst zu (S. 307), daß die erhabene Ethik Senecas aus seiner religiösen Weltanschauung fließt, also nicht eigentlich aus dem Monismus. Wenn man die Seite 307—312 angeführten Stellen genauer einsieht, so gelangt man zu der Überzeugung, daß sie ihren vollen Sinn nur dann erhalten, wenn der Gott, von dem in diesen Aussprüchen die Rede ist, theistisch und nicht monistisch aufgefaßt wird. Und Drews gibt es schließlich selbst zu, wenn er (S. 314) die stoische Moral der christlichen so nahe zu rücken sucht.

Wertvoll und durchaus treffend für jeden immanenten, unpersönlichen Monismus, der die persönliche Unsterblichkeit der Menschenseele leugnet, sind auch die Bemerkungen (S. 320—321) über die Diesseitsmoral der Stoiker. Drews sagt: „Mochte einem Epiktet und Marc Aurel der Gedanke noch so fern liegen, die Mängel des irdischen Lebenslaufes durch eine selige Vollendung in einem Jenseits auszugleichen: die diesseitigen Verheißungen der Philosophie erschienen doch nicht lockend genug, um den Schleier der Schwermut, den der Gedanke der Resignation über das menschliche Leben breitete, zu heben und die pessimistische Überzeugung vom Elend des Daseins und der Eitelkeit aller irdischen Werte vor dem Umschlag in völlige Verzweiflung zu schützen. Ein Marc Aurel mochte immerhin trotz seiner Einsicht in die Wertlosigkeit des Daseins vom Standpunkte der bloßen Glückseligkeit aus zur Tätigkeit innerhalb der Welt, zur Teilnahme selbst am politischen Leben auffordern, er mochte sich auch mit der Pflege des ‚Dämon' oder ‚Genius' in seinem Inneren begnügen, sich durch den Gedanken an die göttliche Weisheit, die alles aufs beste eingerichtet hat, die Größe und Schönheit des Naturganzen, zu dere.. Vollkommenheit auch das einzelne Schlechte beiträgt, über das Übel und das Leid hinwegtäuschen: zu einer wirklichen inneren Freudigkeit vermag doch selbst der Kaiser im Philosophenmantel sich nicht aufzuschwingen, und die geduldige Ergebung in den göttlichen Willen, die Milde, Menschenfreundlichkeit und Liebe, die er predigt, erscheinen selbst bei ihm nur wie ein Lächeln unter Tränen, da doch auch der höchste Zustand, dessen

wir teilhaftig werden können, die Leidlosigkeit, der Seelenfriede, die Ataraxie nur eben die bloße Freiheit von Schmerzen und also nicht besser als das Nichtsein sein soll." Mit diesen beherzigenswerten Worten deutet Drews unwillkürlich selbst an, was von seiner oben erwähnten Behauptung zu halten ist, daß die stoische Moral in keiner Weise den Vergleich mit der christlichen zu scheuen habe.

Das Endurteil, das Drews fällt, ist eine Bankrotterklärung des antiken Monismus. Dieser sei nicht imstande gewesen, die erstrebte Synthese der Weltfaktoren zu vollziehen, weil er die vielen Bestimmungen des Einen nicht „als bloße Momente und Erscheinungsarten des alleinen Wesens" (S. 426) begriffen habe.

In den letzten Worten ist eine Anspielung an den konkreten Monismus E. v. Hartmanns enthalten, zu dem sich auch Drews bekennt. Daß aber nicht nur der abstrakte, sondern auch der konkrete Monismus, nicht nur der materialistische, sondern auch der idealistische und transzendente Monismus unfähig ist, die letzten Probleme des Seins und des Lebens zu lösen, hat Rezensent an anderer Stelle ausführlich nachgewiesen.

Eine eigentliche Geschichte des Monismus steht also trotz des Drewsschen Buches und auch der R. Eislerschen „Geschichte des Monismus" (Leipzig 1910, Kröner; vgl. diese Zeitschrift 78, 338 f) noch aus.

Friedrich Klimke S. J.

Karl Vogts Weltanschauung. Ein Beitrag zur Geschichte des Materialismus im 19. Jahrhundert. Von Dr. Johannes Jung. [Studien zur Philosophie und Religion. Herausgegeben von Dr. R. Stölzle. 17. Heft.] 8° (XII u. 126) Paderborn 1915, Schöningh. *M* 3.60

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die deutsche Philosophie auf dem Höhepunkt willkürlichen Dichtens angelangt. Je mehr ihre künstlichen Bauten den gesunden Sinn abstießen, um so verfänglicher konnte der Materialismus mit dem Anspruch hervortreten, als Ergebnis naturwissenschaftlicher Forschung eine gesicherte Erklärung der Tatsachen zu sein; betrachtete er es doch als seine Leistung, die durch positive Forschung ermittelten Naturgesetze auf gemeinsame Prinzipien zurückgeführt zu haben. Nachdem der Materialismus seine geschichtliche Aufgabe erfüllt hatte, das Denken von seinen gesetzlosen Flügen abzuziehen und auf die Beachtung der mechanischen Zusammenhänge hinzuleiten, mußte auch er von der Bühne abtreten. Seit den neunziger Jahren erscheint kaum mehr ein Buch für oder wider ihn.

Nunmehr hat Jung die Stölzlesche Sammlung mit einem übersichtlichen Büchlein bereichert, das uns zurückführt in die Zeit materialistischer Hochflut. Dem Namen Karl Vogt wird man in der Fachliteratur, der zoologischen wie philosophischen, selten begegnen; auch in historischen Darstellungen erscheint Vogt mehr als Statist, wenn auch mit großem Munde und grimmiger Gebärde. Schon als er auf der Höhe seines Schaffens stand, suchte ihn der Physiolog A. Wagner kräftig abzuschütteln: „Vogts Bilder aus dem Tierleben sind ein unauslöschlicher Schand-

fleck in der zoologischen Literatur . . ., ein Buch von Frivolität und Gemeinheit." Und der Freiherr v. Reichenbach nennt Vogt „die bissige Bestie von Genf, die jedem friedlichen Vorbeigänger einen Fetzen vom Leibe reißt" (S. 120). Dieser unter Gelehrten nicht übliche Ton ist aus dem Sprichwort zu erklären: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Vogts Schriften zeigen in der Tat größte Keckheit der Sprache, Rücksichtslosigkeit gegen jede Überlieferung, bei drastischer Beredsamkeit völligen Mangel an Scheu vor dem Heiligen. Um aus Gründen des Anstandes nur Gelinderes anzuführen: er redet vom Christengott, dem die Weltschöpfung so viel Mühe gemacht, daß er einen ganzen Tag der Ruhe bedurfte; er spricht von dem Dreckpeter Jahn. Vogt ist mehr Agitator für den materialistischen Gedanken, als daß die Philosophie ihm etwas Bedeutendes zu verdanken hätte. Zwar drang sein Name in die weitesten Kreise und lief dem Wanderredner alles zu; aber mehr als zwei Menschenalter konnten seit Erscheinen seiner Hauptwerke vergehen, bis ihm „erstmals" die Ehre ward, seine Weltanschauung im Zusammenhang dargestellt zu bekommen.

Jung hat bei seinem Unternehmen mit gutem Takt es herausgefühlt, daß er weniger als Philosoph denn als Historiker an die Arbeit herantreten müsse. Und so hat er mit peinlicher Treue die weitzerstreuten Bausteine gesammelt und in mustergültiger Klarheit gruppiert. Überall läßt der Verfasser Vogt mit seinen eigenen Worten sprechen und verbindet nur durch kurze, überleitende Sätze. Aus Vogts Jugendzeit werden sorgfältig die Geschehnisse gesammelt, die auf seine spätere Geistesrichtung bestimmend einfließen mußten. Die Erklärung von Natur und Leben aus dem bloßen Stoff bildet den Inhalt des zweiten Kapitels. Am interessantesten ist das dritte Kapitel: Vogts psychologischer Materialismus. Ästhetische Rangunterschiede zwischen Mensch und Tier kennt des „Affenvogt" derbe Ausdrucksweise nicht. Endlich hören wir, mit welcher Offenheit Vogt den ethischen Materialismus vertritt. Er predigt die Nutzlosigkeit jeder Pädagogik; den Menschen beherrscht nur das Gesetz seiner materiellen Zusammensetzung. Die Kirche ist ihm eine drohende Zwangsanstalt. Ein Erbkaiser gilt ihm als antidiluviales Ungetüm, und nachdem er die Adelskaste mit etwa zwanzig Schimpfnamen bedacht, fordert er für den Bürger unbedingte Freiheit in allen Dingen. Die Anarchie, die vollkommene Freiheit des Individuums, bezeichnet er als höchsten Zweck der Menschheit. Der Gedanke an sie stimmt ihn lyrisch: „Komme denn, du süße welterlösende Anarchie, welcher das bedrückte Gemüt . . . entgegenseufzt . . ., und erlöse uns von dem Übel, das man Staat nennt." So steht Vogt vor uns in seiner unnachahmlichen Ursprünglichkeit, ein Agitator, der alle Scham und jede Menschenfurcht abgelegt und frisch von der Leber spricht, ein Philosoph, reich an packenden Worten für seichte Gedanken, eine Art Thersites, der auch öfter auf Wanderreden seinen Odysseus fand.

Will man Vogts Anschauungen in die Entwicklung des materialistischen Denkens einreihen und auf ihren Wert prüfen, so scheinen zwei Punkte besonders geeignet, seinen Platz in der Geschichte der Philosophie zu kennzeichnen, nämlich seine Stellung zur Metaphysik und seine Deutung des Bewußtseins.

Vogt empfindet lebhaften Ekel vor jeder Metaphysik, die Behauptungen aufstellt, die nicht auf naturwissenschaftlichem Wege ermittelt sind. Auch August Comte hatte einen ähnlichen Widerwillen, aber er sah sich veranlaßt und war ehrlich genug, nachträglich die verrufene Metaphysik unter verändertem Namen seiner Tatsachenphilosophie anzugliedern. Anders Vogt. Er verwirft nicht bloß die vorgefundenen Lösungen als Träume und Schäume, sondern die Bedeutung jener Probleme, die jeder Tatsachenforschung vorausgehen müssen, ist ihm gar nicht aufgegangen. So verrannt ist Vogt in die Geltung des Stoffes, daß er gar nicht untersucht, ob dem Stoff und der Bewegung als Empfindungsinhalten auch eine Wirklichkeit entspricht. Das Fehlen des Erkenntnisproblems bedeutet aber einen Rückschritt des philosophischen Denkens. Erklärlich, nicht verzeihlich wird das Übersehen durch den Zusammenhang mit seiner materialistischen Deutung des Bewußtseins.

Jeder Materialismus erblickt darin seine Hauptleistung, auch das Seelische aus dem Körperlichen erklärt zu haben. Er sieht in den menschlichen Handlungen das Endergebnis einer rein mechanischen Kausalreihe. Durch äußere Objekte werden die Sinnesnerven angeregt; ihre Tätigkeit pflanzt sich fort aufs Gehirn, dessen Bewegung lediglich noch durch seine Struktur, seine Leitungsbahnen und den Stoffwechsel bestimmt wird. Aus der Gehirnbewegung folgt die Nerventätigkeit, welche die Muskelbewegung auslöst. Gelingt es, die Kette dieser Bewegungen in eine mathematische Formel zu fassen, so läßt sich alle menschliche Tätigkeit berechnen. Es ist alles zurückgeführt auf Mechanik der Atome, der seelische Anteil ist ersetzt durch Bewegung des Gehirns. Man sieht, daß hier eine Lücke klafft: der Materialist will und muß das Seelische erklären; diese ganze Atombewegung aber vom äußeren Sinnenreiz über das Gehirn bis zur äußeren Handlung könnte sich abspielen ohne jedes Bewußtsein; es bleibt also noch die Frage: Was ist das Bewußtsein, das hinter der Atombewegung steckt?

Um seine Ansicht zu begründen, wird Vogt nicht müde, den Gedanken immer neu zu wenden, daß die seelische Tätigkeit nur in vollster Übereinstimmung mit der körperlichen Entwicklung fortschreite. Darum wird „jeder Naturforscher auf die Ansicht kommen, daß alle Fähigkeiten, die wir unter dem Namen der Seelentätigkeiten begreifen, nur Funktionen der Gehirnsubstanz sind". Und er schließt mit dem Vergleich, der das Typische seiner Auffassung spiegelt: „daß die Gedanken etwa in demselben Verhältnis stehen zum Gehirn wie die Galle zur Leber oder der Urin zu den Nieren" (S. 72). Es ist immer mißlich, wenn ein Denker die Lösung seiner Kernfrage in einem hinkenden Vergleiche gibt und es dem Leser überläßt, das Bild zur klaren Vorstellung zu erheben. Diese Klarheit hat bald Moleschott geschaffen. Der Vergleich sei unangreifbar, meint er, wenn er besage, die Bewegung, die Umsetzung des Gehirnstoffes sei jenes Wirkliche, das in uns den Schein von Denken und Bewußtsein hat. Das sind klare Irrtümer, zu denen schon der alte Hobbes sich bekannte. In dieser Auffassung liegt aber ein unmittelbarer Widersinn. Es hat einen Sinn, zu behaupten, Farben und Töne als Bewußtseinsinhalte sind Schein; was ihnen in der Wirklichkeit

als Ursache entspricht, sind Schwingungen, sie sind keine Abbilder ähnlicher Gegenstände, sie sind bloß vorgestellt. Aber unmittelbar widersinnig ist es, dasselbe auch vom Bewußtsein selbst zu behaupten, zu sagen, das Sehen, Hören, Vorstellen sei bloßer Schein. Dann wäre es eben ein Vorstellungsinhalt, und somit wird im selben Atem die Wirklichkeit der Vorstellung geleugnet und zugegeben. Es ist einleuchtend, daß man beim Beziehungspaar, Bewußtsein und seinem Inhalt, nur in betreff des zweiten Gliedes die Frage nach Schein und Wirklichkeit stellen kann.

In dieser Deutung des Bewußtseins liegt nichts, was eine philosophische Leistung wäre; und wenn Vogt die Überführung der Psychologie in die Naturwissenschaft als nächsten Fortschritt der Wissenschaft weissagte, so ist die Psychologie ganz andere Wege gegangen. Vogt mag bei seinen Aufstellungen wohl selbst ein Gefühl gehabt haben, das Adickes bei der Frage nach der geschlossenen Naturkausalität etwa in die Worte kleidete: Bewiesen ist die Sache nicht, aber wir müssen sie annehmen, weil sonst die Naturwissenschaft nicht froh werden kann.

Die derbgrobe Darstellung hat dem Vogtschen Materialismus ein Nachleben in volkstümlichen Hetz- und Aufklärungsschriften gesichert; als wissenschaftliche Naturerklärung aber hat er ein frühes Ende gefunden. Dasselbe Los wird die andern Versuche treffen, die durch Gleichsetzung von Körper und Geist eine monistische Weltanschauung heraufführen wollen. Er trat wie ein Nüchterner unter lauter Trunkene, sagt Aristoteles von dem Philosophen, der zuerst den Geist zur Naturerklärung einführte. Solch ein Nüchterner ist auch der christliche Dualismus, der Körper und Geist von dem einen Schöpfer herleitet.

Alois Rauchenberger S. J.

Lehrbuch der experimentellen Psychologie für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Von Jos. Fröbes S. J. I. Band, 1. Abteilung. Mit 25 Textfiguren und einer farbigen Tafel. gr. 8° (XVI u. 198) Freiburg 1915, Herder. *M* 4.—

Die experimentelle Psychologie ist eine wesentlich deutsche Wissenschaft; in Deutschland wurde sie vor etwa einem halben Jahrhundert geschaffen, und an Universitäten und in Zeitschriften unverhältnismäßig mehr als irgendwo sonst ausgebildet. Nur Nordamerika versuchte in neuerer Zeit an intensivem Betrieb einigermaßen es Deutschland gleichzutun. Die Einwirkung der jungen Wissenschaft auf eine Reihe älterer ist schon recht erheblich und beständig am Wachsen. Heymans nennt unser Jahrhundert kurzweg das Jahrhundert der Psychologie; mit welchem Recht, wird die Zukunft zu entscheiden haben. Einige Hinweise können uns die Bedeutung der neueren Psychologie immerhin nahebringen. Für den Mediziner kommt sie besonders in der Psychiatrie in Frage, für die sie einfachhin das unentbehrliche Fundament bedeutet und kaum überschätzt werden kann. Noch mehr fußt die Pädagogik auf der experimentellen Psychologie; sind ja Meumanns dreibändige Vorlesungen über experimentelle Pädagogik nichts anderes als angewandte Psychologie. In der Tat macht eine praktische Gedächtnislehre ohne eingehende Berücksichtigung der heutigen Forschungsresultate einen hoffnungslos veralteten Eindruck. Für den

Fachphilosophen kommt die neuere Psychologie besonders in jenen Fächern zur Geltung, die eine wissenschaftlich genaue Kenntnis der psychischen Akte einschließen; vor allem selbstverständlich in der spekulativen Psychologie, aber auch in wesentlichen Teilen der Logik und Ethik. Wer den Gegensatz ermessen will, den Kenntnis oder Unkenntnis der wissenschaftlichen Forschung hier bedeutet, der vergleiche beispielsweise, was die philosophischen Lehrbücher über die Projektion der Wahrnehmungen oder über die vis motrix zu berichten haben.

Das hier angezeigte Lehrbuch der experimentellen Psychologie unternimmt es, gleich den übrigen, zum Teil ausgezeichneten deutschen Lehrbüchern die Resultate der empirischen Untersuchung in systematischer Ordnung und in solcher Vollständigkeit zu bieten, wie es die Grenzen eines Lehrbuches nur eben erlauben. Als Vorbild schwebten mir unsere anerkannten Universitätslehrbücher vor (was der Untertitel „für höhere Schulen" andeuten will), welche die Ergänzung und Vertiefung der Vorlesungen beabsichtigen. Was etwa das anerkannte Lehrbuch der Physiologie von Tigerstedt für die jungen Mediziner bietet, möchte das gegenwärtige Lehrbuch für alle psychologisch Interessierten, vor allem die Philosophen und Pädagogen, leisten. Diese Absicht ließ freilich nicht zu, die Tatsachen in der behaglichen Breite eines vielbändigen Handbuches darzustellen. Dann hätte bei gleichem Umfang auf die größere Hälfte der mitgeteilten Tatsachen Verzicht geleistet werden müssen. Wer sich zunächst nur in den Hauptresultaten orientieren will, wird gut tun, die genaueren Ausführungen, die zumeist in den Kleindruck verwiesen worden sind, bei der ersten Lektüre zu übergehen.

In der Auswahl des Stoffes wird nicht bloß Wert darauf gelegt, wie es in den gewöhnlichen Lehrbüchern üblich, alles Wissenswerte über die niederen seelischen Leistungen, über Empfindung, Wahrnehmung, Assoziationslehre zusammenzutragen, sondern es wurden daneben mehr als sonst auch die höheren Seelenfähigkeiten bedacht, das Verstandes- und Willensleben. Man kann ja nicht leugnen, daß auf letzterem Gebiet nicht entfernt ein solcher Reichtum von experimentell erforschten Gesetzen vorliegt. Aber an wissenswertem Material fehlt es auch da nicht, schon deshalb, weil die Praxis der Jahrtausende eine genügende Kenntnis gerade der höheren Prozesse zu nötig hatte, um nicht manche Beobachtungen zu sammeln. So liefert z. B. schon Aristoteles wertvolle Beiträge zur Poetik und Rhetorik, die die neuere Ästhetik nicht verschmäht hat. Die philologische Wissenschaft hat Material zur Psychologie der Sprache beigesteuert. Und Ethik wie Moral haben sich von jeher um die Verhältnisse der Willensakte angelegentlich bekümmern müssen. All das wird uns über die höheren Gebiete des Seelenlebens schon manche Leitlinien geben, welche die neuere experimentelle Forschung an der einen oder andern Stelle sogar schon erfreulich ausgeführt hat. Aus derselben Tendenz der Berührung mit dem Leben ist sodann überall auf die pathologischen Grenzfälle Nachdruck gelegt worden; diese stellen nach einem guten Ausdruck Störrings Experimente der Natur dar, welche die Seelenfähigkeiten schärfer zu trennen gestatten. Auf die Fragen der spekulativen Psychologie kann ein Lehrbuch der experimentellen Psychologie natürlich nicht eingehen. Daß

übrigens aus der großen Fülle jetzt bekannter Tatsachen sich auch manche spekulative Lehre erneuern läßt, ohne die wertvollen Grundlagen der ererbten Philosophie preiszugeben, hoffe ich in einem folgenden Buch zu zeigen.

Da vom ganzen Lehrbuch vorläufig nur ein kleiner Bruchteil vorliegt, dürfte eine summarische Angabe seiner Kapitel am Platz sein, damit der Leser weiß, was er zu erwarten hat. Den Grad der Gründlichkeit der Behandlung kann man dann ja an der vorliegenden Stichprobe nachprüfen. Von den zehn Abschnitten enthält jeder Band fünf. Diese einzelnen an Umfang sehr ungleichen Abschnitte behandeln der Reihe nach: 1. die Empfindung im allgemeinen; 2. die Empfindungen der verschiedenen Sinne: Gesicht, Gehör, Geschmack und Geruch, Hautsinn, kinästhetische und statische Empfindungen, und zum Schluß die einfachen, sinnlichen Gefühle; 3. die Phantasievorstellungen, Gehörwahrnehmungen, Gesichtswahrnehmungen (Flächen und Tiefensehen), Tastraumwahrnehmungen, Zeit und Bewegungswahrnehmungen, die Frage nach der Sondernatur der Gedanken, endlich die Natur der Wahrnehmung im allgemeinen; 4. die mathematische Methodik der experimentellen Psychologie; der kurze Abschnitt kann — was zur Beruhigung mathematisch nicht eingestellter Leser gesagt sei — ohne Schaden für den Zusammenhang übergangen werden; 5. die Assoziationsgesetze sowie die neuere Gedächtnisforschung, mit den anschließenden allgemeinen Fragen über Assoziationspsychologie; 6. die Pathologie der Assoziationslehre, Aphasie, Amnesie und die daraus sich ergebenden Folgerungen über die Großhirnlokalisation der seelischen Prozesse, der Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen; 7. die Aufmerksamkeit, die Erkenntnis des Ich, das Gedächtnis im engeren Sinn, die eigentliche Intelligenz, die schöpferische Geistestätigkeit, die Sprache — damit wird die Behandlung der komplexeren und höheren Erkenntnisvorgänge durchgeführt; 8. die höheren Gefühlsvorgänge, die Affekte im allgemeinen und in ihren einzelnen Formen, speziell die ästhetischen Gefühle, schließlich die Ausdrucksbewegungen der Gefühle; 9. das Willensleben: Willensakte, willkürliche Bewegung, Willensziele usw.; 10. endlich die pathologischen Grenzzustände, wie Traumleben, Hypnotismus, Geisteskrankheiten.

Jeder der beiden Bände wird etwa 600 Seiten stark sein. Der erste Band lag vor Beginn des Krieges druckfertig vor; der Verlag glaubte indessen aus buchhändlerischen Gründen, vorerst bloß mit einer kleineren ersten Abteilung hervortreten zu können. Diese Trennung hat für den Leser freilich den unerwünschten Nebenerfolg, daß sie ihm zunächst allein die schwierigen Kapitel der Einleitung und die mehr physiologische als psychologische Lehre von den Sinnesempfindungen darbietet, eine für den Nichtmediziner nicht eben leichte Lektüre. Dem Leser kann versprochen werden, daß er dafür in der zweiten Abteilung entschädigt wird, da hier schon die rein psychologische und leichter verständliche Lehre von den Vorstellungen, Wahrnehmungen und besonders die Assoziationsforschung zur Darstellung kommt. Hoffentlich ist der Verlag bald imstande, diese Ergänzung zu bieten.

Joseph Fröbes S. J.

Russische Literatur.

Ostrovski et son théâtre de mœurs russes. Par J. Patouillet. 8° (XII u. 482) Paris 1912, Plon-Nourrit et Cie. *Fr* 10.—

Leo Tolstois Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoi. 1857—1903. [Tolstoi-Bibliothek, herausgegeben von Ludwig Berndl. I. Band.] 8° (XVI u. 474) München 1913, Georg Müller. *M* 6.—; geb. *M* 8.—

F. M. Dostojewski, Briefe. Mit Bildnissen und Berichten der Zeitgenossen. Übersetzung von Alexander Eliasberg. 8° (II u. 304) München 1914, Piper & Co. *M* 8.—; geb. *M* 10.—

Unter den großen russischen Schriftstellern, die seit 30 Jahren das literarische Denken Deutschlands beschäftigt und lange Zeit sogar beherrscht haben, stehen Tolstoj und Dostojewskij obenan — Ostrowskij, der gleichalterige Begründer des russischen Theaters, der unerschöpfliche Schilderer des russischen Lebens, hat unter ihnen keinen Platz. Man fühlte ja nicht das Bedürfnis, Rußland kennen zu lernen, sondern man lechzte nach neuen, möglichst aufwühlenden Gedanken, die den angeblich morsch gewordenen Bau der europäischen Bildung und damit auch der deutschen Dichtung sprengen könnten. Dieser Sehnsucht schienen Tolstoj und Dostojewskij Erfüllung zu versprechen, und so blieb es nicht aus, daß sich um ihre Namen rasch eine unübersehbare Literatur aufhäufte, während Ostrowskij, der keine Weltanschauung verkündete, der überhaupt nicht europäisch, sondern nur russisch dichtete, fast völlig vergessen wurde. Wem es aber um ein mehr als oberflächliches Verständnis russischer Art zu tun ist, der darf an diesem bedeutendsten russischen Dramatiker nicht vorübergehen.

Ihn kennen zu lernen ist allerdings nicht leicht. Sein Russisch wimmelt von Wendungen der Volkssprache, und Übersetzungen sind selten. Ins Deutsche ist aus dem halben Hundert seiner Stücke nur eines übertragen worden. Ein deutsches Buch über ihn gibt es nicht. Die Russen selber haben wohl eine große Menge von Einzeluntersuchungen, aber keine umfassende Gesamtdarstellung geliefert. Dr. Patouillet, Professor am Lycée Michelet, hat die erste breite Straße in dieses literarische Neuland gebaut. Er ist sich bewußt (S. IX), eine abschließende Würdigung noch nicht bieten zu können, aber was er gibt, ist dankenswert viel und erfreulich genau. Die weit zerstreute Literatur ist sorgfältig verzeichnet, und wenn es sich nicht um russische, also den meisten Lesern nicht unmittelbar zugängliche Quellen handelte, müßte man wohl sagen, die Darstellung sei mit langen wörtlichen Anführungen zu sehr beschwert.

Auf den ersten 100 Seiten erzählt Patouillet das weder von heftigen Geisteskämpfen noch von stürmischen Leidenschaften erschütterte Leben des Dichters, das 1823 im Diakonenhaus einer kleinen Moskauer Kirche begann und unter Enttäuschungen und Erfolgen, Geldnot und Familienglück dem unausrottbaren Drang zu dramatischem Schaffen verfallen blieb, bis es in der Leitung der kaiserlichen Theater in Moskau seine späte Krönung fand und 1886 still erlosch. Am Schlusse des Buches ist ungefähr ebenso viel Raum einer freilich nur skizzen-

hasten Sammlung von Belegen für die Richtigkeit der Sittenschilderungen Ostrowskijs sowie kurzen Bemerkungen über seine sittlichen Anschauungen und seine Kunstmittel gewidmet. Der Kern des Werkes gibt unter Beiseitelassung der geschichtlichen Stücke, die unter den Dramen Ostrowskijs nur einen kleinen Bruchteil bilden, auf rund 250 Seiten eine genaue Nachzeichnung des überreichen Bildes, das der Dichter von den Schäden des russischen Gesellschaftslebens entworfen hat. Mit fast zu vielen Proben wird da gezeigt, wie Ostrowskij die Unehrlichkeit, die Eitelkeit und den tyrannischen Stolz der Kaufleute geißelt, wie grell er die Knechtung von Frau und Kindern beleuchtet, wie er den Verfall des Adels, die Verderbtheit des Beamtentums und das Elend des Schauspielerdaseins an den Pranger stellt.

Seinen größten, in Rußland heute weniger als je umstrittenen Ruhm verdankt Ostrowskij zwei Dutzend Dramen aus dem häuslichen und geschäftlichen Leben der Kaufleute. Gerade diesen Grundstock des russischen Bürgertums hat der Dichter in Moskau ständig beobachten können. Hier entdeckte er Schätze, deren dramatische Verwertung ihm um so lohnender schien, als er sehr viele Kaufleute unter seinen Zuschauern erwarten durfte.

Gerade die russische Kaufmannschaft, sagt Patouillet (S. 102 f.), ist dem Einfluß des Theaters am leichtesten zugänglich und am ehesten darauf angewiesen. Bevor es die Massen von Industriearbeitern gab, die heute oft ein stärkeres Verlangen nach Bildung, Fortschritt und bürgerlicher Freiheit beweisen, war der Kaufmannsstand die einzige Gesellschaftsklasse, wo noch kein Kulturfirnis die echt russische Volksart entstellt hatte. Wie der vom Lande zugewanderte Bauer allmählich in diese Klasse aufstieg, verfeinerte er sich und trat mit den äußeren Formen des europäischen Lebens in Berührung, bevor er ihren Geist erfaßt hatte. Selbst seine schroffe und schwerfällige Geradheit, seine plötzlichen Anfälle von Edelmut trugen dazu bei, seine Empfänglichkeit für die Lehren, die ihm von der Bühne herab gegeben wurden, zu erhöhen.

Diese Lehren, die sich ohne alles unkünstlerische Predigen aus der dargestellten Handlung von selbst ergaben, aber naturgemäß trotzdem oft schmerzlich empfunden wurden, beruhten nach Patouillet (S. 417 f.) nicht auf den Worten des Evangeliums, sondern auf den allgemeinen Grundsätzen der Menschlichkeit. Es kamen Szenen vor, die das Schicklichkeitsgefühl so stark verletzten, daß eine Schauspielerin sich weigerte, sie zu übernehmen. Im ganzen aber stand der Dichter bei den Kaufleuten in höchster Verehrung.

Wieviel Verständnis für die Bedürfnisse der Kunst Ostrowskij bei seinen Zuschauern voraussetzen konnte, zeigt die theatergeschichtlich bedeutsame Denkschrift, in der er 1882 dem Zaren Alexander III. den Plan zu einem Volkstheater entwickelte. „Wie die Akademien", heißt es dort, „die Universitäten, die Museen ist ein gutes Theater das Zeichen der Volljährigkeit eines Volkes. Da es als Muster dienen soll, muß es nicht auf Einnahmen, sondern auf technische Vollendung sehen. Weil sich Spekulanten also fernhalten werden, müssen die Kaufleute, für die es gegründet wird, die Pflicht und die Ehre der Unterhaltung eines zwar nicht einträglichen, aber dauernd ruhmvollen Werkes übernehmen."

Ostrowskij wollte ein Haus mit den besten Einrichtungen und tausend Plätzen zu Preisen von einem Rubel bis zu 15 Kopeken. Der Kaiser wünschte die Ausführung dringend, die Stadt versprach den Baugrund, die Kaufleute bildeten eine Aktiengesellschaft — und so wurde tief in Rußland schon vor 30 Jahren die Gesundung des Theaters auf demselben Wege gesucht, auf dem wir Mitteleuropäer sie noch heute erwarten: auf dem Wege der Befreiung vom Geschäftsgeiste durch Organisation des Publikums!

Mit Tolstoj konnte Ostrowskij in Moskau oft zusammentreffen. Sie verkehrten in kameradschaftlicher Ungezwungenheit miteinander, und Tolstoj schreibt gelegentlich (Berndl S. 220), er liebe Ostrowskij sehr. Doch zeigte sich ihre grundsätzliche Verschiedenheit schon darin, daß Ostrowskij seinem Freunde durchaus das Recht bestritt, seine Auffassung des Evangeliums und seine Lebensanschauung als Dogma zu verkünden (Patouillet S. 88 f.). Das widersprach Tolstojs innerstem Wesen. Sein Leben war besonders in den letzten Jahrzehnten von Glaubenskämpfen so erfüllt, daß er den Briefwechsel mit seiner Tante Alexandra, der ganz von diesen Kämpfen widerhallt, „seine beste Autobiographie" nannte (Berndl S. x). Die fromme und geistvolle Gräfin Alexandra Andrejewna Tolstoj, die von 1844 bis 1904 als Erzieherin und Hofdame in der kaiserlichen Familie lebte, war nur elf Jahre älter als ihr berühmter Neffe. Von der lebenslangen Freundschaft mit ihm sagt sie in ihren dem Briefwechsel vorgedruckten Erinnerungen:

Wißt ihr denn, was es heißt, eine verwandte Seele zu lieben! Nicht den Menschen — seine Seele! Diese Liebe ist unvergleichlich stärker als die irdische Liebe, und die Seele Lew Nikolajewitschs war mir unaussprechlich teuer. Sie ist mir auch fernerhin teuer geblieben, aber die Jahre und die Enttäuschung haben das Ihre getan. Es ist nicht mehr dieses Feuer, nicht mehr diese Qual, die damals meine Sorgen um ihn begleitet haben. Jetzt bete ich für ihn, aber ich weiß, daß nicht meine Anstrengungen, sondern nur die Gnade Gottes ihn früher oder später auf den rechten Weg bringen wird (S. 28 f.).

Im Jahre 1859 schreibt Tolstoj der Tante über seinen sechs Jahre zurückliegenden Aufenthalt im Kaukasus, was er damals in einer martervollen und zugleich seligen Gedankenarbeit mit allen Kräften erkämpft habe, werde immer seine Überzeugung bleiben. Das Evangelium habe ihn nicht befriedigt, ihm auch keine Bestätigung der Kirchenlehre geboten, aber er habe erkannt, daß es eine Unsterblichkeit und eine Liebe gebe, und daß man für andere leben müsse, um ewig glücklich zu sein. Dann fährt er fort:

Die Sache ist die, daß ich die Religion liebe und achte, ich halte dafür, daß ohne sie der Mensch weder gut noch glücklich sein kann, daß ich sie mehr als alles andere auf der Welt besitzen möchte, daß ich fühle, wie mein Herz ohne sie verdorrt, daß ich noch hoffe und in kurzen Minuten gewissermaßen glaube; aber ich habe keine Religion und glaube nicht. Außerdem macht bei mir das Leben die Religion und nicht die Religion das Leben. Wenn ich gut bin, bin ich ihr näher und, scheint mir, gleich ganz bereit, in diese glückliche Welt einzugehen; wenn ich aber ein schlechtes Leben führe, dann scheint es mir, daß man sie auch nicht braucht. Jetzt, im Dorf, bin ich mir selber so zuwider, verspüre ich eine solche Dürre im

Herzen, daß es furchtbar und gräßlich ist, und die Notwendigkeit, eine Religion zu besitzen, wird mir fühlbarer. Gott wird helfen; es wird schon kommen (S. 140 ff.).

1862 heiratete Tolstoj. 1863 berichtet er der Tante, er sei „vollständig mit seiner Lage zufrieden", das Grübeln sei vorbei (S. 200). 1865 meint er oft zu wissen, daß er eine unsterbliche Seele habe, und freut sich, immer häufiger bestätigt zu finden, daß es einen Gott gebe. „Ich bin kein Christ", sagt er, „und noch sehr weit entfernt davon; aber die Erfahrung hat mich gelehrt, an die Unfehlbarkeit der eigenen Urteile nicht zu glauben, und alles kann sein!" (S. 219.) 1876 schreibt er: „Auf jeden Fall weiß ich, daß, je mehr ich denke, ich desto weniger glauben kann, und wenn ich doch noch zum Glauben gelangen sollte, so wird es durch ein Wunder sein" (S. 289). Im selben Jahre schildert er seine innere Zerrissenheit so:

Sie sagen, Sie wissen nicht, woran ich nicht glaube. So sonderbar und schrecklich es klingen mag: ich glaube an nichts von alledem, was die Religion lehrt; und zugleich hasse und verachte ich nicht nur den Unglauben, sondern sehe sogar keine Möglichkeit, ohne Glauben zu leben, geschweige zu sterben. Und so errichte ich mir allmählich meine eigenen Glaubensformen, die zwar unverbrüchlich, aber auch sehr unbestimmt und trostlos sind. Fragt die Vernunft, so antworten sie gut; wenn aber das Herz weh tut und um Antwort bittet, sind sie weder Stütze noch Trost. Ich mit meinen Forderungen der Vernunft und den Antworten, welche die christliche Religion gibt, befinde mich in der Lage zweier Hände, die sich falten möchten, deren Finger sich aber gegeneinander stemmen. Ich wünsche, sie zusammenzubringen, aber je mehr ich mich anstrenge, desto schlimmer ist es, während ich doch zugleich weiß, daß sie füreinander gemacht sind (S. 295).

In den Briefen der Jahre 1878 und 1879 erzählt Tolstoj gelegentlich, daß er bete (S. 321 341 355). Am 28. Februar 1879 schreibt ihm die Tante: „Wie bin ich glücklich, daß Sie jetzt gläubig sind!" (S. 346.) Ein Jahr darauf bekennt er, wer sich retten wolle, müsse der Lehre Christi folgen, die im ganzen Evangelium, nicht bloß in der Bergpredigt enthalten sei; aber Christus habe sich nicht als Gott ausgegeben und sei es auch nicht (S. 363). Von einem Besuch auf dem Landgute Tolstojs im Jahre 1887 erzählt die Tante in ihren Erinnerungen:

Er las mir oft seine Lieblingsgedichte von Tjutschew und einige von Chomjakow vor, die er besonders schätzte, und wenn in irgend einem Gedicht der Name Christi vorkam, zitterte seine Stimme, und seine Augen füllten sich mit Tränen.... Diese Erinnerung tröstet mich noch bis jetzt: er liebte, ohne es selbst zu wissen, tief in seinem Herzen den Erlöser; aber er sah in ihm nur den nicht gewöhnlichen Menschen. Schwer ist der Widerspruch zwischen seinen Worten und seinen Gefühlen zu verstehen ... (S. 40).

1897 sahen sich die beiden Briefschreiber zum letzten Male, in Petersburg. Die Tante erschrak über die Heftigkeit, mit der ihr Neffe behauptete, ein vernünftiger Mensch könne sich selbst erlösen, dazu brauche er niemand, auch Christus nicht (S. 82 f.). „Am Rande des Grabes stehend", schrieb der Dichter 1903,

ein Jahr vor dem Tode seiner Freundin und sieben Jahre vor seinem eigenen Tode:

Überhaupt fühle ich in der Annäherung des unvermeidlichen und guten Ausgangs, daß ich, je bestimmter meine Vorstellungen darüber sind, was dort sein wird, desto weniger an sie glaube, und umgekehrt, je unbestimmter, desto stärker und gefestigter wird mein Glaube daran, daß das Leben hier nicht sein Ende findet, sondern ein neues und besseres dort anfängt. So vereinigt sich alles zum Glauben an Gottes Güte; alles, was von ihm stammt und zu ihm zurückkehrt, ist das Gute. So, wie ich von ihm ausgegangen bin, als ich geboren ward, so kehre ich, sterbend, zu ihm zurück, und dies kann nicht anders sein als gut. Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! (S. 423.)

Man hat schon an diesen wenigen Auszügen sehen können, wie stark sich bei Tolstoj das Gefühl in die Gedanken einmischte. Gräfin Alexandra fand „eben das so wunderschön", daß er im Gegensatz zu Turgenjew, der nur mit dem Kopfe schreibe, „überall und gleichsam wider Willen" das Herz sprechen lasse (S. 300). Wo es Elend zu lindern galt, wirkte dieses mächtige Gefühl viel Gutes. Wenn Tolstoj in seinen Schulen die armen Kinder des Volkes sah, ergriffen ihn Unruhe und Schrecken wie beim Anblick ertrinkender Menschen: hier drohten soviel Seelen unterzugehen, weil niemand ihnen half (S. 279). Menschen besser und glücklicher zu machen, empfindet er als seine Pflicht, und er will bis zu seiner letzten Stunde nicht davon ablassen (S. 376). „Je länger ich lebe", schreibt er im Jahre 1894, „und je näher der Tod heranrückt, desto mehr überzeuge ich mich von dem Unrecht unseres Lebens im Reichtum; und ich kann darunter nur leiden" (S. 411). Bekanntlich fand er erst in seinen allerletzten Erdentagen die Kraft, durch die Flucht aus seinem Schlosse die Armut zu verwirklichen, die seine Lehre zu fordern schien. Anders als kämpfend durfte aber auch ein Mann nicht enden, der schon vor einem halben Jahrhundert geschrieben hatte:

Um ehrlich zu leben, muß man sich auf alle mögliche Weise anstrengen; man muß sich zu befreien suchen, muß kämpfen, umherirren, fehlen, anfangen, aufhören, wieder anfangen und wieder aufhören und ewig kämpfen und unterliegen. Ruhe ist eine seelische Gemeinheit. Darum wünscht auch der schlimme Teil unserer Seele Ruhe, ohne zu ahnen, daß diese Ruhe mit dem Verlust alles dessen verknüpft ist, was in uns Schönes ist, und was nicht aus dem Menschen, sondern von dort stammt (S. 106 f.).

Gewiß bleibt das Schwanken zwischen Sieg und Niederlage keinem von uns erspart. Wer sich aber nicht zu einem ruhigeren Gleichgewichte durchringt, als Tolstoj es in diesen Briefen offenbart, der darf nicht wagen, für die Ergebnisse seines eigenmächtigen Denkens von der Menschheit Anerkennung in einer so wichtigen Sache zu fordern, wie es die Religion ist. In einem Briefe aus dem Jahre 1859 sagt Gräfin Alexandra ihrem damals einunddreißigjährigen Neffen: „Sie, lieber Freund, sind kein schlechter, aber ein ziemlich fauler und inkonsequenter Mensch" (S. 153). Der Neffe selber hatte ihr diese Worte auf die Zunge gelegt, als er im unmittelbar vorhergehenden Briefe bekannt hatte: „Stolz,

Faulheit und Skeptizismus fahren fort, mich zu regieren. Aber ich fahre fort, zu kämpfen, immer hoffe ich noch besser zu werden, als ich bin" (S. 150). Wie stark indessen noch 1887 die Eigenliebe seine Anschauungen beeinflußte, beweist die Wahrnehmung der Tante, daß ihn die abgeschmacktesten Briefe entzückten, wenn darin „nur irgend ein Anklang an seine Ideen" zu finden war (S. 41). Vier Jahre später bat er die Tante, seinen gedruckten Briefwechsel mit einem amerikanischen Pastor zu lesen; sie werde sich wundern, wie merkwürdig dieser Amerikaner, den er nie gesehen habe, mit ihm übereinstimme. Alexandra fand zu ihrer grenzenlosen Überraschung, daß in dem Buche vom protestantischen Standpunkt aus alle Lehren Tolstojs widerlegt waren! „Es versteht sich von selbst", schließt sie die Erzählung dieser Entdeckung, die sie ihm sogleich mitteilte, „daß sein Stolz oder seine Eigenliebe ihm nicht erlaubte, seinen Fehler einzugestehen" (S. 76). Im Jahre 1882 geriet er einmal in einen solchen „Paroxysmus" gegen die Religion, daß seine Tante „das Irrereden eines Wahnsinnigen" zu hören glaubte. Als er zu Ende war, gab sie ihm zur Antwort, die ganze Zeit habe der Teufel des Stolzes hinter ihm gestanden. „Ja, ich bin stolz darauf", erwiderte er, „der einzige zu sein, der endlich die Wahrheit erfaßt hat" (S. 33).

Wenn daher Berndl in seiner Einleitung die Persönlichkeit Tolstojs als eine Wiederkehr jener Geschlossenheit bewundern wollte, die er den großen Menschen uralter Vergangenheit zuschreibt, so hätte er diese Bewunderung jedenfalls auf das naturhaft wilde Ungestüm einschränken müssen, mit dem Tolstoj — vorausgesetzt, daß er aufrichtig war — nach Geschlossenheit gerungen hat. Wieviel ihm zur wirklichen Geschlossenheit menschlicher Größe und gar zum Recht auf religiöse Führerschaft fehlte, wird durch diese Briefe von neuem bestätigt. Daß alle Versuche, die Lebenskraft seiner Lehren zu erproben, kläglich gescheitert sind, ist ohnehin bekannt.

Über Dostojewskij schreibt die Gräfin Alexandra in ihren Erinnerungen (S. 29 f.), als Moralisten stelle sie ihn über alle andern Schriftsteller, Tolstoj nicht ausgeschlossen. Sie habe Dostojewskij 1881 die Richtung ihres Neffen aus einigen seiner Briefe zu erklären versucht. Dostojewskij habe „mit einer verzweifelten Stimme" ausgerufen: „Nein, nein, das ist nicht das Rechte!" Aus gewissen Worten habe sie geschlossen, daß Dostojewskij eine Widerlegung Tolstojs beabsichtigte; aber schon nach fünf Tagen sei er gestorben. Die Sammlung seiner Briefe, denen Eliasberg eine von Tscheschichin verfaßte chronologische Lebensübersicht und einige 70 Seiten zeitgenössischer Urkunden beigegeben hat, führt von den ersten Jünglingsjahren bis zum Tode.

Auch bei Dostojewskij waren literarische und religiöse Gedanken eng ineinander gewoben. Schon den Neunzehnjährigen erinnert Homer an Christus (S. 11). 14 Jahre später findet sich in einem Briefe an die Frau des Dekabristen Fonwisin das Bekenntnis:

Ich habe von vielen gehört, daß Sie sehr religiös sind. Doch nicht weil Sie religiös sind, sondern weil ich es selbst erfahren und durchgemacht habe, will ich Ihnen sagen, daß man in solchen Augenblicken „wie trockenes Gras" nach dem

Glauben lechzt und ihn schließlich findet, eigentlich nur aus dem Grunde, weil man im Unglück die Wahrheit klarer einsieht. Ich will Ihnen von mir sagen, daß ich ein Kind dieser Zeit, ein Kind des Unglaubens und der Zweifelsucht bin und es wahrscheinlich (ich weiß es bestimmt) bis an mein Lebensende bleiben werde. Wie entsetzlich quälte (und quält mich auch jetzt) diese Sehnsucht nach dem Glauben, die um so stärker ist, je mehr Gegenbeweise ich habe. Und doch schenkt mir Gott zuweilen Augenblicke vollkommener Ruhe; in solchen Augenblicken liebe ich und glaube auch geliebt zu werden; in diesen Augenblicken habe ich mir mein Glaubensbekenntnis aufgestellt, in dem mir alles klar und heilig ist. Dieses Glaubensbekenntnis ist höchst einfach, hier ist es: Ich glaube, daß es nichts Schöneres, Tieferes, Sympathischeres, Vernünftigeres, Männlicheres und Vollkommeneres gibt als den Heiland; ich sage mir mit eifersüchtiger Liebe, daß es dergleichen nicht nur nicht gibt, sondern auch nicht geben kann. Ich will noch mehr sagen: Wenn mir jemand bewiesen hätte, daß Christus außerhalb der Wahrheit steht, und wenn die Wahrheit tatsächlich außerhalb Christi stünde, so würde ich es vorziehen, mit Christus und nicht mit der Wahrheit zu bleiben (S. 61 f.).

In seinen letzten Lebensjahren stand Dostojewskij dem vollen Glauben wohl noch näher. Denn 1878 mahnt er eine Mutter, sie solle ihr Kind an Gott glauben lehren, „und zwar streng nach der Überlieferung", sonst könne sie aus ihm „keinen guten Menschen machen, sondern im besten Falle einen Dulder und im schlimmsten Falle — einen gleichgültigen fetten Menschen". Etwas Besseres als den Heiland könne sie gar nicht erfinden (S. 205). Und noch einen Monat vor seinem Tode schreibt er einem Arzte:

Sie urteilen sehr richtig, wenn Sie meinen, daß ich den Grund aller Übel im Unglauben sehe und behaupte, daß derjenige, der den Nationalismus verneint, auch den Glauben verneint. Das trifft ganz besonders auf Rußland zu, denn bei uns ist der nationale Gedanke auf dem Christentum begründet. „Christliches Bauernvolk", „rechtgläubiges Rußland" sind unsere Grundbegriffe (S. 223).

In diesem Programm der russischen Slawophilen sah auch Dostojewskij die Sendung ausgesprochen, die Rußland in Europa zu erfüllen habe: es müsse „der Welt seinen eigenen russischen Christus, den die Völker noch nicht kennen", offenbaren. „Darin", schreibt er, „liegt, wie ich glaube, das tiefste Wesen unseres gewaltigen zukünftigen Kulturträgertums und der Auferweckung der Völker Europas, das tiefste Wesen unserer zukünftigen kraftstrotzenden Existenz" (S. 153). In Westeuropa hätten — so schrieb er 1871 unmittelbar nach dem deutsch-französischen Kriege von Dresden aus — die Völker durch die Schuld des Katholizismus den Heiland verloren; deshalb gehe Westeuropa zugrunde, und „der Verfall der päpstlichen Macht neben dem Verfall der ganzen römisch-germanischen Welt (Frankreich usw.)" sei ein bedeutsames Zusammentreffen (S. 190). Der Weltkrieg hat das Falsche und das Wahre dieser Geschichtsphilosophie hell genug beleuchtet.

Durch frühzeitig begonnenes regelloses Lesen hat sich Dostojewskij den Weg zu klaren Gedanken nach Kräften verlegt. Die europäischen Dichter seiner Zeit, Geschichte und Volkswirtschaft, Hegel und Kant, Koran und Kirchenväter (S. 4

58 219 f.) wirbeln durcheinander. Welche Verwirrung beim gänzlichen Mangel gründlicher Schulung daraus entstehen mußte, kam ihm so wenig zum Bewußtsein, daß er ein Jahr vor seinem Tode unter Berufung auf seine Erfahrung einem Vater ähnlich seltsame Vorschläge für die Ausbildung seiner Tochter machte (S. 219 ff.). Als weiteres Hemmnis hatte der Dichter, wie er selber gesteht (S. 104 133), und wie seine Freunde bestätigen (S. 285 294), „einen schlechten und übertrieben leidenschaftlichen Charakter" (S. 104), den jugendliche Ausschreitungen (S. 28 30) und die Torheit seiner ersten Ehe (S. 283) natürlich nicht besserten.

Entsetzlich schwer, darum aber auch versöhnend hing über diesem armen Dasein die Wolke eines harten Schicksals. Die Briefe reden eine furchtbare Sprache von den drei Jahre langen Schrecken des sibirischen Zuchthauses, von der Fallsucht, die ihr Opfer nicht losließ, von der bittern Not, in der dieser kranke Mann zwischen drängenden Gläubigern und einer darbenden Gattin Tag und Nacht arbeitete. „Und dabei verlangen sie von mir künstlerische Abgeklärtheit", ruft er einmal verzweifelt aus, „eine Poesie ohne Spannung und Trübung, und weisen mich auf Turgenjew und Gontscharow hin! Wenn sie nur wüßten, in welcher Lage ich arbeiten muß . . ." (S. 160).

Deshalb verstand Dostojewskij aus tiefstem Erleben den Sinn des Leides, das der Krieg über ein Volk bringt. Er schreibt am 29. August 1870:

> Ohne Leid begreift man kein Glück. Das Ideal wird durch das Leid geläutert wie das Gold durch das Feuer. Das Himmelreich muß sich der Mensch erkämpfen. Frankreich ist in der letzten Zeit verroht und verflacht. Ein vorübergehender Schmerz hat nichts zu bedeuten; Frankreich wird ihn ertragen und zu einem neuen Leben, zu neuen Ideen erwachen. . . . Das neue Leben und die Umgestaltung des Landes sind so wichtig, daß selbst die schwersten Prüfungen dagegen nichts zu bedeuten haben. Erkennen Sie denn darin nicht Gottes Hand?! (S. 180.)

Mögen sich diese Worte an den Besiegten wie an den Siegern des jetzigen Krieges vollkommener erfüllen als damals! Und mögen beide auch das andere Wort, das Dostojewskij fünf Tage vor dem Frankfurter Frieden in Dresden schrieb (S. 187), nicht ganz übersehen: „Die Leute haben sich in den Kopf gesetzt, daß sie für Literatur keine Zeit mehr haben — als ob die Literatur eine Spielerei wäre; eine nette Bildung!"

Jakob Overmans S. J.

Umschau.

Zum 25. Gedenktag der Enzyklika Leos XIII. Rerum novarum über die Lage der Arbeiter vom 15. Mai 1891.

Wieder lauschen die Völker jedem Wort, das vom Stuhle Petri kommt. Weit über die katholischen Kreise hinaus leuchtet der Name Benedikts, des gesegneten Friedensfürsten. Seine hohe Sendung ist allen, die guten Willens sind, klar geworden: Hüter und Hort christlicher Bruderliebe mitten im Völkerkampf zu sein, der ruhende Fels im brandenden Meer.

25 Jahre zurück — da ertönte ein anderer Friedensruf. Das Lumen de coelo, „Licht vom Himmel", der dreizehnte Leo hatte ein Friedensdokument eigenster Art erlassen. Die Enzyklika Rerum novarum oder De conditione opificum über die Lage der Arbeiter ward als ragender Schlußstein errichtet in der Friedensaktion des großen Papstes. Sie galt nicht den Völkern, wohl aber deren hadernden, streitenden Ständen. Die soziale Frage ist gelöst, soweit sie in den gegenwärtigen Verhältnissen zu lösen ist, schrieb ein sozialistisches Blatt. Und inniger Gleichklang und Austausch der Gedanken verband den achtzigjährigen greisen römischen Pontifex mit dem dreißigjährigen, jugendfrischen Deutschen Kaiser. In laut jubelndem Echo empfing zumal die katholische Welt das Friedenswort, die frohe Botschaft des vierten Standes aus dem Munde des Statthalters Christi. Tief drang sie ein. Wenn wir heute die Arbeiterfrage in ihrem Prinzip als gelöst, die Einordnung des Arbeiterstandes als gleichberechtigtes Glied unter die übrigen Stände als grundsätzlich vollzogen bezeichnen dürfen[1], dann danken wir es mit an erster Stelle Leo und seinem Lebenswerk, dessen Krone die Enzyklika vor 25 Jahren war.

Ein schnelllebiges Geschlecht gleitet nur allzurasch über die Großtaten seiner Führer hinweg, vergißt, wem die Errungenschaften der Zeit zu verdanken sind. Manchmal will es scheinen, als sollte der große Papst dieses Los teilen. Und doch hatte er Eigenstes zur Lösung der sozialen Frage geboten, was sonst keiner bieten konnte. Er, der in seinem Leben von an die hundert Jahre der Arbeiterfrage fast in ihrer ganzen Entwicklung miterlebend gefolgt war, er diente der Bewegung nicht nur mit Lehrworten und Theorien, er diente ihr vor allem dank seiner einzigartigen Stellung mit Führerworten, noch mehr, er schuf dem arbeitenden Volke die Führer, deren es bedurfte, um sich zu erheben und der Gesellschaft einzugliedern.

---

[1] Vgl. „Der große Krieg, die Reifeprüfung des Arbeiterstandes" in dieser Zeitschrift 88. Band, S. 26—34.

Leo war der soziale Papst auch nicht von ungefähr geworden. Ein arbeitsreiches Leben hatte ihn darauf vorbereitet. Geboren als Sohn des Herrensitzes von Carpineto, wuchs er auf unter den einfachen Menschen in der kernigen, gesunden Luft seiner Volskerberge. Seine Tätigkeit als Verwaltungsbeamter in Benevent und Perugia, woselbst er z. B. eine Sparkasse mit öffentlicher Unterstützung ins Leben rief, gab ihm weitere Einblicke in die Lage des Volkes. Als Höhepunkt der sozialpolitischen Schulung Leos darf wohl die Zeit seiner Nuntiatur in Brüssel 1843—1846 bezeichnet werden. Dort sah er das Volk des hochgewerblichen Belgiens, dort verkehrte er viel in den von frischestem Geist erfüllten, eben aufgeblühten Vinzenzkonferenzen. Sein Weg führte ihn von dort nach London und Paris, nach Köln zu Kardinal Geissel. So lernte er den englisch-französischen Industrialismus, den liberalen Gedankenkreis, der ihn erzeugt hatte, wie die sozialreformerischen Ideen, die aus ihm selbst hervorgingen, unmittelbar kennen. Als Kardinalerzbischof von Perugia hatte er durch ein ganzes Menschenalter (1846—1878) Zeit genug, diese Anregungen weiter zu verfolgen, in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Die letzten Hirtenschreiben als Erzbischof über das Christentum und die Zivilisation bilden den Abschluß dieser Periode.

Ausgerüstet mit der Erfahrung von zwei Menschenaltern, mit der Kenntnis und dem Erlebnis der ersten Entwicklungsperiode des sozialen Kampfes, trat Joachim Pecci als Leo XIII. sein Pontifikat an. Es war die Zeit, da ein neuer Abschnitt in der Lösung der sozialen Frage anbrach. Wir können ihn wohl als den deutschen bezeichnen, da das Deutsche Reich erst so recht in die Reihen der Industriestaaten eintrat und in seiner staatlichen Sozialpolitik ganz neue Wege betrat. Leo, der stets so warm für das Zusammengehen der „Zivilisation" und der Religion, das Zusammenarbeiten von Staat und Kirche überall, auch auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege eintrat, fand deshalb gerade in Deutschland hervorragendes Verständnis und freudige Aufnahme seiner sozialen Ziele.

Nicht umsonst hat darum die Gestalt des Arbeiters, die im Hof der Lateranbasilika in Rom an die soziale Tätigkeit Leos erinnern soll, deutsche Züge angenommen. Dem deutschen katholischen Arbeiter hat Leo unzweifelhaft am meisten gegeben. Aber durch ihn hat er unserem ganzen Volke Wertvollstes vermittelt. Ein gut Teil unserer Einigkeit in schwerer Zeit haben wir ihm zu danken.

Constantin Noppel S. J.

Die Bevölkerungsfrage im preußischen Abgeordnetenhaus.

Schon vor Ausbruch des großen Krieges war beim Deutschen Reichstag ein von mehr als 200 Abgeordneten verschiedener Parteirichtungen unterzeichneter Antrag eingebracht worden, der durch Beschränkung des Handels mit antikonzeptionellen Mitteln dem Geburtenrückgang Einhalt zu tun bezweckte. Durch vorzeitigen Schluß der Session wurde die Besprechung dieses Antrages damals leider verhindert und die Zeitereignisse waren einer Wiedereinbringung desselben beim Reichstag bisher nicht günstig. Die Dringlichkeit des Gegenstandes veranlaßte aber den Abgeordneten Professor Faßbender, dem Preußischen Landtag in der gleichen Sache den folgenden Antrag vorzulegen:

„Die Königliche Staatsregierung zu ersuchen, bei dem Bundesrat dahin zu wirken, daß derselbe dem Reichstag möglichst bald einen Gesetzentwurf vorlegen möge, durch welchen der Bundesrat ermächtigt wird, nicht allein jedes unaufgefordert an das Publikum sich herandrängende Anbieten und Anpreisen durch Kataloge, Drucksachen, Hausieren usw., sondern auch das Feilhalten und den Vertrieb von Gegenständen, die zur Beseitigung der Schwangerschaft oder zur Verhütung der Empfängnis geeignet sind, zu beschränken oder zu untersagen, wie auch alle nur für das Laienpublikum bestimmten Schriften und Bücher, in welchen sich Beschreibungen und Besprechungen der antikonzeptionellen und zur Unterbrechung der Schwangerschaft geeignete Methoden und Mittel finden, zu verbieten."

Dieser Antrag wurde vom Preußischen Abgeordnetenhause mit großer Mehrheit angenommen, nachdem zuvor in der Kommission und in zwei Sitzungen am 24. und 25. Februar 1916 eine sehr gründliche Besprechung des gesamten Problems des Geburtenrückganges stattgefunden hatte. Die ganze Debatte und die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden des Regierungskommissars, Geh. Obermedizinalrats Dr. Krohne, und der Abgeordneten Frhrn. Schenk zu Schweinsberg, Dr. Faßbender und Dr. Lohmann waren von so hohem sittlichen Ernst getragen und zeugten von so tiefem Verständnis dieser Frage, daß eine wortgetreue Wiedergabe der gesamten Verhandlungen in einer eigenen Schrift einen Ehrenplatz unter den zahlreichen Veröffentlichungen über die Geburtenfrage einnehmen würde. Die Berichte über die Verhandlungen in der Presse waren leider meist viel zu kurz und zu ungenau, um die Bedeutung jener denkwürdigen Sitzung genügend hervortreten zu lassen. Es soll daher an der Hand des stenographischen Berichtes im folgenden versucht werden, einige Feststellungen und Momente von bleibender Bedeutung aus jenen Verhandlungen hervorzuheben.

Sehr erfreulich ist zunächst die Tatsache, die sich sowohl aus den Äußerungen der Regierungsvertreter als aus denjenigen der Abgeordneten ergibt, daß man allgemein von der ungeheuern Tragweite durchdrungen war, die die Bevölkerungsfrage für die ganze Zukunft unseres Volkes besitzt. Der Minister v. Loebell bezeichnete das Geburtenproblem als *die Frage der Zukunft*, und Dr. Faßbender sagte sehr treffend, es handle sich bei dieser Frage nicht um *ein* Problem, sondern um *das* Problem. Dr. Krohne meinte sogar, die Lösung dieser Frage werde vielleicht einmal darüber entscheiden, welche Stellung Deutschland in Zukunft im Rate der Völker einnehmen werde.

Die auf reichem Tatsachenmaterial fußende Rede des Regierungskommissars Dr. Krohne gibt zunächst in knappen Zügen ein Bild des Rückganges der Geburtenziffer. Im 19. Jahrhundert schwankte die Geburtenziffer zwischen 35 und 40 Lebendgeburten auf je 1000 Einwohner. Den Höchststand erreichte sie im Jahre 1876 mit 40,9 und sank dann allmählich wieder bis 35 zur Zeit der Jahrhundertwende. Dann erfolgt ein rapider Absturz bis auf 27 in einem Zeitraum von 12—13 Jahren. Die Abnahme war dreimal so stark wie in den vorhergehenden 25 Jahren und schneller als bei irgendeinem andern Kultur-

volk. Selbst Frankreich hat für die gleiche Abnahme der Geburtenziffer von 8 auf 1000, die bei uns in 12 Jahren vor sich ging, 70 Jahre gebraucht. Wäre die Geburtenziffer durchschnittlich die gleiche geblieben, wie im Jahre 1900, so hätten wir jetzt jährlich 560000 Geburten mehr und die Bevölkerung des Deutschen Reiches würde sich auf 70—71 Millionen, statt auf 68 Millionen belaufen. Die Sterblichkeit hat allerdings auch sehr bedeutend abgenommen, aber seit 1900 doch nur um 4,4 gegenüber einer Abnahme der Geburten um (genau) 7,7 auf 1000. Die Geburtenziffer ist also um 75 % rascher gesunken als die Sterbeziffer, die zudem naturgemäß eine Grenze hat, während die Geburtenziffer immer weiter sinken und darum zu einer positiven Verminderung der Bevölkerung führen kann, wie das in Frankreich bereits geschehen ist und nach dem Kriege zweifellos in noch viel weiterem Umfange geschehen wird. Der Redner wies auch hin auf das alte Rom, wo die Kinderzahl zur Kaiserzeit derart gesunken war, daß es nur noch den vierten Teil an wehrfähigen Mannschaften ins Feld führen konnte, die es zur Zeit der Punischen Kriege aufgebracht hatte, und darum dem Ansturm der Germanen erlag.

Das sind die Tatsachen, und welches sind die Ursachen des Geburtenrückganges? Nicht Rassenverschlechterung. Schon die Abnahme der Sterblichkeit spricht gegen die Annahme einer Rassenverschlechterung beim deutschen Volke, mehr aber noch die ungeheuern Leistungen, die es im gegenwärtigen Kriege zustande gebracht hat. Auch die nur geringfügige prozentuale Abnahme der Eheschließungen kann nicht zur Erklärung herangezogen werden, da die absolute Zahl der Eheschließungen von 1900—1913 um 34000 zugenommen, die absolute Zahl der Geburten aber im gleichen Zeitraum um 166000 abgenommen hat. Ebensowenig hängt die Geburtenverminderung mit einer Zunahme des Alkoholismus zusammen. Denn, so bedauerlich auch der übermäßige Alkoholgenuß in Deutschland immer noch ist, eine Steigerung hat in den letzten Jahrzehnten nicht stattgefunden, sondern im Gegenteil eine Abnahme. Selbst die Geschlechtskrankheiten, deren unheilvolle Wirkung auf die Zeugungsfähigkeit nicht zu bestreiten ist, können die gerade seit der Jahrhundertwende eingetretene große Geburtenverminderung nicht erklären. Der durch Geschlechtskrankheiten verursachte Ausfall an Geburten in Deutschland wird von Fachärzten auf jährlich 200000 geschätzt. Aber dieselben Fachärzte versichern, daß seit 1900 keine Zunahme der Geschlechtskrankheiten bemerkbar, sondern anscheinend eine Abnahme eingetreten sei. Wirtschaftliche Ursachen, die Verteuerung der gesamten Lebenshaltung, namentlich die Wohnungsteuerung, haben zweifellos die Geburtenbeschränkung begünstigt. Stellt man aber die Frage so, ob nur wirtschaftliche Ursachen die Geburtenverminderung veranlaßt haben, so ist sie entschieden zu verneinen. Wohl sind die Wohnungen und alle Lebensverhältnisse in den drei letzten Jahrzehnten erheblich teurer geworden, die Lebensmittel um umgefähr 30%. Aber auch Einkommen, Gehälter und vor allem Arbeitslöhne sind gestiegen, zum Teil um 50% oder noch mehr. Der gesamte Volkswohlstand hat in den letzten Jahrzehnten ganz außerordentlich zugenommen, und mit diesem wachsenden Wohlstand

sind gewisse unerfreuliche Erscheinungen zutage getreten, die sich nach dem Zeugnis der Geschichte auch sonst gezeigt haben, wenn Völker in kurzer Zeit zu großem Wohlstand gelangt sind. Luxus und Wohlleben haben eine Umwälzung in den Anschauungen über Ehe und Kindersegen hervorgerufen, so daß die Kinder nicht mehr als ein Segen Gottes, sondern in weiten Kreisen, namentlich auch unter der Frauenwelt, als eine Last empfunden werden, der man sich möglichst zu entziehen sucht.

In dieser Unlust zur Kindererzeugung, in der Verkennung der höchsten sittlichen Bestimmung der Ehe, der Fortpflanzung unseres Geschlechtes und der Aufzucht von tüchtigen Kindern, liegt der tiefste Grund des Geburtenrückganges. Bei solcher Stimmung der Bevölkerung ist es denn begreiflich, daß der Handel mit antikonzeptionellen Mitteln sich bei uns, wie Dr. Krohne mit Recht sagte, zu einem öffentlichen Skandal ausgewachsen hat. Die Sache liegt nach den dem Ministerium vorliegenden Berichten schon nicht mehr so, daß man solche Gegenstände nur in verschiedenen kleinen Winkelgeschäften kaufen kann; nein, bis in die entlegensten Dörfer kommen Geschäftsreisende solcher Firmen und drängen den Leuten diese Gegenstände förmlich auf. Dazu kommt das erschreckende Umsichgreifen der Verbrechen gegen das keimende Leben. Dr. Krohne hat darüber keine konkreten Zahlenangaben gemacht, und es liegt ja auch in der Natur der Sache, daß genaue statistische Feststellungen auf diesem Gebiete nicht möglich sind. Es möge aber hier eine Stelle aus der Rede des konservativen Abgeordneten Freiherrn Schenk zu Schweinsberg Platz finden, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigt[1]:

„Als unser Referent mitteilte, daß in der Kommission von seiten der Staatsregierung die Mitteilung gemacht worden sei, daß die Zahl der Abtreibungen in einem Jahre die Rekordziffer von mehreren Hunderttausend erreicht hat, da hieß es allgemein: er müsse sich verhört haben; es sei undenkbar, daß eine so gewaltige Zahl der Abtreibungen erreicht worden sei, die zur Kenntnis der Kriminalbehörden oder Verwaltungsbehörden gekommen sei. Als der Referent versicherte, es sei trotzdem so, und mitteilte, das gleiche Entsetzen habe auch die Kommission erfaßt, als der Vertreter der Staatsregierung bei seinen Angaben geblieben sei, da wurde es still im Saal; denn wir sahen, wie in den blühenden Zügen unseres Vaterlandes sich bereits Züge einstellen, die deutlich den Stempel des Niederganges zeigen. Wir erhoffen von der Wirkung auch dieses Krieges, daß unser Volk sich besinnen wird auf sich selbst und auf seinen Gott, um solchem Unwesen entgegenzutreten; denn wenn eine solche gewaltige Zahl zur Kenntnis der Behörden gekommen ist, wie groß muß dann die Zahl der nicht erfaßten heimlichen Sünden gewesen sein, die auch auf diesem Gebiete liegen. Damit opfern wir, opfert unser Volk dem Moloch viele Blüten seiner Jugendkraft. Wenn ein Volk nicht imstande ist, das keimende Leben zu schützen, sondern das keimende Leben in solcher gewaltigen Zahl der Vernichtung preisgibt, dann kann es die Rolle unter den Staaten der Welt auf die Dauer nicht mehr behaupten,

[1] Verhandlungen des Hauses der Abgeordneten. 22. Legislaturperiode. 3. Session. 16. Sitzung. Amtlicher stenographischer Bericht Sp. 1018.

die wir für Deutschland in Anspruch nehmen und in Anspruch nehmen müssen. Ich muß Sie bitten, einen Augenblick von diesen Zuständen hinwegzusehen und mich im Geiste auf unsere Schlachtfelder hinauszubegleiten. Ich weiß nicht, wie groß die Zahl der Verluste ist, die uns der Krieg an Toten und Verwundeten gebracht hat, — von dem Feinde und auch wohl im Inlande ist schätzungsweise die Verlustziffer auf annähernd eine halbe Million angegeben, — ob das zutrifft, ob es nicht zutrifft, vermag ich nicht zu entscheiden. Aber angenommen, es träfe die Zahl zu, dann machen Sie sich einmal klar, was hier unserem Volke vor Augen geführt wird. Wenn der Todesengel durch die Reihen unserer Krieger geht, wenn Gott von uns das Opfer einer halben Million junger Söhne unseres Vaterlandes fordert, dann steht das in gar keinem Verhältnis zu den Opfern, die das deutsche Volk seiner Lust oder vielleicht der Unlust seiner Frauen bringt, die nicht den Mut oder die Kraft haben, die Folgen einer Schwangerschaft auf sich zu nehmen, nicht austragen wollen, was Gott in ihrem Schoße werden läßt, nicht zur vollen Erscheinung ausreifen lassen, was ihren Segen und den Segen des Vaterlandes darstellt."

Als Mittel zur Eindämmung des Geburtenrückganges und Vermehrung der Bevölkerungsziffer wurden neben der religiös-sittlichen Einwirkung und dem oben erwähnten Antrag die auch in unserem früheren Artikel angeführten Maßnahmen[1] empfohlen: Verminderung der Säuglingssterblichkeit, Regelung des Haltekinderwesens, Bekämpfung der Tuberkulose, Seuchen und Geschlechtskrankheiten, Erleichterung der Eheschließung, Wohnungsfürsorge, Sonderbesteuerung Lediger, geringere Besoldung kinderarmer Beamten, Unterstützung kinderreicher Familien usw. Es sei aus den Verhandlungen noch hervorgehoben, daß die gegen das Verbot des Handels mit antikonzeptionellen Mitteln erhobene Einwendung, es würde durch diese Maßnahme die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten vermehrt werden, mit dem Hinweis widerlegt wurde, daß es nach Versicherung von Fachleuten antiseptische Mittel gibt, welche die Übertragung von Geschlechtskrankheiten verhindert, ohne die Empfängnis zu verhüten.

Vor allem müssen wir aber auf einen zweiten Antrag Professor Faßbenders hinweisen, der im Hinblick auf den Geburtenrückgang eine Reform des Beamtenwesens verlangt. Bisher war es leider vielfach so, daß Kinderreichtum bei sonst gleicher Befähigung nicht als Empfehlung, sondern als Hindernis bei Übertragung mancher Posten angesehen wurde, von deren Inhaber man eine gewisse Repräsentation fordern zu müssen glaubte. Diesen Übelstand will der Antrag Faßbenders beseitigen, der folgenden Wortlaut hat:

„Die Königliche Staatsregierung zu ersuchen, dahin zu wirken, daß für eine Anstellung oder Beförderung von Beamten bei der Auswahl unter den dafür geeigneten Personen solche mit einer größeren Kinderzahl in besonderem Maße berücksichtigt werden."

Wie zweckmäßig dieser Antrag und überhaupt eine Reform des Beamtenrechtes und der Beamtenbesoldung unter dem Gesichtspunkt des Geburtenproblems

[1] Vgl. diese Zeitschrift Bd. 90, S. 318 ff.

ist, geht aus einer amtlichen „Statistik über den Haus- und Familienstand und über die Kinderzahl der männlichen Beamten und Unterbeamten der Reichspost- und -telegraphenverwaltung[1]“ (Reichstagsdrucksachen Nr. 703, 13. Legislaturperiode, 1. Session, 1912/13) hervor. Unter den verheirateten, verwitweten und geschiedenen Beamten dieses Ressorts hatten:

	von den höheren Beamten	von den mittleren Beamten	von den Unterbeamten
keine Kinder	19,1 %	17,7 %	13,3 %
1 Kind	27,0 „	28,0 „	23,8 „
2 Kinder	29,7 „	27,4 „	23,7 „
3 Kinder	14,8 „	14,9 „	15,5 „
4 Kinder	6,0 „	6,5 „	9,6 „
5 Kinder	2,1 „	3,0 „	6,0 „
6 und mehr Kinder . . .	1,3 „	2,5 „	8,1 „

Also mehr als $^3/_4$ aller verheirateten höheren Beamten (75,8 %) und fast $^3/_4$ (73,1 %) der verheirateten mittleren Beamten hatten nicht mehr als 2 Kinder und nur 9,4 bzw. 12,0 % dieser Gruppen hatten mehr als 3 Kinder, während doch, um die Bevölkerungsziffer nur im Gleichgewicht zu halten, mindestens 4 Kinder im Durchschnitt auf jede Ehe erforderlich sind. Bei den Unterbeamten ist das Verhältnis etwas günstiger; aber auch bei ihnen machen die Verheirateten mit mehr als 2 Kindern bei weitem nicht die Hälfte aus, sondern etwa $^2/_5$ (39,2 %), und mehr als 3 Kinder hatten auch in dieser Gruppe nur 23,7 %.

Nun handelt es sich bei dieser Untersuchung allerdings nur um eine einzelne Kategorie von Beamten. Aber diese Kategorie umfaßt eine Gesamtzahl von 142986 Einzelpersonen, also einen sehr ansehnlichen Bruchteil der deutschen Beamtenschaft, so daß wir mit einem gewissen Recht die hier festgestellten Verhältnisse oder wenigstens die Tatsache einer auffallend geringen Kinderzahl der Beamten als typisch für die deutschen Beamtenfamilien ansehen können. Wir sind dazu um so mehr berechtigt, als auch die umfassende Untersuchung L. Bergers über den Zusammenhang zwischen Beruf und Fruchtbarkeit in der Zeitschrift des Preußischen Statistischen Landesamtes[2] zu dem Ergebnis geführt hat, daß die Berufsgruppe E, die außer den Offizieren und freien Berufsarten auch die gesamten öffentlichen Beamten umfaßt, die geringste eheliche Fruchtbarkeit hat (13,7 ehelich Geborene auf je 100 verheiratete erwerbstätige Männer im Jahre 1907) und die größte Verminderung der Kinderzahl im Vergleich mit der vorhergehenden Berufszählung von 1895.

Wenn man bedenkt, welche Bedeutung quantitativ und qualitativ der Berufsgruppe der öffentlichen Beamten mit Einschluß der Offiziere in dem Gesamtkörper des deutschen Volkes zukommt, so wird man zugeben müssen, daß gerade

[1] Wir zitieren nach W. Schallmayer, Beamtentum und Volksvermehrung, in der Zeitschrift „Das neue Deutschland“, Jahrgang IV (1916) 198 ff.

[2] Jahrgang 1912, 225 ff.

diese Gruppe bei Beurteilung des Bevölkerungsproblems eine besondere Beachtung verdient, und daß die hier offenbar vorliegenden Übelstände dringend Abhilfe erheischen. Um so mehr ist es zu bedauern, daß der diesbezügliche Antrag Professor Faßbenders nicht zur Annahme gelangte, und daß auch die andern wertvollen Anregungen zur Reform des Beamtenrechtes nach bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten einen Erfolg zunächst nicht gehabt haben. Man mag vielleicht im allgemeinen auf dem Standpunkt stehen, daß der gegenwärtige Zeitpunkt für einschneidende gesetzgeberische Reformen nicht geeignet sei, in der Bevölkerungsfrage aber kann jeder Aufschub in der Anwendung der Heilmittel die verhängnisvollsten Folgen nach sich ziehen. Jedenfalls aber ist es wünschenswert, daß man sich schon jetzt eingehend mit der Frage der Reform der Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse der Beamten beschäftige, damit man gegebenenfalls gleich mit fertigen Vorschlägen auftreten könne. Wir wollen daher im Anschluß an die bei den Landtagsverhandlungen gegebenen Anregungen im folgenden kurz auseinandersetzen, was in dieser Beziehung bisher in Vorschlag gebracht ist.

Ein Hauptgrund der geringen Kinderzahl der Beamtenfamilien ist der späte Eheschließungstermin, namentlich bei den höheren Beamten. In der Altersklasse von 30 bis 35 Jahren waren von ihnen (nach Schallmayer a. a. O. S. 199) noch 32,8 % ledig, in der Altersklasse 35—40 noch 25,0 %; dagegen in der Altersklasse 60—65 nur noch 2,3 %. Also mehr als 20 % der höheren Beamten treten erst von 40 bis 60 Jahren in die Ehe. Es liegt auf der Hand, daß dadurch die Möglichkeit der Aufzucht einer größeren Kinderzahl bedeutend herabgemindert wird. Dies späte Heiratsalter wird aber veranlaßt durch die lange unbesoldete Vorbereitungszeit, die Geringfügigkeit des Anfangsgehaltes und das langsame Ansteigen des Gehaltes mit fortschreitendem Alter. Hier müßte also zunächst die Reform einsetzen, indem, wie bei andern Berufsarten, so auch bei den Beamten, jede Berufstätigkeit, auch diejenige, bei der man noch nicht die volle Fachausbildung sich erworben hat, entsprechend entlohnt wird. Sodann müßte schon bei der ersten Übertragung eines Amtes das Anfangsgehalt des verheirateten Beamten so bemessen sein, daß er davon bei bescheidenen Ansprüchen mit einer Familie leben kann. Überhaupt bietet gerade das in den meisten deutschen Bundesstaaten bestehende Beamtenbesoldungssystem, nach dem nicht ein fester Einheitsgehalt für alle Beamten der gleichen Kategorie, sondern ein mit zunehmender Amtsdauer — stark — in manchen Fällen bis auf das Doppelte — ansteigendes Gehalt festgesetzt ist, die beste und einfachste Handhabe zu einer Abstufung des Gehaltes nach bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten. Es muß also für jeden Posten ein Grundgehalt angesetzt werden, auf das jeder Amtsinhaber, auch der unverheiratete, einen Rechtsanspruch hat, und das für den Unterhalt eines einzelnen ausreichend ist. Der verheiratete Beamte müßte dann ohne Rücksicht auf seine Amtsdauer eine beträchtliche Zulage erhalten, die mit jedem hinzukommenden Kind entsprechend wächst bis zu der gesetzlich normierten Höchstgrenze. Dann würde ganz gewiß die Neigung zur Kleinhaltung der Familie bedeutend verringert werden. Man kann auch — vorausgesetzt, daß die er-

worbenen Rechte der gegenwärtig schon im Amt befindlichen Beamten unangetastet bleiben, — nicht behaupten, daß in dieser Regulierung eine Unbilligkeit gegen die unverheirateten Beamten liege, da sie ja ein auskömmliches Gehalt erhalten. Wenn dann auch der Wohnungsgeldzuschuß nicht bloß nach der Ortsgrößenklasse, sondern auch nach der Kinderzahl abgestuft und, wie der Antrag Faßbender vorschlägt, bei sonst gleicher Tüchtigkeit den kinderreichen Beamten ein gewisses Vorzugsrecht eingeräumt wird, so sind damit die Schwierigkeiten, unter denen jetzt kinderreiche Beamtenfamilien zu leiden haben, zum größten Teil ausgeglichen. Es ist auch wohl anzunehmen, daß bei wachsendem Verständnis für die Bedeutung der Bevölkerungsfrage das Beispiel des Staates und der Gemeinden in Privatbetrieben Nachahmung findet und so für das ganze Heer der Festbesoldeten erträglichere Zustände herbeigeführt werden.

Hermann A. Krose S. J.

Die deutsche Kultur und die deutschen Bischöfe.

In der englischen Wochenschrift The Tablet vom 18. März 1916 S. 362 wird von dem, was Engländer und Franzosen unter „deutscher Kultur" verstehen, ein Bild entworfen, das wir deswegen nicht unbeachtet lassen können, weil die Schilderung einem katholischen Bischof in den Mund gelegt wird, und weil diese Kennzeichnung der deutschen Kultur als wörtliches Zitat aus dem gemeinsamen Hirtenschreiben der deutschen Bischöfe „an der Wende der Kriegsjahre 1914 und 1915" (datiert vom 3. Adventssonntag 1914, in den Kirchen verlesen am 27. Dezember 1914) ausgegeben wird. Ob der Erzbischof von Liverpool wirklich die Sätze so geäußert hat, wie das Tablet sie ihm zuschiebt, und auf welche Quelle er sich in diesem Falle berufen kann, vermögen wir nicht näher zu prüfen; wir haben es hier einzig mit dem genannten Blatte zu tun, das so weit verbreitet ist und so bedeutendes Ansehen genießt, daß seine ganz unrichtige Darstellung gebieterisch eine Antwort verlangt, wenn sie nicht Ärgernis und Schaden anrichten soll.

Um eine unanfechtbare Feststellung des Sachverhalts möglich zu machen, stellen wir die Worte des Tablet in möglichst genauer Übersetzung und den Text des angezogenen Hirtenbriefes untereinander.

The Tablet (18. 3. 1916):

„Der Erzbischof von Liverpool stellt in seinem jüngst veröffentlichten Bericht über die kirchlichen Erziehungsgelder die große Streitfrage des Krieges mit bewunderungswerter Klarheit und Kürze dar: ‚Der gegenwärtige Heilige Vater hat ausgesprochen, es würde zur Klärung der Luft beitragen und vielleicht die ersten Schritte zum Frieden möglich machen, wenn beide kämpfenden Teile sagen wollten, wofür sie eigentlich Krieg führen. Das Britische Reich hat wieder und wieder erklärt, daß sein Ziel sei, Krieg zu führen gegen den Krieg. Wir kämpfen gegen den deutschen Militarismus, einen Militarismus, der mit Hintansetzung des durch völkerrechtliche Verträge geschützten Rechts der kleinen Nationen entschlossen ist, die Grenzen des Deutschen Reiches auszudehnen und der seinen

angeblichen Beruf verwirklichen will, die höheren Segnungen der deutschen Kultur auf die übrige Welt auszudehnen.'

Und was ist es mit dieser deutschen Kultur, welche dem Rest der Welt mit Gewalt aufgedrungen werden soll?

Der Erzbischof erteilt die Antwort, indem er die Schilderung wiedergibt, welche die katholischen Bischöfe Deutschlands in ihrem neulichen gemeinsamen Hirtenschreiben lieferten: ‚Der gegenwärtige Krieg hat die antichristliche Kultur vor seinen Richterstuhl gerufen. Er hat ihre Wertlosigkeit, Hohlheit, Schlechtigkeit aufgezeigt. Diese gottlose Kultur hat den ganzen deutschen Organismus durchdrungen. Es ist eine widerchristliche Kultur, ihr innerstes Wesen ist ungesund mit ihrem äußeren Firnis und ihrer inneren Fäulnis, mit ihrer rohen Geld- und Genußsucht, mit ihrem ebenso anmaßenden wie lächerlichen Übermenschen, mit den schmählichen Anreizungen ihrer von fremden Idealen verseuchten Kunst, mit den schändlichen Auswüchsen in der Sittlichkeit ihres Frauengeschlechts.'"

Hirtenbrief der deutschen Bischöfe (13. 12. 1914):

„Welches ist die Hauptaufgabe [in diesem Kriege]? Wir antworten ohne Zögern: Buße und Sühne. Der Krieg ist ein Strafgericht für alle Völker, die von ihm betroffen werden.... Der Krieg schlägt das Schuldbuch der Völker auf vor aller Welt und trägt das Ergebnis ein mit Menschenblut. Wir wollen uns nicht in die Schuldbücher anderer Völker vertiefen, sondern in unser eigenes, wollen nicht das Gewissen unserer Feinde erforschen, sondern das unsrige. Wir sind unschuldig am Ausbruch des Krieges; er ist uns aufgezwungen worden, das können wir vor Gott und der Welt bezeugen. Im übrigen wollen wir nicht auf unsere Unschuld pochen. Der Krieg hat auch bei uns schwere Schuld aufgedeckt. ... Der Krieg hat vor sein Gericht geladen die moderne, widerchristliche, religionslose Geisteskultur und hat ihren Unwert, ihre Hohlheit und Haltlosigkeit, ihre Schuldhaftigkeit aufgedeckt. Aber auch in unser Vaterland war diese Kultur schon bedenklich weit eingedrungen, eine ihrem ganzen Wesen nach unchristliche, undeutsche, und ungesunde Überkultur mit ihrem äußeren Firnis und ihrer inneren Fäulnis, mit ihrer rohen Geldsucht und Genußsucht, mit ihrem ebenso anmaßenden wie lächerlichen Übermenschentum, mit ihrem ehrlosen Nachäffen einer fremdländischen verseuchten Literatur und Kunst und auch der schändlichsten Auswüchse der Frauenmode. Das ist unseres Volkes und daher unsere große und größte Schuld. Sie fordert Buße und Sühne. Unsere Soldaten haben sofort aus dem Kriegsruf den Bußruf herausgehört; daher war ihr erster Gang zum Beichtstuhl. Ihr gutes Beispiel hat Nachahmung gefunden in allen Schichten des Volkes. Die öffentliche Meinung ist umgeschlagen; es weht ein anderer Geist durch die deutschen Gaue als noch vor wenigen Monaten."

Es ist doch betrübend, daß ein von katholischen Geistlichen unter bischöflicher Aufsicht herausgegebenes religiöses Organ einer so krankhaften Kriegs-

psychose verfallen ist, und nicht nur die größten Greuelfabeln kritiklos nachbetet — woran wir beim Tablet schon lang gewohnt sind —, sondern sogar vor handgreiflicher Fälschung eines kirchlichen Aktenstückes nicht Halt zu machen weiß.

In seiner unmittelbar folgenden Nummer vom 25. März d. J. tischt das nämliche Blatt als neuen Beweis für den Satz, „daß die Deutschen schon seit wenigstens hundert Jahren von dem vandalischen Gedanken, den Dom von Reims zu zerstören, besessen waren", jene angebliche Äußerung „des berühmten Professors Johann Joseph Goerres" seinen Lesern neuerdings auf, die zum Zerstören und Verbrennen der Kathedrale auffordern und im Rheinischen Merkur vom April 1814 stehen soll. Es beruft sich für die längst widerlegte Fabel auf ein vom französischen Ministerium der schönen Künste herausgegebenes Buch. So treibt der „Lügengeist im Völkerkriege" immer neue Blüten.

Matthias Reichmann S. J.

Zehn Jahre Pius-Verein.

Wir Mitteleuropäer wissen nun alle, was es heißt, auch im journalistischen Belange eingekreist zu sein, in einer Effektivblockade sich zu befinden, die keine Wahrheit herauslässt, aus Zeitungsgeschützen jeden Kalibers mit Bombenlügen jeder Gattung ununterbrochen belegt zu werden. Das „Aufklärungs"system Reuter wird ein Wahrzeichen des Weltkrieges bleiben. Und daß die Mittelmächte auch im Trommelfeuer der Weltlüge standhalten mußten. Wenn man aber dieses Trommelfeuer, das Weltblätter ausspeien, als kulturgeschichtliches Phänomen betrachtet, ist es in der Tat etwas so Neues, Niedagewesenes? Oder etwa eine schon öfter beobachtete Erscheinung? Entfernt man die zeitgeschichtlichen Hüllen, so tritt Allbekanntes zutage.

Wenn in einem, in mehreren, in vielen Staaten nahezu alle Zeitungen in bezug auf eine politische Zeit- oder allgemeine Kulturfrage in einer Richtung schreiben, in ein Horn blasen, ununterbrochen, in wachsender Klangstärke, in immer schrillerer Klangfarbe, so üben sie unwiderstehliche Massensuggestion aus, erweisen sich als soziale Allmacht. Das Gehirn der Nationen wird zu einem Teig, in den sie hineinkneten, was sie eben durchsetzen wollen. Sie sind allmächtig im Lob wie im Tadel, in der Anklage wie im Freispruch, im Behaupten und fast noch allmächtiger im Totschweigen; ihre Günstlinge sind Zierden, ihre Gegner Auswürflinge der Menschheit; ihre Freunde werden die Freunde, ihre Feinde die Feinde aller Welt; ihre Ideen und Ideale geben der öffentlichen Meinung Inhalt und Ziele. Sie entzünden, fachen an, entfesseln Massenleidenschaften. Die „kochende Volksseele" ist das Endergebnis ihrer Heizkunst.

Nichts und niemand käme dawider auf, wenn nahezu alle Zeitungen in aller Welt in einem Punkt unentwegt einstimmig schrieben, schrieben, schrieben, möge es sich dabei um Menschen, Ideen oder Ereignisse handeln. Der Bann könnte nur gebrochen werden, wenn andere Stimmen sich Gehör verschafften.

An Allbekanntes erinnern wir. Allein anonyme Großmächte lieben es nicht, daß man mit Fingern auf sie weise. Sie üben gern ihre Großmacht aus, es

soll aber nicht zuviel davon die Rede sein. Der Weltkrieg jedoch hat von Anfang an und seitdem ununterbrochen die sonst im verborgenen wirkende Allmacht der „Einheitspresse" in grelle Beleuchtung gerückt.

Ein Mitarbeiter des „Berliner Lokalanzeiger" hatte am Morgen des 4. August 1914 eine Unterredung mit dem französischen Botschafter, Herrn Jules Cambon, aus der er gegen Ende des Jahres ein Bruchstück veröffentlichte, das dann von vielen Blättern nachgedruckt wurde:

„Wir standen am Fenster seines Arbeitszimmers. Im Vorzimmer drängten sich bleiche Gestalten, die um Ausfertigung ihrer Pässe baten. Unter den Linden bewegten sich in unabsehbaren Scharen begeisterte Männer und Frauen, die die ‚Wacht am Rhein' sangen und immer wieder stürmische Hochrufe auf Kaiser und Vaterland ausbrachten. Herr Cambon war sichtlich elegisch gestimmt und sah angegriffen aus. ‚Das also ist das Ergebnis unserer langen Friedensbemühungen', sagte er gedrückt. ‚Blicken Sie auf diese jungen Leute', fuhr er fort, ‚es sind dieselben jungen Leute, die am heutigen Tage den Krieg unabwendbar machen werden — hier, in Paris und in Petersburg. Keine Regierung der Welt könnte sich solcher Volksbewegung widersetzen und alle unsere Mühe ist vergeblich gewesen, dank der verderblichen Arbeit einer gewissenlosen Presse in allen Ländern der Welt.'" [1]

Indes, wenn zermalmender Schicksale Hereinbrechen anhebt, sucht man nach Schuldigen, nach Mitschuldigen, und anonyme Mengen sind dann beliebte Sündenböcke: Parteien, Stände, Völker. Allein beim Ausbruch des italienischen Krieges war die Allmacht der Einheitspresse zum Greifen, und es scheint nicht unnütz, einige Zeugnisse festzuhalten.

Am 11. Mai 1915 schrieb der N. Korrespondent der „Frankfurter Zeitung" (130, 2. Morgenbl.), in Italien finde man nun wieder das Wort bestätigt, „daß schließlich es Volksleidenschaften sind, die zum Kriege drängen, und daß die wahre Kriegspartei die Presse ist, zumal wenn es sich um eine notorisch in fremden Diensten stehende Presse handelt". Der „römische Mitarbeiter" der Wiener „Arbeiterzeitung" ist nicht minder scharf: „Die Zeitungen, die den Haß geschürt haben, bis er weißglühend war, fordern jetzt auf, sich jeder Gewalttat gegen die abreisenden Deutschen und Österreicher zu enthalten. Für Oberitalien kommt diese Warnung sicher zu spät. Man entfesselt nicht durch monatelange tägliche Hetze, durch Entstellung und Lüge die Bestie im Menschen, um sie dann durch ein gutes Wort in zwölfter Stunde wieder zu binden und niederzuhalten" (1915, Mai 22., 140, S. 2). Und am folgenden Tage kam das nämliche Blatt im Leitartikel „Das Untier" auf die Kriegshetze zurück: „Das ist das Untier mit dem scharfen Schweife, das Berge, Wehr und Mauern kann durchstechen, damit sein Pesthauch Volk und Land ergreife." An diese Worte des großen Dante fühle man sich erinnert. Die „bewußte und planmäßige Kriegshetze" sei der Pesthauch des Untiers! (1915 Mai 22. 141.)

Die „Historisch-politischen Blätter" legten im Juni 1915 in einem wertvollen Artikel [2] unter anderem dar, auch beim Beginn des libyschen Krieges sei eine

[1] Neue Freie Presse 1914 Dezember 24., Abendbl. 18081, S. 3.
[2] 155 (1915) 781—783.

überkluge Aufmachung des Unternehmens durch die Presse vorausgeschickt worden. Die „Köln. Volkszeitung" nahm diese Ausführungen auf, ergänzte sie und schloß: „Die regierungs-liberal-freimaurerische Presse" trage „die Hauptschuld an dem schmählichen Treubruch des Landes und seinem Eintritt in den Dreiverband" [1]. Es sind in diesen Blättern bereits Nachweise dafür vorgelegt worden, wie die Tätigkeit der freimaurerischen Presse damals so offenkundig war, daß sie niemand abzuleugnen vermochte.

Der Hinweis auf den libyschen Krieg ist besonders zu beachten. „Ungefähr ein halbes Jahr vor dem Krieg schickte man die Korrespondenten nach Afrika, welche von Tripolis aus prächtige Briefe in den meistgelesenen Zeitungen veröffentlichten, worin sie den Wert, die Fruchtbarkeit, den Reichtum der Länder in übertriebenster Art schilderten. Stellen aus den Schriften von Strabo und Plinius wurden gefälscht, um den Beweis herzustellen, daß Libyen einst die Kornkammer Roms gewesen sei, woran kein wahres Wort ist. ... Gegen diesen Schwindel erhoben einige Autoritäten Einsprache. ... Alles umsonst. Die Zeitungen trugen den Sieg davon." [2] Also schon beim libyschen Krieg. War das aber etwa der erste Fall? Man erinnere sich der europäischen Zeitungsstimmeneinhelligkeit, mit der die portugiesische Revolution gefeiert, mit der Franz Ferrer Guardia in einen Welthelden und Halbgott hinübergelogen wurde. War da kein „Pesthauch des Untiers" zu spüren? Wurde da nicht durch „wochenlange, tägliche Hetze die Bestie im Menschen entfesselt", bis sie plünderte und brandstiftete? Meminisse iuvat. Daß die neue Republik auf die erste Seite ihrer Geschichte eine amtliche Ausräucherung von Jesuiten durch Schwefeldämpfe schreiben ließ, war tagelang Weltblätterwonne. Was immer beim Umsturz mithalf oder durch ihn in die Höhe kam, wurde als erstklassige Nummer ausposaunt. So auch Theophilo Braga, der erste Präsident. „Die Republik", so hieß es, „die ein Regime der Ehrlichkeit und der Bildung begründen will, hat gewissermaßen als Symbol ihrer Tendenzen Theophilo Braga auf den Schild gehoben" [3], der „an der Spitze der portugiesischen Freidenker" steht [4].

„Kein Geringerer als Anatole France hat ihn vor einigen Jahren in der Sorbonne als eine der großen Leuchten der modernen Gelehrsamkeit begrüßt." [5] Es ist bekanntlich genau der nämliche Theophilo Braga, der unter dem 23. Oktober 1914 [6] „germanische Schamlosigkeit" und den „Massenwahnsinn" an den Pranger der öffentlichen Meinung bringen wollte, den „Massenwahnsinn", der „durch erbliche Belastung und erzieherische Umwelt genährt" wird. Von deutschen Gelehrten schrieb er, der Freidenkerführer, die moderne Großleuchte: „Mit dem Zauber eines Namens irgendwelche Schändlichkeit decken, heißt diesen Namen in einen stinkenden Fetzen" (so) „verwandeln". Alle Universitäten der Welt und alle Akademien müßten fürder jede Berührung mit allen wissenschaftlichen und

[1] 1915 Juni 6. 454. [2] Hist.-pol. Bl. 155 (1915) 781 782.
[3] Neue Freie Presse 1910 Okt. 7. 16568 Abendblatt.
[4] Ebd. Okt. 6. 16567 Abendbl.
[5] Ebd. Okt. 7. [6] Frankf. Ztg. 1915 Febr. 6. 37 Abendbl.

künstlerischen Körperschaften Deutschlands meiden, als welche von „ekelerregender" „Fäulnis" „vollständig angesteckt" seien. Und abermals fand sich „kein Geringerer als Anatole France" mit einem Lobspruch ein: „Sie haben ganz trefflich den germanischen Wahnwitz charakterisiert"; indes ein deutscher Gelehrter ein „vornehmes" Gedicht darüber machte, in dem er die Mahnung einfließen ließ, schießen sei besser als schimpfen, was sich die Portugiesen ja gesagt sein ließen.

Das journalistische Trommelfeuer bei Gelegenheit des Ferrerprozesses erscheint uns nun wie eine Generalprobe, welche die Leistungsfähigkeit erweisen sollte, die sich gegenwärtig so großartig bewährt. In zwei vortrefflichen Schriften ist diese Episode aus der Geschichte des heutigen Zeitungswesens quellenmäßig geschildert worden[1]; namentlich die an zweiter Stelle genannte verdient wie ein wichtiges Dokument verwahrt zu werden.

Bis 1909 zurückgehend fanden wir mit der Regelmäßigkeit jährlicher großer Manöver die internationale Einheitspresse in Tätigkeit treten. Man kann aber mit einem Ruck das historische Gesichtsfeld erweitern und bis auf die Anfänge international organisierten Flugschriftwesens zurückblicken.

Ebenso wie die Mittelmächte seit Anfang des Weltkrieges, so steht im Trommelfeuer feindlichen Schrifttums seit 150 Jahren Kirche und Papsttum, Christentum und Katholizismus.

Die öffentliche Meinung ist die Königin der Welt; nichts ist so wirksam als ein Aufschrei der öffentlichen Meinung. Die die öffentliche Meinung machen, führen am goldenen Zügel der Überredungskunst die erlesenen Geister aller Völker und Länder. Siehe da, unser Reich! Von Cadix bis Moskau, von Edinburgh bis Neapel liest man uns, nährt sich von uns; die ganze vornehme Welt sammelt sich um unser Banner, und unsern Todfeinden, den Pfaffen, bleibt nur die „Hefe des Volkes", die „Canaille" als ihrer würdige Herde.

Wer waren die Leute, die so taten und redeten, wörtlich so redeten? Es war die „Liga der Freidenker" bald nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, die das Flugschriftwesen im großen betrieb. Als nicht ein ganzes Jahrhundert später der Großbetrieb des Zeitungswesens aufkam, übernahm dieses neue Zeitungswesen die erfolgreichen Bestrebungen der Enzyklopädisten und der Liga.

Wir sagten: geschlossene, weltweite Einheitspresse kann alles durchzwingen; wider sie hilft nur, daß entgegengesetzte Stimmen sich Gehör verschaffen. Wendet man diesen allgemeinen Satz auf die geschichtlichen Vorgänge an, die wir andeuteten, so tritt die unerläßliche Notwendigkeit und die erhabene Aufgabe der katholischen Presse deutlich zutage.

In einer so durchsichtigen, vielerörterten Angelegenheit kann jeder Worte machen. Aber was sind Worte! Luft, indes man den Granit der Taten braucht und granitne Worte, solche, die an Durchschlagmacht und Erfolgzeugkraft Taten sind. Derart sind die gewesen, die P. Viktor Kolb am 20. November 1905 ge-

[1] Ferrer im Lichte der Wahrheit. Berlin 1909. Dr. F. Meffert, Die Ferrer-Bewegung. M.-Gladbach 1909.

sprochen hat, am fünften österreichischen Katholikentag. Dieser Rede folgte unmittelbar die Tat, die Gründung des Piusvereins zur Förderung der katholischen Presse. Und heute nach zehn Jahren schwerer und treuer Vereinsarbeit bezeugt dessen hochverdienter und hochverehrter Präsident, Seine Exzellenz Graf Franz Xaver Walterskirchen, daß die mit der Leitung des Vereins betrauten Männer, wenn sie von aufreibender Tagesarbeit erschöpft, neuer Begeisterung und frischen Mutes bedürftig sind, immer wieder zu dieser großartigen Rede greifen, um dort zu finden, was sie suchen. Damals, als man aus allen Fenstern Becherklang hörte und „es lebe das Leben", als man das Stürmen von Genuß zu Genuß Sich-Ausleben nannte, als man große Künstler, „Lebenskünstler", in denen sah, welche die Unrast ihres Treibens mit schwelgerischer Üppigkeit bis zum Rand anfüllten, damals konnte das apokalyptische Bild, von dem P. Kolb ausging, wie ein Mißton in der großen Fastnachtsmusik des Weltlebens empfunden werden, wie ein Gespenst, das sein „gewogen, gezählt, gerichtet" in Geisterschrift an die Wand des Festsaales hinwarf, in dem das Bacchanal jener Friedensjahre sich austobte, während die internationale Großpresse in einstimmigem Chor die niedagewesene moderne Kulturhöhe pries, zu der die von Gott, Christus und Kirche sich täglich mehr befreiende Menschheit emporsteige.

Als der nämliche „Gründer und große Apostel des Piusvereins" [1] nach zehn Jahren, am 13. März dieses Jahres, das nämliche Bild der Apokalypse wieder aufzeigte, von dem Untier, das aus dem Meer emporsteigt, mit sieben Köpfen und zehn Hörnern, das große Lästerungen ausspricht, dem Macht über die Völker gegeben ist und daß es Krieg führe usw., da war mittlerweile die Welt mit apokalyptischen Weltendschrecknissen vertraut geworden. Denn Grauenhaftes ist seitdem Zeitgeschichte, erlebte Zeitgeschichte überall um uns her. Mißt man das Grauenhafte nach seinem Umfang, wägt man es nach seinem Inhalt, beurteilt es nach seinen Zielen, und vorab würdigt man es nach seinen Mitteln, so wird man wohl im Ernst und ohne Überschwang sagen müssen, daß in allen Schreckenskammern aller Geschichte irgendwie Ähnliches nicht aufzufinden ist. Daneben erscheint nicht der Rede wert, daß Tausende tönerner Allerweltsgötzen zu Staub zerrieben in Staub verflogen sind. „Es lebe das Leben" zu sagen und als Inbegriff der Lebensweisheit hinzustellen ist kein Zyniker mehr frech genug, wo der eherne Ruf der Pflicht in aller Welt den Befehl gibt, es lebe das Sterben; wo die in befriedigter Gier grinsenden „Lebenskünstler" als die überflüssigsten Drohnen erscheinen, während die Sterbenskünstler alles gelten, die Helden, die Gefallenen. . . . Und immer noch, ja immer überwältigender erhob in diesen Ereignissen sich die Übermacht der Presse. Das Wort, der Lage gemäß wie kaum eines, fand der Gründer des Piusvereins, wenn er mit dem Propheten vom „Zaum der Lüge im Kinnbacken der Völker" sprach (Is. 30, 28).

„Diesen Zaum der Lüge hat die feindliche Großpresse den Völkern allmählich angelegt, der Intelligenz und den breiten Schichten; lenkt ihr Denken und Wollen

[1] Reichspost 1916 März 14. 122 S. 6.

nach Belieben, läßt sie weinen und lachen, toben und fluchen, treibt sie vorwärts, aufwärts, abwärts, rechts, links nach Belieben. Niemals hat die Welt der Geister eine solche Zwingherrschaft erfahren."

„Die Sehnsucht nach dem Aufhören des Krieges, nach Frieden, ist allen Menschen gemeinsam, nicht zuletzt in den feindlichen Ländern. Als aber Graf Tisza in Budapest, von Bethmann Hollweg in Berlin von der Bereitwilligkeit zum Frieden sprachen, widerhallte die Welt von Spott und Hohn, sah darin ein Einbekenntnis von Schwäche und Niederlage, ließ sich zur Fortsetzung des schauerlichsten Völkermordens wütend weiter hetzen. Die große Sehnsucht, das allgemeine Empfinden, die eigene Not, alles verstummt vor der Macht der Presse"; „der Zaum der Lüge ist in den Kinnbacken der Völker." [1]

Die Zeit ist nicht danach angetan, Jubiläen zu feiern, und so hat sich der Piusverein darauf beschränkt, durch den Gründer, der ihm einst Geist und Leben einhauchte, Zeugnis dafür abzulegen, daß der Verein an Geist und Leben gedieh und erstarkte, auf ein Jahrzehnt schwerer Arbeitsleistung, aber auch erheblicher Erfolge zurückzublicken vermag.

„Wir haben 150 000 Mitglieder geworben, etwa 1000 Ortsgruppen gegründet, an 2 Millionen Kronen für die zahlreichen Vereinszwecke gesammelt; die ‚Reichspost' ist aus einem kleinen Abendblatt ein führendes Blatt der Monarchie geworden, besitzt eine eigene große Druckerei, ein Redaktions- und Administrationsgebäude von modernster Einrichtung. Die Provinzpresse hat sich ausgestaltet, aus Tausenden von Familien ist die Logenpresse verschwunden, unsere Zeitungen liegen öffentlich auf, werden geachtet und beachtet." [2]

„Zehn Jahre sind verflossen, seit der Piusverein den Preßkampf aufgenommen hat. Mindestens 6000 Versammlungen sind abgehalten, über 6 Millionen Propagandaschriften verteilt worden, für unsere Verhältnisse immerhin bedeutende Summen der Zentral- und der Kronlandspresse zugeflossen, das Preßbureau wurde ausgestaltet, die Kronlandspresse hat sich mindestens verdoppelt, die ‚Reichspost' ihre Auflage verzehnfacht und eine Leistungsfähigkeit erreicht, an der wir uns alle freuen." [3]

Nur wenn man die ganz außerordentlich großen Schwierigkeiten kennt, die mannigfaltigen, einander durchkreuzenden und sich gegenseitig steigernden, die in den Anfängen wie im Fortgang des Unternehmens von außen und innen, von oben und unten sich vor der Vereinstätigkeit auftürmten, vermag man zu würdigen, wieviel selbstlose opferwillige Tätigkeit zu den gedachten Erfolgen das Baumaterial und den Mörtel beigestellt hat. Mit berechtigtem Stolz weist auch der Zentralleitungsbericht auf die „Reichspost" hin, welche im Piusverein einen treuen Bündner und Helfer fand. Die Schriftleitung dieses Blattes hat sich in der Tat um die katholische Publizistik in Österreich Verdienste erworben, die nicht hoch genug geschätzt werden können. Es sind ihrer viele und vielfache, nur *eines* sei hier hervorgehoben. Inmitten der ungemein großen Forderungen und schweren

[1] Die Zitate entnehmen wir der Reichspost a. a. O. (Nr. 122), doch mußten wir leider Kürzungen vornehmen.

[2] P. V. Kolb am 13. März 1916, Reichspost 122 S. 7.

[3] S. Exz. Graf F. X. Walterskirchen am 2. April 1916 in der Gen.-Vers. Reichspost 155 S. 5.

Aufgaben, welche die Kriegsberichterstattung an ein großes Blatt stellt, inmitten der Spannung und Aufregung unserer Tage haben nach Form wie Inhalt gleich hervorragende Leitartikel den Lesern der „Reichspost" die erschütternden Weltereignisse auch sub specie aeterni dargelegt, in ihren Zusammenhängen mit den ewigen Ideen der christlichen Weltanschauung und den alles umfassenden Kulturidealen, die Ausstrahlungen des Glaubenslichtes sind. Diese Leitartikel sind nun in Buchform erschienen [1]. „Voll der schönsten Gedanken" sei dieses Buch, urteilte Se. Eminenz Kardinal Czernoch; tausend fruchtbare Anregungen gebe es, rühmt ihm ein kundiger Kenner nach, der Herausgeber von „Neuösterreich", Dr. Hornich. Mit Beziehung auf den Buchtitel meint Dr. R. v. Kralik: „Ich möchte sagen, ‚schönere Zukunft' sei uns sicher, wenn solche Menschen und solche Bücher vollen Einfluß und volle Wirksamkeit gewinnen."

„Schönere Zukunft" — wir wollen den Glauben an sie nicht verlieren, vielmehr festhalten, dabei aber die Täuschung nicht zulassen, daß die Zukunft kampflos sein werde. In der Generalversammlung des Piusvereins am 2. April dieses Jahres sagte P. V. Kolb: „Gerade nach dem Kriege werden wir in gesteigertem Maße zu kämpfen haben. Wir dürfen es uns nicht verhehlen, der tödliche Haß der Feinde glimmt fort und wird mit erneuter Kraft auflodern." [2] Es gebricht dafür nicht an deutlichen Anzeichen. Am 17. März sprach Professor Jerusalem im Anatomischen Institut zu Wien einen Nachruf auf Mach. Jeder Teilnehmer wurde mit einer Flugschrift beschenkt, in welcher alte Geschosse, die einst im Trommelfeuer der Freidenkerpresse Verwendung fanden, von neuem zum Angriff wider den Katholizismus empfohlen werden: die glorreiche Freidenkerrepublik Portugal, der Weltheld Ferrer, dessen einfaches Programm Aufhebung des Klerus, der Armee und aller bestehenden Gesetze umfaßte; wohl das unglaublichste Stück in der erwähnten Flugschrift war aber, daß die Stärkung des Königreichs Italien als politischer Grundgedanke eindringlich hervorgehoben wurde [3]. Wenn solches gegenwärtig möglich ist, wo ein Zaum der Zucht in den Kinnladen der Presse angebracht ist, wessen haben wir uns zu versehen, wenn sie zaum-, zucht-, zügellos losstürmen wird? In der eben erwähnten Rede vom 2. April dieses Jahres sagte P. Kolb im Hinblick auf diese Gewitterwolken: „Die Presse werden wir nötiger haben als alles andere."

Robert von Nostitz-Rieneck S. J.

Zur Jahrhundertfeier der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria.

Es war eine frohbewegte Versammlung, die am Morgen des 25. Januar 1916 die prächtig geschmückte Kirche des St. Bonifatiusklosters zu Hünfeld füllte. Die Klostergemeinde, der Weltklerus, zahlreiche Gläubige, darunter manche verwundete Krieger, die unter der liebevollen Pflege der Oblaten ihrer baldigen

[1] Dr. Joseph Eberle, „Schönere Zukunft", Kriegsaufsätze (Regensburg 1916, Fr. Pustet). 307 S.

[2] Reichspost 1916 April 3. 155 S. 5.

[3] Ebd. März 23. 138 S. 6.

Genesung entgegensahen, erwarteten den Diözesanoberhirten, den hochwürdigsten Bischof Joseph Damian, der eigens von Fulda herüberkam, um das Pontifikalamt zu halten[1]. Was der Anlaß dieser so glänzenden Feier in ernster Zeit gewesen sei, erklärte der hochwürdigste Oblatenprovinzial P. Huß in seiner Festpredigt.

Gerade vor hundert Jahren, am 25. Januar 1816, hatten auf Pauli Bekehrung zwei seeleneifrige Priester, Karl Joseph Eugen de Mazenod und Heinrich Tempier, einige Räume des verlassenen Karmelitessenklosters zu Aix in der Provence bezogen, um sich von dort aus ungehindert der Missionierung der Armen widmen zu können. Eugen de Mazenod war der Urheber dieses Planes gewesen. Er hatte schon seit 1813 dem religiös ziemlich verlassenen Volke seiner Vaterstadt zu predigen begonnen. Der gute Erfolg seiner Bemühungen ließ ihn nach einem Gehilfen Umschau halten, und in dem Vikar Tempier von Arles hatte er einen opferfreudigen Gesinnungsgenossen gefunden. Bald trafen noch mehr Priester in der neuen Behausung ein, darunter Männer, deren Namen einmal mit vorzüglichen Ehren genannt werden sollten. Schon zu den ersten Hausbewohnern zählten „Guibert, der spätere Kardinal und Erzbischof von Paris, den Pius IX. den Ruhm und die Leuchte der Oblaten nannte; Albini, ‚der Heilige des Ordens', dessen Seligsprechungsprozeß gerade in diesem Kriegsjahr in Rom eingeleitet wurde; Honorat, der erste Oblate auf dem Felde der auswärtigen Missionen und so manche andere"[2]. Alle hatte der gleiche Wunsch herbeigeführt, dem Volke in seiner geistigen Not zu Hilfe zu eilen. So nannte denn das dankbare Volk das Kloster, in welchem seine Freunde wohnten, einfach „die Mission".

Die Priester selbst dachten nicht daran, sich einen gemeinsamen Namen beizulegen, auch nicht an die Erweiterung ihrer Tätigkeit über die Grenzen der Diözese von Aix hinaus. Da kam im August 1818 die Einladung des Bischofs von Digne, die Seelsorge an der Wallfahrtskirche Unserer Lieben Frau du Lans zu übernehmen. Alle Mitglieder des Missionshauses erblickten darin eine Gunst des Himmels und baten Abbé de Mazenod, die nötigen Schritte zur Verwirklichung des Planes zu tun. Nach einigem Zögern verfaßte derselbe darauf eine gemeinsame Lebensregel. Aber als er seinen Freunden auch die Übernahme von Gelübden vorschlug, stieß er auf Widerstand. „Mit Ausnahme der Patres Tempier und Moreau erklärten die andern, die Verpflichtung überrasche ihren guten Glauben; sie hätten beim Eintritt in das Missionshaus nie die Absicht gehegt, sich so feierlich zu binden."[3] Erst als die herbeigerufenen Alumnen sich einstimmig für die Gelübde entschieden, gelang es de Mazenod, auch die älteren

---

[1] Vgl. „Maria Immakulata", Missionsblätter der Missionare Oblaten, März 1916, 235 f.

[2] Vgl. die Festschrift „Die Genossenschaft der Missionare Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria im ersten Jahrhundert ihres Bestehens" (Hünfeld bei Fulda 1916) 4. — Ihr wurden auch die meisten folgenden Angaben entnommen.

[3] Ebd. 7.

Hausgenossen bis auf zwei für eine feierliche Hingabe an das Missionswerk zu gewinnen. Am 1. November 1818 legten die „Missionäre der Provence" — so nannten sie sich nun — im Kloster zu Aix ihre ersten Gelübde ab.

Sieben Jahre später, nachdem eine Niederlassung außerhalb der Heimatsdiözese, zu Nimes, entstanden war, änderte man die Bezeichnung in die der „Oblaten des hl. Karl Borromäus". Da auch schon einige französische Bischöfe anfingen, den Missionären Schwierigkeiten zu machen, suchten dieselben die nötige Stütze in der Gutheißung des Apostolischen Stuhles. P. de Mazenod ging persönlich nach Rom, und seinen eifrigen Bemühungen gelang es, früher, als man hätte erwarten können, das Ziel zu erreichen. Zehn Jahre, nachdem die beiden ersten Priester zusammengetreten waren, erfolgte, am 17. Februar 1826, die Approbation durch Papst Leo XII., der der Genossenschaft zugleich ihren endgültigen Namen gab. Von diesem Tage an bestand „die Kongregation der Missionäre Oblaten der heiligsten und unbefleckten Jungfrau Maria". Ihr Wahlspruch lautete: „Den Armen das Evangelium zu verkünden hat mich der Herr gesandt." Die Missionierung des schlichten Volkes in Stadt und Land sollte nach wie vor ihre Hauptaufgabe sein.

Aber schon bald erblühten der Kongregation noch höhere Zwecke. Eugen de Mazenod hatte sich im Jahre 1823 dazu verstehen müssen, seinem Oheim Fortunat de Mazenod, dem ersten Bischof von Marseille, nach der französischen Revolution als Generalvikar an die Seite zu treten. Ein Jahr nach der päpstlichen Gutheißung seiner Genossenschaft berief er nun einige ihrer Mitglieder zur Leitung des Priesterseminars der Diözese. Im Jahre 1834 errichtete P. Guibert ein zweites für die Diözese Ajaccio auf Korsika. Das weltweite Arbeitsfeld eröffnete sich endlich im Jahre 1841. Die auswärtigen Missionen waren nämlich nicht in den ersten Gründungsplan aufgenommen worden. Als deshalb im genannten Jahre Bischof Bourget von Montreal in Kanada den Stifter um einige Hilfsarbeiter anging, erließ de Mazenod eine Rundfrage an die ihm untergebenen Religiosen, ob man auch äußere Missionen übernehmen wolle. „Die einlaufenden Antworten erfüllten ihn mit heiligem Stolze. Alle waren für die Annahme des neuen Ordenswerkes und alle, aber auch alle, baten um die Gunst, dorthin ziehen zu dürfen. Am 2. Dezember 1841 kamen die ersten Patres und Brüder unter Führung des P. Honorat in Montreal an."[1] Durch die rastlose Tätigkeit der neuen Arbeiter nahm die kanadische Mission einen glänzenden Aufschwung. Am 1. Oktober 1847 bestieg der Missionsobere P. Guigues den Bischofsstuhl von Bytown, das 1856 in Ottawa umgetauft und 1858 zur Hauptstadt von Kanada erhoben wurde. Heute leiten die Oblaten dort sogar eine von Papst Leo XIII. 1889 bestätigte kirchliche Universität mit den beiden Fakultäten der Philosophie und der Theologie, denen ein vollständiger doppelsprachiger Gymnasial- und Handelskursus angegliedert ist[2]. Der Gedanke der auswärtigen Mission aber gewann in der Genossenschaft immer größere Bedeutung. Von Montreal zogen

[1] Festschrift 11. [2] Ebd. 64.

die Oblaten 1845 nach St. Boniface bei Winnipeg, 1847 nach Oregon, 1852 nach Texas, 1853 nach Québec, 1857 nach Vancouver. Schon 1848 wurde der Grund zur Mission auf Ceylon gelegt und 1852 auch Natal in den Bereich der apostolischen Tätigkeit gezogen. Da zudem die Entwicklung in Europa mit der in den andern Weltteilen gleichen Schritt hielt, mochte der Stifter voll innigen Dankes gegen Gottes Vorsehung sein Nunc dimittis sprechen, als ihn Anfang 1861 die letzte Krankheit aufs Schmerzenslager streckte. Bei seinem am 21. Mai desselben Jahres erfolgten Tode zählte die Genossenschaft in vier Provinzen (Süd- und Nordfrankreich, England und Kanada) und fünf Missionsvikariaten (Red-River, Oregon, Texas, Ceylon, Natal) bereits 70 Niederlassungen mit 370 Mitgliedern, unter denen sich 1 Erzbischof und 6 Bischöfe befanden. Auch Eugen de Mazenod war 1836 als Nachfolger seines Oheims Bischof von Marseille geworden.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, in gleicher Weise auch die spätere Entwicklung der Kongregation zu verfolgen bis auf den heutigen Tag, da sie außer dem Generals- und Studienhaus in Rom auf 9 Provinzen, 12 Missionsvikariate und mindestens 360 Niederlassungen angewachsen ist, die über alle fünf Weltteile verbreitet sind. Von 370 Mitgliedern im Jahre 1861 stieg sie bis 1916 auf 2420; und 550 Junioristen, das sind junge Gymnasiasten, in nicht weniger als 10 Junioraten lassen mit Zuversicht den nötigen Nachwuchs erhoffen.

Nur der deutschen Oblatenprovinz, die uns ja am nächsten steht, sollen noch einige Zeilen gewidmet werden.

Als die Oblaten im Jahre 1880 aus Frankreich vertrieben wurden, kamen auch mehrere Patres mit ihren Zöglingen nach dem kleinen Orte Heer bei Maastricht in Holländisch-Limburg, um ein Juniorat fortzuführen. Bald baten hier so viele deutsche Knaben um Aufnahme, daß die Räume nicht mehr ausreichten. Man mußte sich nach einer größeren Niederlassung umsehen und erwarb im Jahre 1885 auf der waldumkränzten Höhe des Ravensboschs bei Valkenburg ein Anwesen, dessen Ausdehnung für lange Zeit jedem Andrang genügen konnte. Dieses dem hl. Karl Borromäus geweihte Erziehungshaus ist die Wiege der deutschen Oblatenprovinz geworden. Die nichtdeutschen Bewohner schieden schnell aus, die deutschen wuchsen von Jahr zu Jahr. Seit 1894 erhalten in St. Karl von deutschen Lehrern fast 200 deutsche Knaben Erziehung und Unterricht, und jährlich treten mehrere in das nur eine halbe Stunde entfernte Noviziat St. Gerlach über. Schon im Jahre 1892 fühlten sich die deutschen Oblaten stark genug, um die Missionierung der nördlichen Hälfte von Deutsch-Südwestafrika zu unternehmen. Infolgedessen wurde ihnen am 24. Oktober 1894 die erste Niederlassung in Deutschland gestattet, das St. Bonifatiuskloster zu Hünfeld bei Fulda. Der zur selben Zeit gestiftete „Marianische Missionsverein", der heute 65 000 Mitglieder zählt, sollte die für die auswärtigen Missionen und die einheimischen Missionsanstalten erforderlichen Mittel beschaffen. Am 5. Mai 1895 endlich erfolgte die Errichtung der selbständigen deutschen Provinz, die einen überraschend schnellen Aufschwung nahm. Konnten doch in dem kurzen

Zeitraum bis 1914, abgesehen von den schon genannten drei Häusern und der deutsch-afrikanischen Mission, in Deutschland und Österreich nicht weniger als neun, teilweise recht ansehnliche Niederlassungen und im Jahre 1908 auch die „Deutsche Mission" in Brüssel eröffnet werden.

Am 1. Januar 1916 zählte die deutsche Provinz 155 Patres, 95 Fratres und 148 Brüder; in der ganzen Genossenschaft arbeiteten über 600 Deutsche, was ein Viertel ihres Bestandes ausmacht. Von den etwa 45 Priestern, die sich insbesondere mit der Volksmission in Deutschland befassen, wurden vor dem Kriege im Durchschnitt jährlich 175 bis 200 Missionen und Exerzitien gepredigt. Seit Ausbruch des Krieges traten 265, d. i. mehr als die Hälfte, der deutschen Oblaten als Seelsorger, Krankenpfleger und Soldaten in den Dienst des Vaterlandes. Eine Reihe von Auszeichnungen, die sie bereits erhielten, legt Zeugnis ab für ihren Heldenmut und ihre Aufopferung.

Nicht allzuweit vom Karolinum der deutschen Oblaten liegt, ebenfalls bei Valkenburg, das Ignatiuskolleg der deutschen Jesuiten. Wenn wir da die Karlsschüler an schulfreien Nachmittagen mit ihren Pausbacken in festem Tritt vorüberziehen sehen, meist munter plaudernd, bisweilen fröhlich singend, oft aber auch fromm den Rosenkranz betend, dann lacht uns das Herz, und wir bitten den lieben Gott, daß er sie alle ohne Ausnahme zum Ziele führen und sie einmal, gleich wie ihre Lehrer und Erzieher, ob in der nahen Heimat, ob in der weiten Ferne, Wissen und Können und Leben zum Heile vieler Seelen einsetzen lassen möge.

Konrad Kirch S. J.

Dämonische Einwirkungen und ihre Deutung in der ungläubigen Bibelkritik [1].

Eine größere Publikation aus dem päpstlichen Bibelinstitut zu Rom bietet uns in ihren reichhaltigen, historischen, theologischen und exegetischen Ausführungen einen interessanten Einblick in die verschiedenartigsten, aber stets erfolglosen Bemühungen der rationalistischen Bibelkritik, das Problem der „Besessenen" in der evangelischen Geschichte aufzuklären, ohne die Wahrheit dämonischer Einwirkungen annehmen zu müssen. Hier seien auf Grund des genannten Werkes die Hauptzüge der nachreformatorischen Erklärung der Teufelsaustreibungen im Evangelium charakterisiert.

Luther und seine unmittelbaren Schüler waren so sehr von dem Dasein böser Geister und der Möglichkeit ihres schädlichen Einflusses überzeugt, daß sie schwere Unglücksfälle, ansteckende Krankheiten, vor allem aber Geistesstörungen als unmittelbares Werk des Teufels betrachteten. Diese Anschauung, welche den tatsächlichen Umfang des diabolischen Einflusses maßlos übertreibt, wirkt gelegentlich bis in unsere Zeiten hin nach, so daß die Irrenärzte in einer Versammlung vom 25./26. Mai 1893 gegen die „Pastorenpsychiatrie" Verwahrung einlegten.

[1] Dr. Johannes Smit, De daemoniacis in historia evangelica, Dissertatio exegetico-apologetica. 8° Romae 1913.

Noch heute macht man oft in Ärztekreisen den Katholiken Anschauungen zum Vorwurf, die tatsächlich der Autorität ihrer größten Theologen widersprechen[1].

Allein nicht diesen Übertreibungen Luthers ist die spätere Exegese hauptsächlich gefolgt, sondern den Anschauungen von Wiedertäufern, die ins andere Extrem gehend, nicht nur die Möglichkeit diabolischer Einwirkung leugneten, sondern auch die Existenz des Teufels selbst in Abrede stellten. Die Erklärung, Satan sei nur die dichterische Personifikation des moralischen Übels und jeglicher Gottesfeindschaft, gewann seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts so sehr die Geister vieler protestantischer Theologen, daß man 1817 schreiben konnte: „Den Teufel hat man todtgeschlagen und die Hölle zugedämmt." Im Protestantismus unserer Tage hat sie jedenfalls die Oberhand. Wenn man aber die Existenz böser Geister leugnet oder wenigstens ihre Einwirkung auf den Menschen in Abrede stellt, wie erklärt man dann die Szenen mit den Besessenen im Evangelium? wie stellt man sich zu der Art und Weise, wie Jesus spricht und handelt? wie legt man die Teufelsaustreibungen und die Heilung der „Dämonischen" aus?

Die Antworten, die bis in unser Jahrzehnt hinauf von der rationalistischen Bibelkritik gegeben werden, zeigen, daß man im 20. Jahrhundert über die im 18. Jahrhundert aus England importierten pathologischen Deutungen eines Wetstein und Semler, die Betrugshypothese von Reimarus und Baur, die „natürlichen" Erklärungen des Gottlob Paulus, die Mythentheorie von Strauß noch nicht hinausgekommen ist, obwohl jede neue Hypothese die alte zu Grabe getragen haben wollte. Die neueste Methode unterscheidet sich von den alten nur dadurch, daß sie im Geiste Baruch Spinozas von den verschiedenen etwas nimmt, bis es auszureichen scheint und nach dem Rezepte Oskar Holtzmanns jede da anwendet, wo sie nach Ansicht des Kritikers am besten paßt.

So meint z. B. Joh. Weiß[2] zunächst, man müsse „die allgemeinen Schilderungen der Evangelisten in ihrer Massenhaftigkeit etwas reduzieren", bei der Gadarenergeschichte könne man an einen Zusatz von volkstümlicher Legendenbildung denken. Also man beschneidet die Evangelien und „schält den historischen Kern" heraus. Sodann sei es notwendig, die evangelischen Erzählungen in den „religionsgeschichtlichen Zusammenhang" zu stellen, in den sie gehören[3]. Was wir vor allem aus dieser Gleichstellung mit griechischen, chaldäischen, persischen Anschauungen lernen sollen, ist wohl, „daß die Männer des Neuen Testamentes, insbesondere Jesus, in dieser Frage auf dem religiösen und wissenschaftlichen Standpunkt ihrer Zeit gestanden habe, von dem wir durch das Weltbild der modernen Naturwissenschaften verdrängt sind". Mit etwas nüchternen Worten:

---

[1] Vgl. diese Zeitschrift Band 84 (1913) S. 474. Den Schluß siehe S. 444 f.: „Es steht daher dem hl. Thomas fest ..." bis „die katholische Lehre decke sich mit den Ausführungen Luthers oder Heinroths".

[2] Realenzyklopädie für protest. Theologie und Kirche[3] s. v. „Dämonische".

[3] Viel wichtiger wäre es, dieselben hineinzustellen in den „Zusammenhang" mit den Anschauungen und Lehren des Alten wie des Neuen Testamentes über die gefallenen Engel.

Jesus hat zwar wirklich an Besessenheit geglaubt, aber seine Anschauung ist für uns nicht mehr maßgebend; er hat sich eben gleich seinen Zeitgenossen geirrt. Es ist ein wirklicher Fortschritt wenigstens darin, daß man die schwächliche, dem Heiland eine unwürdige Rolle zuweisende Akkommodationstheorie Schleiermachers als unhaltbar aufgegeben. Leider hat man es nur getan, um gleichzeitig die Hoheit seiner Person preiszugeben. Ganz sonderbar aber nimmt sich die widerholte Berufung auf die Errungenschaften der Naturwissenschaften und der Psychiatrie unserer Tage aus. Die den Berichten des Evangeliums stracks zuwiderlaufende Behauptung, die Besessenen seien schlechthin nur Kranke, ist so alt, daß Origenes schon dieselbe kannte und abwies. Auch der Besessenheitswahn in seinen verschiedenen Formen ist keine Entdeckung der Neuzeit; überdies ist die Unterstellung, die Besessenen des Evangeliums hätten bloß gewähnt, Besessene zu sein und seien nicht besessen gewesen, durch die unleugbaren Berichte der Evangelien und die Aussprüche des Herrn für jeden Christen unhaltbar. Die „Besessenen" auf Grund bildlicher Darstellungen als bloß Hysterische oder Hysteroepileptische hinzustellen, mag man bei Charcot als billigen Zeitvertreib nicht allzuernst anrechnen, der übrigens für die Neurologie keine Ehre einlegt, aber es ist unverzeihlich, wenn sich ein Theologe von Fach auf ein so oberflächliches Werk wie les démoniaques dans l'art beruft. Selbst dann, wenn wirklich erwiesen wäre, daß bei einigen Besessenen des Evangeliums die Krankheit der Hysterie oder der umstrittenen Hysteroepilepsie vorlag, bliebe den rationalistischen Kritikern noch der Beweis zu erbringen, daß entweder die Krankheit selber in diesen Fällen nicht auf außernatürliche Ursache zurückgeführt werden müsse, oder daß nicht neben der Krankheit noch dämonische Besessenheit vorlag. Diesen Beweis erbringen sie nicht und können ihn nicht erbringen. Denn der Heiland, die ewige Weisheit, verbürgt uns durch sein Wort und seine Handlungsweise, daß diejenigen, aus denen er Teufel austrieb, wirklich Besessene waren. Und er, der gerade mit Hinweis auf die Teufelsaustreibungen sich als den Stärkeren erzeigt, der den Starken besiegt und ihm seine Beute entreißt, hat die Besessenen zugleich befreit und geheilt. Diese Heilung ist zugleich der Beweis für die Göttlichkeit seiner Sendung und für die Wahrheit dessen, was er über seine eigene Person aussagt. Die rationalistische Bibelkritik mag noch so viel reden von der eigentümlichen psychischen Macht Jesu über die Kranken, niemals wird sie die Heilung der „Besessenen" erklären, auch dann nicht, wenn diese, wie sie voraussetzt, nur Hysteroepileptische, Fallsüchtige, Dämonomanische gewesen wären. Epilepsie hat noch keine Hypnose und keine Suggestion geheilt, und es ist ein starkes Stück Zumutung, wir sollen an die Möglichkeit einer plötzlichen Heilung Hysteroepileptischer durch psychischen Einfluß deshalb glauben, weil es gelinge, bei Hysteroepileptischen zeitweise Symptome zum Schwinden zu bringen, die man ihnen eben kurz vorher suggeriert hatte.

Was die Dämonomanie betrifft, welche in die Gruppe der Paranoia (Verrücktheit) gehört, so wären die Psychiater froh genug, wenn es bloß eines psychischen Einflusses bedürfte, diesen „Besessenheitswahn" zu heilen. Solche Heilungen sind

unerhört. Man kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn man bei den „Kritiken" liest, was sich alles mit einem freundlichen Wort, einem lieben Blick usw. heilen läßt. Sie haben offenbar viel eingehender den Romanschreiber Renan studiert als irgendein ernstes Werk über Hypnose und Psychotherapie. Die ganze Armseligkeit der rationalistischen Ausdeutung der Besessenheitsszenen tritt in ihrer konkreten Gestalt erst recht zutage, wenn man beispielsweise den geradezu unglaublichen und lächerlichen exegetischen Kraftsprüchen bei der Erklärung der Szene von Gerasa die nüchterne Wahrheit der Evangelien entgegenhält. Doch darauf einzugehen ist nicht unsere Sache. Der kurze Überblick, den wir boten, zeigt eines klar und deutlich: „Entweder muß man die historische Wahrheit der Evangelien leugnen oder dann muß man die von der katholischen Kirche auch gegen die Aufklärer und gegen die Modernisten stets festgehaltene und verteidigte Lehre anerkennen, nach welcher Christus in der Tat Dämonen aus den Körpern der Besessenen ausgetrieben und die vom bösen Geist Gequälten geheilt hat. Dann aber ist Christus wirklich auch Herr über die Geisterwelt, er ist Gottes Sohn, der dazu in die Welt „gekommen ist, die Werke Satans zu zerstören" (1 Joh. 3, 8). Julius Beßmer S. J.

Zum Kampf gegen die Entartung in unserer Literatur.

Es gibt anscheinend kein friedlicheres Arbeitsgebiet als die stillen Räume der Schule. Und doch schwebt als Ziel und Zweck der Kampf darüber, der rauhe Kampf des späteren Lebens. Wie auf dem Übungsplatz der angehende Soldat zur Tüchtigkeit für den Krieg vorbereitet wird, so muß der Schüler, insbesondere der Zögling höherer Schulen, in allem ertüchtigt werden, was der ernste Lebenskampf erheischt. Jedes Lehrfach hat dazu seinen bestimmten Teil beizutragen; aber in hervorragender Weise tritt jetzt diese Aufgabe an den deutschen Unterricht heran in dem heißen Streit um die Erneuerung unserer vaterländischen Dichtung. Wohl greift die Schule bei ihrer standesmäßigen Bescheidenheit nicht unmittelbar in das geistige Ringen ein, besinnt sich jedoch allen Ernstes darauf, wie sie zunächst für die Kärrnerarbeit der Schuttwegräumung gute Handlangerdienste leisten könne. Und das kann sie. Der Nachweis dafür kostet nicht viel Mühe und geht nicht bloß den Schulfachkreis an, sondern bildet geradezu eine öffentliche Lebensfrage unseres geistigen Daseins.

Daß vor allem die Schule als die berufene Bildnerin und Hüterin unserer Muttersprache bei dem angestrengten Bemühen um die unnachsichtige Abwehr alles Fremdartigen und Undeutschen wesentliche Mithilfe bietet, soll nur kurz erwähnt sein. Viel wichtiger erscheint ihre Aufgabe für das eigentliche Literaturgebiet. Sie muß, um es in einem einzigen Satze auszusprechen, den Schüler in seiner geistigen Auffassung so bilden, daß er nur für das wahrhaft Schöne und Edle Sinn und Geschmack erhält, alles Gemeine und Minderwertige dagegen, als ihm in der Seele zuwider, von selbst und unwillkürlich sozusagen abstößt. Wie sie das erreiche, berührt ebenso die breite Öffentlichkeit als den engen Lehrerkreis.

Man hat unsere Literatur mit einem gewaltigen Kunstgebilde, einem mächtigen Dome verglichen, „der festgegründet auf heimatlichem Boden seine Türme zu dem Himmel und seinen Wolken emporhebt, in dem stolz und breit der Hauptgang und die Seitenschiffe sich dehnen, während Nischen und Kapellen und Nebenkammern sie umgeben", und man hat folgerichtig und dem Bilde entsprechend auch von der Literaturgeschichte verlangt, „daß sie ein festgefügtes Kunstwerk sei, von einheitlichem Plane und einem Geiste erfüllt, der das Einzelne nur betrachtet unter dem Gesichtspunkt des Allgemeinen, und daß sie in ihrem Stil getragen sein müsse von einer kernhaften, begeisterten und begeisternden Persönlichkeit".

Der Vergleich malt zu schön, als daß er nicht stark hinken sollte. Der Dom, an dem schon ein Jahrtausend gebaut hat, steht noch lange nicht vollendet da, viele wirkliche und vermeintliche Künstlerhände regen sich in eifrigem Streben, den stolzen Bau weiter auszugestalten, und da wird leider manche Stilwidrigkeit versucht in neuen Anfügungen und schnörkelnden Zieraten. Solche Geschmacksverirrungen richtig und rasch zu erkennen und mit allem Nachdruck davor zu warnen, darin besteht die fürs Leben vorbereitende Arbeit des deutschen Unterrichtes in der höheren Schule. Für diese wichtige Aufgabe wird eine annähernd vollkommene Einsicht in Grundriß und Stilart des großen geistigen Kunstgebildes erfordert, und diese muß jene „kernhafte, begeisterte und begeisternde Persönlichkeit" vermitteln, um hinwiederum „kernhafte, begeisterte und begeisternde Persönlichkeiten" zu bilden, die später im öffentlichen Wirken Kraft und Mut haben, ihre Überzeugungen mannhaft zu vertreten.

Solcherart Gedanken finden sich in einem „Erläuterungsheftchen zum deutschen Lesebuch für Schweizer Gymnasien" [1], und sie haben die Anregung zu diesen Zeilen gegeben. „Die Hauptaufgabe des Deutschunterrichtes ist nicht die Pflege des Buchstabens, sondern des Geistes." Von diesem goldenen Grundsatze ausgehend, haben die Herausgeber, drei namhafte Schweizer Schulmänner, einen ganz neuen und eigenartigen Plan für den gesamten, auf vier Bände verteilten Lehrstoff entwickelt. Er stellt sich kurz so dar: „Die erste Umgebung des Menschen ist die Heimat. Die Beziehungen zur Familie, zu den verschiedenen Lebensarten und den vier Jahreszeiten sind auch Stoffe, die der Unterstufe der Mittelschule durchaus entsprechen" (I. Band). „Aus dem trauten Kreis der Heimat führt uns das Leben in den Kreis der Gesellschaft, religiös oder politisch — Kirche und Staat" (II. Band). „Je genauer wir die Vorgänge in Kirche und

[1] Deutsches Lesebuch für Schweizer Gymnasien, Seminarien und Realschulen von Dr. P. Veit Gadient O. M. C. (Stans) unter Mitwirkung von Prof. Robert Moser (Luzern) und Dr. P. Romuald Banz O. S. B. (Einsiedeln). I. Band Luzern 1912, Haag, gr. 8° (505 S.); II. Band 1915 (VII u. 684 S.). Beide Bände mit Buchschmuck. — Die Bücher sind auch inhaltlich den Schweizer Verhältnissen angepaßt, und dafür bedürfen sie keiner besondern Empfehlung; die Namen der Verfasser bürgen hinreichend. Eine eingehendere Würdigung gehört in die Fachwissenschaft.

Staat erfassen wollen, um so näher kommen wir an den einzelnen Menschen heran, an seine geistige Eigenart, seinen Charakter, seine Persönlichkeit. Menschenkenntnis, Charakterstudium ist die Hauptaufgabe des dritten Bandes." Es wird weiter ausgeführt, daß hier vor allem Rede und Drama zur Geltung kommen.

„Der vierte Band sammelt Kunstgesetze. Er ist das Gesetzbuch der dichterischen Lebensverklärung.... Der Band bildet somit eine Ergänzung zu Stilistik, Poetik, Rhetorik und Literaturgeschichte." Die literarhistorischen Kenntnisse bilden demnach nicht einen Zweck für sich, „sondern nur eine Ergänzung zu dem ersten, erhabensten und vornehmsten Ziele des Deutschunterrichtes auf der Mittelschule: die Vermittlung von Lebenskenntnis und Lebensweisheit, Charakter- und Gemütsbildung durch das hohe Erziehungsmittel der deutschen Dichtung". Es wird als Hoffnung ausgesprochen, „daß ein Abiturient nach einer achtjährigen Arbeit um den Besitz des Lesebuches darin feste Punkte hätte, von denen aus er für die Literaturgeschichte immer wieder Orientierung finden könnte". — Das klingt ja ganz gleich der Empfehlung, die vor 50 Jahren einem ähnlich angelegten, aber in bescheideneren Grenzen ausgeführten Lesebuch gespendet wurde Es war das damals neu erschienene große Lesebuch von H. Bone, dem in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien" nach einer eingehenden Würdigung [1] folgendes Lob gesprochen wurde: „Referent kann diesem Buche zugestehen, daß, wenn ein Schüler bei der Maturitätsprüfung den Beweis liefert, er sei nicht bloß in demselben äußerlich versiert, sondern habe den Geist durchdrungen, in dem es dargeboten ist, man einen solchen nicht bloß der hohen Schule, sondern auch dem wirklichen Leben mit Beruhigung über den Lebensweg, den er ferner einhalten wird, entgegensenden kann." Leider fiel dies so hochgewertete Schulbuch mit seinem ebenso wohlverdienten Verfasser in den aufgeregten Jahren nach 1870 in Verkennung, gerade damals, als die Entartung unserer Literatur mit ihren ersten Giftblüten in die Erscheinung trat. Erst 20 Jahre später hat es seine Wiedererweckung erlebt, in einer gänzlich veränderten Zeitlage und ohne die frühere Beachtung wiederzugewinnen. Solch sicherer und erprobter Hilfsmittel im Kampfe gegen die Entartung zu entbehren, ist viel bitterer zu beklagen, als die Dinge sind, derentwegen sich jetzt die Geister so oft und viel erhitzen. Wie auch immer eine „Zukunftsschule" in ihrer äußeren Aufmachung geartet sein mag, das Ziel des Deutschunterrichtes muß das oben gezeichnete bleiben, soll er zur Gesundung der Literatur mithelfen.

Es kann einer gedeihlichen Entfaltung des deutschen Unterrichtes nichts abträglicher sein als jene Hast und Unrast, die ein stilles Genießen und edles Empfinden nicht aufkommen und ausreifen lassen und es unmöglich machen, „sich dem Zauber der Dichtung und der Denkarbeit der großen Geister der

---

[1] Jahrgang 1855, S. 581—590. Warum das seinerzeit weitverbreitete und berühmte Schulbuch in der „Geschichte des deutschen Unterrichts" von Dr. Adolf Matthias nicht Erwähnung gefunden hat, erklärt sich wohl nur aus den späteren Schicksalen des Buches; habent sua fata libelli.

Menschheit mit weihevoller Sammlung hinzugeben". Gerade aus der Unrast als „der Pandorabüchse alles Unheils" war die Entartung unseres Schrifttums entstanden. Diese heilsame Erkenntnis hat der furchtbare Krieg, der unerbittliche Weltenrichter, gebracht. Ob das jetzt wirkende Geschlecht die gewordene Einsicht nützt und die lange gewandelten und liebgewonnenen Irrgänge verläßt? Manche verheißende Anzeichen lassen es hoffen, andere Wahrnehmungen dagegen verraten unbekehrbare Verstocktheit. Da ruht die sichere Erwartung einer besseren Zukunft nur auf der allerjüngsten Jugend, die in der großen Zeit des allgemeinen Wendepunktes ihre Bildung empfängt.

Der „wohlmeinenden" Ratgeber, wie die Bildungsmittel ausgewählt und den Bedürfnissen unserer Zeit angepaßt werden sollen, gibt es nicht wenige, sowohl im einzelnen als für die Gesamtheit. Nicht zu hören sind zunächst alle jene, die in einseitiger Auffassung des Menschenwesens durch Häufung des Wissensstoffes die Heilung erstreben wollen. Vielwisserei bringt nicht Gesundung, sondern erzeugt nur einen unheilvollen Dünkelgeist im Reiche des Wahren, der folgerichtig in Unwahrheit und Unwahrhaftigkeit ausartet. Gerade „der Bildungsdünkel und die oberflächliche Wissenswut, die ernsthafte Studien zu machen nicht geneigt sind", gehören zu den hervorstechendsten Grundübeln der Entartung unserer Literatur. Deutsche Art dagegen, betont besonders nachdrücklich Fichte, wurzelt in gründlicher Ernsthaftigkeit. Die deutsche Jugend braucht Anleitung und Einführung zu wahrem Wissen, dessen edelste Frucht die Bescheidenheit bildet. — Nicht zu hören sind ferner jene verführerischen Ratgeber, die unter Vorspiegelung körperlicher Ertüchtigung allerlei Spiel und Zeitvertreib als Schutzmittel gegen geistige Überbürdung der Jugend empfehlen. Dadurch müßte die Gier nach Genuß geweckt werden, und Genußsucht bis in ihre widerlichsten Ausschreitungen war ein weiterer wuchernder Krebsschaden an unserer entarteten Literatur. Deutsche Art dagegen, dichtet der ernste „Dreizehnlinden"-Sänger, liegt in dem Bild des Schmiedes am Amboß mit dem Wahlspruch ausgeprägt:

„Nur der hat recht, der recht sich müht;
Du selbst bist deines Glückes Schmied."

Die Jugend der Zukunft muß zu strenger Pflichterfüllung angehalten werden; daraus sprossen zufriedene Genügsamkeit und goldenes Lebensglück. — Nicht zu hören sind endlich alle jene falschen Freunde der Jugend, die, in mißverstandener Auffassung von Freiheit, für die noch unerfahrene Jugend uneingeschränkte Selbstbestimmung und unbehinderte Selbstentscheidung in religiöser Weltanschauung und sittlicher Führung fordern. Aber gerade darin zeigte sich der „Truggeist vom Übermenschentum, als der frechen Maske für das Tierische und Untermenschliche", bei der so beklagenswerten Literaturentartung. Deutsche Art dagegen, so hat schon vor viel hundert Jahren der „Vogelweider" gesungen, liegt in der Manneszucht: „Deutsche Männer, die sind wohlgezogen." Ja, „Erziehung gebührt der Jugend. Gezogen soll sie werden zum Rechten und Guten, hinweg vom Verkehrten und Bösen, wonach das Gelüsten so früh schon erwacht. Es ist Krankheit und Schwäche der menschlichen Freiheit, daß sie sich selber unbewußt knechtet und an

die Gewalt der Lust, des augenblicklichen Reizes und des blinden Begehrens überliefert".

Wenn diese Grundwahrheiten echt deutscher Erziehung für die Schule im allgemeinen, mit all ihren Lehrfächern, gelten, so beanspruchen sie doch für den Deutschunterricht eine besondere Anwendung, soll er „nicht Pflege des Buchstabens, sondern des Geistes bleiben". Sein erstes Ziel ist „die Vermittlung von Lebenskenntnis und Lebensweisheit, Charakter- und Gemütsbildung durch das hohe Erziehungsmittel der deutschen Dichtung". So fordern es die oben erwähnten Schweizer Lesebücher mit vollstem Recht. Ist dann noch eine „kernhafte, begeisterte und begeisternde Persönlichkeit", wie A. Biese es ausgedrückt hat, der lebendige Vermittler der kerngesunden Leitsätze, so mag sich „die Sehnsucht unserer Zeit stillen" und eine gereinigte Literaturauffassung in unserer Jugend heranreifen als erste Gewähr für eine neue Zukunft. Die äußeren Verhältnisse, ein durch den tiefFurchenden Krieg bereiteter Nährboden, gestalten sich zur Gesundung und Kräftigung unseres Schrifttums günstig.

Die Literaturgeschichten des 19. Jahrhunderts schließen alle mehr oder weniger mit einem Ausblick in die nächstkommende Zeit, und in allen steht die Wendung: „Wir hoffen." Der Ausdruck der ausgesprochenen Hoffnungen mag verschieden klingen, in der Sache stimmen alle überein: „Es möchten der Menschheit die Ideale wiedergeschenkt werden, die ein erschlafftes, weichliches, genußgieriges Geschlecht im Laufe der Zeit vergeudet und verloren hat!" — Die Pflanzstätte der Ideale aber ist und bleibt die Schule und in der Schule nicht an letzter Stelle der deutsche Unterricht.

Nikolaus Scheid S. J.

UT TESTIMONIUM PERHIBEAM VERITATI

Gegründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.

Patrona Bavariae.

Durch Bayerns Lande geht in diesen Tagen eine hochbedeutsame Kunde, welche mitten in der ernsten Kriegszeit herzerhebende Freude auslöst und hoffnungsfrohe Zuversicht weckt. Auch weit über Bayern hinaus, ja überall, wo katholische Herzen schlagen, wird die Botschaft freudigsten und dankbaren Widerhall finden.

Aus der Metropole der Christenheit traf am 12. Mai in der Apostolischen Nuntiatur zu München das folgende offizielle Dekret der Römischen Ritenkongregation ein, dessen Hauptinhalt sogleich durch den Draht allen Erzbischöfen und Bischöfen der bayerischen Diözesen übermittelt wurde:

Bavariae Regni

Conspicua erga Beatissimam Virginem Dei Matrem pietate et constanti devotione nemini sane e Catholicis nationibus Gens Bavarica secunda habenda est. Spectatissimum enim studium, quo Deiparam a priscis temporibus impense colit, plurima templa testantur saeculo octavo praesertim ac nono in honorem ipsius Dei Genitricis in Urbibus ac Bavariae Regionibus exstructa, tum amplitudine molis tum divite omnigenae artis ornatu praestantissima. Testantur item Mariales permultae Sodalitates, quibus plures e Regia Familia nomen dare sueverunt: ac laudabilis ille mos testatur, qui penes Bavariae populum a prisca invaluit aetate exornandi frontes domorum Beatae Mariae Virginis statuis vel iconibus.

At cultum ipsius Deiparae luculentius testantur Mariana non pauca

Königreich Bayern

An hervorragender Liebe und treuer Andacht zur seligsten Jungfrau und Gottesmutter steht das Bayerische Volk gewiß keiner katholischen Nation nach. Von dem ausgezeichneten Eifer nämlich, womit es seit alten Zeiten die Gottesmutter inständig verehrt, zeugen sehr viele Gotteshäuser, die vom 8. und 9. Jahrhundert an zu Ehren der Gottesgebärerin in Städten und Ortschaften Bayerns errichtet wurden und vielfach durch ihren mächtigen Bau und reichen künstlerischen Schmuck hervorragen. Zeugen sind ferner zahlreiche Marianische Kongregationen, denen manche Glieder der Königsfamilie beizutreten pflegen. Ebenso legt Zeugnis ab jene lobenswürdige Sitte, die von alters her im Bayerischen Volke wurzelt, die Stirnseiten der Häuser mit Statuen oder Bildern der Jungfrau Maria zu zieren.

Glänzender noch bezeugen die Verehrung der Gottesmutter nicht wenige

sacraria, uti Ettalense, Birkensteinense, Ramersdorpense et alia, quae sane celeberrimum praecellit sacellum, Carolingorum aetate in Vetere praedio Hodingano (vulgo Altoetting), a quo nomen mutuatur, intra fines Passaviensis dioecesis erectum iuxta Aedem Regalem ac postea splendidissime exornatum. Illuc frequentes ac turmatim pio peregrinorum more e cunctis Bavariae Regionibus christifideles confluere solent e quovis ordine ac statu, immo ex ipsa Aula Regia, Virginem Dei Matrem veneraturi eiusque opem imploraturi.

Notatu vero dignissimum est, quod Bavariae Ducibus et Principibus Electoribus in exemplum praeeuntibus, et praesertim Maximiliano I e Regia Wittelsbacensi stirpe, inde ab anno millesimo sexcentesimo vigesimo, Catholica Gens Bavarorum ipsam Deiparam Virginem sub titulo Bavariae Patronam invocare et fervida veneratione prosequi coeperit.

Quamobrem ad singulare Dei Matris auxilium diuturni huiusce belli rebus in arctis expetendum et Bavaricam Gentem perpetuo caelesti tutandum praesidio, ipse Rex Bavariae Ludovicus tertius una cum uxore sua Maria Theresia Regina, avitam pietatem aemulatus et probe noscens pia desideria complurium Catholicorum sui Regni virorum, a Sanctissimo Domino Nostro Benedicto Papa XV per E^mum ac Rev^mum Dominum Cardinalem Andream Frühwirth, Pro-Legatum Apostolicum in Bavaria, id obtinendum suscepit, nimirum

Wallfahrtskirchen Mariens, wie jene von Ettal, Birkenstein, Ramersdorf und andere. Vor allen diesen ragt entschieden hervor jene berühmte Kapelle, die unter den Karolingern auf dem alten Königshof zu Öttingen (daher der Name Altötting) in der jetzigen Diözese Passau neben der königlichen Pfalz erbaut und später glanzvoll ausgeschmückt wurde. Dorthin pflegen zahlreiche Gläubige aus allen Gebieten Bayerns einzeln und in großen Gruppen nach frommer Pilger Art zu wallfahren, und zwar aus allen Klassen und Ständen des Volkes, auch aus dem Königshause, um die jungfräuliche Gottesmutter zu verehren und um Hilfe zu bitten.

Höchst beachtenswert aber ist es, daß das katholische Bayernvolk nach dem Beispiele seiner Herzöge und Kurfürsten, vor allem aber nach dem Vorgange Maximilians I. aus dem Hause Wittelsbach seit dem Jahre 1620 die Sitte aufnahm, die Mutter Gottes unter dem Titel „Patronin Bayerns" anzurufen und mit inniger Liebe zu verehren.

Um nun die besondere Hilfe der Gottesmutter in den Bedrängnissen dieses schon so lange währenden Krieges zu erflehen und um Bayerns Volk unter den steten Schutz des Himmels zu stellen, hat König Ludwig III. von Bayern zugleich mit seiner Gemahlin, der Königin Maria Theresia, nach frommem Beispiele seiner Ahnen und im Hinblicke auf die edlen Wünsche vieler Katholiken seines Reiches es unternommen, durch Seine Eminenz Kardinal Andreas Frühwirth, Apostolischen Pronuntius in Bayern, von Seiner Heiligkeit Papst Benedikt XV. zu erlangen,

1. ut Beata Dei Genitrix Virgo Maria praecipua apud Deum Patrona Bavarorum declaretur ab Apostolica Sede,

2. ut peculiare festum ipsius Beatae Mariae Virginis sub titulo Patronae Bavariae quotannis die decimaquarta Marialis mensis Maii sub competente ritu in universa Bavaria cum Officio proprio recolatur.

Sanctissimus porro Dominus Noster Benedictus Papa XV huiusmodi gratissima vota peramanter excipiens ab infrascripto Cardinali Sacrae Rituum Congregationi Propraefecto relata, Beatissimam Virginem Dei Genitricem Mariam totius Bavariae Regni principalem apud Deum Patronam suprema Auctoritate Sua declaravit et constituit, eunctis honorificentiis ac privilegiis Eidem attributis, quae praecipuis locorum Patronis de iure competunt: et Festum B. Mariae V., titulo Patrona Bavariae, die decimaquarta mensis Maii in cunctis Bavariae Regni Dioecesibus, cum Officio et Missa propriis, sub ritu duplici primae classis cum octava quotannis celebrandum concessit servatis Rubricis. Contrariis non obstantibus quibuscumque.

Die 26. Aprilis 1916.

A. Card. Ep. Portuen. et S. Rufinae, Propraefectus.

Alexander Verde, S. R. C. Secretarius.

1. daß die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter Maria als Hauptpatronin der Bayern durch den Apostolischen Stuhl erklärt werde,

2. daß ein besonderes Fest dieser Jungfrau Maria unter dem Titel Patrona Bavariae alljährlich im Marienmonate, am 14. Mai, in ganz Bayern gefeiert werden dürfe unter einem entsprechenden Ritus und mit einem besondern Offizium.

Der Heilige Vater Papst Benedikt XV. hat diese sehr willkommenen Wünsche, welche der unterzeichnete Kardinal, Propräfekt der heiligen Ritenkongregation, ihm vortrug, äußerst liebevoll entgegengenommen. Kraft seiner Vollgewalt hat er die seligste Jungfrau und Gottesmutter Maria zur Hauptpatronin des ganzen Königreiches Bayern ausdrücklich erklärt und erhoben und alle Ehrenbezeigungen und Privilegien, welche nach Rechtsgebrauch den Schutzpatronen eines Landes zukommen, ihr angewiesen. Ebenso hat er gewährt, daß in allen Diözesen des bayerischen Königreiches alljährlich am 14. Mai das Fest der seligsten Jungfrau Maria unter dem Titel Patrona Bavariae gefeiert werde, und zwar, entsprechend den Rubriken, als ein Duplexfest erster Klasse mit Oktav mit einem besondern Brevieroffizium und einer besondern Messe. — Nichts soll diesem Entscheid entgegenstehen.

26. April 1916.

A. Kardinal, Bischof von Porto und St. Rufina.

Alexander Verde, Sekretär der heiligen Ritenkongregation.

Als rein innerkirchliches Fest, nicht als sogenannter „gebotener" allgemeiner Feiertag, als eine stilltraute Familienfeier der Katholiken Bayerns, allerdings unter höchster liturgischer Prachtentfaltung, ist zunächst dieser jüngste Marientag gedacht. Mit ihrem geliebten katholischen Herrscherhause in tiefinniger Marienminne vereint, sollen und wollen sie an jenem Festtage durch fromme Andachtsübung, wie sie jedem der Herzensdrang eingibt, sich mit ihren Priestern verbinden, die alle gehalten sind, durch eine besondere Messe und ein ebensolches eigens abgefaßtes Brevieroffizium die Patrona Bavariae zu feiern.

Einen Bitt- und Danktag will Bayern mit besonderer Inbrunst alljährlich begehen. Heiße Gebete will es emporsenden zu seiner himmlischen Landespatronin, damit dieselbe ihren Schutz und Schirm und Segen dem ihr anvertrauten Lande reichlichst zuteil werden lasse; damit sie namentlich während dieses furchtbaren Völkerkrieges das Heimatland beschütze und hüte und ihm sowie dem ganzen deutschen Vaterlande und mit ihm auch allen Völkern baldigst den Frieden samt wahren Segnungen eines dauernden Friedens gnädig bringe. Mit der Bitte wird warmer Dank verbunden sein für den daheim und im Felde mütterlich gewährten Schutz. Diese dankbare Erinnerung soll nie erlöschen, alljährlich aber am Feste der Patrona Bavariae besonders kräftig aufflammen. Inniger Dank ist ja auch das beste Unterpfand, sich weiterhin dauernden Schutz und Schirm der himmlischen Patronin zu sichern.

Dies der Inhalt und der Zweck des neuen nationalen Marientages. Eine außergewöhnliche, eigene Weihe ruht über demselben. Die gütige Huld des vielgeliebten Herrscherhauses nämlich hat den katholischen Untertanen dieses schöne Fest verschafft. Es ist ein sinniges, köstliches Geschenk des Vaters der Christenheit durch Vermittlung und aus der Hand des Königs und der Königin, eine königliche Liebesgabe höherer Art für die wackern Kämpen draußen und für die geduldig Ausharrenden in der Heimat; eine Liebesgabe, welche seelisch stärkt und kräftigt in den harten Kriegsnöten. In der Seele des katholischen Volkes wird mit neuer Kraft und Frische die herrliche Blume der Marienverehrung sich entfalten, da das Beispiel des Herrscherhauses ihr Triebkraft verleiht. Die Huldigung aber, das Lob und das Gebet, welches vom Volke und seinem Haupte so innig und vertrauensvoll zum Throne der Himmelskönigin emporsteigt, darf auf huldvollste Annahme rechnen; als Gegengabe wird aus der Hand der hehren Landespatronin reicher Himmelssegen auf das Land herniedertauen.



Die Marienſäule auf dem Marienplatz zu München.

Neu und ungewohnt ist eine solche erhebende Kundgebung der Marienverehrung, wie dies das Dekret der Ritenkongregation in kurzen markigen Zügen schon hervorhebt, in Bayern durchaus nicht. Eine zarte, tiefe Marienliebe ist von jeher dem sonst so stämmigen Bajuvarenvolke gleichsam in die Wiege gelegt. Und in dieser Liebe und Verehrung fand und findet es sich eins mit seinem Fürsten- und Königshause. Gerade aus letzterem ging der Titel Mariens als Patronin des Bayernlandes unter Zeichen einer glanzvollen Huldigung vor drei Jahrhunderten hervor. Aus dem gleichen Herrscherhause erging jetzt die Anregung zur bedeutsamen Tat unseres Papstes Benedikt XV., daß er „kraft seiner Vollgewalt" feierlich diesen altehrwürdigen Titel Patrona Bavariae anerkannte und guthieß. Wenn aus gleicher Quelle nun auch das Fest dieser Patronin entspringt, so ist das ein wohltuender Beweis für die lebensfrische Fortdauer tiefchristlicher Traditionen im Hause Wittelsbach.

Es war im Jahre 1620, da kehrte Bayerns Herzog und nachmaliger Kurfürst Maximilian I. aus der Schlacht am Weißen Berge, in welcher das Kriegsgeschrei der bayerischen Soldaten „Heilige Maria" lautete, siegreich mit den Seinen heim nach München. Sein erster Gang war sofort in die Kathedrale Unserer Lieben Frau. Bei verschlossenen Türen, um von allen in stiller Betrachtung abgetrennt zu sein, kniete er dort vor jener berühmten Marienstatue nieder, die er später auf dem Marienplatze aufstellen ließ, und dankte der Gottesmutter innigst für den erfochtenen Sieg. Um ihren besondern Schutz seinem ganzen Reiche für immer zu sichern, bat er dort zugleich, Maria möge fortan Patronin Bayerns sein und heißen. Von dieser ehrwürdigen Stätte der Frauenkirche aus nahm der Titel Mariens Patrona Bavariae seinen Lauf ins ganze Land, ward und blieb beliebt und volkstümlich, seitdem der frommgläubige Sinn jenes Herzogs ihn geschaffen und geprägt hatte.

Machtvoll und glänzend sollte nach dieses Herrschers Willen dem Titel auch äußerlich ein künstlerisch vollendeter, monumentaler Ausdruck verliehen werden. In sinniger Weise wurden zwei vornehmste Ehrenplätze der Haupt- und Residenzstadt Bayerns ausersehen, wo in würdigster Weise eine meisterhafte Darstellung der Patronin Bayerns Volk und Herrscher stets lebhaft in Erinnerung rufen, welch hohe mächtige Hand schützend und schirmend vornehmlich über diesem Reiche schwebt: der Hauptplatz der Stadt München und die Hauptfassade der kurfürstlichen, nachher königlichen Residenz.

Das Madonnenbild, vor dem Herzog Maximilian I. die Gottesmutter als „Patronin Bayerns“ zuerst begrüßte, war ursprünglich gedacht als Königin des Himmels. Gerade in dieser Eigenschaft einer Himmelskönigin durfte Maria, die Gottesmutter, besonders geeignet erscheinen, um die Übernahme der Schirmherrschaft über das bayerische Reich angegangen zu werden.

Das Kunstwerk, welches im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts vermutlich aus der Hand des bayerischen Künstlers Hans Krumper von Weilheim hervorgegangen war (nach früherer Annahme galt Pieter de Witte-Candid als Schöpfer der Statue), zeigte sich in jeder Hinsicht wie geschaffen, auf sinnvolle würdigste Weise zugleich auch die Schutzherrin Bayerns darzustellen. Das Haupt der schlanken, aufrecht stehenden Gestalt deckt eine Kaiserkrone, und die erhobene Rechte hält das Zepter. In breiten, mächtigen Falten umwallt die hehre Figur ein Königsmantel, der durch eine zierliche Fibula über der Brust zusammengehalten wird und mit einer Bordüre von sehr sorgfältig ausgeführter Ornamentik gesäumt ist. Das rechte Ende dieses Mantels ist bis über die linke Hüfte der Gottesmutter hinaufgezogen und bildet dadurch eine wulstige Unterlage für das sitzende göttliche Kind, das, vom linken Arm der Mutter gehalten, mit dem linken Händchen die Weltkugel trägt und sein rechtes Händchen erhoben hat, um das Volk zu segnen. Unter dem breitfaltigen Königsmantel Mariens blickt das enganliegende Kleid durch, das unmittelbar unter der Brust gegürtet ist und sanft bis auf die Füße hinunterfällt, welche die Mondsichel zum Schemel haben zur Erinnerung an das „große Zeichen“ der Apokalypse. Alle diese Insignien symbolisieren die außergewöhnliche Macht Mariens, welche ihr aus der Würde einer Gottesmutter und durch das von ihr getragene göttliche Kind erwächst. Durch diese Macht ist sie naturgemäß berufene Patronin oder Schirmfrau:

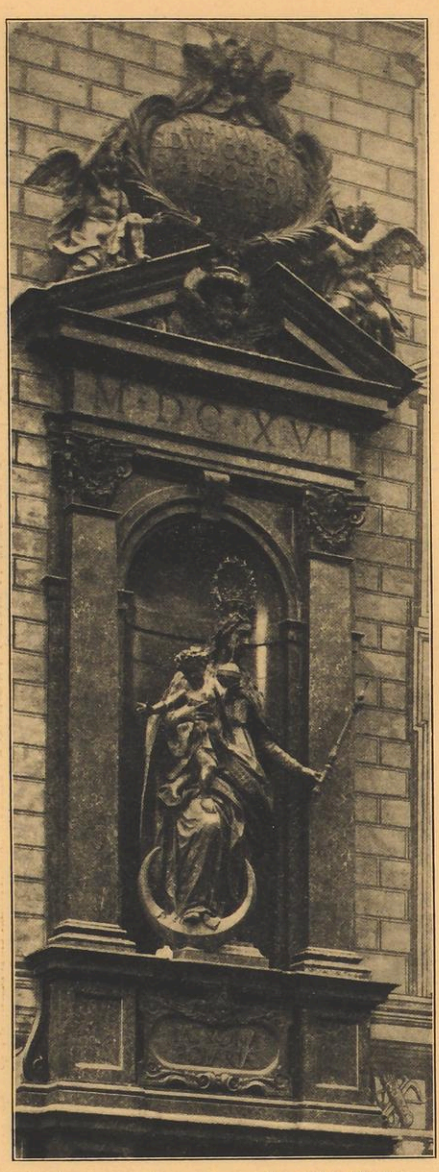
Nos cum prole pia benedicat virgo Maria,
O Mutter mit dem Kinde lieb, — Maria, uns den Segen gieb![1]

Diesem Standbilde der Himmelskönigin, das vorläufig in der Frauenkirche Münchens aufgestellt war, ließ Kurfürst Maximilian I. im Zentrum der Hauptstadt auf dem bedeutsamsten und überhaupt „einem der vollkommensten Plätze Deutschlands“ eine machtvoll hervorragende, alles beherrschende Stelle anweisen. Auf einer äußerst glücklich, in vortrefflichen Verhältnissen und

[1] Übersetzung aus dem 15. Jahrhundert.



Die Patrona Bavariae auf der Marienſäule zu München.



Die Patrona Bavariae an der Kgl. Residenz zu München.

kraftvollen Formen aufgeführten Säule, einem Monolithen aus rotem Untersberger Marmor mit korinthischem Kapitell, hebt sich das herrliche Bild der Schutzfrau hoch in die Lüfte, ursprünglich alle umgebenden Bauten überragend. Die hohe Säule ruht auf einem Postament, an dessen Ecken, sinnreich vermittelnd, vier reizende Engelsköpfe angebracht sind. Zu den Seiten des Postamentes lehnen zierliche Erzschilder, von denen das eine mit dem bayerisch-kurfürstlichen, das andere mit dem österreichischen Wappen versehen ist, um die Huldigung des damaligen Herrscherpaares, des bayerischen Kurfürsten Maximilian I. und seiner aus Österreichs Kaiserhaus stammenden Gemahlin Maria Anna, zum Ausdruck zu bringen. Auf den vier Ecken des Unterbaues endlich stehen vier Bronzeputten, mit Panzer und Helm gerüstet und mit Schwert und Spieß gegen Schlangen und Basilisken, gegen Löwen und Drachen kämpfend. Sichtlich soll hierdurch zur Darstellung gelangen, was die darunter angebrachte Schriftstelle des 90. Psalmes besagt: „Über die Natter und den Basilisk wirst du wandeln und den Löwen und den Drachen wirst du zertreten." Eine andere berühmt gewordene Widmung auf der Ostseite des Sockels ist später leider wieder entfernt. Ob die gekünstelte, allzu gesuchte Form ein Stein des Anstoßes war? Jedenfalls ist es das wohl vom berühmten Dichter Jakob Balde S. J. verfaßte Distichon, durch welches Kurfürst Maximilian I. bei Einweihung der Marienſäule im Namen des Volkes gar alles, was ihm lieb und wert war, seiner himmlischen Patronin anempfahl:

Rem, regem, regimen, regionem, religionem
Conserva Bavaris, Virgo Patrona, tuis.

Ob dies durch ein deutsches Distichon entsprechend wiedergegeben werden kann, möge ein gewandter Sprachkünstler versuchen. In nüchterner Prosa besagt die Bitte: „Hab und Gut, den König und die Regierung, das Land und die Religion erhalte du, Jungfrau Patronin, deinen Bayern."

Ein prachtvolles Denkmal der Himmelskönigin als der Patronin Bayerns, „das feinste von allen Denkmalsarchitekturen dieser denkmalsfreudigen Zeit", war somit dem Straßenbilde Münchens eingefügt, und dadurch nach der Absicht des hohen Stifters das geschäftliche Leben der Stadt, welches auf dem damaligen Markt- oder „Schrannenplatze", dem jetzigen „Marienplatze", vornehmlich pulsierte und pulsiert, einer höheren Schutzmacht weihevoll unterstellt. Gewiß steht hierin München nicht allein da. Aber die Form der Denkmalsaufstellung ist eigen- und fast einzigartig; das Auge

muß nur recht zu sehen verstehen. Der Berner Kunstkritiker und Universitätsprofessor Dr. Arthur Weese widmet dem Denkmal folgende Wertung: „Für den Platz ist die Mariensäule mit dem Marienbild die Hauptzierde und der architektonische Maßstab; ihre Verhältnisse sind durch das alte Rathaus und die alten Häuser des (ehemaligen) ‚Schrannenplatzes' bestimmt. Sie steht just am toten Punkt, gleichsam am Ufer des immer bewegten Verkehrsstromes, der an ihr vorüberfließt. Mit erstaunlichem Feingefühl erfüllt sie ihre Aufgabe; sie beherrscht den Platz als Denkmal und ordnet sich doch überall der Architektur unter. Jedermann sieht sie, sie aber ist niemand im Wege, und sie fügt sich harmonisch ins Stadtbild als ein bedeutsames Wahrzeichen an vornehmster isolierter Stelle. Ihre Aufstellung ist ein Muster der Denkmalserrichtung."

Durch den wuchtigen, massigen Bau des an sich herrlichen neuen Rathauses sind allerdings die architektonischen Verhältnisse zu Ungunsten der Mariensäule nicht wenig verschoben. Gar vieles jedoch, auch wenn die Geschichte schwiege, hält immer auf dem trauten Marienplatze die Erinnerung wach, daß Bayerns großer Herzog Maximilian den schönsten Ehrenplatz seiner Residenzstadt der himmlischen Landespatronin zur Beherrschung überwies. Dadurch ist dieser Platz doppelt ein Juwel Münchens. Hier kniete 1683 der Kurfürst Max Emanuel, bevor er ins Feld zog, um von der Patronin Bayerns den Segen für seine Waffen zu erflehen. Von hier aus erhob 1782 Papst Pius VI. seine segnende Hand über das Bayernvolk. Hier versammelte sich im Cholerajahre 1854 ganz München mit allen ersten Vertretern der Staatsleitung, um in einem feierlichen Bittamte durch die Patrona Bavariae sich die Hilfe des Himmels zu sichern. Bei diesem denkwürdigen Anlasse wurde der bis dahin gebräuchliche Name „Schrannenplatz" umgeändert in „Marienplatz", während vorher nur der nördliche Teil „Platz Mariä" hieß. Auf diesem Platze wiederholt sich alljährlich ein farbenprächtiges und erhebendes Schauspiel, wenn am Fronleichnamsfeste vom Altare zu den Füßen der Mariensäule das Oberhaupt der Erzdiözese München-Freising dem Könige und den Prinzen des königlichen Hauses, den Würdenträgern des Hofes, der Staats- und Stadtregierung, der Volksvertretung und des Heeres und dem dichtgedrängten gläubigen Volke den eucharistischen Segen erteilt. Hier endlich dokumentiert sich immer noch täglich und besonders an Festtagen und im Mai die rührende Verehrung der Gläubigen gegen die himmlische Patronin, indem sie den Unterbau der Mariensäule mit Blumen reich und künstlerisch schön ausschmücken.

Nicht weniger als 18 Jahre lang hatte Kurfürst Maximilian I. sich gedulden müssen, bis er seinen Herzenswunsch, das prächtige Standbild der Landespatronin auf Münchens Hauptplatz errichtet zu sehen, im Jahre 1638 verwirklichen konnte. Die verschiedenen kriegerischen Wirren der damaligen Zeit, welche Bayern vielfach hart zusetzten, waren ein Hemmnis gewesen. So lange durfte ihm die Patrona Bavariae nicht ohne Standbild bleiben. Daher wies er ihr mindestens schon ein Jahrzehnt früher an seinem eigenen Heim den schönsten und ehrenvollsten Platz an und ließ zu dem Zwecke eine zweite, der ganzen vornehmen Architektonik dieser Stelle würdige Statue eigens schaffen: die Patrona Boiariae, wie die alte Inschrift lautet, über der Hauptwache an der Residenz. Alles vereint sich dort zu einer wahrhaft fürstlichen Huldigung vor der „Hausmadonna von Wittelsbach".

Unter dem genannten großen Kurfürsten entstand in den Jahren 1611 bis 1619 an der jetzigen Residenzstraße der große „Kaiserhof" samt der Westfassade mit den zwei Portalen. Nach Kennerurteil liegt der architektonische Schwerpunkt dieser Fassade in den beiden mächtigen Einfahrtstoren. Auf den gebrochenen Giebelschrägen dieser Portale lagern je zwei anmutsreiche, freibewegte allegorische Figuren der vier Kardinaltugenden, links „Klugheit und Gerechtigkeit", rechts „Tapferkeit und Mäßigung". Diese bronzenen Liegefiguren geben der Einfahrt ein triumphatorisches Gepräge. Durch Michelangelo in die Kunst eingeführt, erscheinen nämlich solche Liegefiguren später namentlich als Giebelfiguren auf der Porta triumphalis, und „so nahm", wie Weese urteilt, „die Einfahrt zur kurfürstlichen Residenz ganz natürlicherweise diesen triumphatorischen Charakter an". Aus allem spricht nach Versicherung eines andern Kunstkritikers „der wirklich große Geist dieser Periode. Hier könnte wirklich kein Akzent anders sitzen: Das Ganze hat jene Unverrückbarkeit der ganz großen Kunstwerke und ist im wahren Sinne der würdige Eingang zum Königshaus".

Beide Eingänge sind nach innen zu in strenger Achsengerechtigkeit auf die Mitte der zwei Höfe gerichtet, nach außen zu bilden sie die Hauptmotive einer ganz symmetrischen Form, deren Mitte durch eine reiche Nische markiert ist. Diese Nische, ein schmaler hoher Bau, von Pilastern flankiert und mit einem Giebel gekrönt, bildet wahrhaft den zentralen Ehrenplatz an vornehmster Stelle der prächtigen Hauptfassade.

Welchem Standbilde diese ehrenvollste Stelle ursprünglich zugedacht war, steht dahin; vollendet war sie laut der unter dem Nischengiebel eingemeißelten

Jahreszahl im Jahre 1616. Vier Jahre später erwählte Maximilian die Himmelskönigin zur Patronin seines Reiches. Für sie konnte ihm der schönste Platz an seiner neu ausgebauten Residenz nur wie geschaffen erscheinen. Allen Anzeichen nach wurde der gleiche große Künstler, aus dessen Hand das herrliche Madonnenbild auf der später errichteten Mariensäule hervorgegangen war, nämlich Hans Krumper, dafür ausersehen, auch diese Patrona Boiariae zu schaffen. In jeder Hinsicht ist sie seines künstlerischen Könnens würdig.

Die Darstellung dieser Marienstatue ist allerdings schon deshalb, weil sie in ein bestimmtes, bereits vollendetes Baudenkmal sich möglichst harmonisch einzufügen hatte, etwas anders geartet als jener auf der Mariensäule. Gemeinsam ist beiden, daß die Madonna aufrecht steht als Himmelskönigin mit ihrem göttlichen Kinde. Mehr noch als dort tritt sie uns hier entgegen mit den Abzeichen des bekannten apokalyptischen Weibes: „Und es erschien ein großes Zeichen am Himmel: ein Weib mit der Sonne bekleidet, den Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupte eine Krone mit zwölf Sternen" (Offb. 12, 1). Der rechte Fuß stützt sich, recht kräftig gehoben, auf die Innenseite der ziemlich wuchtigen Mondsichel, und so bildet das rechte, unter dem reich drapierten Königsmantel hervortretende Knie einen Stützpunkt für das stehende, lebhaft bewegte Jesuskind. Dasselbe hält mit der linken Hand die Erdkugel, sie leicht stützend, hoch empor, während es unter freundlichem Lächeln den Kopf seitwärts nach unten beugt und mit der rechten uns liebevoll zu sich hinaufwinkt. Die Gottesmutter selbst umschlingt ihr stehendes Kind unterhalb der Ärmchen mit ihrer Rechten, während ihre weithin unter dem Mantel versteckte Linke das reich gezierte Zepter schräg über das Pilaster der Nische hinaushält. Hiermit dürften die äußerlichen Unterscheidungsmerkmale beider Standbilder der Patrona Bavariae gekennzeichnet sein. Betreffs des künstlerischen Wertvorranges des einen vor dem andern läßt sich streiten. Die Madonna auf der Mariensäule erscheint in Haltung und Ausdruck und Draperiemotiven mehr einfach, edel, ruhig und lieblich, die Schutzpatronin an der Herrscherwohnung zeigt mehr Kraft, Schwung, Leben und Majestät, wie es dem monumentalen Bau, dem sie eingegliedert ist, wohl besser entspricht. Schwerlich wird der bekannte Kunstkenner aus dem Benediktinerorden, P. Adalbert Kuhn, Widerspruch befürchten müssen, wenn er sie „eines der schönsten Standbilder der ganzen Periode" nennt.

Unter diesem herrlichen Denkmal der himmlischen Patronin Bayerns wurde ein mit der Nische organisch verbundener Sockelbau eingefügt zur

Aufnahme einer großen ehernen Laterne. Dieselbe zeigt in ihrer ganz dekorativen Ausführung die schönsten und geschmackvollsten Motive. Als symbolisches Zeichen nie erlöschender Liebe und Verehrung sollte nach des edlen Kurfürsten Willen darin ein „Ewiges Licht" brennen und brennt bis zur Stunde.

Maria als Patrona Bavariae war und ist hierdurch nach echt bayerischer Art das „Hausbild" der Kurfürsten- und Königswohnung. Das Motiv nämlich zu dieser sinnigen und erhebenden Huldigung ist, allerdings in fürstlicher, königlicher Aufmachung, altbayerisch, wurzelt im Volke, bekundet auch hier wiederum ein zartes Band im Denken und Fühlen zwischen Herrscher und Untertanen. „Es geht zurück", so belehrt der schon genannte Kunstkenner Weese, „auf die alte einfache Bauernsitte des Hausbildes mit dem ewigen Lichte in der Mauernische, das mit Blumen und Reisern geschmückt noch heute überall im Gebirge und auf dem Lande gefunden wird. Die bayerische Residenz macht sich den heimischen Brauch zu eigen und steigert die volkstümliche Schlichtheit des Holzbildes (wie es das einfache Bauernhaus aufweist) mit den Mitteln der großen Kunst."

Was der fromme Stifter des Denkmals mit dieser zartinnigen Huldigung besagen wollte, ließ er noch ausdrücklich in kunstvoller Form durch eine Inschrift verkünden. Dieselbe ist auf einem mit Lorbeer umrahmten Schilde eingetragen, den zwei reizende, auf den Giebelschrägen der Nische kauernde Engel stützen; sie lautet:

Sub tuum praesidium confugimus, In deinen Schutz wir uns begeben,
Sub quo securi laetique degimus. Wo sicher wir und fröhlich leben.

Bayerns Herrscherwohnung und Bayerns Hauptstadt waren und sind hierdurch, und damit auch das ganze Reich, in sinnfälliger, feierlichster Form unter den Schutz Mariens gestellt. Dankerfüllt und mit tiefem Verständnis nahmen die katholischen Untertanen das erhebende Beispiel, welches von der Residenz ausging, zur Nachahmung auf. War außer dem „Herrgottswinkel in der guten Stube" — einem mit Blumen gezierten Kruzifixe in dem Wohnzimmer — das „Hausbild in der Mauernische" schon von jeher beliebt, so mehrte sich seitdem außerordentlich der fromme Brauch, an der Außenseite der Wohnhäuser, vielfach auch der staatlichen und städtischen Verwaltungsgebäude, einem Madonnenbilde den Ehrenplatz anzuweisen. Das Wohnhaus unter dem Schutze der Patrona Bavariae, das ist echt bayerisch, hervorstechend bayerisch. Wohl kein Land kann sich hierin annähernd mit Bayern messen. Noch vor einem Jahrzehnt durfte

man ohne Übertreibung sagen, daß durchschnittlich jedes dritte oder vierte Haus Münchens, namentlich Alt-Münchens, ihnen voran das alte und neue Rathaus, mit einem Muttergottesbilde geziert war. Es steht zu hoffen, daß der schöne, segenbringende Brauch in erneuter Frische auflebt, da das Herrscherhaus durch die erbauliche Vermittlung des neuen Marientages so eindringlich wieder auf die himmlische Schutzfrau des Königreiches hinweist:

„In deinen Schutz wir uns begeben,
Wo sicher wir und fröhlich leben."

* * *

Die geschilderte Huldigung Bayerns an seine Patronin bildet nur eine, allerdings glänzend hervortretende Episode aus der Geschichte der Marienverehrung dieses Landes. Bloß an einzelne Züge derselben mag hier kurz erinnert werden.

Gleich in den ersten Zeiten bei Einführung des Christentums ins Bajuvarenland wurden die ältesten Kirchen mit Vorliebe der Gottesmutter geweiht, wie z. B. jene von Speier, Augsburg, Regensburg, Lorch (jetzt zu Oberösterreich gehörig), Freising, München u. a. Eine Urkunde Childerichs II. aus den Jahren 670/71 bezeichnet den Speierer Dom als „ecclesia domnae Mariae, Kirche der Herrin Mariae". — Um 750 fand durch den hl. Bonifatius die Einweihung der Marienkirchen zu Altomünster und Benediktbeuren statt. — Durch eine von Bischof Wicterp (Wiggoberg) unter Pipin dem Jüngeren († 768) bestätigte Schenkung wird urkundlich bezeugt, daß die erste Kirche in Augsburg den Namen Mariä trug. — Der Ursprung des marianischen Wallfahrtsortes in der „Alten Kapelle" zu Regensburg wird auf den hl. Rupert während des 7. Jahrhunderts zurückgeführt. Gleich hier sei bemerkt, daß das uralte Marienbild auf dem Altare der dortigen Gnadenkapelle ein Geschenk Kaiser Heinrichs II. ist, der es vom Papste Benedikt VIII. erhalten hatte. Ebenfalls aus der Zeit des hl. Rupert soll der vielbesuchte Wallfahrtsort Maria-Dorfen stammen. — Bischof Altmann von Passau weihte 1075 die neuerrichtete Marienkirche Sta Maria in foro („St Maria am Markt") zu Lorch ein. Sicher ist, daß dort die ältere Marienkirche Sta Maria in agro („Maria am Anger") mindestens schon im 10. Jahrhundert bestand; nach der Legende ist sie vom hl. Rupert, nach andern Nachrichten vom ersten Bischofe von Freising, dem hl. Korbinian (gest. um 730), gegründet. — Auch zu Freising begann der

Neubau des jetzigen Mariendomes erst im Jahre 1159; lange vorher jedoch war dort bereits eine Marienkirche errichtet, deren Geschichte noch im Dunkel liegt. — München hervorragende Wahrzeichen, die beiden „Frauentürme", besagen schon durch ihren Namen, daß, wie die königliche Residenz und der vornehmste Platz, so auch die Kathedrale der Hauptstadt „Unserer Lieben Frau" geweiht ist. Den Grundstein zu dieser jetzigen großartigen Frauenkirche legte am 9. Februar 1468 der Herzog Sigmund aus dem Hause Wittelsbach, der stets ein großer Wohltäter dieser Kirche blieb. Aber zwei Marienkirchen gingen diesem stolzen Bau voraus. An jener Stelle, worüber jetzt der Chor unserer Frauenkirche sich wölbt, stand ungleich früher, wahrscheinlich schon im 8. Jahrhundert, ein Kirchlein „zu Unserer Lieben Frau", neben welchem im 13. Jahrhundert eine größere Marienkirche errichtet wurde.

Diese altüberkommene Sitte, die Kirchen mit Vorliebe dem Schutze Mariens zu weihen, schlug in Bayern tiefe Wurzeln. „An Alter, Verbreitung und Beliebtheit zugleich kann sich kein altbayerisches Seelsorgspatronat mit dem der Muttergottes Maria messen", so urteilt Fastlinger, der zuverlässigste Forscher der Kirchenpatrozinien.

Von den alten Marienkirchen Bayerns hat durch ihre ganze Geschichte die allergrößte Berühmtheit und Bedeutung erlangt die uralte „Heilige Kapelle", auch „Liebfrauen- oder Gnadenkapelle" genannt, zu Altötting, das marianische Nationalheiligtum des Bayernlandes. Bekanntlich soll Karl der Große veranlaßt haben, daß dort auf seinem Königshofe zu Öttingen ein altheidnischer Tempel in eine Marienkapelle umgebaut werde. Sicher war unter den Karolingern das jetzige Altötting eine königliche Pfalz oder ein Königshof, neben dem außer einem Benediktinerkloster eine Pfalzkapelle erbaut wurde, die laut einer Urkunde Karlmanns vom Jahre 877 der Gottesmutter geweiht war. Diese alte Pfalzkapelle ist im wesentlichen in der jetzigen Gnadenkapelle noch erhalten. Das heutige Gnadenbild der Madonna wurde um 1300 dahin verbracht. Schon im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts lenkten zahlreiche Wallfahrer zu diesem Gnadenbilde ihre Schritte und opferten seitdem ihre vielen und oft sehr kostbaren Weihegeschenke. Unter letzteren ist das berühmteste das „Goldene Rößlein", welches 1509 Herzog Ludwig von Bayern stiftete. Im Jahre 1518 wurde eine Vergrößerung der Liebfrauenkapelle vorgenommen.

Einen wichtigen Aufschwung mußte die Verehrung Mariens in Altötting nehmen, als der große Kurfürst Maximilian I. den Auftrag gab,

nach seinem Tode sein Herz in die Gnadenkapelle zu verbringen, damit es dort unter dem Schutze derjenigen ruhe, welche er zur Patronin seines Landes auserkoren und dementsprechend so wahrhaft fürstlich geehrt und verehrt hatte. Ebendort war von ihm schon vorher eine mit seinem Blute geschriebene Widmung an die Gottesmutter hinterlegt worden. Auch seines großen Feldherrn Tilly Herz, der mit ihm als frommer Sodale in der Marienverehrung stets gewetteifert hatte, war dort in der Stiftskirche beigesetzt. Doppelt und dreifach anregend wirkte es, als alle nachfolgenden Herrscher aus dem Hause Wittelsbach seit Mitte des 17. Jahrhunderts dieses rührend schöne Beispiel bis zur Stunde fortsetzten.

Wie viele Tausende und abermals Tausende aus allen Ständen des Volkes wie auch des Herzogs- und Königshauses und aus den höchsten Kreisen der kirchlichen Hierarchie zu diesem Nationalheiligtum der Patrona Bavariae pilgerten und stets noch pilgern, besonders in den bittern Nöten des gegenwärtigen Völkerringens, und wie vielen ebendort von der Gottesmutter bei ihrem göttlichen Kinde Hilfe und Trost und Stärkung vermittelt wurde, weiß Gott allein. Was diese volkstümliche Marienstätte Jahrhunderte hindurch bis in den jüngsten Tagen dieses Maimonats sah und erlebte, das allein beweist schon handgreiflich, daß dem Volke Bayerns und seinen Herrschern der Titel der Gottesmutter Patrona Bavariae ungleich mehr ist als ein bloßer frommer Titel. Und wie jubelte das katholische Volk, als nicht lange vor Kriegsausbruch sein geliebter König Ludwig III. gerade an diesem Gnadenorte öffentlich bekannte, daß die Marienverehrung ihm ein Kleinod sei, welches niemand anzutasten wagen dürfe!

Doch ist Altötting wahrlich nicht der einzige Ort Bayerns, wo Maria die Huldigung ihrer zahllosen Getreuen entgegennimmt. Abgesehen von den übrigen sieben Diözesen Bayerns, die uns zu weit führen würden, weist die Diözese München-Freising allein eine stattliche Reihe vielfach stark besuchter marianischer Wallfahrtsorte auf. Allen voran das reizend anmutige Kirchlein der Muttergottes vom Birkenstein, das so lieblich am Fuße des Wendelstein gelagert unablässig viele Waller zu sich pilgern sieht. Nicht minder der nach Altötting wohl älteste Wallfahrtsort Bayerns Rumoltesdorf, jetzt Ramersdorf, mit seinem überlebensgroßen, künstlerisch bedeutsamen Gnadenbilde. Kaiser Ludwig der Bayer und Herzog Wilhelm V. waren große Gönner dieser Marienkirche. Ebenso Tuntenhausen, wohin die Herzöge Wilhelm der Fromme und Maximilian I. so oft wallfahrteten. Vielbesucht ist auch Ettal mit seinem marmornen

Madonnenbilde, einem Geschenk Kaisers Ludwigs des Bayern. Ferner Maria-Eich mit seinem in eine Eiche hineingewachsenen Marienbilde. Dann Maria-Thalkirchen, Maria-Eck, die Lorettokapelle in Berg am Laim, Hohen-Peissenberg, Maria-Birnbaum, Maria-Thalheim.

Einen ganz besondern Schatz aber verehrt München seit 1676 in seiner Schmerzhaften Gnadenmutter in der Herzogspital-Hofkirche. Das Gnadenbild ist beim gläubigen Volke äußerst beliebt. Nicht selten sah und sieht es dort Mitglieder der Königsfamilie in stiller Andacht niederknien. Als große Verehrer hat die Geschichte die bayerischen Kurfürsten Max Emanuel und Max III. in ihren Annalen verzeichnet. Letzterer wohnte mindestens jeden Samstag vor dem Bilde der heiligen Messe bei, und als er den Tod nahen fühlte, ließ er das Gnadenbild an sein Sterbebett bringen. Von Interesse ist die Bemerkung, welche die jüngst verstorbene Königin Elisabeth von Rumänien in einem Briefe an eine ihr befreundete Gräfin machte: „Erinnern Sie sich, in wie guter Gesellschaft wir uns eines Tages zu den Füßen der wundertätigen Jungfrau befanden? Der Kaiser Franz Joseph und der Prinz Luitpold (der nachmalige Prinzregent) knieten da und beteten, als wir in die Kapelle traten." — Um im letzten Kriegsjahr den besondern Schutz der Schmerzhaften Mutter herabzuflehen, ward auf Anregung der Königin Maria Theresia dieses Gnadenbild bei der Fronleichnamsprozession in feierlichem Umzuge durch Münchens Straßen getragen, und nach vollendetem Bittgange wohnte dann die hohe Landesmutter mit den Prinzessinnen-Töchtern zu Füßen des Marienbildes einer heiligen Messe bei, die sie am Gnadenaltare feiern ließ.

Es muß bei der Vorliebe der Bayern für die Marienverehrung als selbstverständlich erscheinen, daß seit dem Ursprunge der Mariengilden oder Marienbruderschaften auf deutschem Boden dieselben auch bei ihnen in Blüte standen. In Bamberg und Nürnberg erbauten diese Gilden schon in den Jahren 1327 und 1355 „prachtvolle, mit allen zum Gottesdienste erforderlichen Gegenständen aufs reichste versehene Kapellen zu Ehren Marias, der ‚Herzogin' des Landes". Als eine der wichtigsten dieser Mariengilden gilt jene von Würzburg, genannt „die Gesellschaft der Fürspange", welche dort im Jahre 1377 die herrliche Marienkapelle errichtete und für deren Ausstattung sorgte. Sehr berühmt ist auch die Mariahilf-Bruderschaft Münchens an der ältesten Stadtpfarrkirche St. Peter. Als dann die Marianischen Kongregationen ins Leben

gerufen wurden, traten alsbald zahlreich eifrige Katholiken Bayerns dieser wichtigen Vereinigung bei, an ihrer Spitze viele Mitglieder der herzoglichen Familie. Namentlich in den letzten Jahrzehnten ist die Zahl dieser Kongregationen in sehr kräftigem Wachsen begriffen. Mehr als eine derselben führt mit Stolz Namen aus dem Königshause in ihren Mitgliederregistern.

Eine nur Bayern ausschließlich eigene Vereinigung ist hier zu nennen, welche von Fernstehenden als durch nichts zur Marienverehrung gehörig erachtet werden könnte, nämlich der bayerische Hausorden vom hl. Georg, dessen Mitglieder kurzweg Georgi-Ordensritter genannt werden. Ursprünglich als Ritterorden zur Zeit der Kreuzzüge entstanden, wurde er vom Kurfürsten Karl Albrecht im Jahre 1729 erneuert und erhielt 1871 von König Ludwig II. neue Statuten. Großmeister des Ordens ist der König, Großprioren sind Prinzen des königlichen Hauses, die Großkomture, Komture und Ritter setzen sich aus dem alten rittermäßigen katholischen Adel Bayerns und anderer deutscher Bundesstaaten zusammen. Der hl. Georg als Patron im Kampfe weist symbolisch auf den Zweck des Ordens hin, welcher ist: Verteidigung des katholischen Glaubens, insbesondere der Unbefleckten Empfängnis Mariä. Dieser besondere Zweck gibt dem eigenartigen Orden das Gepräge eines Marienordens und erinnert unwillkürlich an den schönen alten Wappenspruch des bekannten schwäbisch-bayerischen Geschlechtes der Fugger: „Gott und Maria." Dem Zwecke entsprechend zeigt das goldene Ordenskreuz auf der Rückseite in rotem Email den hl. Georg als Patron im Kampfe zur Verteidigung des Glaubens, auf der Vorderseite hingegen in blauem Email die Unbefleckt Empfangene Gottesmutter Maria.

Die vorgelegte Skizze brachte zahlreiche Belege dafür, daß Bayerns katholisches Volk von jeher sich eins fühlt mit seinem vielgeliebten Herrscherhause auch in inniger Marienverehrung, da so viele Sprößlinge aus dem altberühmten Geschlechte der Wittelsbacher im Marienkult sich auszeichneten. Erschöpft ist damit deren hocherbauliche Tätigkeit auf diesem Gebiete durchaus nicht, kann und will es auch im folgenden nicht sein. Nur vereinzelte Züge mögen dem leicht entworfenen Bilde noch eingezeichnet werden.

Als Gaugraf von Scheyern faßte Otto III. im Verein mit noch 14 andern Gliedern seines Hauses im Jahre 1113 den hochherzigen Entschluß, die Stammburg Scheyern in ein Marienkloster für den Benediktinerorden umzuwandeln und seinem Geschlechte die neue Stamm-

burg Wittelsbach zu errichten. — Bald nachher, im Jahre 1126, läßt Pfalzgraf Otto IV. das Marienkloster Indersdorf für Augustiner-Chorherren erbauen, und sterbend übergibt er dem ersten Propste dieses Klosters die „Hausmadonna von Wittelsbach" zur treuen Verehrung. — Herzog Ludwig der Strenge ist wiederum der Erbauer eines Marienklosters in campo principum (auf herzoglichem Grund), Fürstenfeld genannt, das er 1263 den Zisterziensern übergibt.

Kaiser Ludwig der Bayer mag als Reichsoberhaupt von der Geschichte weniger gepriesen werden, als Landesfürst waltete er trefflich und bewährte sich als eifrigen, hochherzigen Verehrer der Gottesmutter. So stiftete er 1322 für die zweite Liebfrauenkirche in München einen Marienaltar. Eine andere schöne Tat meldet von ihm ein interessantes Votivrelief, vom kaiserlichen Hofbildhauer A. Berthold einst gefertigt, das im Münchner Nationalmuseum aufbewahrt wird. Es ist eine Weihetafel aus Stein, auf welcher Kaiser Ludwig und seine Gemahlin Beatrix als Votanten dargestellt sind. In der Mitte thront die Gottesmutter, welche sitzend das auf ihrem Knie stehende Jesuskind hält. Zu ihrer Linken kniet der Kaiser Ludwig mit gefalteten, zu Maria erhobenen Händen; zu ihrer Rechten Ludwigs Gemahlin, der Gottesmutter eine Kirche anbietend. Diese Kirche stellt die von Ludwig im Jahre 1324 vollständig umgebaute Hofkapelle dar, welche allerdings den Namen St.-Lorenz-Kirche führte, von Kaiser Ludwig jedoch bei seiner großen Vorliebe für die allerseligste Jungfrau Maria eben dieser geweiht und unter ihren Schutz als erster Patronin gestellt wurde. Durch eine besondere Weihetafel wollte er diesen Akt der Huldigung zum Ausdruck gebracht und verewigt sehen. Die Kapelle selbst ist allerdings bei späteren Umbauten der Residenz verschwunden. — Das gleiche Nationalmuseum bewahrt eine herrliche Marienfigur aus Stein, eine würdige Arbeit der Regensburger Schule. Sie ist ein Geschenk Ludwigs des Bayern an das Münchner Klarissenkloster am Anger, als 1339 seine Tochter Agnes dort den Schleier genommen hatte. — Ferner erbaute Ludwig im Jahre 1330 das Benediktinerkloster Ettal und weihte es der Gottesmutter als Kirchenpatronin. Als wertvollstes Geschenk brachte er dorthin eine prachtvolle Madonna aus Marmor, die er sich in Italien erwarb, ein liebliches Gnadenbild, bis in unsere Tage hochverehrt, wodurch Ettal zu einem berühmten Wallfahrtsorte wurde. — Als endlich Kaiser Ludwig im Jahre 1347 sein Auge im Sterben schloß, waren seine letzten Worte: „Süße Kunigin, unsere Fraue, bis bei meiner Scheidung!"

Marienkirchen, welche von Wittelsbacher Herzögen während des 15. Jahrhunderts erbaut deren Marienverehrung verkünden, sind ferner die Liebfrauenkirche zu Ingolstadt (durch Ludwig den Gebarteten), die 1455 umgebaute Klosterkirche zu Andechs (durch Albrecht III.) und die Kirche zu Jenkofen bei Landshut (durch Heinrich den Reichen). — Im Jahre 1851 wurde in München der Grundstein zur Mariahilf-Kirche in der Au gelegt. König Ludwig I. spendete hierfür 100 000 Gulden und später noch im vollendeten Heiligtum die Glasgemälde mit etwa 210 000 Gulden; diese Gemälde bieten Szenen aus dem Leben der erhabenen Patronin.

Ein Wittelsbacher, Fürstbischof Albrecht Sigmund, errichtete die Mariensäule in Freising. Herzog Wilhelm IV. stiftete den Marienaltar für St. Zeno. Kurfürstin Maria Amalia, die große Meisterin in der Kunststickerei, schenkte zu Ehren Mariens einen Prachtornat nach Wessobrunn. Wittelsbacher übernahmen das Schirmherrnamt über den Mariendom in Freising. Wittelsbacher in großer Zahl ließen sich als Pflegbefohlene der Patronin Bayerns auf den sog. Maria-Schutzbildern malen, die in vielen Kirchen zu sehen sind.

Auch das Münzrecht stellten die Wittelsbacher in den Dienst der himmlischen Landespatronin. Marienmünzen zu prägen ist allerdings ein uralter Brauch vieler christlicher Herrscher, der nachweisbar bis mindestens ins 9. Jahrhundert hinaufreicht. Namentlich unter den deutschen Kaisern des 11. und 12. Jahrhunderts gingen viele Marientaler aus der Hildesheimer Münzstätte hervor. Mit Freuden übernahm der bayerische Herzog Maximilian I., als er 1623 die Kurfürstenwürde erlangt und die Himmelskönigin zur Patrona Bavariae ernannt hatte, diesen frommen Brauch und ließ die ersten bayerischen Marientaler in Silber und Marien-Golddukaten in reicher Anzahl prägen. Die Prägung zeigt die Himmelskönigin mit Krone und Zepter, in Wolken thronend, das göttliche Kind meistens mit dem linken Arme stützend. Das Motiv ist sichtlich der Madonna auf der Mariensäule und an der Residenz entnommen, eben weil Maria als Patronin Bayerns zur Darstellung kommen sollte, wie es auch die ständige Umschrift Patrona Bavariae oder Boiariae besagt. Der Hauptunterschied, wohl durch die runde Form der Münze bedingt, ist der, daß die Gottesmutter sitzt und ein Strahlenkranz als Hintergrund sie umgibt; auch der Arm des Kindes, der in den Rand der Münze hineinragt, ist deshalb mehr gerundet und infolge davon die Hand nicht zum Segen erhoben, sondern der Zeigefinger weist uns himmelwärts.

Alle Nachfolger des Kurfürsten Maximilian I. blieben der beliebten Sitte treu bis in unsere Zeit, solange als das Münzrecht von bayerischen Herrschern betreffs der Prägung unabhängig ausgeübt werden konnte. So finden sich noch Marientaler aus dem Jahre 1871 unter König Ludwig II. In welch hoher Gunst diese silbernen und auch goldenen Marienmünzen beim Volke standen und stehen, und wie groß ihre Anzahl war, geht schon daraus hervor, daß es in Bayern wenige Familien gibt, die nicht den einen oder andern Marientaler als liebwertes Andenken bewahren. Auch ein zwar kleines und doch bedeutsames Zeichen, wie richtig tiefinnige Marienverehrung als im Blute der katholischen Bayern sitzend bezeichnet werden darf.

Fürwahr, Bayern huldigte und huldigt in hervortretender Weise seiner himmlischen Landespatronin; Volk und Herrscher waren und sind darin von jeher einig. So reiht sich das neueingeführte Marienfest durchaus nicht als etwas Ungewöhnliches in die Geschichte seiner Marienverehrung ein. Die Versuchung liegt nahe, das kostbare Geschenk dieses Festes als eine Art Lohn aus höchster Hand für alte Marientreue zu bezeichnen. Zugleich aber ist und wird es dem katholischen Bayernvolke ein mächtiger Antrieb sein, den herrlichen alten Traditionen treu zu bleiben, wie ja sein allverehrtes Königspaar durch liebevolle Vermittlung dieses Marientages die Traditionen des Hauses Wittelsbach in Verehrung der Patrona Bavariae getreulich unter freudigem Danke seiner Untertanen weiterführt. Machtvoll mahnend und ermunternd ruft das Fest die Erinnerung an erhebende Taten und Ereignisse der Vergangenheit wach. „In Treue fest" ist Bayerns Wahlspruch alleweg in allem[1].

---

[1] Benützte Literatur: St. Beissel, S. J., Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters. Freiburg i. B. 1909. — F. P. Zauner, München in Kunst und Geschichte. München 1914. — J. M. Forster, Das gottselige München. München 1895. — Bayerischer Architekten- und Ingenieurverein, München und seine Bauten. München 1912. — Dr. J. Weiß, München, seine geschichtliche, örtliche und monumentale Entwicklung. München 1895. — Leher-Weiß, Das Bayerland (Zeitschrift). — Arth. Weese, München, eine Anregung zum Sehen. Leipzig 1911. — F. P. Zauner, Münchens Umgebung in Kunst und Geschichte. München 1911. — Michael Hartig, Die Förderung der kirchlichen Kunst Münchens durch das Haus Wittelsbach von 1180—1900. (Im Jahrbuch des Vereins für christl. Kunst in München. I. Band. 1912.) — Der Liebenswürdigkeit des gleichen erzbischöfl. Archivars verdanke ich manchen wertvollen Wink und geschichtliche Mitteilungen.

Clemens Blume S. J.

An der Schwelle von Bonifatius' deutschem Apostolat: 716.

Nach der gewöhnlichen Annahme landete Bonifatius 716, vor 1200 Jahren, in Friesland. Und doch erscheint das gegenwärtige Jahr vom geschichtlichen Standpunkt weder als das einzig mögliche noch als das bestgewählte, um die Säkularfeier des Beginnes seiner Wirksamkeit zu begehen. Denn Winfrids erste Missionsreise, kurz, erfolglos, mit baldiger Heimkehr schließend, hat im geschichtlichen Zusammenhang kaum mehr als die Bedeutung eines mit unzulänglichen Mitteln und unter ungünstigen Umständen unternommenen Versuchs. Winfrid-Bonifatius, auf der Höhe seiner Lebensarbeit, nannte sich mit Vorliebe den „germanischen Legaten der katholischen und apostolischen Kirche". Die römische Sendung ist ihm der Ausgangspunkt und die Seele seines Apostolats, die römische Sendung, die 719 erfolgte. Im Alter auf seine Tätigkeit zurückblickend, mißt er zwar an zwei Stellen in seinen Briefen seiner Missionsarbeit eine Dauer zu, die 716 als deren Anfang erscheinen läßt. Allein gerade diese zwei Stellen, im Zusammenhang gewürdigt, beweisen deutlich, daß ihm die römische Sendung das war, als was wir sie eben hinstellten.

Eine urkundlich überlieferte Zeitbestimmung verweist noch ein anderes Geschehnis ins Jahr 716. Es gehört ingleichem der Kirchengeschichte Deutschlands an. Der nämliche Papst Gregor II., der 719 Bonifatius die Sendung erteilen sollte, ließ 716 eine Urkunde für Bayern ausfertigen, die Bayerns Geschichtschreiber, S. Riezler, sehr zutreffend den „ersten Organisationsentwurf für die bayrische Kirche" nennt. Dieses Dokument beweist, daß Gregors II. Augenmerk und Waltwille auf Deutschland gerichtet war. Aber noch konnte er nicht ahnen, welch erlesenes Werkzeug sich binnen kurzem in den Dienst dieser Absicht zu stellen berufen sein sollte.

So treten im Jahr 716 zwei unbewußt konvergierende Bestrebungen in die Geschichte ein: Bonifatius' künftiges deutsches Apostolat und gleichzeitig, fernab der Plan Gregors II., das entstehende Gefüge des christlichen Abendlandes zu erweitern und zu verfestigen. Diese geschichtliche Gleichzeitigkeit — ein anregender Synchronismus — ladet zu einer historischen

Betrachtung ein, deren Standort in der Überschrift angegeben ist: an der Schwelle von Bonifatius' deutschem Apostolat. Der Rückblick gewahrt mit auffallender Deutlichkeit in der Vorzeit die Keime der Folgezeit: wie Bonifatius' Apostolat aus den Wurzeln der Vorwelt und Umwelt hervorwuchs, der Bonifatius entstammte und angehörte; wie Gregors II. Plan in der Wegrichtung lag, welche das Papsttum seit mehr als einem halben Jahrhundert, seit den Tagen Gregors I., verfolgte. Beginnen wir mit dem Ausblick von der höheren, der „apostolischen Warte", wie das Papsttum damals schon seit Jahrhunderten genannt wurde.

Die eigentliche Katastrophe der antiken Welt vollzieht sich im 7. Jahrhundert, näherhin in den 112 Jahren zwischen dem Ausgang Gregors I. (604) und dem Amtsantritt Gregors II. (715). Man hat sich zu sehr daran gewöhnt, das „Mittelalter" früher beginnen, die antike Epoche früher schließen zu lassen, was der Zeitenüberschau nur hinderlich ist. Solang die mediterrane Reichseinheit des römisch-griechischen Kaisertums noch irgendwie fortbestand, wie immer das mehr Schein als Sein war, blieb der einstige Prunkbau des Imperium romanum noch sichtbar und hielt sich noch aufrecht, er, das Wohnhaus der antiken, mediterranen Kultur, ihr Gehäuse. Mochten Mauern zerborsten, ganze Teile abgelöst und eingestürzt, mochten Gemächerfluchten von Fremdlingen bewohnt sein, noch stand hochragend und von überallher sichtbar der Riesenbau, die sozialpolitische Form der antiken Welt und ihrer Kultur.

Als die mediterrane Reichseinheit für immer dahingegangen, der völlige Einsturz politisch restlos vollzogen war, erfolgte allgemach eine Umgruppierung der Völker auf erweiterten Schauplätzen, eine neue Ordnung der Welt. An die Stelle der mediterranen Reichseinheit trat der Gegensatz von Morgenland und Abendland, und zwar ein zweifacher: erstens der Gegensatz zwischen dem römisch-katholischen, romanisch-germanischen Abendland und dem byzantinischen Morgenland, zweitens der Gegensatz zwischen dem christlichen Abendland und dem islamitischen Morgenland. Auf der Gleichgewichtslage und der Wechselwirkung, auf den Spannungen und den Zusammenstößen dieser Gegensätze beruhen fortab Krieg und Frieden und der Fortgang aller europäischen Geschichte. Im Jahr 800 ist die Umgruppierung vollzogen. Das Abendland erscheint als geschlossene Größe. Im Kaisertum Karls des Großen besitzt es eine politische Großmacht und Vormacht, darüber hinaus beginnt es als kirchliche und kulturelle Einheit sich darzustellen. Hier Rom und Aachen, dort Byzanz; hier Rom und

Aachen, dort Bagdad und Kordova; an Stelle eines Kulturkreises sind ihrer drei.

Im 7. Jahrhundert trieb dieser Welteinsturz mit Ungestüm der Entscheidung, dem Abschluß zu. Indes wird man deutlich gewahr, wie zugleich an den Grundlagen des Neubaus still und stetig gearbeitet wird. Die Dämme der sozialpolitischen Zustände schienen zerrissen; der wilde Wogengang der Ereignisse, in denen die unbekannte Zukunft brodelte, umbrandete keine Stelle der Welt heftiger als die politisch wehrloseste, den Felsen Petri, das Papsttum. Zwei Richtlinien hatte der große Gregor dem Papsttum gewiesen: den Bruch mit Byzanz vermeiden, die Organisation der christlichen Westwelt, des romanisch-germanischen Abendlandes, in Angriff nehmen.

Unter den 24 Nachfolgern bis auf Gregor II. (715), in diesen 111 Jahren, stand einer folgerichtig fortschreitenden Verfolgung großer Regierungsziele vielerlei erschwerend im Wege. Zunächst schon die kurze Regierungsdauer und die häufigen und langen Zwischenzeiten des erledigten Papsttums. Diese Interregna betragen mehr als 11 Jahre; 24 Papstregierungen in 100 Jahren ergeben eine mittlere Regierungsdauer von 4 Jahren und 2 Monaten. Tatsächlich regierten 4 von diesen 24 Päpsten mehr als 7 Jahre; 10 zwischen 2 und 7 Jahren, 10 weniger als 2 Jahre. Das sind für weitausschauendes und folgerichtig fortschreitendes Walten äußerst ungünstige Umstände, weil sie auf die stärkste Kraft lähmend einwirken müssen, auf das Einsetzen der Persönlichkeit von seiten des Regenten. Die geschichtliche Würdigung dieser Persönlichkeiten wird zudem durch den Mangel an historischen Quellen erschwert, da man vorwiegend auf das sog. Papstbuch angewiesen ist, das in diesen Zeiten zwar gleichzeitige Aufzeichnungen enthält, aber solche, die auf Kleines schätzbaren Fleiß verwenden, für große Zusammenhänge aber des Blickes zu entbehren scheinen, was indes aus dem Zweck der Verfasser erklärt werden mag.

An der Reichseinheit, am überkommenen Verhältnis zu Byzanz, hielt das Papsttum im 7. Jahrhundert fest, solang die Macht und Wucht der Tatsachen das Morgenland und Abendland nicht unwiderruflich politisch auseinanderrissen, solang nicht eine andere christliche Großmacht den Wegfall von Byzanz irgendwie zu ersetzen vermochte. Als eine politische Geduldprobe schwerster Art erscheint das Vermeiden jedes Bruches mit Byzanz.

Immer wieder kamen daselbst uralte Überlieferungen zur Geltung, danach das Sakralwesen ein Politikum, die Religion ein Zweig der Staatsverwaltung

ist. Immer wieder erhob sich im Schatten des Kaiserthrones der emporstrebende Patriarch der Kaiserstadt, gefährdete die kirchliche Einheit, reizte zur Nachahmung und wähnte nun erst recht emporzusteigen, als die andern, älteren Patriarchate des Ostens in der islamitischen Flut versanken. Immer wieder erwies sich die griechische Welt als Brutstätte von Sondermeinungen und von unerschöpflicher Streitsucht auf Gebieten, auf denen die allgemeine Lehre der Kirche den Ausschlag gibt und die streitlose Unterordnung unter ihr Lehramt. Immer wieder begegnen in Byzanz die hohen und hohlen Hoheitsansprüche, spukt wie ein Hausgespenst dort der Cäsarenwahn der Göttergleichheit, der wie eine Mythologie für Irrsinnige anmutet. Immer wieder betätigt sich in Ohnmacht die Obmacht über Italien und muß das Papsttum für die Staatsnotwendigkeiten aufkommen, zu deren Besorgung die Staatsmacht nur ihre übermäßige Unfähigkeit beistellt. Alle diese alten Beschwernisse und Beschwerden wiederholten, häuften, steigerten sich im 7. Jahrhundert. Die Unfreiheit schon der Papstwahlen knebelte diesen wichtigen Akt im Leben der Kirche; das wiederholte feindliche Eindringen von Exarchen in Rom sollte dem Papsttum den Herrn zeigen; das selbstherrliche Verfügungsrecht auch in Lehrfragen verstieg sich zur „Ekthesis" und zum „Typos", kaiserlichen Verordnungen über Glaubensmysterien; im Martyrium Martins I. leben die Verfolgungsgreuel wieder auf, wie sie zur Zeit des Maximinus Daia im Schwange waren. Im Jahre 663 sah Rom wieder den Einzug eines Kaisers; er legte seine Obmacht an den Tag, indem er Kunstwerke und Wertsachen mitnahm. Die Erinnerung an das große Ereignis lastete als gesteigerter Steuerdruck auf den Untertanen, und als der Kaiser bald darauf 668 von ruchlosen Mördern getötet wurde, „atmete alles auf", wie ein großer Kenner der byzantinischen Geschichte sich ausdrückt. Wohl gab es auch in diesem Jahrhundert gelegentlich Windstillen zwischen Rom und Byzanz und Zeiten freundlichen Verkehrs, dank vorab der politischen Weisheit und der christlichen Geduld der Päpste. Wohl hat die römische Lehre und der römische Lehrer auf der VI. allgemeinen Kirchenversammlung zu Konstantinopel (681) die Führung gehabt und den Ausschlag gegeben. Allein als hätte Byzanz es wieder bereut, Roms Würde anerkannt zu haben, trat es in der Palastsynode von 692 mit erneuten Versuchen hervor, das konstantinopolitanische Patriarchat dem römischen Papsttum gleichzustellen. Nochmals versuchte ein Kaiser mit Waffengewalt dem Papst Zugeständnisse in Fragen der Lehre und des Kirchenrechts abzuzwingen. Wider die von Kaiser Philippikos gegen

Rom aufgebotenen Truppen (713) setzten sich aber italische Milizen zur Wehr. Bei dieser Gelegenheit ist im Papstbuch zum erstenmal vom Fürstentum der Stadt Rom die Rede (ducatus romanae urbis, Ausgabe von Mommsen 225 [15]). Man kann daraus abnehmen, wie die seit langem geübte Fürsorge der Päpste in Sachen der öffentlichen Wohlfahrt, die wesentliche Staatsaufgaben besorgte, weil die Staatsmacht versagte, ihnen allgemach eine politische Stellung gab, welche weltlicher Souveränität nahekam. Die politische Loslösung von Byzanz war nahezu vollzogen. Der Fall des Exarchats von Ravenna, das Eingreifen Pippins, des Vaters Karls des Großen, der Bildersturm des 8. Jahrhunderts in Byzanz taten das übrige. Mittlerweile war aber die Weltmachtstellung des östlichen Kaisertums an die Araber und den Islam übergegangen.

* * *

Wo einst der römische Staatsverwaltungsbezirk, Praefectura Galliarum genannt, von Schottland sich bis Marokko erstreckte, gab es in den Tagen Gregors I. die angelsächsischen Reiche, das Frankenreich nebst dem ihm einverleibten Burgunderreich, das Westgotenreich, während das Vandalenreich in Afrika nach hundertjährigem Bestande rascher noch verschwunden war, als es begründet wurde. Wo einst die Praefectura Italiae von der Donau bis zur Sahara sich ausdehnte, wohnten nun in den Alpen und deren Vorland Alamannen und Bajuwaren, während Italien erst durch den Durchzug der Westgoten und den Einbruch des Radagais, dann durch Odovakar, ferner durch die Aufrichtung und den Untergang des Ostgotenreichs, endlich durch die Begründung des Langobardenreiches in die Wellenwirbel der Völkerwanderung einbezogen worden war. Dieses gewaltige Wandern hatte sein Einbruchstor unfern von Byzanz, nur einige Tagemärsche von da entfernt. Und doch ist die ganze Völkerwanderung an Konstantinopel wie scheu vorübergeglitten. Byzanz konnte als geruhiger Zuschauer die Reichsgötterdämmerung betrachten. Indem es die Eindringlinge offiziell zu Bundesgenossen ernannte, wahrte es das kaiserliche Gesicht.

Nun schlug im 7. Jahrhundert seine Schicksalsstunde. Sie trug alles nach, was dem östlichen Kaiserreich früher erspart blieb. Indes die Kaiserstadt selbst im Hochsommer 626 der Einkreisung durch Avaren, Slaven und Perser heldenmütigen und erfolgreichen Widerstand entgegensetzte, die von 673 bis 677 sich jährlich erneuernden Blockaden von seiten der Araber in unentwegtem Durchhalten bezwang, die Flotte des sieggewohnten Moawija durch die Brander des Technikers Kallinikos um ihre stolzesten

Schiffe brachte, ging Provinz um Provinz des großen Reiches verloren. An seinen europäischen Grenzen nagten Avaren, Bulgaren und Slavenstämme verschiedener Herkunft. In Asien hatte es einen Kampf auf Tod und Leben mit dem Perserreich zu bestehen. 614 eroberten die Perser Jerusalem, 619 Ägypten und den strategischen Mittelpunkt von Kleinasien. Die Feldzüge des Kaisers Herakleios retteten das Reich. Als er mit unerhörten Anstrengungen das Perserreich niedergeworfen hatte und Byzanz als unbesiegbarer Beherrscher des Orients wiederum dazustehen vermochte, ahnte niemand, daß vier Jahre später mit der Eroberung von Bostra, der Hauptstadt des byzantinischen Arabien, der Siegeslauf des Islam anheben sollte, der nach Osten und Westen sich austobend, dort erst auf dem iranischen Hochplateau, hier erst an den Pyrenäen zum Stillstand kam. Nun da der ganze Nordrand von Afrika und bald auch Spanien einer neuen und völlig fremdartigen Welt eingefügt war, ist die mediterrane Reichs- und Kultureinheit für immer dahin. Und die christlichen Kirchen, die kirchlichen Organisationen der einstigen Provinzen Afrika, Numidia, Mauretania, welche der Großkirche einst u. a. einen Tertullian, einen Cyprian, einen Laktantius und den alle überragenden Augustinus schenkten, sind mit in das Verderben hineingerissen worden. Noch aus dem Jahr 649 ist ein Brief des Papstes Martin an die Kirche von Karthago erhalten, und kurz vorher, im 27. Jahr der Hedschra (648/9), hatte Ibn Abi Ssarch in der Schlacht von Akuba das Gebiet von Karthago erobert, während die stolze Stadt durch ein schweres Lösegeld eine Gnadenfrist erkaufte. Noch im Jahr 684 hat die XIV. Synode von Toledo Anregungen des Papstes Leo II. entsprochen, noch 701 fand die XVIII. und letzte dieser spanischen Kirchenversammlungen statt, und zehn Jahre später schlug der Islam die Schlacht von Xeres de la Frontera. Für mehr als ein halbes Jahrtausend kam Spanien unter arabische Herrschaft. Innerhalb dieser Epoche vollzog sich die Organisation des christlichen Abendlandes und die Ausbildung geschlossener Nationen aus dem Gewirr und Gewimmel einander feindlicher Stämme. Innerhalb dieser Epoche erzog die römisch-katholische Kirche die romanischen und germanischen Völker Europas zu den Anfängen und den Fortschritten der internationalen, europäischen Kultur, der wirtschaftlichen, der sozialen und der Geisteskultur.

* * *

Diese Organisation des christlichen Abendlandes habe Gregor I. in die Wege zu leiten begonnen, seinen Nachfolgern die Aufgabe hinterlassen, sie

weiterzuführen, so sagten wir vorhin. Allein Gregors vielversprechender Aussaat war in den unmittelbar folgenden Zeiten kein sonderlich glückliches Wachstum beschieden, und erst sein zwölfter Nachfolger Vitalianus (657—672) vermochte doch in einem Land Gregors Tätigkeit in großartiger Weise zu fördern, im Land der Angelsachsen. Im übrigen war die grenzenlose Wildheit der Zeit geeignet, alle Kulturkeime zu zertreten, unfähig ihnen gedeihliche Lebensbedingungen zu geben.

Gregor der Große konnte hoffen, die Langobarden der katholischen Kirche nähergebracht zu haben. Mit diesem religiösen Gewinn wäre der politische Vorteil verbunden gewesen, daß diese bedrohlichen Nachbarn ihre Feindschaft abgelegt hätten. Der Zwiespalt blieb jedoch; die Verhältnisse verschoben sich zu ungunsten der Kirche. Zur Zeit des einzigen hervorragenderen Königs der Langobarden im 7. Jahrhundert, zu Rotharis Zeit, soll es in jeder Bischofstadt je einen arianischen und katholischen Bischof gegeben haben. Zumal aber ist es die tiefe Zerrüttung des Königtums, die hoffnungslose Zustände herbeiführte. Schon vor Rothari war Ariwald durch Adalaold entthront worden. Rotharis Sohn, Rodoalt, wurde nach sechsmonatiger Regierung ermordet. Und Grimoald stürzte den Godiberg, Kuninkpert den Alahis, Ansprand den Reginpert usw. Erst mit König Liutprand (712—744), dem Zeitgenossen Karl Martells, Papst Gregors II. und des hl. Bonifatius, erhob sich das langobardische Königtum noch einmal, kurz vor seinem Fall. Gewiß ist das langobardische Recht für den Forscher ein unschätzbares Denkmal der Vorzeit, aber keinerlei Recht hilft den Zeitgenossen, wenn dessen Hüter, die Herrscher, es mißachten.

Versprechende Beziehungen hatte Gregor I. auch zum Frankenreich angeknüpft. Dort aber trat ingleichem, und zwar schon im ersten Menschenalter des 7. Jahrhunderts, mit dem Niedergang des merowingischen Hauses der tiefe Verfall ein, den man ohne sonderliche Übertreibung bündig kennzeichnen könnte wie folgt: entweder bemächtigt sich einer der Herrschaft, und dann ist es eine Schreckensherrschaft, wie die Ebroins, oder das gelingt keinem, und dann herrscht wildeste Anarchie. Aber wären unter den Nachfolgern Dagoberts (gest. 639) auch bedeutende Regenten gewesen, die grundsätzliche Reichsteilung im Erbgang genügte, um nicht bloß die heftigsten Kämpfe immer wieder zu entfesseln, sondern auch um auf dem Weg zur Bildung einer Nation unwiderstehlich im Gegensinne zu wirken.

Durch diese wildesten Zeiten schreiten einige wehrlose Leute, einzeln oder in Gruppen; ihre Lebenswegbahnen sind die einzigen Lichtspuren in

dichter Nacht. Es sind Glaubensendboten, Iren und andere. Wir sind über ihre Persönlichkeiten und ihre Erfolge zumeist recht mangelhaft unterrichtet, in ihren Worten und Taten ist indes die Zukunft von Kirche und Kultur, auch die Kulturzukunft der Staaten und Völker. Diese Wanderprediger des 7. Jahrhunderts mögen wie immer große und gütige Wohltäter ihrer Leute gewesen sein, an organisatorischer Kraft jedoch scheint es ihnen, vielleicht mit Ausnahme Kolumbans, gefehlt zu haben. Das, gerade das kam in der jungen angelsächsischen Kirche machtvoll und erfolgreich zu sieghafter Geltung. Auf diese Vorwelt und Umwelt von Bonifatius' deutschem Apostolat ist nun noch der Blick zu lenken.

* * *

Jeder, der das deutsche Apostolat des hl. Bonifatius auch nur in dessen Umrissen kennt, weiß, durch welche Züge es gekennzeichnet ist. Es sind: die päpstliche Sendung, welche durch die vom Papst vollzogene Bischofweihe und die Ernennung zum germanischen Legaten des Apostolischen Stuhles ihre späteren Ergänzungen fand; seine eifrige Berichterstattung nach Rom, sowohl die persönliche auf wiederholten Romreisen wie die briefliche; sein fortgesetztes Bemühen um einträchtiges Zusammenwirken von Staat und Kirche; die durch ihn herbeigeführte Organisation des bayrischen und fränkischen Episkopats; die kirchlichen Tagungen (Synoden), die er selbst abhielt und deren regelmäßige Abhaltung er in die Wege leitete; seine Verdienste, seine mittelbaren Verdienste um das Unterrichtswesen, dem er Hilfskräfte anwarb und dem er in seinem Fulda eine gesegnete Stätte bereitet hat.

Wie große Zukunft in alledem nicht bloß für die deutsche Kirche, sondern auch für das deutsche Volk beschlossen war, das darzulegen liegt außerhalb unseres Rahmens. Es kann mit den Worten des protestantischen Geschichtschreibers W. Arnold bündig gesagt werden: „Über Bonifatius' Grabe reichen sich Staat und Kirche die Hand." „Ohne ihn kein Fortschritt von der heidnischen Barbarei zur Bildung, kein Kaisertum Karls des Großen und keine Nation."

Wir wollten indes von der Schwelle seines deutschen Apostolats in die Vorwelt und Umwelt zurückblicken, aus der er kam. Da ist denn zu sagen: alle die Züge, die sein deutsches Apostolat kennzeichnen, bilden auch die Eigenart jener bevorzugten Pflanzung Gregors I., die in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts, wiederum durch fortgesetzte Beziehungen zu Rom,

so hoch emporkam und die Bonifatius' geistliche Heimat war, der angelsächsischen Kirche.

Am meisten bekannt und am häufigsten behandelt sind die seit der Mitte des 7. Jahrhunderts anhebenden Pilgerfahrten der Angelsachsen nach Rom, die allgemach geradezu anschwellen. In den literarischen Zeugnissen, die darüber vorliegen, läßt sich das Anwachsen abnehmen. Von Wilfrids erster Reise nach Rom (653) schreibt im Anfang des 8. Jahrhunderts sein Biograph: Wilfrid habe sich auf einen damals von unserem Volke noch wenig begangenen Weg begeben. Als etwa ein Menschenalter später Ostfort nach Rom ging, bemerkt Beda hierzu, das erschien damals als ein gewagtes Unternehmen. Und in Bedas Geschichtsbuch wird berichtet, daß der dritte Erzbischof von Canterbury den Bischof von Rochester nach Rom gesendet habe, der Gesandte aber sein Ziel nicht erreichte, da er auf der Reise im italischen Meer ertrank. Als aber 689 König Ceadwalla nach Rom reiste, um dort die Taufe zu empfangen, 709 die Könige Coinred und Offa, um dort als Mönche zu sterben, als Ceolfrid 716 abermals, und diesmal mit 80 Begleitern, die Reise antrat, König Ini einige Jahre später, da wurden die Reisen so häufig, daß Beda von dem Wetteifer in Romfahrten, der das ganze Volk erfaßt zu haben schien, redet. Ein paar Jahre früher frägt in einem an Bonifatius gerichteten Brief eine angelsächsische Nonne, ob sie sich an der so weit verbreiteten Gepflogenheit beteiligen solle. Bonifatius' Antwort auf eine ähnliche Frage von anderer Seite steht in einem seiner Briefe. Er macht das Für und Wider geltend und will nicht entscheiden. Indes gedenkt er einer ihm bekannten Pilgerin, die in Rom gesegnete Rast für ihren Lebensabend fand. Bei seinen eigenen Romreisen traf er Landsleute in der heiligen Stadt. Allein die so sehr anschwellende Bewegung hatte auch wüste Begleiterscheinungen, die Bonifatius (im Jahr 747) in einem Brief an Cuthbert von Canterbury schroff hervorhebt und als Schande für die angelsächsische Kirche brandmarkt.

Die Gräber der Apostel zu besuchen und dort zu beten war der gewöhnliche und selbstverständliche Zweck der Pilger. Allein in den Quellen werden auch andere Zwecke daneben erwähnt. Die Boten der Bischöfe treten die Reise an, um Berichte über den Stand der angelsächsischen Kirchen mündlich zu erstatten oder brieflich zu überbringen. Andere wallen nach Rom, um die römische Liturgie kennen zu lernen oder um andern Studien obzuliegen. Der kulturfördernde Wert dieser Fahrten erhellt schon aus den mancherlei schönen und wertvollen Dingen, welche man heim-

brachte. Unter diesen nehmen Handschriften einen hervorragenden Platz ein. Rom, näherhin die päpstliche Bibliothek, war im 7. und 8. Jahrhundert geradezu eine Vorratskammer an Bücherschätzen für das christliche Abendland. Als Martin I. dem hl. Amandus die auf Papyrus geschriebenen Sitzungsprotokolle der Lateransynode übersandte, erwähnt er, in seiner Bücherei fehle es gegenwärtig an allen Duplikaten, und da der Bote nicht warten sollte, bis eine Abschrift hergestellt worden wäre, könne er keine Bücher mitbekommen. Um diese Zeit bringt Godo Bücher aus Rom nach St Wandrille heim, Bibeln werden genannt und die Schriften Gregors des Großen. Geretrud, Pippins des Älteren Tochter und Äbtissin von Nivelles in Brabant, hat in Rom für ihre Abtei wertvolle Bücher erworben; andere bezog sie „aus Überseeland", wohl aus Irland oder Britannien, obwohl der Zeitpunkt, wann das geschah (640—650), für England etwas zu früh scheint. So mag es weitverbreiteter Übung entsprochen haben, wenn Bonifatius (743) aus dem römischen Archiv eine Abschrift der Briefbücher Gregors I. erbittet. Waren doch die angelsächsischen Büchererwerbungen allem Anschein nach die bedeutendsten. Niemand dürfte im Eifer, ganze Ladungen von Handschriften aus Rom heimzubringen, den Gründer der Kloster Wearemouth und Yarrow Benedikt Biscop Baduking und seinen Nachfolger in der Abtswürde Ceolfrid übertroffen haben. Das wird doch wohl als Kulturarbeit großen Stils anzusehen sein, um so mehr als bei diesen beiden der kulturgeschichtliche Ertrag reich und glänzend am Tage liegt. Fünfmal ist Benedikt Biscop in Rom gewesen, und nach seiner vierten Reise begann das große Heimbringen von Bücherschätzen, das er dann eifrig fortsetzte; „Bücher jeglicher Art", eine „unermeßliche Menge von Büchern" wird berichtet. Vor seinem Ableben gab er den Auftrag, die Bücherei wohl zu hüten. So groß sie indes gewesen ist, Ceolfrid verstand es, sie zu verdoppeln. Wer war der Erbe dieser Sammlungen? Eben der, welcher in rührender Dankbarkeit dies alles berichtet, Beda der Ehrwürdige, diese „große Leuchte der Kirche, die der Heilige Geist im angelsächsischen Lande entzündet hat", wie Bonifatius sagte. Wohl hat der Heilige Geist sie entzündet, aber die fürsorglichen Äbte hatten für das Öl gesorgt, sie am Brennen zu erhalten. Bedas ganzes Leben war Beten, Lehren, Schreiben; bei seiner lehrenden und schriftstellerischen Tätigkeit stand ihm die Bücherei zu Diensten, schreibt im 12. Jahrhundert Simeon von Durham, welche sein Abt Benedikt von den Päpsten Vitalian und Agatho geschenkt erhielt. Das mag sich auf

einen Teil der Bücher beziehen und erklären, warum Ceolfrid um eine wertvolle Gegengabe an die päpstliche Bibliothek sich bemühte. Beda spricht aber bei Biscops Büchererwerbungen von Bücherkäufen und Freundesgeschenken. All dieser Reichtum lebte in Bedas Wirken und Werken durch die Jahrhunderte weiter, mag auch sonst nichts davon erhalten geblieben sein. Eine von diesen Handschriften jedoch ist heute noch vorhanden. Es ist Ceolfrids Gegengeschenk, die älteste Handschrift der Vulgata, der sog. Codex Amiatinus der Laurentianischen Bibliothek in Florenz. Sogar ein Buch für Analphabeten brachte Benedikt Biscop aus Rom, eine Biblia pauperum, bildliche Darstellungen des Lebens Jesu, „damit die der Buchstaben Unkundigen durch den Anblick der Bilder die Taten unseres Herrn und Erlösers erlernten". Als eine besondere Kostbarkeit unter den Handschriften von Wearemouth wurden die angesehen, welche der römische Sangmeister Johannes zur Ergänzung des dort erteilten Unterrichtes im Kirchengesang zurückgelassen hatte. Von überallher kam man, um sie abzuschreiben. Das geschah ja auch sonst, und so wurde Wearemouth für die angelsächsischen Abteien, was Rom für Wearemouth gewesen ist, eine Quelle wissenschaftlicher und künstlerischer Kultur.

Sind die bisher genannten drei großen Kirchenmänner und Mönche als Schüler Roms Lehrer des gottgeweihten Lebens und der religiösen Kultur, so sind die zwei großen Hierarchen, der Grieche Theodor von Canterbury und Wilfrid von York, Träger des kirchenrechtlichen Verbandes mit Rom. Alle fünf haben zudem am Schulwesen rüstig gearbeitet. Eine besondere Beachtung verdient der erwähnte Grieche. Wie Bonifatius empfing er die Sendung von Rom in ein ihm fremdes Land; wie Bonifatius erhielt er in Rom die Bischofweihe; wie Bonifatius die Vollmacht, Bistümer zu errichten und Bischöfe nach Bedarf zu weihen; sein Walten im Lande verfolgt ähnliche organisatorische Hauptziele wie Bonifatius' deutsches Apostolat.

Zu Tarsus in Cilicien im Jahr 602 geboren, sonach ein engerer Landsmann des hl. Paulus, stand er schon in hohen Jahren, als er unter der Regierung des Papstes Vitalian (657—672) sich in Rom aufhielt. Nur ein Zeugnis gibt über diesen Teil seines Lebens Kunde. Papst Zacharias schrieb um 748 an Bonifatius, Theodor habe seine Bildung in Athen erhalten. Zacharias nennt ihn einen „Philosophen" wie sein Vorgänger Papst Agatho in dem Brief an Kaiser Konstantin Pogonatos, der in der VI. Sitzung der allgemeinen Kirchenversammlung zu Konstantinopel

681 verlesen worden ist. Da Theodor nun unter Vitalian in Rom weilte, kam eine angelsächsische Gesandtschaft dahin, welche Briefe der Könige von Northumbria und Kent überbrachte. Durch die Vermählung der Tochter des Königs Egbert von Kent, Eanfled, mit Oswy von Northumbria, waren die Reiche einander nähergekommen. Auf der Versammlung von Streaneshalch (664) entschloß sich Oswy zur Annahme des römischen Ostertermins, dessen Befolgung Eanfled aus ihrer Heimat mitgebracht hatte. Die Verschiedenheit im Tage der Osterfestfeier zog nämlich, wie Beda hervorhebt, auch Störungen im häuslichen Leben nach sich, da die Königin noch die Fasttage der Karwoche hielt, während ihrem Gemahl das durchaus fern lag, da er sich bereits in der Osterwoche befand. König Oswy ging indes noch weiter. Zur Überzeugung gelangt, daß die römische Kirche die katholische und apostolische Kirche sei, kam er nach dem Tode des Erzbischofs Deusdedit von Canterbury mit König Egbert überein, daß sie sich gemeinsam nach Rom wenden wollen. Sie sandten den Priester Wighard dahin, baten den Papst, ihm die Bischofweihe zu erteilen und ihn zum Erzbischof von Canterbury zu ernennen. Da Wighard aber in Rom einer Seuche erlag, schrieb der Papst an König Oswy, er suche einen Ersatz, habe aber noch keinen gefunden. Theodor stand im 66. Lebensjahr, als die Wahl des Papstes auf ihn fiel und er am 26. März 668 die Bischofweihe erhielt. In seinem Greisenalter, vom 67. bis zum 88. Lebensjahr, vermochte er im fremden, fernen Lande noch eine so großzügige und nachhaltige Tätigkeit auszuüben, daß Beda sagen konnte, die Kirchen der Angelsachsen hätten unter seiner Amtsführung bedeutenden geistlichen Fortschritt erlangt wie niemals vorher. Sein Walten ist das eines großen Regenten. Die angelsächsische Hierarchie befand sich in übler Lage, als er ankam. Er fand drei Bischöfe vor; zwei davon, Wilfrid und Ceadda, stritten um den Sitz von York; der dritte war simonistischer Bischof von London. Die andern Sitze waren unbesetzt. Theodor sorgte für Beilegung des Zwistes wegen York, für die Besetzung der andern Stühle, für die Errichtung und Besetzung neuer Bischofsitze, für die Abgrenzung der Diözesen, mit einem Wort für die Organisation des Kirchenwesens mit so großem Erfolg, daß er bereits nach vier Jahren eine Bischofsversammlung (673) halten konnte, der im Jahre 680 eine zweite folgte. Römische, keltische, fränkische, burgundische Einflüsse hatten das angelsächsische Kirchenwesen ungleichartig gestaltet, der römischen, der kirchlichen Einheit verhalf er zum Siege, die nationale Einheit hat er zugleich angebahnt, er, der Grieche.

Alle diese Vorgänge in der angelsächsischen Kirche spielen sich auf dunklem, blutigem Hintergrund ab, in dem die wilde Feindschaft, der grausige Haß der angelsächsischen Stämme widereinander Greueltaten ohne Ende verübt. Man braucht das nur bei Beda nachzulesen, dem Mommsen nachrühmte, daß „wenige Schriftsteller in tatsächlichen Berichten mit gleicher, oft peinlicher Genauigkeit verfahren". Von einem angelsächsischen Volkstum als lebensvoller Macht und sozialer Einheit kann damals ebensowenig gesprochen werden, als von deutschem Volkstum am Festland, wo die Stammesgegensätze nicht weniger groß waren, wenn sie auch bei der Weiträumigkeit der Wohnsitze weniger Anlaß zu ununterbrochenen Fehden hatten. Das Wort Arnolds, das wir oben zitierten, ohne Bonifatius kein Kaisertum Karls des Großen und keine Nation, könnte vielleicht, was die drei letzten Worte betrifft, manchem Übertreibung dünken. Allein der sehr bedeutende anglikanische Historiker W. Stubbs sagt vom Walten Theodors, das wie ein Vorbild des bonifatianischen Wirkens erscheint, das nämliche, desgleichen der Herausgeber von Bedas geschichtlichen Werken, C. Plummer. Eine soziale Organisation wie die der Kirche, welche Stämme zu einer höheren Einheit zusammenfaßt, muß die Folgeerscheinung haben, daß, was diesen Stämmen gemeinsam ist, erwacht, erstarkt und zum Durchbruch kommt. Mögen sie deshalb Theodor heißen, Griechen sein und in Britannien wirken, oder Bonifatius heißen, Angelsachsen sein und in Deutschland wirken, sie sind allzumal Legaten oder Sendboten der Weltkirche und Träger ihrer organisatorischen Macht.

Wie einst die angelsächsischen Könige Wighard nach Rom sandten und den Papst Vitalian ersuchten, ihm für den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury die Weihe zu erteilen, so sandte Pippin II. als Hausmeier des fränkischen Reiches im Jahr 695 den hl. Willibrord nach Rom zu Papst Sergius und erbat für ihn die Bischofweihe, die am 21. November erteilt wurde. Willibrord erhielt den Namen des Papstes Clemens, da dieser am 23. November seinen Platz im römischen Kalender hat. Am 15. Mai 719 bestellte Papst Gregor II. Winfrid zum Heidenmissionär und gab ihm den Namen Bonifatius nach dem Märtyrer dieses Namens, dessen Gedächtnis am 14. Mai gefeiert wird; am 30. November 722 weihte der nämliche Papst Bonifatius zum Bischof, Bonifatius, der in seinem zweiten Schreiben an Papst Stephan der römischen Bischofweihe Willibrords mit eingehender Kenntnis der Vorgänge gedenkt.

Wir erinnerten eingangs an den Organisationsentwurf für die bayrische Kirche aus dem Jahr 716. Er steht offenbar in Zusammenhang mit der gleichzeitigen Romfahrt Herzog Theodos von Bayern, der als „erster seines Stammes", wie das Papstbuch sagt, nach Rom kam. Die Aufgaben, deren Lösung die päpstliche Urkunde fordert, die Weisungen, die sie gibt, blieben zunächst, wie es scheint, unerfüllt. Erst mehr als zwanzig Jahre später wurden sie durchgeführt. Und wie das geschah, das bildet eines der wichtigsten Kapitel in der Geschichte von Bonifatius' deutschem Apostolat.

So entstammt Bonifatius seiner Vorwelt und Umwelt. Daß seine große Persönlichkeit dadurch nicht verliert, sondern gewinnt, das müßte bei anderem Anlaß dargelegt werden.

Robert von Nostitz-Rieneck S. J.

Charaktertypen neuer deutscher Kunst.
3. Albin Egger-Lienz.

Die Schriftleitung einer Berliner Kunstzeitschrift hatte vor etwa vier Jahren den originellen Gedanken, an einige der bedeutendsten Künstler und Kunstgelehrten folgende Anfrage zu richten: „Welche Kunstwerke haben in Ihrem Leben den größten Eindruck auf Sie gemacht?" Es war vorauszusehen, daß die Antworten je nach der persönlichen Empfindungsart sich innerhalb der gegensätzlichsten Extreme bewegen würden, aber auch das war gewiß, daß auf solche Weise recht lehrreiche Einblicke in die Künstlerpsyche gewonnen würden. Das Ergebnis, mitgeteilt in derselben Zeitschrift (Die Kunstwelt 1912/13), war denn auch ebenso reichhaltig wie anregend. Eine der ausführlichsten, geistreichsten Antworten hat Egger-Lienz gegeben, und darum seien einige seiner Gedanken hier mitgeteilt. Er unterscheidet den Drangkünstler, den Charakteristiker und Werter vom Effektkünstler, vom charakterlosen Virtuosen und Messer. Nur der erstere sei Künstler im höchsten Sinne des Wortes. Unter solchen Voraussetzungen habe Grünewalds Isenheimer Altar auf ihn den größten Eindruck gemacht, denn es zeige sich dort die innigste Wechselbeziehung zwischen Naturakkord und Seelenakkord, eine Verwirklichung des deutschen Nationalideals: treuester Realismus durch innerlichste, hingebendste Auffassung musikalisch beseelt. Wenn Grünewald hier den Todeskampf darstelle, so leide er mit; die Erschütterung und Ergriffenheit, ursprünglich wie die Natur, finde auch ursprüngliche Ausdrucksmöglichkeiten.

Es entzieht sich unserer Kenntnis, wann dem Künstler die Geheimnisse des Isenheimer Altars sich enthüllten und er aus dem gewaltigen Werk den ihm innerlich verwandten Drangkünstler herausfühlte und die seelische Konsonanz aus den äußerlich so dissonanten Akkorden heraushörte. Aber damals, als er in Weimar die große seelische Not fühlen und, von seinen künstlerischen Lebensbedingungen verlassen, sich als ein entwurzelter, in fremdes Erdreich verpflanzter Baum vorkommen mußte, mochte Grünewalds Werk ihn mehr als je ergreifen und ihm den Weg wieder dahin weisen, woher er gekommen war. Gewiß mußte es den Künstler bitter kränken,

daß ihm die Lehrstelle an der Wiener Akademie, für die ihn das Professorenkollegium an erster Stelle vorgeschlagen hatte, und wofür er auch die denkbar beste Befähigung aufwies, vom Unterrichtsministerium verweigert wurde, und man wird es begreifen, daß er nach solchen Erfahrungen seinem Vaterland den Rücken kehrte und dem Rufe an die Hochschule für bildende Kunst in Weimar Folge leistete. Aber nur zu bald mußte er erkennen, daß einem urwüchsigen Tiroler die Atmosphäre der norddeutschen Stadt allen Atem benahm. So schied er denn bereits nach einjähriger Lehrtätigkeit von Weimar. Einige Sätze aus seinem Entlassungsgesuch sind für den Künstler, der es gewohnt war, aus innerer Nötigung zu schaffen, zu bezeichnend, als daß wir sie übergehen möchten:

„Ich glaube, daß man nirgends besser wie hier (in Weimar), wo meine Art so viel Anerkennung gefunden hat, einsehen wird, daß meine Kunst ganz und gar in der Heimat wurzelt, der ich nicht nur durch die Geburt, sondern auch durch die Wahl des Herzens angehöre. Dort ist meine Welt, dort die Natur, die der meinigen am nächsten verwandt ist, die mich befruchtet und immer wieder gesteigert hat, weil ich sie immer mehr und inniger in mir selbst finden konnte. Alles das scheint nun weit von mir; es ist mir beständig, als ob ich das Leben versäumte an jedem Tag, da ich nicht dort bin, und ich entbehre es unter den schmerzlichsten Depressionen, deren Schatten mir alle Arbeitsfreude nimmt. Der Atelierkünstler kann das nie verstehen, er ist überall zu Hause, weil er nirgends daheim ist. Die Natur in ihrer optischen Erscheinung läßt sich überall und von jedem fassen, die Natur in ihrem Charakter nur, soweit sie uns verwandt ist. . . . Hier aber, wo man mich berief, weil meine Kunst von der Natur befruchtet ist, hier kann man es verstehen, daß ich diesen inneren Kontakt mit dieser Natur, die das Leben meiner Jugend erfüllte, die ich als Knabe anstaunte, die mir im Werden die Kraft des eigenen Ausdrucks gab, an der Wende des Lebens nicht entbehren kann, wo ich mein Werk vollenden und zur höchsten Zusammenfassung steigern will."

Schon aus diesen Ausrufen einer mit innerer Not ringenden Künstlerseele werden wir entnehmen, daß die Kunst Egger-Lienz' nicht eine Treibhauspflanze ist, der ihre Lebensbedingungen künstlich gestellt werden, sondern ein bodenständiges Naturgewächs, für das jede Verpflanzung aus der heimatlichen Scholle sicheres Abwelken und Absterben bedeutet. Von einer solchen Kunst geht immer eine starke suggestive Kraft aus, und derselbe Naturdrang, aus dem sie geboren ist, bahnt sich auch seinen Weg in die Seele des Betrachters.

Egger-Lienz ist ein Gewaltmensch, der Maler teutonischer Kraft. Schon dieses kurz charakterisierende Wort mag alle jene verscheuchen, die auf der

Kanzel der Kunst nur Schönredner dulden, die nervös zusammenzucken, wenn der Prediger einmal in mächtiger Gefühlsaufwallung auf die Brüstung der Kanzel schlägt, die vor dem dröhnenden Klang der Wahrheit am liebsten die Flucht ergreifen. Die Kalligraphie und Schönschreibkunst der klassischen Antike und der auf ihren Grundsätzen aufgebauten Kunst späterer Zeiten ist nun einmal ebensowenig Sache unseres Künstlers wie die Sambergers. Wir leben aber auch nicht mehr im Beginn des 19. Jahrhunderts, wo eine saubere, sich möglichst dem Vorlagetypus nähernde Handschrift als Erfordernis der Bildung galt. Wir lieben vielmehr die charaktervolle Handschrift, die Wesen und Temperament des Schreibers kennzeichnet, auch wenn der Schönschreiblehrer sie mit der kritischen Note „völlig ungenügend" versehen würde. Wer einmal den in vielen Beziehungen recht treffenden Vergleich zwischen Handschrift und künstlerischer Form durchdenkt, dürfte in Fragen der Kunst eine weitere Auffassung gewinnen, als sie vielfach in den Kreisen der Kunstlaien herrscht. Der Drang der Seele muß sich die Form bilden, und nicht akademischer Drill. Dieser ist gewiß auch notwendig, um die nötigen technischen Fertigkeiten zu gewinnen, aber das, was Kunst in höherem Sinne ist, vermag die Akademie nicht zu geben; das muß bereits im Künstler schlummern und von ihm selbst geweckt werden. Wer bei dem stehen bleibt, was er an den Kunstschulen gelernt hat, mag noch so sehr den Beifall des Publikums finden, dem ein hübsches Mittelmaß zumeist am besten gefällt, ein gottbegnadeter Künstler ist er nicht, sondern ein Nachempfinder. Geniale Naturen haben sich immer und überall ihre eigenen Wege gebahnt.

Egger-Lienz ist wie Defregger ein Pustertaler, also ein Südtiroler. Sein Vater, ein Landmaler von einer allerdings mehr als gewöhnlichen Leistungskraft, hat offenbar den Grund für die künstlerische Laufbahn des Sohnes gelegt. Es mußte ja auch für den Knaben von besonderem Reiz sein, all die Geheimnisse der Pinsel, Paletten, Farbentöpfe, Spachteln, Lein- und Terpentinölfläschchen, Firniskannen und Farbreibsteine zu ergründen, die er in der Werkstatt seines Vaters vorfand. Und dann die wunderbare Natur der Heimat, der natürliche, ungekünstelte Menschenschlag mit seiner kräftigen und bilderreichen Sprache. Unter so günstigen äußeren Bedingungen muß eine künstlerische Anlage sich leicht und schnell entwickeln.

In der Klosterschule zu Lienz genoß Albin seinen Schulunterricht. So trockene Fächer wie Rechnen und Sprachlehre waren dem phantasievollen Knaben verhaßt, um so mehr Anregungen schöpfte er aus der Geschichte. Noch lieber als Geschichte war ihm freilich die Freiheit, und er war nie glücklicher, als wenn er mit dem Skizzenbuch die Gegend durchstreifen und seinen lebhaften Formdrang

befriedigen konnte. Von diesen Knabenzeichnungen ist nur ein keulenschwingender Germane, ein Werk des Vierzehnjährigen, in die Öffentlichkeit gedrungen (abgebildet in der Zeitschrift für bildende Kunst 1910/11). Die Zeichnung ist gewiß noch kindlich und unbeholfen, die Funktionen der Gliedmaßen waren dem kleinen Künstler noch nicht klar geworden, aber schon wegen des dargestellten Gegenstandes verdient die Skizze unsere Aufmerksamkeit; der spätere Maler der Tiroler Freiheitskämpfe hat sich bereits angemeldet. Defregger war damals in Lienz als gefeierter Künstler schon bekannt und Photographien seiner Werke überall verbreitet. So einer wollte auch unser Albin werden, das stand ihm fest. Daß er weit über die Kunst Defreggers hinauskommen würde, konnte er damals nicht ahnen. Er hatte eben das „Gerüstabwerfen", die Art genialer Künstler, die er später in seiner Broschüre „Monumentale Kunst" so schön beschrieb, noch nicht erlebt. „Die Kunst kann nicht erlernt werden wie der Artismus; sie wird mit uns geboren. Und auch erweckt und erlernt wird sie nicht durch die Kunst, sondern durch Geistesnot und Natur. Was erlernt werden muß, ist nur die Ausdruckstechnik, denn diese ist eine Schöpfung der Jahrhunderte, und jeder Neue knüpft, zwar nicht als Empfinder, sondern als Darsteller zunächst bei den Vorgängern an, die ihm in Charakter und Weise am nächsten stehen, an deren Ausdrucksweise sich der noch nicht formmächtige Geist provisorisch anhält, solange ihm die eigene Sprache für den eigenen Sinn fehlt, bis er so weit ausgewachsen ist, daß er das Überkommene abstreift und in der eigensten Form die eigenste Art zum Ausdruck bringt. Die nicht von der Natur Erweckten, sondern vom Effekt der Kunst Angesteckten kennen nicht diesen Vorgang des Gerüstabwerfens."

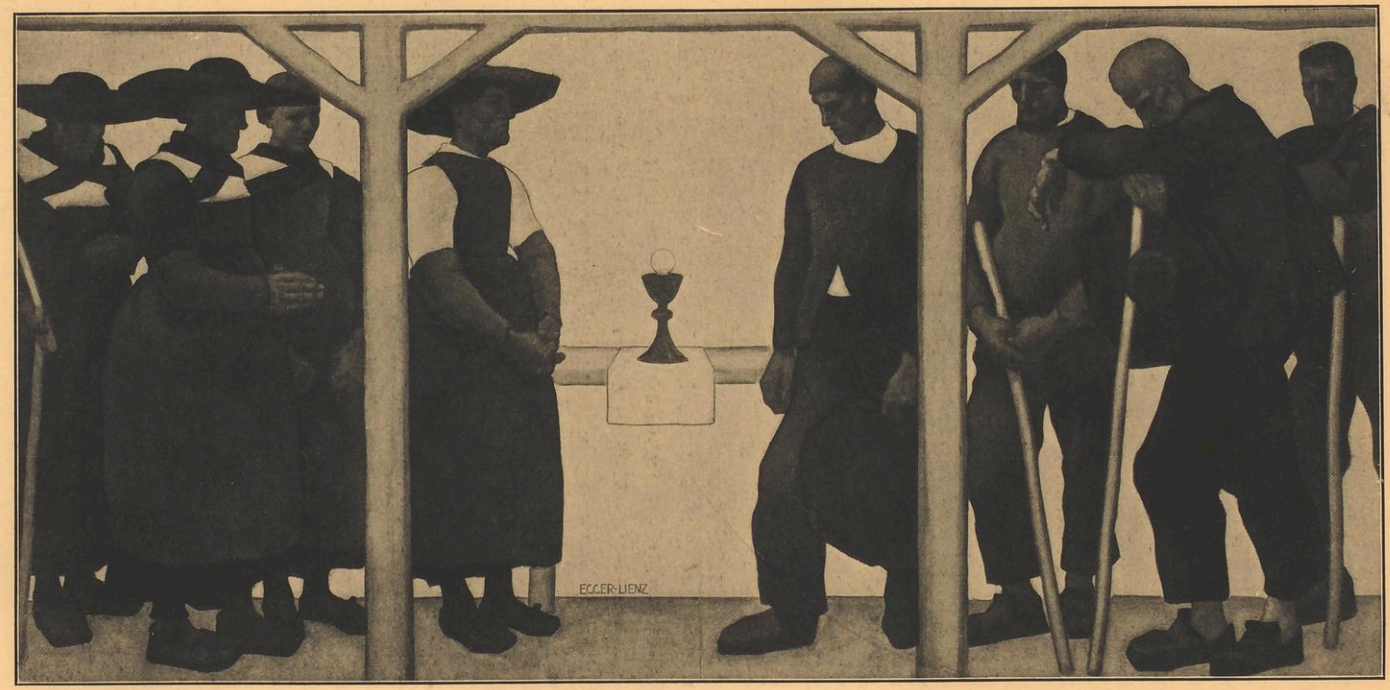
Zunächst also galt es für den jungen Albin, die Ausdruckstechnik zu erlernen. So kam er 1884, nicht ganz 17 Jahre alt, an die Münchener Akademie. Schon im ersten Jahre konnte ihn Piloty mit der bronzenen Medaille für vorzügliches Zeichnen ehren. Bei Lindenschmitt absolvierte er sodann den Malkurs mit bestem Erfolg. Nebenbei kopierte er in der Pinakothek fleißig die alten Meister, besonders die Niederländer. Seine eigenen Arbeiten standen ganz im Zeichen ihrer Zeit und haben mit der späteren Art nichts gemein. Das große Vereinfachen von Form und Farbe hatte er noch nicht gefunden. Sein Karfreitagsbild, das er im Jahre 1892, wo er die Akademie verließ, malte (jetzt im Wiener Hofmuseum), war ganz entschieden auf farbigen Effekt angelegt. Über dieses Bild lesen wir in einem Münchener Ausstellungsbericht (Zeitschr. für bildende Kunst 1894): „Für die neue Farbenfreude bezeichnend ist auch die Vorliebe für bunte Lampenschirme, Lampions und erleuchtete Glaskugeln, welche in den Bildern dieser Ausstellungen auffallend häufig waren und dann naturgemäß das ganze Kolorit beherrschten. Zu einem besonders bunten, aber fein durchgeführten Bild hat Egger-Lienz seltsamerweise[1] ein Karfreitagsthema verarbeitet: Die Grabfigur Christi unter erleuchteten Glaskugeln, deren märchenhaftes Licht zwei betende Kinder mit Bewunderung erfüllt."

[1] Der Berichterstatter kannte offenbar die süddeutsche Sitte der heiligen Gräber nicht, sonst würde er eine solche Darstellung nicht seltsam finden.

Ein Jahr später begann die Arbeit an dem schönen Bild „Ave Maria nach der Schlacht am Berge Isel", dessen erste Skizzen noch in die Akademiezeit hineinreichen. Trotz der peinlich genauen Durchführung von Einzelheiten ist das Bild in seinem wesentlichen Kern bereits ausgesprochene Drangkunst. Der Künstler hat die große Zeit der Tiroler Erhebung tief empfunden und sich von den gewaltigen seelischen Eindrücken künstlerisch befreit. Das Schema einer Defreggerschen Bildkomposition hat der Künstler hier schon mit richtigem Gefühl verlassen. Elementare Gefühlsausbrüche vertragen sich nicht mit künstlich gestellten Gruppierungen. So glaubt der Beschauer des Bildes die ergreifende Wirklichkeit zu erleben. Auf diesem Wege mußte der Künstler allmählich zu seiner eigenen großen Form gelangen. Doch scheint er selber darüber noch nicht im klaren gewesen zu sein, denn das Bild „Belsazar" von 1895 ist doch wieder stark auf den Effekt gestellt. Später schrieb er selbst gegen Hodler, als er einmal das Unwahre der Effektmalerei erkannt hatte: „Bei der (künstlerischen) Zeugung ist die Bildwirkung das Endresultat des Schaffensprozesses; bei aller Mache aber heißt es: Am Anfang war der Effekt."

Einen weiteren entschiedenen Schritt auf seinem Wege hatte der Künstler 1898, ein Jahr nach der Fertigstellung des „Ave Maria" gemacht. „Das Kreuz" ist eine der berühmtesten Schöpfungen des Künstlers geworden, obwohl auch dieses Bild noch weit von dem reifsten Stil des Künstlers entfernt ist. Das sind keine Salontiroler, die mit einem mächtigen Kruzifix in ihrer Mitte voll Entschlossenheit und Zuversicht in den Kampf ziehen. Ein heiliger Fanatismus spricht aus diesen wetterharten Gesichtern. Das unbändige Draufgängertum wirkt als Gegensatz zu der ruhig hangenden Gestalt des Heilands mit unerhörter Eindringlichkeit. Daß der Maler auch hier jede Komposition im akademischen Sinne verwirft, kann nach dem „Ave Maria" nicht mehr befremden. Denn ein Zurückweichen von einem einmal erkannten Prinzip gibt es bei Egger-Lienz nicht. Das Bild wurde 1901 fertiggestellt.

Rein künstlerisch bedeutet das Bild „Nach dem Friedensschluß" (gemalt 1902) keinen weiteren Fortschritt. Um so überraschender wirken die „Wallfahrer", die in den Jahren 1903—1905 nach vielen Vorstudien entstanden. Dieses Bild bedeutet nichts mehr und nichts weniger als den Wendepunkt im Schaffen des Meisters, die Entdeckung der individuellen großen Form, den Übergang vom historischen Episodenbild zum allgemein menschlichen Monumentalbild. Es ist zu bezweifeln, ob der Künstler auf



Albin Egger-Lienz: Am Tische des Herrn.

dem Wege von Kampfbildern jemals sein Ziel erreicht hätte. Die straffe Einspannung und Konzentrierung, die das Monumentalbild verlangt, mußte erst an einem Thema erprobt werden, das in sich schon eine beruhigte Form erheischt. Das Thema stiller, stehender Beter war gerade das richtige. Mit den an diesem Bilde gewonnenen Errungenschaften konnte er dann wieder zum großen Historienbilde zurückkehren und auch hier mit dem geringsten Aufwand an Mitteln den höchsten Ausdruck zu erreichen versuchen, wie es ihm dann im „Haspinger" so außerordentlich gelang. Wenn der Maler das mächtige Voranstürmen von Kämpfern malen und auf diese Idee allen Nachdruck legen wollte, dann konnte es dieser Absicht unmöglich dienlich erscheinen, einen exakt naturalistisch gegebenen Faltenwurf darzustellen, alle Details der Waffen durchzuführen, sich mit impressionistischen Farbenproblemen herumzuschlagen. All diese Einzelheiten möchte man beinahe mit den Grammophongeräuschen vergleichen, die die Wirkung der Musik beeinträchtigen. Reine Wirkung, gesäubert von allen Nebenwirkungen, war fortan das künstlerische Ziel unseres Meisters.

Der Künstler hat an dem Wallfahrerbild lange gearbeitet. Es ist bei ihm überhaupt ein weiter Weg von der ersten Skizze zum fertigen Bild. Er gleicht hierin Beethoven, der auch nicht müde wurde, die rohen Edelsteine seiner ersten Niederschriften mühsam zu schleifen, bis sie das von ihm gewünschte Feuer zeigten. Die Dreiteilung des Bildes durch zwei Holzpfosten hat der Künstler von Anfang an beibehalten. Bei der ersten Ausführung, die als Mittelfigur die seligste Jungfrau mit dem Kinde zeigte, machten sich die zu stark gefüllten Außenteile etwas drückend. Bei der zweiten Ausführung, die in der Mitte den Kruzifixus zeigt, hat der Meister diesem Mangel abgeholfen, indem er zwei Figuren aus den Betergruppen noch in den Mittelteil hineinschob. Dieses Bild ist eine Zierde der Mannheimer Kunsthalle. Bei der dritten und letzten Ausführung in Kasein von 1912 (vgl. das Einschaltbild) bildet das heiligste Sakrament, Kelch und Hostie, den Mittelpunkt. Die dadurch entstehende Leere in der Mitte wußte der Meister feinsinnig auszugleichen, indem er den Holzpfosten und den Pilgerstäben eine hellere Farbe gab. Bei der zweiten Fassung hatte der Meister noch mancherlei Detail gebracht, das in der letzten fast vollständig verschwand. Die Behandlung ist eine ganzflächige und silhouettenhafte geworden, eine Faltung der Kleider ist so gut wie nicht mehr zu erkennen, die Blockhausbalken im Hintergrund sind verschwunden und haben einer einheitlichen Tönung Platz gemacht. Hier haben wir ganz den reifen Stil des Meisters, der in seinem „Totentanz von Anno neun" (gemalt 1906/08) zum ersten Male in seiner ganzen Kraft und Kühnheit ausgebildet erscheint.

Auch bei diesem Totentanzbild ist die fertige Form eine Frucht eindringlicher Studien. Bei der Skizze stört noch die emporgehobene Sense

die in der Richtung der Schreitenden emporsteigenden Bergwellen; einige zuckige Linien geben dem Ganzen etwas Unruhig-Flackerndes. Was aber wollte der Künstler darstellen? Die letzte Kraftanstrengung und Todmüdigkeit der Kämpfer. Dieser Grundidee entsprechend ist in dem fertigen Bild alles beruhigt und auf die psychische Darstellung dieses letzten hoffnungslosen Kraftaufgebotes eingestellt. Die Sense und der bergige Hintergrund sind verschwunden, das wellige Gelände, auf dem die Bauern mit ihrem Anführer Tod dahinschreiten, zieht in der Richtung der Schreitenden abwärts, welche Abwärtsbewegung durch die parallel zu diesen Vordergrundslinien gestellten Kampfwerkzeuge kräftig unterstrichen wird und so kompositorisch jene Müdigkeit und Mattigkeit am besten versinnbildlicht. Dieses Kriegsbild geht über den Rahmen eines rein historischen Bildes weit hinaus; es ist allgemein menschlich. Man braucht nur Defreggers „Letztes Aufgebot" mit dieser Komposition zu vergleichen, um die ganze Größe der Egger-Lienzschen Schöpfung gewahr zu werden. Hier ist nicht die detaillierte Schilderung eines geschichtlichen Ereignisses wie bei Defregger, sondern die monumentale Darstellung der in dem Faktum liegenden großen menschlichen Wahrheit. In seiner Broschüre „Monumentale Kunst" vergleicht der Maler selbst sein künstlerisches Ideal mit dem Defreggers: „Das Wesen der Schilderung ist das Überwiegen des Stoffes über die Form. Mir aber kommt es darauf an, durch Überwiegen der Form den Stoff vollständig zu unterwerfen. Und diese Herrschaft der Form ist der Gegensatz von Schildern, ist Dichtung. Ich male keine Bauern, sondern Raumakkorde, als Ausdruck von Lebens- und Charakterakkorden. In den Salonmasken der Gesellschaft finde ich wohl tausend Formeln, aber keine großen Naturformen, welche die inneren Formakkorde wecken und ernähren könnten."

Auch in der Farbe hat der Künstler auf all das verzichtet, was blendet und berauscht. Ein brauner Ton beherrscht das Bild, und es erklingt keine Note, die unsere Aufmerksamkeit vom Ganzen ablenken möchte. Die Farbe ist der Sklave der Idee, der Farbentrieb des jungen Egger-Lienz ist durch die strengste Aszese gebändigt. Er will die Wucht und Herbigkeit seiner elementaren Erlebnisse nicht durch tändelnde Farbenspiele verdünnen und schwächen. In mancher Beziehung erinnert dieser Spätstil unseres Meisters an den Belgier Laermans, der auch gerade durch seine vereinfachte Form so ergreifend wirkt, und tief im geschichtlichen Hintergrunde ragt P. Brueghel als eine unserem Künstler verwandte Erscheinung auf.

Ist der Totentanz monumental vor allem im geistigen Sinne, ohne jedoch dekorative Wirkung auszuschließen, so ist das große Wandgemälde, das unser Meister 1908 im Wiener Rathaus schuf, „König Etzels Einzug in Wien", monumental im gewöhnlichen Sinne, beherrscht von architektonischen, raumschmückenden Gesetzen. Nicht ein großer Gedanke ist es, der sich mit wuchtigen Schlägen in den Beschauer einhämmert, sondern ein ornamentales rhythmisches Gebilde, das dem schönheitsdürstenden Auge schmeicheln möchte. Dieser dekorativen Absicht opfert der Maler, wo es ein höheres Gesetz verlangt, ohne Skrupel die Naturwahrheit. So hat der Künstler bei den vier Pferden einfach drei Beine unterschlagen. Er konnte sie nicht brauchen; sie hätten nur das Gleichgewicht des Bildes gestört und das Massige zu sehr nach der linken Seite geschoben. Dem Beschauer aber fällt der Mangel nicht auf, solange er sich nicht an die höchst unkünstlerische Aufgabe des Beinezählens macht. Das Bild erinnert besonders in seinem linken Teil stark an die flächige Silhouettierung antiker Vasenmalereien, wie auch die verwendete Farbenskala, Schwarz, Weiß, Rot und Gold, auf die Farbeneinfachheit jener alten Zierkünstler hinweist. Ob es gerade ein glücklicher Gedanke war, daß der Künstler seine Kraft auch einmal an solchen Dekorationsstücken versuchen wollte, möchten wir nicht entscheiden.

Um dieselbe Zeit, wo der Meister „Etzels Einzug" schuf, entstand auch sein kühnes Monumentalwerk „Haspinger". Alles ist der großen Idee dienstbar gemacht, was für den Ausdruck derselben belanglos ist, weggelassen. Die hinreißende Wirkung des Bildes wäre weder mit naturalistischer Farbe noch mit naturalistischer Formung noch mit klassischen Symmetrien möglich gewesen. Man vergleiche einmal das Bild etwa mit der vatikanischen Konstantinschlacht, um zu sehen, mit wie wenig Mitteln unser Künstler die Wirkung dieses vielfigurigen und komplizierten Bildes zu übertreffen wußte. Wir gewinnen vor dem Haspinger-Bilde den Eindruck, als ob eine ganze Heeresmasse mit wildem Ungestüm voranstürmte. Und doch ist nur ein knappes Dutzend Köpfe sichtbar. Indem der Maler das Bild schon nach den ersten Reihen abschnitt, wußte er unsere Phantasie zu zwingen, die Zahl der Köpfe ins ungemessene auszudehnen. Wie ein brausender Wasserfall stürzen sie von rechts oben nach links unten. Ein genialer Meisterkniff, wie der Künstler dieses drängende Vorwärts durch den großen undifferenzierten Vordergrund und durch die quer vorgehaltenen Waffen fast als eine physische Wirkung der Schwerkraft hinzustellen wußte, die mit der an sich schon bedeutenden Bewegung

der Körper den Beschauer förmlich mit sich fortreißt. Der Kapuziner bildet das psychische Zentrum des Bildes, das mit dem kompositionellen nicht zusammenfällt. Auch dieses letztere wußte der Künstler durch die auffallend weißen Hemdärmel zu markieren. Die Gewandung ist ganzflächig gehalten, und nur wo es der Bewegungskraft dienlich ist, gibt der Maler Einzelheiten, wie etwa die lange Kleiderfalte, die vom Gürtel des Kapuziners nach unten zieht und durch ihre scharfe Gegensätzlichkeit den Trieb der Vorwärtsbewegung noch steigert.

Hatte Egger-Lienz in diesen Bildern seinen ureigensten Monumentalstil zur Reife gebracht, so lernen wir ihn zur selben Zeit von einer Seite kennen, die man bei ihm am wenigsten vermuten möchte. Er malte die Bildnisse seiner zwei Kinder Lorli und Fred, und zwar mit einem so genialen Erfassen der Knaben- und Mädchenpsyche, daß man diese Bilder unter die wertvollsten Kinderbildnisse aller Zeiten einreihen muß. Es handelt sich natürlich nicht um eine monumentale Aufgabe, und darum ist die ganze technische Arbeit grundverschieden von der einfachen Form der großen Monumentalbilder. Das Spiel von Gegensätzen, das diese letzteren zu so gewaltiger Kraftsteigerung emporhebt, hat der Künstler allerdings auch bei diesen Bildnissen angewandt, diesmal zum Zweck der seelischen Charakteristik. Fred steht in keckem Selbstbewußtsein vor uns, spreizt die Beine auseinander, legt dagegen die Hände konvergierend in den lose um den Leib geschlungenen Gurt. So gehen die Füße auseinander, die Hände dagegen zusammen. Bei dem Mädchenbildnis ist es umgekehrt: das Kind sitzt auf einem geschweiften Scherenstuhl und hat die Arme gerade nach auswärts gestreckt an die Lehne gelegt, die Füße dagegen ineinandergeschlungen, so daß die ganze Figur in Kreuzform vor unserem Auge erscheint. Eine echt knabenhafte Frische und Unerschrockenheit spiegelt das Bild Freds mit den großen dunklen Augen und dem scharfgeschnittenen Mund wieder; bei dem Mädchenbildnis dagegen mit dem geneigten Lockenkopf, dem sinnenden, ernsten Blick und den ruhenden Armen tritt mehr das Passive, Weiche, Zierliche und Anschmiegungsbedürftige hervor. Was den Knabensopran vom Mädchensopran unterscheidet, hat Egger-Lienz in diesen beiden Meisterbildnissen nicht nur durch die verschiedenen Physiognomien, sondern auch durch kompositionelle Rhythmen wundervoll ausgedrückt. Wie hätte wohl ein mittelmäßiger Künstler die Aufgabe behandelt?

In demselben Jahre wie das Bildnis Freds (1908) entstanden auch „Die Bergmäher". Drei hemdärmelige Bauern, kräftige Gestalten, sind

daran, mit wuchtigen Sensenzügen das Gras von einer Berghalde abzumähen. Die drei Figuren verhalten sich zueinander wie Thema, Gegenthema, Schlußkadenz und bilden eine Komposition von sehr scharf betontem Rhythmus. Die Gegenbewegung zeigt sich selbst im Landschaftlichen und hinwiederum zwischen Schattenwurf der Figuren und Kontur der Bergwiese, in der Stellung der Sensen, der Füße, der Arme und Köpfe. Millet wirkt dagegen fast schwächlich. Trotz dieser kunstvoll ausgedachten Bewegungsform, die uns in Fuß- und Fingerspitzen zucken möchte, wirkt das Bild durchaus natürlich und ungesucht.

Bei dieser und ähnlichen, in sich zwar vorzüglichen Arbeiten, die aber für Egger-Lienz weniger charakteristisch und mehr in einem großzügigen impressionistischen Stil gehalten sind, möchten wir nicht länger verweilen und zu den großen Monumentalarbeiten, die ja die Art des Künstlers am schärfsten kennzeichnen, zurückkehren.

Da ist vor allem das vielbewunderte Bild „Der Teufel und der Sämann", von 1909. Das Bild hat ebenso wie die Parabel des Heilandes eine allgemein menschliche Bedeutung. Das böse Prinzip ist schon durch die gegensätzliche Bewegungsform als solches angedeutet. Der rechte Arm und der linke Fuß des Sämanns sind nach vorne gerichtet, beim Teufel umgekehrt der linke Arm und der rechte Fuß. Der Sämann zeigt die Brust, der Teufel den Rücken uff. Durch dieses Spiel und Gegenspiel ist nicht nur die Idee aufs treffendste wiedergegeben, sondern auch die Bewegung fast bis zur Illusion gesteigert. Man möchte den nächsten Augenblick erwarten, wo Füße und Arme wechseln.

Ein merkwürdiges Bild von symbolischer Bedeutung ist „Das Leben", vollendet 1912. Wohl an keinem Bild hat der Künstler soviel gearbeitet, für keines soviele Vorstudien und Skizzen gemacht wie für dieses. Schon im „Vorfrühling in Tirol", von 1905, klingt das Thema an, und der Hintergrund seines prächtigen Selbstbildnisses von 1911 zeigt deutlich, daß der Künstler von seiner Idee damals ganz erfüllt war; in den mannigfaltigsten Gruppierungen wurde das Thema versucht, bis es seine definitive Form fand. Das Menschenleben in seinem Auf- und Abstieg sollte unter dem Bild eines Hausbaues gezeigt werden. Die Grundpfosten des Hauses bilden den Rahmen und zerlegen die Bildfläche in fünf Teile. Im mittleren, größten Teile steht das Ehepaar in der Vollkraft der Jahre. Links oben sitzt der Knabe auf einem Balken und träumt mit erhobenen Augen und aufgerichtetem Haupt in die Zukunft. Links unten schleppt der junge

Mann mit seinen kräftigen Armen einen schweren Balken herbei. Rechts oben hat der Mann im reifen Alter eben seine Arbeit unterbrochen und schaut sinnend nach unten, wo der Greis müde und gebückt die Stiege hinabsteigt. Als Komposition ist das Bild ausgezeichnet, die Figuren prächtig in den Raum eingeordnet, die Idee naheliegend genug, um das Allegorische nicht unangenehm zur Empfindung zu bringen.

Weniger dürfte vielleicht das Triptychon „Die Erde" auf allgemeinen Beifall rechnen dürfen. Das Bild fällt in drei Teile auseinander, die, statt kompositorisch zusammenzugehen, divergieren. Der schlichte Vorgang des Säens und Mähens scheint ferner doch zu sehr ins Heroische übersetzt, als daß uns das Bild durch seine natürliche Überzeugungskraft gewinnen könnte. Zwar glauben wir es dem Künstler aufs Wort, daß er auch dieses Werk tief innerlich gefühlt hat — es ist ja, soviel wir wissen, einer seiner Lieblinge —, aber die innerliche Wahrhaftigkeit, die bei den andern Werken Eggers so unmittelbar zu uns spricht, sollte aus dem Werke selbst herausstrahlen und nicht erst durch das Zeugnis des Künstlers von der Ursprünglichkeit seines Erlebnisses glaubhaft gemacht werden. In der Kunst wollen wir eben sehen und nicht glauben.

Der Künstler wird uns hier wohl die schönen Worte vorhalten, mit denen er in seiner zitierten Broschüre die Wurzeln seiner Kunst bloßlegt: „Wer solche Urfunktionen alles Lebens, wie Gebären, Sterben, Kampf, Ringen mit dem Boden ums Brot, Verwachsenheit des einzelnen mit der Gesamtnatur, Erlösung usw., nicht in ihrer ganzen Gewalt im lebendigen Leben selbst erblicken kann, da wo es ursprünglich ist, sondern nur in der Abstraktion des Denkens, wer, statt vom Lebensquell auszugehen, von der Kunst ausgeht, der kann nie die große Ausdrucksnot erfahren, die das Gewaltige, Alldurchdringende dieser Urzustände in der Seele des Bildners hervorruft und die nur in großen Formen Genüge und Befreiung finden kann, die zu den einfachsten Formen greifen muß, weil nur diese das Einfachste, Urhafteste ausdrücken." Aber gibt es für die große, einfache Form keine Grenze? Berufen sich nicht auch die exzentrischen Modernen bei ihren „einfachen" Formen auf ihr Erlebnis? Wenn Egger-Lienz einen Bombenschleuderer oder einen seiner Tiroler Helden heroisiert, verstehen wir das; beim Sämann scheint uns die Verbindung zwischen der schlichten Handlung und dem Heroismus, der im Erwerb des täglichen Brotes liegt, zu gedanklich abstrakt zu sein, um dem Kunstwerk außer einer dekorativen Wirkung auch die direkte Wirkung der inneren Wahrheit zu sichern.

Eggers Kunst ist eine kerngesunde Kunst, so gesund wie das von so manchen Segnungen der Zivilisation verschonte Bauerntum, dem seine Liebe gilt und dem er seine an Zahl spärlichen, innerlich um so mehr gesteigerten Motive entlehnt. Schon das allein muß uns seine Kunst als positiven, für unser Volk wertvollen Faktor erscheinen lassen. Das schwächliche, kränkliche, unechte und undeutsche Dekadenztum, dem soviele andere Künstler

huldigen, findet nicht nur in seinem Schaffen keinen Platz, in seinem Herzen keine Sympathie, sondern hat ihm sogar einmal die Feder in die Hand gezwungen und in wildem Zorn und in einem fast zum maestoso gesteigerten Selbstbewußtsein Worte niederschreiben lassen, unter deren Wucht die Getroffenen laut aufschrien. Gerade die Großen, denen die Mode zujubelt, wurden von seinen wie gefällte Tannenstämme von den Höhen der Berge niedersausenden Worten beiseite geschleudert.

Diese temperamentvollen Anklagen, welche die Runde durch die deutsche Presse machten, haben dem Künstler leider manche Sympathien geraubt, und selbst seine besten Freunde mußten über eine so unerhörte, ungebärdige Sprache den Kopf schütteln. Anderseits ist es aber auch unbillig, über die Äußerungen des Künstlers, die er in der wiederholt angeführten Broschüre „Monumentale Kunst" zugleich mit den wichtigsten Antworten seiner Gegner zusammenfaßte, zur Tagesordnung überzugehen. Denn hinter der unparlamentarischen Form verbirgt sich ein scharfer Denker und hochgebildeter Geist. Besonders wo er das Wesen seiner Kunst positiv darlegt, erfreut er uns durch tiefsinnige Wahrnehmungen. Wie wenig andere weiß er den organischen Schaffensprozeß zu zerfasern und die seelischen Grundlagen seiner Kunst bloßzulegen.

Was Egger-Lienz über Hodler sagt, mag zu weit gehen, aber seine Worte wurden gehört, und die Hodler-Schwärmerei ist seitdem merklich abgeflaut. Die Zeit hat ihm recht gegeben. Oder wäre Hodler, der sich bei Beginn des Krieges so apostatisch vom deutschen Wesen abkehrte, der Mann gewesen, den Auszug der Freiheitskämpfer in Jena innerlich mitzuempfinden? So mußte sein Werk ein reines Dekorationsstück werden, ein Rhythmus ohne Melodie und Harmonie, ein gemalter Trommelwirbel!

Ähnlich steht es mit Klimt, den man früher als das größte Wiener Malergenie preisen hörte. Heute liest man ganz andere Urteile: „Der Ehrgeiz eines Malers wie Gustav Klimt zielt nicht höher, als es den raffinierten Farbenspielen der Musterzeichner gleichzutun und Dekorationsstücke zu schaffen, die einem geschmäcklerisch hergerichteten Raume gleich einem bunten Vorhang oder einer Fensterverglasung die koloristische Note geben. . . . Daß Klimts Werke einmal als Äußerungen hohen Kunstgeistes diskutiert werden konnten, will heute kaum mehr begreiflich erscheinen" (Bericht über Berliner Ausstellungen in der „Kunstchronik" vom 4. Februar 1916).

Daß Egger-Lienz auf die dekadenten Künstler der Neuzeit, die „Plusquamperfektionisten", schlecht zu sprechen ist, gereicht ihm zur Ehre, denn es beweist die Gesundheit und Vollsaftigkeit seiner Natur. „Es sind arme Kranke, aber krank in Konsequenz ihres Charakters, in dem der Nervenpol über den Blutspol dominiert. Geht ins Spital — dort seid ihr meines Respektes und herzlichen Mitleids sicher! Dort habt ihr ein volles Recht auf Schonung. Aber der Teufel hole die Humanität gegen den Kranken, der das Geistesleben des Gesunden zu tyrannisieren versucht, der seine Abnormität zur monopolisierenden Norm des

öffentlichen Geisteslebens erhebt, zum Maßstab der Werte, und von da aus die Nervenkrüppelei als erstrebenswertes Hochziel der Zukunft preist, die Gesundheit in frechem Dünkel systematisch als ‚unmodern' herabsetzt und von oben herab als ‚minderwertige Gewöhnlichkeit für die breitere Masse' proklamiert und durch die Presse der Volkskunst zugunsten der Geschmäcklereizunft den Boden abgraben will. . . . Und aus Zarathustras Narrentum blicken sie . . . mit alberner Verachtung auf den Gesunden, dem Persönlichkeit der spezifische Dienst des Ausdrucksdranges der Volkheit ist. Sie . . . reden naserümpfend von meiner ‚Kunst für die breitere Masse', weil das, was aus dem Anteil an der Volksganzheit kommt, auch wieder zurückwirkt auf diese Ganzheit, solange die zehrende Pöbelmasse der Exklusiven nicht Herr geworden ist über die schöpferische Volksmasse." Wie sympathisch klingt aus diesem grollenden Donner des Jupiter tonans das mannhafte Eintreten für eine gesunde Volkskunst!

Auch die Zunft der Kunstkenner und Kunstprofessoren mußte es sich gefallen lassen, daß der biedere Tiroler mit seinen scharf genagelten Bergschuhen auf ihren frisch gewichsten Fußböden herumstapfte. „Wenn der Künstler auf der Bierbank sitzt, so ist von ihm noch immer mehr von der Kunst zu erfahren als beim Auguren am Katheder." Nun ist es ja freilich richtig, daß der Kenner seinen Begriffsschatz zumeist den subjektiven Äußerungen der Schaffenden verdankt, wie überhaupt die Ästhetik eine Tochter der praktischen Kunst ist, aber die Wurzeln des Kunstverstandes zweigen sich in die weitesten Fernen der Kunstgeschichte ab und sind nicht nur in die Gegenwart eingebettet. Gerade in dieser Überfülle von Begriffsmaterial, historischem und aktuellem, liegt aber für den Kenner die Möglichkeit, das Wertlose vom Wertvollen zu scheiden und wirkliche Wertnormen, nicht nur „qualitative Maßnormen", zu gewinnen. Täuschungen sind aber beim Künstler ebensogut möglich wie beim Kenner, das lehrt die Erfahrung, und gegen diese gibt es keine Instanz. Die sog. „Allsubjektivität", vermöge deren gerade der schaffende Künstler auch seinem polaren Gegensatz am besten gerecht werden soll, existiert nicht, denn jeder Mensch, auch der Künstler, ist nun einmal auf seine eigene Empfindungsart eingestellt. Würde das Grün über sein gegensätzliches Komplement, das Rot, ein Urteil abgeben müssen, könnte es leicht der Fall sein, daß es sagte: „Wie abscheulich ist doch dein Kleid!"

Wir möchten uns hier mit dem Künstler über den Begriff des Monumentalen nicht auseinandersetzen. Er hält das Monumentale dem Dekorativen direkt entgegengesetzt. Dem stimme ich so wenig bei wie Weigelt, der in seiner Studie über Egger-Lienz mehr als einmal die Begriffe monumental-dekorativ paart. Denn die Monumentalität im geistigen Sinn, die der Künstler so scharf betont, schließt das Dekorative keineswegs aus. Werke wie die „Wallfahrer", „Das Leben", der „Totentanz" beweisen das. Gerade weil dem Monumentalen die vereinfachte Form so sehr liegt, kommt es den Formen des Dekorativen auch innerlich nahe. In seinem „Haspinger" hat der Künstler allerdings ein Werk geschaffen, wo das Dekorative von dem machtvollen geistigen Größendrang verschlungen wird. Es bricht ja gerade dort ab, wo die Gesetze der Dekoration Fortsetzung und Ausklang erheischt hätten.

Als Ergänzung der in der Broschüre angeregten Gedanken hatte der Künstler für 1912 ein Buch angekündigt: „Vom Geiste der Form in der bildenden Kunst". Es ist nicht erschienen. Vermutlich hatte der Künstler auch dieses Buch allzu autoapologetisch behandelt und zu polemisch aufgeputzt. In diesem Falle mußten ihn freilich seine eben gemachten literarischen Erfahrungen belehren, daß wir heute nicht mehr im 16. und 17. Jahrhundert, der klassischen Zeit maßloser Polemik leben, und daß die Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts nicht mehr die starken Nerven haben wie unsere Urgroßväter. Das Buch aber soll er uns nicht vorenthalten, und wenn die Erregung hüben und drüben verflogen ist, dann mag er die Spuren dieser Erregung sorgsam aus dem Buch austilgen. Egger-Lienz hat Geist genug, um auch literarisch positiv Wertvolles zu schaffen. Wir warten also auf das Buch.

Völlig ungerecht wäre es, dem Künstler entgelten zu lassen, was der Schriftsteller, fortgerissen von seinem heißen südländischen Temperament, zu viel gesagt hat. Als Künstler ragt Egger-Lienz ebensoweit über den Durchschnitt hinaus wie seine Tiroler Heimatberge über die Erhebungen und Hügel des Nordens. Gerade jetzt, wo ich mich anschicke, diese Studie zu schließen, schreibt mir ein deutscher Künstler von Weltruf, der aber offenbar nicht „Allsubjektivität" genug besitzt, um alles zu loben, was Egger-Lienz besonders in letzter Zeit gemalt hat, noch weniger das, was er geschrieben hat, man müsse an diesem Maler seine Freude haben. „Starkes Talent, starkes Können und der Wille zu Kraft und Größe heben ihn aus der Malergilde heraus." Und wenn irgend eine Zeit imstande ist, das Verständnis für eine so gesunde und robuste Kunst zu vermitteln, dann ist es die jetzige, wo gerade das Gesunde und Kräftige in unserem Volkstum seine schweren Prüfungen so glänzend besteht, wo das Heldenzeitalter von 1809 wieder neu erwacht scheint.

Der Künstler steht im Felde. Er wollte die große Zeit selbst miterleben und von Angesicht zu Angesicht sehen, was er bei seinen Tiroler Bildern von 1809 nur im Spiegel der Geschichte und der Volkstradition schaute. Mit Spannung und Erwartung sehen wir der Auslösung dieser großen und mächtigen Eindrücke im Kunstwerk entgegen. Vielleicht wird sich zeigen, daß alles, was der Meister bis jetzt geschaffen hat, nur die Vorarbeit und das ahnungsreiche Vorspiel war für die Monumentalisierung der großen Völkertragödie.

Josef Kreitmaier S. J.

Wert Schillers für unsere literarische Erneuerung.

„Die Helden Homers rühmten sich vor ihren Kämpfen laut und stolz ihrer großen Vorfahren. In jedem Kampfe gegen das Gemeine, Verworrene und Rückschrittliche sollten wir es ihnen gleichtun, sollten wir uns erinnern und uns rühmen der herrlichen Vorfahren, der Ahnherren unseres Dichtens und Denkens. Je ferner sie zeitlich werden, desto reiner und geklärter erscheinen sie, desto deutlicher erkennen wir, mit welchem Recht wir uns ihrer Taten rühmen dürfen und mit welchem Nutzen wir das Schwert führen, das ihre Lebensarbeit geschliffen." So leitete der Urenkel Schillers einen Festaufsatz zur 150. Geburtstagsfeier des Dichters ein, und er führte diesen Leitsatz nach den feinen Gedanken aus, die er in dem hübschen Heftchen „Schillers Weltanschauung und unsere Zeit" dargelegt hat. Alex. v. Gleichen-Rußwurm will Begeisterung für seinen großen Ahnen erwecken und deshalb vertiefteres Verständnis in unserer ganzen Auffassung Schillers für die Gegenwart vermitteln. Darin stimmt er mit dem Urteil überein, in das E. Kühnemann sein treffliches Buch „Schiller" einschließt. „Die ganze Auffassung Schillers für die Gegenwart neu zu prägen, ist eine notwendige Aufgabe der Zeit", heißt es im Vorwort, und der Schluß des Werkes gipfelt in dem Satz: „Wer ihn verstanden, blickt aus den Verzerrtheiten der Gegenwart auf ihn als den ernsten und klaren Verkünder dessen zurück, was uns not tut."

Derselben Aufgabe eines geklärteren Verständnisses für unsern großen Dichter soll ein neues Buch dienen, das den eigentlichen Wert Schillers, den „Wesenskern", in seinen Dramen sieht[1]. Der Verfasser bekennt von sich, daß er „kein Schillergelehrter, sondern ein Schillerfreund sei und bei seiner Arbeit gelehrte, philologisch-kritische Fach- und Forscherinteressen bewußt zurückgedrängt habe, ohne damit ihre Bedeutung für die Aufhellung sprachlicher, stilistischer usw. Einzelheiten verkleinern zu wollen". Daraus

[1] Franz Schnaß, Der Dramatiker Schiller. Aufzeigung seines Werdens und Wesens durch einheitlich-vergleichende Betrachtung und ästhetische Erklärung seiner Dramen. Mit 24 Bildbeigaben auf Kunstdruckpapier und zwei Handschriftenproben. (XX u. 779) Leipzig 1914, Ernst Wunderlich. *M* 8.—; geb. *M* 9.—

erklärt sich die verschiedenartige, ja ganz und gar gegensätzliche Aufnahme des umfangreichen Werkes. Während beispielsweise ein sehr wohlwollender Beurteiler in dem Verfasser „einen kenntnis- und verständnisreichen Führer" sieht, der „den neu Kommenden, den erst Ahnenden den Weg zur Höhe zeigt und Aug' und Herzen für alle Weiten und Tiefen der erhabenen Schillerschen Welt zugänglich macht" [1], weiß ein anderer, wissenschaftlich denkender Buchbesprecher eine große Liste von Beispielen „für peinlichen Mangel an Wissen und Geschmack" aufzustellen, zweifelt an dem „Können des Verfassers", meint, „daß aus dem dicken Wälzer trotz der Versicherungen des Vorwortes nichts wirklich Neues zu lernen sei", und „hofft, daß die Volksschullehrer, für die das Buch in erster Linie bestimmt zu sein scheine, es als Ganzes ablehnen werden" [2]. Beide Berichterstatter haben von ihrem Standpunkte aus recht; jener Lobredner hätte noch mehr Beweise zur Erwahrung seines günstigen Urteils beibringen können, und diesem strengeren Richter wäre es wohl ein leichtes gewesen, das Verzeichnis seiner Ausstellungen noch zu erweitern. Mitten zwischen der warmen Empfehlung und der kalten Ablehnung liegt eine ruhig abwägende Würdigung, die sich an der feurigen Schillerbegeisterung freut und manch glücklichen Gedanken nützt und so die eigene sichere Auffassung mit dem neuen Reichtum erweitert. Ein Gutes zum mindesten hat das neue Schillerbuch: es lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Wert des Dichters für unsere literarische Erneuerung und deckt auch den innersten Kern dieses Wertes in seinen Dramen auf.

Es ist nicht so einfach und leicht, wie es scheint, die hohe Bedeutung Schillers für die offenbaren Schäden und Mängel unseres literarischen Lebens, ohne Übertreibung noch Unterschätzung, kurz und doch hinreichend verständlich darzulegen. Der jetzt so oft gehörte kurze Aufruf: „Zurück zu Schiller!" fordert in seiner Allgemeinheit zu viel und birgt somit eine Überschätzung vom Werte des Dichters für unsere Zeit in sich. Dagegen wird in dem Stichwort der sog. Modernen: „Überwindung Schillers!" eine ganz unwürdige Verkennung des idealen Dichters ausgesprochen. „Los vom Fremden, los von der Entartung und zurück zu Schiller!" so lautet die glücklich gefaßte Losung für die Neugestaltung unserer Literatur; darin liegt Schillers Bedeutung wahrheitsgetreu und sachverständig ausgedrückt.

[1] Pharus 6. Jahrg., 11. Heft, 477.

[2] Zeitschr. f. d. österr. Gymnasien 66. Jahrg., 10. Heft, 895 ff.

An seinem hohen „Idealismus" mag unser vielfach krankhaftes Schrifttum genesen und frisch und kraftvoll sich neu gestalten.

Daß das literarische Leben der Gegenwart erst eine gründliche Heilung und kräftige Gesundung nötig hat, um zu neuer Blüte zu erstehen, ist in „schwarzumränderten Schilderungen" mehr als genug geklagt worden. Weil aber unfruchtbares Jammern nicht heilt, eher die Krankheit verschlimmert, hat es auch an wohlmeinenden Ratschlägen nicht gefehlt, die leider vielfach nur die künstlichen Mittel von Kurpfuschern und Quacksalbern empfahlen. Zunächst muß der eigentliche Sitz des Übels erkannt werden. Die Krankheitserscheinungen wuchern so vielgestaltig, daß es eines geschärften und kundigen Auges bedarf, um den Herd der Ansteckung zu entdecken. An Literaturmasse fehlt es nicht, eher muß eine Überfülle bedauert werden; aber an Blutarmut leiden die vielen Gestaltungen und Schöpfungen der Gegenwartsliteratur, und die schimmernde Frische ihrer Erscheinung offenbart sich dem prüfenden Blick als die täuschende Schwindsuchtsröte des geistigen Siechtums. Ohne Bild gesprochen: „Inhaltlosigkeit und Gedankenarmut", das ist des Pudels Kern. Um sie zu vertuschen, werden die krankhaftesten Versuche gemacht; vor allem soll der Stoff „neu" sein, d. h. im Sinne dieser Dichter recht fremdartig und weit entlegen. „In der Darstellung solcher Stoffe versuchen sie es mit seltsamen Kunststücken, die uns wie die Gesichtsverzerrungen von Wahnsinnigen anmuten und den Eindruck von Verrücktheit, den die gewählten Stoffe ohnehin schon vermitteln, noch verstärken müssen." So schildert Dr. J. Froberger dieses tolle Gebaren und begründet es mit krassen Beispielen aus der allerjüngsten Vergangenheit[1]. Vielfach stellen sich die vermeintlich „neuen" Stoffe als Anleihe aus der Fremde heraus, als Sumpfpflanzen mit stinkigem Geruch, der den gesunden Atem verpestet. Oder wenn so ein Dichter auf einen in der Literatur bereits bekannten Stoff verfällt, um ihn etwa aus einer erzählenden Darstellung auf die moderne Bühne zu übertragen — man denke beispielsweise an G. Hauptmanns „Der arme Heinrich" oder „Der Bogen des Odysseus" —, dann taucht er ihn erst in seine eigene Kunstlauge, die jeden zarten Schmelz verdirbt und unausstehlich ekelhaft macht.

Zu der inneren Armut und Unehrlichkeit kommt noch ein äußeres, nicht weniger verderbliches Unheil und Elend in unserem literarischen Leben;

[1] Unsere literarischen Aufgaben. Bonn 1916, Verlag des Borromäus-Vereins.

es sind die unlautern Mittel, wodurch die so geschaffenen Dichtwerke massenweise verbreitet werden. Man könnte die künstliche Art und Weise der heutigen Büchervertreibung eine literarische Versicherungsgesellschaft m. b. H. nennen. Da gibt es, besonders in unsern Großstädten, festgeschlossene Ringe, die „über Erfolg und Mißerfolg gebieten, die Berühmtheiten schaffen und die Pforten des literarischen Tempels öffnen und schließen. Auf dem Felde der dramatischen Kunst haben einige wenige Unternehmungen die Alleinherrschaft". Ja gerade die Bühne, die doch eine stille Stätte der Erhebung und eine hohe Schule der Volksbildung sein sollte, ist zu einem niedrigen Geldgeschäft geworden, und nur auf „ein volles Haus" kommt es noch an, nicht auf die Kunst. Und wer etwa zu Beginn des ernüchternden Weltkrieges auf eine Besserung dieser trostlosen Zustände hoffte, der sieht sich leider, bis jetzt wenigstens, bitter enttäuscht. Abgesehen von einigen kraftvollen Machtsprüchen unserer Kriegsverwaltung gegen ganz unerhörte Ausschreitungen, wuchert das alte Übel ruhig weiter, gedeiht eher üppiger unter dem nichtigen Vorwande, das Volk wünsche Ablenkung von den blutigen Nachrichten aus den Kriegsschauplätzen. Was Goethe im Vorspiel zum Faust den „Direktor" und „die lustige Person" als ihre Grundsätze im Widerspruch mit den Auffassungen des „Dichters" darlegen läßt, erscheint höchst harmlos im Vergleich mit den heutigen Zuständen. Doch es widert an, über leider schon zur Gewohnheit gewordene, unerquickliche Dinge zu sprechen, die so und so oft vergebens öffentlich an den Pranger gestellt wurden. F. Dahns „holdes Märchen — Von der echten Königstochter — Und der unterschobenen, falschen — Die sich für die echte ausgibt" bewahrheitet sich insofern auch heute noch, als die echte nur so selten eine Rose aus dem Munde gleiten läßt, während die Lippen der falschen stets geöffnet sind, und die ekelhafte Kröte herausspringt. Wer es im großen Überblick sehen will, wie es in der „modernen deutschen Literatur" von diesen ekelhaften Kröten wimmelt, der braucht nur in H. Hölzkes „Kritischer Studie über das Häßliche" rasch zu blättern; die Schrift ist vor anderthalb Jahrzehnt geschrieben und müßte wohl bei einer etwaigen heutigen Neuauflage mindestens aufs Doppelte, wenn nicht noch stärker vermehrt werden.

Wie soll geholfen werden, wenn überhaupt noch Rettung möglich ist? Dr. J. Froberger will in seiner „kleinen Schrift" zunächst weniger von den Aufgaben der Künstler und Schriftsteller selbst sprechen, als vielmehr jene literarische Arbeit empfehlen, „die sich um die Aufnahmefähigkeit der

großen Lesermasse für gute Literatur bemüht". Er begnügt sich deshalb, der literarischen Entartung und der unwürdigen Sucht nach dem Fremden zwei anheimelnde Bilder echt deutschen bodenständigen Schrifttums gegenüberzustellen, die eine bessere Zukunft erhoffen lassen. Der Stolz unseres Volkes sind jene Dichtungen, die „seinen himmelanstrebenden Idealismus, seine innige Gemütstiefe, sein seelenvolles Familienleben und seine zarte Liebe zur Natur in sich schließen". Ein Volk, das Dichter hat wie Schiller, Uhland, Eichendorff, Mörike, Greif, Raabe, Fontane, eine Literatur, die vom Heliand und den Nibelungen bis zu Goethes Faust so viele herrliche Dichtungen mit tiefstem Hintergrunde aufzuweisen hat, kann eine Dichtung wie die der modernen Zeit nicht als die seine anerkennen. So zeigt es das erste Bild, und das andere richtet sich gegen das deutsche Erbübel der Fremdtümelei. Es ist ein „rückschauender Blick auf jene großartige idealistische Literaturentwicklung von Klopstock und Herder bis zu Goethe und der Romantik: als im Gegensatz zur ausländischen Unnatur und Äußerlichkeit in Deutschland die lebendigen Ideen in der Literatur zum Durchbruch gelangten, als ein Schiller die Aufgaben schöner Dichtung mit den Zielen sittlicher Erhebung verband, als die Romantiker auf die Religion als auf die lauterste Quelle hoher Poesie hinwiesen. Diese große Epoche der deutschen Literatur bietet ein Bild von solcher Schönheit und Tiefe, wie keine Literatur es je in einer zugleich so abgerundeten und überwältigenden Gestalt dargeboten hat". In beiden Bildern steht Schiller im Mittelpunkte an dem ihm gebührenden Platze; die echten, dauernden Farben seines hohen Idealismus überstrahlen weit das trübe Gewisch und Gepinsel der „Entarteten" und der Fremdsüchtelei.

Schillers Wesenskern liegt in seinem Ehrennamen als „Dramatiker" ausgedrückt; „von dem aus läßt sich sein Denken und Dichten, seine Philosophie und seine Kunst einheitlich begreifen". In dieser Auffassung wird Fr. Schnaß mit Recht den Titel seines Buches „Der Dramatiker Schiller" gewählt haben; nur hätte er den Begriff des Dramatischen nicht bloß auf das Wort in seinem engsten Sinne einschränken dürfen. Zum mindesten doch lassen sich die glanzvollen Balladen des Dichters als Dramen im kleinen kennzeichnen, und gerade auf ihnen beruht, sicherlich nicht an letzter Stelle, die Volkstümlichkeit Schillers. Um so weniger sollte diese leichtere Dichtgattung in Rücksicht auf die Gegenwart bei der Wertschätzung des hohen Vorbildes für unsere literarischen Zustände nur so ganz nebenher erwähnt werden, zumal die „Moderne" für ihre gattungs-

ähnlichen Erzeugnisse „heutzutage" sogar die alte Begriffsbestimmung der Ballade ändern zu müssen meinte. Was Schillers Schöpfungen auf dem Gebiete der Kleinepik im einzelnen für ihre Zeit waren, das sind sie bis heute geblieben, und sie werden auch fernerhin vorbildlichen Wert bewahren: großzügige Erzählungen, die tiefe Gedanken enthüllen, „wahrhaft schwelgend in der Freude an der anschaulichen Fülle der Welt". Ordnet man aber erst diese echten Edelsteine der feinsten Kleinkunst zu einem größeren Schmuckschatz zusammen, wie es schon vor einem halben Jahrhundert ein wohlbekannter Schulmann geistvoll getan hat[1], so gewinnt der einzelne Stein auch noch an äußerem Wert. Der vertraulichste Kenner Schillers, der zugleich mit ihm den Lorbeerkranz hält, hat den Zauber in des Freundes Dichtung, ihren inneren und äußeren Wert am besten erklärt, als er zu Eckermann sagte: „Der Deutsche verlangt einen gewissen Ernst, eine gewisse Größe der Gesinnung, eine gewisse Fülle des Innern, weshalb denn auch Schiller von allen so hoch gehalten wird." Darin besteht der Reiz der Schönheit und Kunst, daß sich Inhalt und Form zum höchst möglichen Grade der Einheit vereinen; je höher die Idee und je glanzvoller der Ausdruck, desto erhabener steht das Kunstwerk.

„Wie einen Kaisermantel prächtig,
Wirft er die Sprache um sich her,
Bei jedem Schritte rauscht sie mächtig,
Von Wohllaut und von Fülle schwer."

So preist F. Dahn das herrliche, faltenreiche Gewand, worein Schiller vor allem seine Balladen gekleidet hat. Aber der ideale Gehalt bleibt die lebenspendende Seele des Ganzen. „Und gerade diese Seele ist es, die uns anspricht, die nicht nur mit dem Auge der Kunst betrachtet und mit dem der Kritik erforscht, sondern auch mit dem Herzen empfunden und genossen sein will." Schillers Balladen sind die eigentlichen Kleinodien der deutschen Literatur; schon mancher der Spätgeborenen hat sie nachzuahmen versucht, erreicht noch keiner. Mag es auch hoch klingen, was der schillerbegeisterte alte Schulmann von Einsiedeln als Urteil über die Balladen des Dichters, der damit auf dem Gipfel seiner Kunst steht, ausgesprochen hat, das Lob darf nicht als übertrieben gelten: „Die Idee schreitet hier wie eine Königin einher, angetan mit königlichem Geschmeide.

[1] Jahresbericht über die Erziehungsanstalt des Benediktinerstiftes Maria-Einsiedeln — Schillers ideelle Kunstdichtung — 1867. — Der ungenannte Verfasser ist der derzeitige Rektor des Stiftes, P. Benno Kühne.

Abwechselnd bewundern wir bald die Leichtigkeit, Durchsichtigkeit, Einfachheit, dann wieder die Fülle, den Glanz, die Pracht dieser Gebilde, den Reichtum und Zauber der Sprache, die hier wie Musik tönt und durch ihren seelenvollen Rhythmus den Gipfel der Vollendung und Klassizität erreicht hat. Hier ist sie vollkommener Ausdruck des Gedankens, den sie nur schwach verhüllt und in seiner Schönheit überall durchscheinen läßt, und geschmeidig drückt sie dessen feinste Schattierungen vom Erhabenen bis zum Naiven aus." Wer sich klar machen will, was der so viel genannte Idealismus Schillers bedeute, der braucht nicht erst die lange Reihe seiner philosophisch-ästhetischen Aufsätze durchzuarbeiten oder deren Blüte, die sog. kulturhistorischen Dichtungen, in ihrer aufsteigenden Entwicklung zu würdigen verstehen, es genügt vollkommen, die Balladen mit ihrer reichen Gedankenfülle aufzufassen: Schillers ganzes, großes Reich der Ideen ist darin Wirklichkeit geworden. Der Dichter stellt uns großartig und ergreifend in geschichtlichen Bildern — „Kassandra", „Polykrates", „Ibykus" — die altgriechische Auffassung von Welt und Überwelt so lebendig vor Augen, daß wir die unabwendbare Macht des unheimlichen Verhängnisses in ihrer vollen Gräßlichkeit mitempfinden, daß es uns selbst beinahe „grauet vor der Götter Neide", und daß wir uns bei der Ohnmacht der bloß menschlichen Gerechtigkeit über die richtend im Verborgenen wachende göttliche Vergeltung herzlich mitfreuen. Die mehr allgemein menschlichen Ideen der Freundschaft und Liebe treten zwar auch in griechischem Gewande auf — „Bürgschaft", „Hero und Leander" —, adeln aber des Menschen freies Tun. Damit schlägt sich wie von selbst die Brücke zu den christlichen Ideen im „Taucher". Die Ballade, eine der berühmtesten und auch vollendetsten, spielt in der mittelalterlichen Zeit wie alle die nachfolgenden; sie warnt vor dem zu hoch gespannten Ehrgefühl: „der Mensch versuche die Götter nicht!" „Ein kleines Nachstück zum Taucher", wie Schiller selbst seine „Erzählung" vom „Handschuh" genannt hat, ergänzt auch nur die Idee vom Ehrgefühl in der Rache für seine frevelnde Beleidigung.

Und damit dieses leichtfertige Spiel mit der Ritterehre und seine gerechte Bestrafung auch ein Gegenstück habe, bewahrt der „Ritter Toggenburg" seine treue Liebe bis zum Tode. Doch Schillers herrlichster Ideenreichtum und die ganze Tiefe seines Dichtergemütes offenbaren sich mit unübertroffenem Glanze in dem strahlenden Dreigestirn: „Der Gang nach dem Eisenhammer", „Der Kampf mit dem Drachen" und „Der Graf von Habsburg". Es sind die höchsten und hehrsten

Pflichten des Christentums — die schlichte Frömmigkeit, die sich selbst bezwingende Demut und die Verehrung des göttlichen Waltens im Leben des einzelnen und der gesamten Menschheit —, die hier in den heiligsten Betätigungen des christlichen Lebens, der heiligen Messe, den Ordensgelübden und der Verehrung des Herrn in seinem Sakramente, verherrlicht werden.

So sieht Schillers Idealismus aus, wie ihn der Dichter auf der Höhe seiner Kunst anschaulich dargestellt hat. Nur in dieser Auffassung haben die Worte Kühnemanns in der Lebensbeschreibung des Dichters ihre berechtigte Geltung: „Hier heißt es, die ganze Tiefe des Schillerschen Idealismus ermessen. Er berauscht nicht sich und uns in schönen, schwärmerischen, jugendtaumlichen Gefühlen, sondern er gibt uns den festen und sichern Standpunkt zum Leben." Freilich führt der Entwicklungsgang des Dichter-Philosophen, wie er in seinen ästhetisch-philosophischen Schriften gezeichnet ist, erst auf manchen Zickzackpfaden nach der Höhe aufwärts, abwärts niemals. Schon in diesem Sinne wird Schiller „der Erzieher der Deutschen". „An künstlerischer Kraft der Darstellung", sagt weiter Kühnemann, „stehen Schillers philosophische Schriften hoch über denen Nietzsches. Dort ließ man sich all die Selbstberauschung und — verirrte — Phantastik gefallen, deren man Schiller fälschlich verdächtigte. Nichts ist in der Sache nüchterner, schärfer, männlicher als die Schillersche Philosophie." Noch in einem andern Sinne dürfe Schiller als Erzieher der Deutschen gelten: seine literarische „Reform kenne keine Schranken der Konfession; sie gehe auf die gemeinsame menschliche Bildung, in der wir uns alle zusammenfinden könnten". Vielleicht läßt sich Kühnemanns Gedanke schärfer und richtiger mit P. Baumgartner so ausdrücken, „daß die religiöse Stimmung, die in den Balladen herrscht, den Dichter auch siegreich über konfessionelle Engherzigkeiten und Bedenken emporgetragen habe und Töne anschlagen lasse, in denen die tiefe Kluft der Trennung überbrückt, das Deutschland des Mittelalters wieder mit dem unserigen vereint zu sein scheine".

Es erübrigt sich wohl, den Vergleich von Schillers idealistischer Auffassung der Welt und ihres Widerscheins in der Kunst mit dem, was die Modernen entbehren, vielleicht unbewußt ersehnen, im einzelnen durchzuführen. Nur der besondere Gedanke, den des Dichters Urenkel in dem eingangs erwähnten Festaufsatz ausgeführt hat, sei kurz angedeutet. „Wir halten oft die Hand vors Auge" — v. Gleichen-Rußwurm steht mitten unter den Modernen —, „um all der Häßlichkeit zu entfliehen, die uns

umgibt. Das moderne, qualvoll suchende Ästhetentum ist nicht viel anders als ein Versuch, die Augen zu schließen und nichts zu sehen von dem Staub, der in dichten Wolken dem Boden entwirbelt. Wenn wir aber mehr verlangen von einem Schönheitskultus als künstlerisches Verbergen der Zweifel, Sorgen und Häßlichkeiten, dann müssen wir anknüpfen an Schillers Lehren und uns liebevoll in jene Philosophie versenken, die den innerlich befreiten Menschen befähigt, das Leben trotz aller Widrigkeiten zu einem reinen Kunstwerk zu machen."

Jakob Grimm spricht in dem Schlußwort seiner bekannten Rede auf Schiller einen Grundsatz aus, dessen Befolgung uns mit einem Schlag von allem Literaturjammer und -elend befreien könnte: „ein Volk solle doch nur große Dichter anerkennen, und zurückweichen lassen alles, was ihre majestätischen Bahnen zu erspähen hindere". Schiller scheint dafür gutes Beispiel gegeben zu haben, wenn anders es wahr ist, was Goethe zu Eckermann äußert; danach „habe er seine ersten Stücke nicht leiden können und sie nie spielen lassen, während er mit Goethe am Theater war". Und als Eckermann darauf erwiderte, „es sei schade darum, weil sie ihm trotz aller Roheiten doch tausendmal lieber seien als die schwachen, weichen, forcierten und unnatürlichen Stücke einiger der neuesten Tragiker", sagte Goethe: „Das wollte ich meinen. Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beste dieser Neuern." Welch vernichtendes Urteil müßte Goethe über die Allerneuesten, die sich selbst in spielerischer Eitelkeit die „Entarteten" zu schelten lieben, unter Spott und Entrüstung fällen, wenn er, ins Leben zurückgekehrt, ihre Erzeugnisse mit Schillers Dramen der letzten Zeit vergleichen könnte! Vielleicht hat ein Festredner, Prof. Wackernell, bei der großen Schillerfeier 1905 den rechten Ausdruck für das Empfinden gefunden, das eine Gegenüberstellung der Schillerschen Meisterwerke und der Moderne hervorruft: „Aus den trübseligen, baufälligen Bretterhütten der Moderne flüchtet man sich von Zeit zu Zeit gern wieder in die strahlenden Marmorpaläste der Schillerschen Tragödien: von Schwindsucht und Gehirnerweichung zum Kampf gewaltiger Naturen um ein großes Ziel, von der gemeinen Straßenwirklichkeit in die idealen Höhen verklärter Geschichtsdarstellung, die unser Herz nicht zusammenschnürt, sondern ausweitet, die unsern Geist nicht niederdrückt, sondern ihm neuen Aufschwung verleiht zu allem Großen, Schönen, Guten." Das ist die ideale Wirkung der Meisterdramen Schillers, und auf diesen Grundpfeilern

ruht zumeist sein unvergänglicher Ruhm in der deutschen Dichtung sowie in der Weltliteratur. Wohl zu Unrecht ereifert sich Fr. Schnaß in seinem Schillerwerk darüber, daß die Jugenddramen des Dichters zu wenig gewürdigt würden; er behauptet beispielsweise von den Räubern, daß „sie zu dem Allerbesten gehörten, was Schiller geschaffen habe". Schillers eigenes Urteil bestätigt diese allzu günstige Meinung von seinem „genialen Erstling" nicht. Ähnlich greift Schnaß in seiner Schillerbegeisterung bei Besprechung der weiteren Jugenddichtungen den Ton etwas zu hoch. „Erst vom Wallenstein an bis zum Tell", urteilt gerechter R. Wagner, „bezeichnet jedes der Schillerschen Dramen eine Eroberung auf dem Gebiete des ungekannten Ideals." Ein kurzer Überblick bestätigt diese sachliche Behauptung.

Wallenstein ist „als der dämonische, echt tragische Schicksalsmensch aufgefaßt, der sich selbst in die Netze seines unberechenbaren Ehrgeizes verstrickt, jammervoll darin untergeht und das alte Deutschland selbst in seinen Untergang mit hineinzieht". So hat der Dichter seinen Helden aus der Parteien Gunst und Haß entwirrt und sein Charakterbild wohl idealisiert, aber doch lebenswahr dargestellt; die ganze Handlung mit all ihren vielverschlungenen Fäden entwickelt sich aus dem Charakter des Helden, der, „ungesättigt immer weiter strebend, der unbezähmten Ehrsucht zum Opfer fiel". Und welch ein Zauber der Sprache, so voll Wohllaut und Klarheit und der Stimmung jedes Sprechers angepaßt! Bald die flammendste Glut, bald die eisigste Kälte, gerade wie es als der lebendigste Eigenton dem Innersten des Redenden entströmt: eine solch erquickende Mannigfaltigkeit des Stils wird in der deutschen Literatur kaum ihr Gleichbild haben. Daher konnte Goethe in seiner ruhig und sicher abwägenden Urteilskunst den „Wallenstein" so groß nennen, „daß in seiner Art zum zweitenmal nicht etwas Ähnliches vorhanden sei". Ebenso wagte es Schiller in seiner „Maria Stuart", die ausgetretenen Geleise der alten Parteiauffassung beherzt zu verlassen und getrost seiner idealen dichterischen Eingebung zu folgen; sie hat ihn im wesentlichen richtig geführt. Aus dem Gewirr der leichtfertigen elisabethanischen Welt, die er mit den sattesten Farben gezeichnet hat, hebt sich die immer lichter und verklärter werdende Gestalt der unglücklichen Schottenkönigin leuchtend hervor, um als Märtyrin auf dem Blutgerüst zu enden. Wenn irgendwo, so hat Schiller hier gezeigt, was er unter dichterischem Idealismus versteht. Nicht überall nur das „Schöne", d. h. dem weichen Gefühl Angenehme, damit die rauhe Wirk-

lichkeit nicht so hart empfunden werde, mit allem Lichtglanz herausstellen und die schwarze Bosheit ihr gegenüber mit Entrüstung brandmarken, nein, eine solche schlaffe Kunst hat Schiller, wie sein neuester Lebensbeschreiber mit Recht scharf hervorhebt, „bis in den Grund der Seele hinein verachtet und gehaßt. Er kennt das Leben, wie es ist, und gibt das Leben, wie es ist. Mehr als die nüchternste Einsicht — eine harte Illusionslosigkeit spricht aus seiner Darstellung der elisabethanischen Welt. Mit einem grausamen Realismus sind diese Menschen gesehen und wiedergegeben. So ruht der ganze Schillersche Idealismus auf dem schroffsten Realismus der Lebensanschauung. Er wäre sonst wirklich kein Dichter für Männer, und das sollte seltsam sein bei ihm, der nach seiner ganzen Artung der Mann unter unsern großen Schriftstellern ist." Erscheint das Bild des Lebens in „Maria Stuart" nicht von der Masse und Macht, die im „Wallenstein" alle Sinne gefangen nimmt, so kommt bei der „Jungfrau von Orleans" wieder der äußere Glanz zugleich mit der inneren Größe zur Darstellung. An jedem neuen Werk wird Schiller ein neuer, größerer Künstler. Zudem galt es hier noch eine Ehrenrettung der edelsten Art. Das Engelsbild, das der gemeinste Spott eines schamlosen Glaubensleugners verhöhnt und in den Staub gezogen hatte, das hob der Dichter wieder zu den ewigen Sternen empor, indem er es mit Himmelsglanz umgab und mit dem Heiligenschein schmückte. Schiller nannte sein Werk eine „romantische Tragödie", wie er den „Kampf mit dem Drachen" als „Romanze" kennzeichnete. Beide Schöpfungen wurzeln im christlichen Mittelalter, in beiden wird das demütige Heldentum verherrlicht, und für beide liegt die einzige Erklärung ihrer wunderbaren Erhabenheit und Größe in des Dichters eigener Deutung: „Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten." Da konnte Goethe seinen Dank für das Stück in das Wort kleiden: „Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß." Noch auf eine besonders bedeutsame Stellung des Werkes für den Vaterlandsgedanken in Deutschland muß hingewiesen werden. Ohne Zweifel hat Schiller sein Drama unter dem Eindruck der Zeitgeschichte verfaßt, und so ist es mit Recht als „Hochgesang der Vaterlandsliebe" gewürdigt worden; es half nicht wenig mit, den Glauben an das Vaterland für die kommende Erhebung in den Freiheitskriegen neu zu beleben und zu kräftigen, und auch wir hören sie mit Begeisterung, die stolzen Worte:

Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland!

sowie die scharfe Rüge:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre.

Ob nach einer solchen Höhe noch eine Steigerung möglich sei, könnte man fast bezweifeln. Und doch bedeutet „Die Braut von Messina" eine weitere, besondere Kunstaufgabe Schillers, die er glänzend gelöst hat. Nicht eine äußere Anlehnung an Äschylus, dessen Trauerspiele ihm durch Stolbergs Übersetzung nahegebracht waren, sollte seine neue Schöpfung werden, sondern eine völlig selbständige und ganz eigenartige Dichtung. Die griechische Kunstgröße der alten Tragiker wollte er für sein Drama gewinnen und dafür mußte er auch den Chor in seiner Art wieder einzuführen suchen. Das Wagnis war kühn und es hat nicht Schule gemacht; trotzdem „gehören die Chöre dieses Stückes zu dem Schönsten, das Schiller geschaffen hat", und es „dürften uns diese Lieder nicht fehlen unter den großen Werken der deutschen Poesie", urteilen die beiden Schillerkenner und -verehrer Baumgartner und Kühnemann. Der kunstsichere Körner bewies eine feinsinnige Auffassung, da er dem Dichter schrieb: „Mir ist kein modernes Werk bekannt, worin man den Geist der Antike in einem solchen Grade fände. Der Stoff geht ganz unter in der Hoheit und Pracht der poetischen Form. Aber ein solches Gedicht wird nur mit unbefangener Seele und im gesundesten, kraftvollsten Zustande des Geistes genossen. Rechne hier nicht auf den lärmenden Beifall der jetzt lebenden Menge, aber auf dauernden Ruhm bei echten Kunstfreunden der künftigen Geschlechter." Zum mindesten hat Schiller seiner Begeisterung für die großen Dichter der Griechen in der „Braut von Messina" beredten Ausdruck gegeben, ja er hat hier, ähnlich wie in der „Jungfrau von Orleans", eine Ehrenrettung, nicht zwar persönlicher, aber sachlicher Art demselben Schänder Voltaire gegenüber vollzogen, wie es Baumgartner trefflich hervorhebt, wenn er sagt: „Während Voltaire die tiefsinnigste Sagenpoesie der Alten, z. B. in Prometheus, im Sinne der frivolsten heidnischen Entartung zu leichtfertigen Ballettstücken entwürdigte, hat Schiller in seiner ‚Braut von Messina' einen mittelalterlichen Stoff mit jenen erhabenen Grundgedanken der antiken Tragik durchdrungen und daran den Versuch geknüpft, auch den antiken Chor in seiner ergreifenden Majestät und Schönheit wieder zu erwecken und mit dem Gewebe der modernen Dramatik lebenskräftig zu verbinden."

Und in seinem letzten vollendeten dramatischen Meisterwerk, in dem er Freiheit, Heimat und Vaterland in einen Klang zusammenfaßte, im „Tell", erweist sich der Dichter ebenfalls als Befreier vom sittenlosen Franzosentum. Er selbst hatte anfänglich im Banne jener maßlosen Freiheitswut und krankhaften Gefühlsschwelgerei gestanden; Natur und Freiheit waren Losungsworte seiner Jugend. Erst nach langem Ringen und Suchen hat er den ungebändigten, wilden Freiheitswahn Rousseaus überwunden und sich zu einer wahrhaft sittlichen Auffassung der Freiheit erschwungen. Im „Tell" ist Schiller wohl der Dichter der Freiheit geblieben und offenbart auch die ganze Fülle des Naturempfindens, aber alles Krankhafte und Falsche ist abgestreift, und so erscheint er wieder als ein verwandelter Dichter in einer ganz neuen Kunst. Er schildert in dem Nationallied der Schweizer ein schlichtes, frommes Volk, das sich im Bewußtsein seines Rechtes mutvoll zusammenschart, um eine ihm von außen aufgedrängte, beschworenen Verträgen widersprechende Willkürherrschaft abzuschütteln. „Der Dichter weist hier die Jakobinermütze ebenso von sich wie den Geßlerhut und schwingt das Banner jener mittelalterlichen, gesetzlichen Volksfreiheit, in welcher noch glaubensfreudig das Kreuz prangt", sagt P. Baumgartner, der als Schweizer fühlt und denkt und wohl deshalb von der Rütli-Szene meint, „sie sei vielleicht das Schönste, was Schiller gedichtet hat".

Das kürzeste zusammenfassende Urteil über Schillers dramatische Schöpfungen, im Gegensatz zu den minderwertigen Machern seiner Zeit, hat Goethe geschrieben: „Schiller brachte nur edel Aufregendes, zum Höheren Strebendes auf die Bühne, jene aber Niederziehendes, das problematisch Gute Entstellendes und Vernichtendes herbei, und das ist das Kunststück solcher Gesellen, daß sie, jedes wahre, reine Verhältnis mißachtend, ihre Schlechtigkeit in die lässige Nachsicht einer geselligen Konvenienz einzuschwärzen wissen." Das liest sich gerade wie auf unsere Zeit abzielend und gibt einen Einblick in die ideale Bühne Goethes und Schillers zur Zeit ihres einträchtigen Zusammenwirkens. Schiller sah im Theater eine moralische Anstalt, nicht im Sinne von aufdringlichem Moralisieren, sondern in edler Auffassung von der sittlich wirkenden Kunst. „Die Kunst wirkt nicht deswegen allein sittlich", sagt er, „weil sie durch sittliche Mittel ergötzt, sondern auch deswegen, weil das Vergnügen selbst, das die Kunst gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird." Alles Niedrige und Gemeine muß daher aus der wahren Kunst ausgeschieden bleiben. Das hat er in seinen „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und

Niedrigen in der Kunst" weiter dargelegt. Ein begeisterter Lobredner Schillers hat bei Gelegenheit der letzten Schillerfeier 1905 davon Veranlassung genommen, folgenden kräftigen Weckruf an die „modernen Künstler" zu richten. „Lest sie, ihr Künstler, die ihr im ‚Milieu' wühlt und euere Ideale sucht auf den Kehrichthaufen der Großstadtkultur, und lernet von Schiller Reinlichkeit. Würde er aus dem Grabe erstehen, er hielte euch abermals die Worte entgegen: ‚In dem Leben des größten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor, aber nur ein niedriger Geschmack wird sie herausheben und ausmalen.' Schiller, den ihr als ‚Idealisten' bemäkelt, weil ihr keinen Sinn habt für seinen echten Realismus, hat, was euch fehlt: guten Geschmack und — große Gedanken. Kritisiert lustig seinen Stil, es gibt ganz gewiß manches an ihm zu tadeln, und der ganze Schiller redivivus wäre nicht das Universalmittel gegen die Zerfahrenheit in Kunst und Literatur; aber laßt euch von seinem Geist durchdringen! Das Ideale bei Schiller ist stets ein Erlebnis, und wenn er die Künstler auffordert, das Edle, das Ideale dichterisch zu gestalten, so ruft er ihnen auch zu: des Dichters erstes und wichtigstes Geschäft ist, seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern. Das ist der Grundgedanke der vielgelästerten, aber in ihren leitenden Ideen stets geltenden Rezension der Bürgerschen Gedichte."

Schließlich muß noch auf zwei große Wirkungen von Schillers dramatischer Tätigkeit kurz hingewiesen werden: seine Mitarbeit zur Hebung der Weimarer Bühne und seine Vorbildlichkeit für die bedeutenderen späteren Dramatiker. Goethe hat in einem kurzen Satz seine Bühne unter der Mitbeteiligung Schillers gezeichnet: „Wir wollten ein für allemal den Klatsch des Tages auf unserer Bühne nicht dulden, indes der andern Partei gerade daran gelegen war, sie zum Tummelplatz ihres Mißwollens zu entwürdigen." Das vielverlästerte Buch P. Baumgartners über Goethe gibt von der Weimarer Bühne eine so glänzende Schilderung, wie sie selbst bei einem Bielschowsky vergebens gesucht wird. Da werden „wahre und wirkliche Verdienste" Goethes unter treuer Mitwirkung Schillers gutgebucht und der bildende Einfluß hervorgehoben, der sich über ganz Deutschland erstreckte und nicht nur die Bühne selbst, sondern auch Geschmack, Literatur, Poesie und Sprache wesentlich gefördert hat. Einen dreifachen Kranz von Stücken macht Baumgartner namhaft, der den Musentempel der Weimarer Bühne schmückte. Schillers Wallenstein, Maria Stuart, Die Jungfrau von

Orleans, Die Braut von Messina, Tell — Goethes Iphygenie, Tasso und der erste Teil des Faust bilden den ersten Kranz, „der sich in künstlerischer Hinsicht mit der besten Dramatik aller Zeiten und Völker vergleichen läßt". Vom zweiten Kranze — Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Don Carlos, Egmont und Die natürliche Tochter — meint Baumgartner, daß er zwar inhaltlich von zweideutigem Werte sei, „doch künstlerisch bei weitem alles überrage, was die neuere deutsche Dramatik bis dahin zustande gebracht habe". Der dritte umfaßt die besten Stücke der Weltliteratur als wertvolle Beigabe zu den eigenen Werken der beiden Dichter. Selbst die kleineren Dramen und Singspiele, die Theaterreden und Maskenzüge, sowie Schillers Prologe und Huldigung der Künste werden als „von echt dichterischem Geiste durchweht und kunstvoll durchgeführt" rühmend miterwähnt und daraus der Schluß gezogen: „Zum Ganzen vereint, wie sie denn größtenteils durch gegenseitige Anregung und unter freundschaftlicher Mitwirkung entstanden sind, bezeichnen die sämtlichen dramatischen Werke der beiden Dichter wirklich den Höhepunkt der deutschen Bühnenkunst." Das Hauptverdienst schreibt Baumgartner nicht so sehr Goethe als Schiller zu, ohne aber Goethes Leistungen als Bühnenleiter und Förderer der Schillerschen Kunst zu verkennen, geschweige denn zu verkleinern.

So gab es vormaleinst eine Bühne, sagen wir rückschauend in freudiger Anerkennung, aber um uns spähend suchen wir vergebens nach ihrer Erneuerung, und vorwärts blickend — dürfen wir noch Hoffnung auf Besserung hegen? Ist es wirklich wahr, was ein Festredner von 1905 auszusprechen gewagt hat, daß Schillers Ideen und Anschauungen gleich einem Strome durch unser ganzes heutiges Kulturleben fließen, und daß dieser Einfluß auch auf jene, die seine Werke nicht kennen, mittelbar einwirke, weil er sich durch alle Adern der Nation ergieße? Vielleicht muß man da mit Faust sagen: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube."

Schillers Andenken ist bisher zweimal vom ganzen deutschen Volke festlich gefeiert worden: das hundertjährige Gedächtnis seines Geburts- und seines Todestages. Daneben hat es manche kleinere Veranlassungen zur Ehrung des Dichters gegeben. Viel ist dabei in hochgespannter Begeisterung geredet worden, vielleicht nur wenig von dauerndem Werte. Einen solchen dürfen u. a. Schönbachs Ausführungen aus dem Jahre 1884 über „Schillers Verhältnis zur modernen Bildung" beanspruchen, weil sie

so ernst und einfach gehalten sind; besonders wertvoll scheint der Schlußgedanke des stillen Gelehrten, der vom „schwachen und feigen Pessimismus" der Zeit spricht: „Wir wollen nicht Gespenster sehen, dieweil die Sonne noch am Himmel steht. Aber wir wollen uns auch für die anschleichende Dämmerung bereiten. Wir tun es in fester Zuversicht, voll klaren Mutes, denn unser sind mächtige Schützer, und sie rufen wir zu Hilfe, die großen Geister unseres Geschlechtes; keinen darunter besser und mit stärkerem Vertrauen als Friedrich Schiller. Der Dichter, der in den ‚Briefen über ästhetische Erziehung' ein Ideal entworfen hat, das wir immer noch erst in die Wirklichkeit stellen müssen, ist auch der rechte Hort, zu dem wir trostschöpfend aufblicken. Der Dichter, der in strenger Selbsterkenntnis sein Bestes sich abrang neben Goethe, ist voll des heiligen Ernstes, den wir für unser Leben nicht entbehren dürfen. Er, der den siechen Leib zu aufreibender Arbeit zwang, ob der Not der Stunde nie der höchsten Aufgaben vergaß, ist auch uns das Vorbild des Kämpfers für die freie Entfaltung aller Kräfte der Nation, er, der mannhafteste deutsche Poet, der hütende Genius unseres Volkes. Wir brauchen viel in unserer trüben und schweren Zeit, sehr viel von seinem kühnen Jugendmute, von dem Trotze wider alle Drangsal, der seinen Tell erfüllt, da er spricht:

Dann erst genieß' ich meines Lebens recht,
Wenn ich mir's jeden Tag aufs neu erbaute —

und der in den herrlichen Versen seines Reiterliedes erklingt:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein."

Nikolaus Scheid S. J.

Besprechungen.

Missionsgeschichte.

Die katholischen Missionen in Indien, China und Japan. Ihre Organisation und das portugiesische Patronat vom 15. bis ins 18. Jahrhundert von Dr. P. Adelhelm Jann O. Min. Cap. 8° (XXVIII u. 540) Paderborn 1915, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. Preis *M* 10.—

Wir sind in Deutschland noch so arm an ernst zu nehmenden missionsgeschichtlichen Werken, daß jeder Versuch dieser Art begrüßt werden muß.

Ein solcher Versuch liegt hier vor uns und darf in mancher Hinsicht als eine tüchtige Leistung angesprochen werden.

Was der Verfasser bietet, ist nicht, wie der Titel vielleicht erwarten läßt, eine Geschichte der ostasiatischen Missionen und ihrer Organisation überhaupt, sondern nur, wie sie sich von dem Gesichtswinkel der Padroadofrage aus darstellt. Diese Padroadofrage stand auch im Mittelpunkt einer früheren Arbeit, die Jann 1903 in Verbindung mit einem Ordensbruder herausgab [1].

Aber dort hatte er es mit dem Padroado in seiner völligen Entartung und mit dessen häßlichster Ausgeburt, dem goanesischen Schisma (1836—1846), zu tun. Die Gefahr, daß die damals gewonnenen sehr unerquicklichen Eindrücke sich nun auch auf die zurückgreifende Darstellung des Padroados abfärbten, lag nahe und ist vom Verfasser unseres Erachtens nicht genugsam überwunden worden. Er zeigt sich überall als heftiger Gegner Portugals und ist daher nur allzu geneigt, dessen Schuldkonto eher zu erhöhen als zu entlasten.

Zweifellos spielt das Padroado, d. h. das kirchliche Patronatsrecht der Krone Portugals, auch in den überseeischen Ländern eine so tiefgreifende Rolle in der Missionsgeschichte, daß eine eingehende Darstellung sich wohl empfahl.

1. Entstehung und Entwicklung des Padroado. Das portugiesische Padroado geht zurück auf die außerordentlich weitgehenden Vorrechte, welche die Päpste Johann XXII., Martin V., Eugen IV., Nikolaus IV., Kalixt III. usw. zunächst dem 1315 gegründeten Christusorden bewilligten, und die dann später, erneuert und erweitert, auf die Könige Portugals als geborne Großmeister des Ordens übergingen.

---

[1] Anastasius Hartmann, ein Lebensbild. Nach den Quellen bearbeitet von P. A. Imhof und P. A. Jann O. Cap. Luzern 1903. Der Kampf gegen das goanesische Schisma und das Padroado bildet die Hauptperiode im Leben des großen Kapuzinerbischofs.

Es handelt sich dabei keineswegs bloß um gewöhnliche geistliche Gnaden und kirchliche Einzelrechte, sondern um eine fast unbeschränkte Übertragung der ganzen äußeren kirchlichen Jurisdiktionsgewalt zunächst freilich auf einen Ritterorden mit geistlicher Spitze, dann aber auf die Könige selbst. Damit war tatsächlich das ganze Kirchenregiment dem Staate ausgeliefert[1].

Ausdrücklich werden diese Rechte späterhin auf alle portugiesischen Eroberungen ausgedehnt mit der stets wiederkehrenden Wendung: in terris acquisitis vel acquirendis.

Gewiß waren damals Staat und Kirche viel enger verbunden als heute, trotzdem können wir es heute kaum mehr fassen, wie die Päpste so tief ins innerkirchliche Leben hineingreifenden Befugnisse einer weltlichen Macht fast ohne Einschränkung und unter der einen Bedingung überweisen konnten, daß dieselbe in den betreffenden Ländern den christlichen Glauben einführe und die Finanzierung der Missionskirche übernähme.

Jann will dieses außerordentliche Zugeständnis durch die Absicht der Päpste erklären, die katholischen Seemächte „gegenüber den absolutistischen protestantischen Fürsten in Deutschland, England, Dänemark und Schweden ebenbürtig zu stärken und in ihnen alle Abfallsgelüste im Keime zu ersticken" (S. XI). Allein dergleichen Gesichtspunkte konnten doch im 14. und 15. Jahrhundert, denen die wichtigsten Padroadobullen angehören, unmöglich in Betracht kommen.

Richtiger und einfacher erklärt sich diese päpstliche Politik meines Erachtens aus der mittelalterlichen Auffassung des Missionswerkes, das damals wesentlich als Eroberung und Unterwerfung der noch heidnischen Länder und Völker unter die christliche Herrschaft gedacht war, eine Auffassung, die aus allen päpstlichen Erlassen an die Könige und Ritterorden klingt und die ganze Missionsperiode der Conquistazeit beherrscht. Kreuz und Schwert, die conquista temporal y espiritual, waren und blieben zumal bei den Völkern der Iberischen Halbinsel aufs engste verknüpft.

Diese Christianisierung auf dem Wege der Eroberung hing aber wesentlich von der Mitwirkung der weltlichen Macht und deren maritimen Unternehmungen ab. Um sie zu gewinnen und in den Dienst der heiligen Sache zu stellen, zeigten sich die Päpste so freigebig und machten die Könige gleichsam zu Plenipotentiären auch des kirchlichen Regimentes „in den eroberten und noch zu erobernden Ländern".

[1] „Perpetuo decernimus", sagt z. B. Kalixt III. in seiner Bestätigungsbulle Inter cetera vom 13. März 1455, „statuimus et ordinamus, quod spiritualitas (spiritualitas = iurisdictio episcopalis; spiritualis status. Du Cange) et omnimoda iurisdictio ordinaria, dominium et potestas in spiritualibus, dumtaxat in insulis, villis, portibus terris et locis a capitibus de Bojador (Kap Bojador) et de Nam usque per totam Guineam et ultra illam Meridionalem plagam usque ad Indos, acquisitis, et acquirendis, quorum situs, numerum, qualitates, vocabula, designationes, confines et loca praesentibus pro expressis habere volumus, ad Militiam et ordinem huiusmodi perpetuis futuris temporibus, spectent atque pertineant."

So erklärt sich auch die uns heute so auffallende Tatsache, daß z. B. ein hl. Franz Xaver in allem, was die Mission betrifft, sich *nicht an den Papst*, sondern immer nur an den königlichen Patronatsherrn, Johann III., wendet.

Tatsächlich erwies sich ja auch dieses Patronatsrecht als durchaus zweckentsprechend. Das ganze glanzvolle Missionswerk des Entdeckungszeitalters vollzieht sich ausschließlich unter diesem alten Padroadoregime und verdankt ihm seine raschen und großen Erfolge.

Diese *positive* günstige Seite kommt in Janns Darstellung, die ja vorzugsweise nur die formelle „Einführung der Hierarchie in Süd- und Ostasien" (S. 64—173) nach den offiziellen Akten registriert, nicht in entsprechender Weise zur Geltung. Welche Rolle in der Christianisierung des Ostens hat z. B. allein „das goldene Goa" zur Zeit seines Hochstandes gespielt!

Erst mit dem Sinken der portugiesischen Macht zeigte sich, wie verhängnisvoll das „auf ewige Zeiten" verliehene Missionspatronat werden konnte.

Dank der erfolgreichen Missionsarbeit der älteren Orden, zumal der Jesuiten, waren überall in Ostasien blühende Missionen erstanden.

Allein der jungen Missionskirche fehlte ein wesentliches Element: eine ausreichende bischöfliche Hierarchie.

Noch 1650 fanden sich östlich vom Ganges nur zwei bischöfliche Sitze: Malakka und Macao[1], und selbst diese blieben oft lange Zeit hindurch unbesetzt.

Die Verhältnisse schrien förmlich nach Errichtung neuer Bistümer. Allein diese hing ganz und gar vom guten Willen und Können des königl. Patronatsherrn ab, und Portugal sah sich nicht in der Lage, neue Bistümer zu dotieren.

Es galt, aus dieser Zwangslage einen Ausweg zu finden, und dieser Ausweg, durch den französischen Jesuiten P. Alexander von Rhodes vorgeschlagen, ging dahin, in den hirtenlosen Missionsgebieten vorläufig statt portugiesischer Padroadobischöfe unmittelbar dem Heiligen Stuhle unterstehende Apostolische Vikare einzusetzen.

Der Vorschlag wurde angenommen und führte zu einer der folgenreichsten Maßregeln der neueren Missionsgeschichte, die, man kann wohl sagen, eine ganz neue Missionsepoche begründete.

Diese Einstellung direkt von Rom aus ernannter Bischöfe i. p. i. legte in die Padroadomauer eine breite Bresche, und es war vorauszusehen, daß Portugal seine alte Position nicht ohne Widerstand aufgeben würde, denn was der Staat einmal an kirchlichen Vorrechten besitzt, gibt er so leicht nicht wieder heraus, mögen auch noch so ideale Gründe dafür sprechen.

2. *Dieser Kampf zwischen Rom und Portugal um die Apostolischen Vikare* bildet den zweiten Teil des vorliegenden Werkes (S. 174 bis 393).

Zwei Fragen wären in einer Geschichte der Apostolischen Vikare zu beantworten: War die Maßregel berechtigt? Wie hat sie sich bewährt?

---

[1] Funay in Japan (errichtet 1587) bestand seit der Vernichtung der japanischen Märtyrerkirche nur noch dem Namen nach.

Das portugiesische Patronatsrecht, so argumentiert Jann, reichte nur soweit, als das portugiesische Kolonialgebiet. Also durften die Päpste außerhalb desselben ohne weiteres Apostolische Vikare einstellen. Aber es fragt sich, was war portugiesisches Kolonialgebiet, was nicht?

Die Demarkationsbulle Alexanders VI. zog der portugiesischen Machtsphäre nur eine Grenze: die Linie der spanischen Ansprüche. Die eigentlichen Padroadobullen aber lassen mit ihrer stets wiederkehrenden Formel: in terris acquisitis vel acquirendis die portugiesische Machtgrenze unbestimmt weit offen.

Und in der Tat war diese Grenze in einer Zeit kolonialer Eroberungen und Konkurrenzkämpfe etwas sehr Flüssiges. Was Portugal heute verlor, mochte es morgen wieder zu erlangen hoffen, und mehr als das.

Und dann lagen Japan und China gewiß nicht im eigentlichen portugiesischen Kolonialbesitz und doch hatte Portugal dort im vollen Einverständnis mit Rom die Padroadobistümer Macao und Funay errichtet und dotiert und Rom in deren Jurisdiktionsbereich ganz China bzw. Japan mit allen anliegenden Inseln einbegriffen[1], ein klarer Beweis, daß die Päpste damals das Padroado keineswegs auf den Kolonialbesitz im engeren Sinne einzuengen gedachten.

Sodann wurde die Einrichtung Apostolischer Vikariate, um sie Portugal annehmbarer zu machen, ausdrücklich als Provisorium bezeichnet, d. h. die Apostolischen Vikariate sollten nur so lange bestehen, bis Portugal zur Errichtung eigentlicher Bistümer in jenen Gebieten schreiten würde. Darin lag doch klar die Einräumung, daß auch jene Gebiete an sich in den Padroadobereich fielen.

Mehr noch. Als Portugal gegen die Einsetzung Apostolischer Vikare als eine Neuerung und eine Beeinträchtigung seines Patronatsrechtes in Ostasien protestierte, beeilte sich Klemens X. durch das Breve Cum sicut vom 22. Sept. 1670, den König zu beruhigen, indem er erklärte, all diese Neuerungen (innovationes) sollten dem alten Padroado in keiner Weise präjudizieren; alles solle beim alten bleiben, gerade als wären die neuen Meßregeln nie getroffen worden (perinde ac si eaedem innovationes nullo modo factae fuissent). Als dann aber, auf solche Erklärungen gestützt, Portugal und Goa gegen die Apostolischen Vikare vorgingen, wies derselbe Klemens X. durch ein Breve an den Erzbischof von Goa (10. Nov. 1673) diesen Eingriff als unberechtigt zurück, da die goanesische Jurisdiktion nicht weiter reiche als das dominium temporale regis Portugalliae. Aber nach der Erektionsbulle von Goa (3. Nov. 1534) erstreckten sich die Grenzen dieser Jurisdiktion vom Kap der Guten Hoffnung bis nach China (a capite de Boa Speranza usque ad Indiam inclusive et ab India usque ad Chinam protenditur)[2].

Wenn nun Klemens X. durch die Bulle Sollicitudo pastoralis vom 22. Dez. 1673 ausdrücklich erklärte, daß China, Kotschinchina, Tonking, Siam und Kambodscha nicht unter das Padroado fielen, da der König in diesen Ländern keine Herrschaftsrechte ausübe (in qua ... Portugalliae ... rex illustris temporaliter non dominatur), so mußte diese Erklärung Portugal sehr überraschend kommen.

[1] Bullarium Patronatus I 244—252. [2] Ebd. I 149.

Ob der Heilige Stuhl eine solche Beschränkung verfügen konnte, soll hier nicht erörtert werden, aber sie stand im Widerspruch zu den formell niemals aufgehobenen und erst vor drei Jahren neuerdings bestätigten Padroadobullen, die eine solche Beschränkung nicht kannten.

Wir führen dies alles nicht an, um das Recht der Päpste in Zweifel zu ziehen oder um das gewaltsame Vorgehen der Padroisten gegen die Apostolischen Vikare zu rechtfertigen, sondern nur um zu zeigen, daß die formelle Rechtsfrage keineswegs so einfach lag, als man aus Janns Darstellung schließen könnte.

Es ist notwendig, dies zu betonen, denn nur so erklärt es sich, daß in dem Kampf gegen die Apostolischen Vikare auch viele vortreffliche und dem Heiligen Stuhle sonst treu ergebene Kirchenfürsten und Missionäre sich entschieden auf den portugiesischen Rechtsstandpunkt stellten. Es geht nicht an, sie ohne weiteres als Rebellen gegen den Heiligen Stuhl hinzustellen.

Ein klarer Rechtszustand wäre nur durch eine formelle Zurücknahme der alten Padroadobullen geschaffen worden, eine Maßregel, zu der sich die Päpste um so weniger entschließen konnten, da Portugal trotz aller Fehler und Versäumnisse immer noch die Hauptstütze des Missionswerkes im Osten war und bis ins 18. Jahrhundert hinein auch blieb.

Wir erkennen heute sehr klar, wie notwendig und zweckentsprechend die Einrichtung der Apostolischen Vikare war. Das lag aber damals noch keineswegs offen vor Augen. Die Einrichtung stand im Gegensatz zu dem altbewährten System, das so herrliche Früchte wie die Gründung der vorderindischen, japanischen, chinesischen Missionskirche, der hinterindischen und indonesischen Missionen aufweisen konnte. Das neue System mußte sich durch die Erfahrung erst bewähren und rechtfertigen.

So viel zur Rechtsfrage. Was nun die Gesamtdarstellung dieser so interessanten, wenn auch zum Teil recht unerquicklichen Episode betrifft, so können wir dem Verfasser unmöglich ins einzelne folgen, so vieles auch hier und dort zu bemerken und zu berichtigen wäre. Einige allgemeinere Bemerkungen dürfen aber nicht fehlen.

Entsprechend dem Hauptzwecke des Buches ist die Geschichte der Apostolischen Vikare hier fast nur vom Gesichtspunkte des Padroadostreites aus dargestellt; und doch kann sie nur im Lichte der gesamten missionsgeschichtlichen Zusammenhänge richtig gefaßt und gewürdigt werden.

Aus vielen sei ein Moment besonders hervorgehoben.

1622 war in der Kongregation der Propaganda erstmals eine eigene kirchliche Aufsichtsbehörde für das katholische Missionswerk geschaffen worden. Als solche strebte sie naturgemäß danach, die Gesamtleitung immer mehr in ihre Hand zu bekommen. Dieses Bestreben stieß auf ein doppeltes Hindernis. Das erste war das spanisch-portugiesische Padroado, in dessen Sphäre sich längst eine geregelte bischöfliche Hierarchie (Hierarchia ordinaria) gebildet hatte. Diese regiones hierarchiae ordinariae standen kirchenrechtlich nicht unter der Propaganda.

Das zweite Hindernis war das durch päpstliche Bullen verbriefte Missionsrecht der alten Orden, vorab der Jesuiten, die in dieser Hinsicht besonders

günstig bedacht waren und deren Missionstätigkeit schon durch das vierte Gelübde der Professen unmittelbar dem Heiligen Stuhl bzw. dem Ordensgeneral unterstellt war.

Diese Rechte waren durch Errichtung der Propaganda mit nichten aufgehoben. Es ist eine irrige, durch die ganze Darstellung Janns gehende Voraussetzung, als sei die Gesellschaft Jesu ohne weiteres der Propaganda unterstellt worden [1].

Die Propaganda wußte sehr gut, daß dies nicht der Fall war, und ebendeshalb drängte sie so sehr in die Päpste, die weitgehenden Rechte des Ordensgenerals, vorab sein freies Sendungsrecht zu beschränken und auch die Missionäre der Gesellschaft Jesu ähnlich wie die anderer Orden und Genossenschaften ganz in ihre Hand zu geben.

Tatsächlich hoben aber die Päpste die in den Ordensbullen verbrieften Rechte des Ordens nicht auf, sondern begnügten sich, bei gewissen Verfügungen von Fall zu Fall ausdrücklich auch die Gesellschaft Jesu zu binden. Daher die oft wiederkehrende Formel etiam Societatis Iesu.

Hier liegt ein Grund der unfreundlichen, ja fast feindseligen Haltung, welche die Propaganda zumal im ersten Jahrhundert ihres Bestandes den Jesuiten gegenüber einnahm. Das alles spielt auch in dem Streit um die Apostolischen Vikare eine bedeutsame Rolle und erklärt so manche Maßregel, die jeder objektiv urteilende Missionshistoriker heute als bedauerlichen Mißgriff anerkennen muß. Gerade die rücksichtslose, durch politische und nationale Gegensätze noch verschärfte Art, wie die ersten Apostolischen Vikare, fast alles Franzosen, gegen die hochverdienten alten Orden, die doch schließlich das ganze ostasiatische Missionswerk begründet und hochgebracht hatten, vorgingen, und der Umstand, daß sie als die offiziellen Organe der Propaganda sich in Rom einseitig Gehör zu verschaffen wußten, machten die an sich so segensreiche Einrichtung auf lange Zeit hinaus fast mehr zu einem Hindernis als Förderungsmittel der Mission.

Erst allmählich fügte sich das neue Institut organisch in das Ganze ein und wurde ein modus vivendi auch zwischen Propaganda und Orden gefunden. Aber es ist verkehrt, zu meinen, die Stellung der Propaganda sei von Anfang an die gewesen, die sie heute einnimmt.

Zweifellos ist damals von manchen Missionären, auch Jesuiten, einzeln und gruppenweise gefehlt, vielleicht schwer gefehlt worden, aber Licht und Schatten sind doch entschieden anders zu verteilen, als es in vorliegendem Werke vielfach geschieht.

Im Vorwort rühmt es der Verfasser als besondern Vorzug seines Werkes, daß es fast allein auf authentischen offiziellen Aktenstücken, d. h. vorab römischen Erlassen aufgebaut sei und daß die Darstellung daher keiner wesentlichen Korrektur unterliegen könne.

Das ist ein Grundsatz, der hoffentlich bei unsern zünftigen Missionshistorikern nicht zur Geltung gelangt. Daß die offiziellen römischen Erlasse eine der wichtigsten Quellen sein müssen, ist selbstverständlich, aber eine wirkliche Geschichte der Missionen oder, sagen wir, auch nur der Propaganda läßt sich auf ihnen nicht aufbauen.

[1] Unbegreiflich ist, wie Jann (S. 225) die Gleichung: unter der Propaganda = unter dem Heiligen Stuhle stehen — machen kann. Das sind doch sehr verschiedene Dinge. Die regiones hierarchiae ordinariae zum Beispiel stehen unter dem Heiligen Stuhle, aber nicht unter der Propaganda.

Hätte ein Pastor nach diesem Kanon gearbeitet, wir hätten niemals seine bahnbrechende Papstgeschichte erhalten, die gerade mit dieser Schablone bricht und auch das Leben und Wirken der Päpste und ihre Politik in das Freilicht der gesamten zeitgenössischen Geschichte und Geschichtszeugen stellt.

Dasselbe wird in einer Missionsgeschichte der Fall sein müssen. Im übrigen sei ausdrücklich anerkannt, daß die beiden ersten Teile des Buches unser missionsgeschichtliches Wissen wirklich um einen guten Schritt vorangebracht haben und die Aufmerksamkeit unserer Kirchenhistoriker auf eine Reihe auch kirchengeschichtlich bedeutsamer Fragen hinzulenken berufen sind. Schon das ist ein großes Verdienst.

3. Der letzte Abschnitt des Werkes behandelt die Apostolischen Delegationen Tournons und Mezzabarbas nach Indien und China. Der nächste Zweck dieser Sendungen war bekanntlich die Beilegung des Streites um die malabarischen und chinesischen Riten, d. h. einer Sache, die mit der Padroado- und kirchlichen Organisationsfrage nur in einigen Berührungspunkten zusammenfällt und daher verhältnismäßig kurz behandelt werden konnte. „Uns", so versichert denn auch Jann (S. 397), „interessiert die Frage lediglich nach ihrer kirchenrechtlichen Seite, insofern die Anerkennung der Delegationen zu untersuchen ist."

Trotzdem konnte er der Versuchung nicht widerstehen, den pikanten Stoff in solchem Umfang heranzuziehen, daß mancher nicht orientierte Leser sich hier sein Urteil über die viel diskutierte Frage bilden wird. Dies dürfte um so eher der Fall sein, da Jann natürlich auch diesen Abschnitt als ganz auf authentischen Quellen beruhend hinstellt.

Nun läßt sich aber auch mit authentischen Aktenstücken, zumal einseitig ausgelesenen, ein ganz falsches Geschichtsbild zeichnen, namentlich wenn man den Begriff authentisch so eigenartig faßt, als hier geschieht.

Die Hauptquelle für das ganze Buch bildete das Bullarium Patronatus Portugalliae Regum (Olisipone 1868—1879). Das Werk, im Auftrage der portugiesischen Regierung von Laien herausgegeben, faßt in fünf Quartbänden das Urkundenmaterial zur Padroadofrage bequem zusammen. Den Herausgebern kam es mehr auf möglichste Reichhaltigkeit als auf kritische Auslese an, und so ist in die Sammlung sehr vieles aus recht zweifelhaften und keineswegs einwandfreien Quellen herübergenommen.

Beispielsweise stammen Dutzende dieser „authentischen offiziellen Dokumente" aus dem berüchtigten, zweimal von der Kirche (1745 und 1751) zensurierten[1] Lügenwerke des Apostaten und Jesuitenfressers P. Norbert (Abbé Platel): Mémoires historiques sur les affaires des Jésuites avec le Saint-Siège (Lisbonne 1766, 7 vols.). Und seltsam, gerade für diese Platelschen Dokumente zeigt Jann eine ganz besondere Vorliebe. Über 20 derselben (vgl. S. 400[3] 404[1] 404[4] 412[4] 413[1] 422[1] 424[1] 427[1] 477[1] 477[2] 477[3] 477[4] 477[5] 480[2] 480[3] 482[1] 482[2] 482[3] 483[1] 483[2] 483[3] 500[4] usw.) sind ausgiebig verwertet und in langen Übersetzungen vorgelegt, so daß ganze Abschnitte sich fast wie eine Übertragung aus Platels Mémoires historiques oder aus dem geistesverwandten Werke des Jansenisten Michel Viller-

[1] „Un auteur si décrié, que son seul nom est une tâche à reputation", sagt der Bischof von Sisteron in seiner Zensur vom 28. April 1745.

maules: Anecdotes sur l'état de la religion dans la Chine (Paris 1733—1742, 7 vols.), lesen [1].

Aber mehr. Während z. B. die aus J. H. da Cunha Rivera (O chronista de Tissuary, Nova Goa 1866) ins Bullarium übernommenen Stücke von Jann stets als solche Entlehnungen markiert sind, wird bei den Platelschen Dokumenten immer nur Bullarium Patronatus zitiert, so daß kein Leser die verdächtige Provenienz dieser Stücke ahnt!

Natürlich wurden auch unzweifelhaft echte offizielle Akten verwendet. Dagegen berücksichtigt Jann die reiche Literatur über diese Delegationen, soweit sie nicht ausgesprochen jesuitenfeindlich ist, so gut wie gar nicht.

Die hier angegebene, auch im einzelnen stark verzeichnete Darstellung des Ritenstreites bedeutet daher keinen Gewinn für unsere missionsgeschichtliche Kenntnis. Dagegen sei gern gesagt, daß Jann der rechte Mann wäre, uns mit Hilfe der vielen wertvollen Bausteine, die er uns im vorliegenden Werke bietet, eine gründliche, abschließende Geschichte des portugiesischen Padroado zu schenken.

Sollte sich P. Jann dazu entschließen, dann wäre vielleicht eine bessere Gliederung der jetzt viel zu umfangreichen und ganz verschiedenartige Gegenstände behandelnden Abschnitte, ein energisches Ausscheiden aller nicht zum Thema gehörigen und eine kürzere Fassung nebensächlicher Dinge zu empfehlen.

Anton Huonder S. J.

Erziehungswissenschaft.

Noologische Pädagogik. Entwurf einer Persönlichkeitspädagogik auf der Grundlage der Philosophie Rudolf Euckens. Von Dr. Gerhard Budde. (VIII u. 436) Langensalza 1914, Beyer. *M* 9.—

Grundfragen der Philosophie und Pädagogik für gebildete Kreise dargestellt. Von Dr. C. Willems. 1. Band: Sinnenleben. (XVI u. 550) *M* 6.— 2. Band: Das geistige Leben. (XII u. 560) *M* 7.— Trier 1915, Paulinusdruckerei.

Der Krieg hat eine wahre Flut von pädagogischen Verbesserungsvorschlägen gebracht, teilweise grundstürzender Art. Das ist um so verwunderlicher, als der bisherige Kriegsverlauf den Beweis nicht erbracht hat, unser Bildungswesen sei in wesentlichen Punkten mangelhaft. Aber ein Zweites fällt ebenso auf: man verurteilt und fordert einschneidende Änderungen in leidenschaftlicher Stimmung, von einseitigstem Parteistandpunkt aus, auf Grund von vermeintlichen Augenblickserfahrungen und -bedürfnissen. Die Pädagogik sollte einen höheren und solideren Standpunkt einnehmen. Der Mensch und seine Natur sind feste Größen; sein Wesen und sein letzter Ursprung weisen über die Sinneswelt hinaus; sein Verhältnis zu Gott und seine Bestimmung ankern im Jenseits. Darum hat bei der Bestimmung des Erziehungszieles Philosophie und Religion das letzte Wort zu sprechen.

---

[1] Die von Jann angezogenen Memorie storiche della legazione e morte del Cardinale di Tournon (Roma 1762, 8 voll.) sind im wesentlichen nur ein Niederschlag der Anecdotes.

Es berührt daher, wenn wir zunächst von der Euckenschen Grundlegung absehen, sympathisch, daß der Verfasser des ersten Werkes, der als Privatdozent der Pädagogik an der technischen Hochschule zu Hannover tätig ist, an die Spitze seines Werkes das Bekenntnis stellt: „Der Ausdruck ‚noologisch' ... soll besagen, daß diese Pädagogik ihren obersten Standpunkt . . . in einer den menschlichen Kreis überschreitenden zeitüberlegenen Ordnung nimmt. . . . Die Anerkennung und Aneignung dieses Geisteslebens mit seinen ewigen Ordnungen, wie sie uns besonders in der Religion und dem Moralgesetz entgegentreten (aber auch in Kunst und Wissenschaft), ist die eigentliche Bestimmung des Menschen" (S. IV). Ebenso sympathisch ist der andere Gedanke, den der Verfasser seitdem im „Tag" weiter verfochten hat, daß unser Erziehungswesen auf dem Idealismus, aber nicht mehr dem rein hellenischen, sondern dem durch das Christentum verklärten aufzubauen ist. Wir gingen deshalb mit hochgespannter Erwartung an die Lektüre.

Eine kurze Skizzierung der pädagogischen Lage der Gegenwart, die wir gerne unterschreiben, eröffnet das Ganze. Es folgt ein breitangelegter historisch-kritischer Teil (S. 31—171). „Sozialismus und Individualismus als geistige Strömungen" ist die Überschrift des einen Hauptkapitels. Es ist ein Ritt durch die Jahrhunderte, von Heraklit bis zur französischen Revolution. Der Hellenismus, der neben der Staatsomnipotenz in Kunst und Literatur soviel individualistische Tendenzen aufweist, und der römische Rechtsstaat sind merkwürdigerweise ganz übergangen. Darum ist das Bild der alten Kirche wie des Mittelalters verzeichnet. Übrigens nimmt sich die Behauptung, im Mittelalter sei für das Individuum kein Platz gewesen, in dieser Allgemeinheit sonderbar aus angesichts der sehr individuellen Hochscholastik und Kunst. Ebenso anfechtbar ist der Satz, in Luther trete uns ein typischer Vertreter eines religiösen Individualismus entgegen; was er für sich in Anspruch nahm, hat er doch andern nicht zugestanden. Aus der neueren Zeit wird „Die Soziologie", der Positivismus Comtes und „Der Individualismus" in Nietzsche charakterisiert. Das andere Hauptkapitel nennt sich „Rückwirkung auf die Pädagogik unserer Tage" und ist eine Auseinandersetzung mit der Sozialpädagogik, der positivistischen, der idealistischen (Natorp) und der Individualpädagogik (Nietzsche, Ellen Key, Tolstoi).

Zweifünftel des ganzen Werkes nimmt dieser erste Teil ein, obwohl er mit dem neuen noologischen, d. h. Euckenschen System in keinem engeren Zusammenhang steht. Der zweite Teil (175—256): „Überwindung der Gegensätze in der Philosophie Eucken's", führt uns wenigstens in die Nähe des eigentlichen Themas, freilich nicht ohne daß wir zuerst auf 26 Seiten Wiederholungen über Naturalismus, Intellektualismus, Sozialkultur, Individualkultur lesen müssen. 56 Seiten schildern uns dann, meist mit des Meisters eigenen Worten, dessen System unter den Schlagwörtern Noetismus, Aktivismus, Personalismus (wenn des Verfassers Forderung, der deutsche Unterricht müsse Mittelpunkt der höheren Schulen werden, einmal durchgeht, wird er vielleicht etwas weniger Fremdwörter gebrauchen).

Endlich Seite 257 erscheint der Titel „Theoretischer Aufbau"; leider wird der Abschnitt nochmals eingeleitet durch „kritische Bemerkungen" über Naturalistische Pädagogik, Intellektualpädagogik, Sozialpädagogik, Individualpädagogik!

Seite 281, wo der Aufbau beginnt, lesen wir zehn Zeilen über die Möglichkeit der Erziehung, eine Seite über die Ziele der Erziehung (humanistisch, sozial, naturhaft). Unter der Aufschrift „Die Mittel der Erziehung" schwingt sich der Verfasser dann auf den Boden der höheren Schulen und nimmt die einzelnen Fächer durch: Deutsch, Religion (dogmenlos; „das Wesentliche und Irrige des Christentums besteht ja in der seelischen Tiefe und der inneren Bewegung des Lebens, in dem Wirken einer weltumspannenden Liebe und dem ungeheuern Ernst der moralischen Entscheidung" [S. 333]), Geschichte, fremde Sprachen usw. „Lehrerbildung" und „Jugendfürsorge" bilden den Schluß.

Wir geben gerne zu, daß der Idealismus des Verfassers erquickend ist, und daß in den sehr breiten Ausführungen und zahllosen Wiederholungen eine Fülle trefflicher Bemerkungen steckt. Aber als Ganzes lehnen wir das Werk ab. Wenn der Verfasser die Pädagogik neu aufbauen wollte, mußte er zweierlei leisten: spekulativ die Richtigkeit der Euckenschen Philosophie dartun und ihre pädagogische Brauchbarkeit beweisen; sodann darauf ein selbständiges, wenigstens in den Hauptzügen klar entwickeltes System aufbauen. Er hat keines von beidem geleistet.

Von „kritischen Bemerkungen" wimmelt es in dem Buch; aber zu einer kritischen Auseinandersetzung mit Eucken ist auch nicht ein Ansatz vorhanden. Der Meister wird paraphrasiert, noch öfter zitiert (alle Zitate sind ohne Angabe der Seitenzahl!!): αὐτὸς ἔφα. Aber ebensowenig wird ein Beweis versucht für die pädagogische Tragfähigkeit seiner Philosophie. Der Jenenser Philosoph hat gewiß seine Verdienste um die Wiedererweckung des Idealismus. Es ist anerkennenswert, daß er die Übermenschlichkeit und Objektivität des zu erstrebenden sittlichen Ideals so stark betont; sogar das aktivistische Element seines Systems möchte fruchtbare pädagogische Anregungen enthalten. Aber wir meinen, wenn irgendwo klare Begriffe und scharfe Zielbestimmung notwendig sind, dann in der Pädagogik, die so tief ins praktische Leben eingreift. Doch das ist ein wunder Punkt im Euckenschen Lehrgebäude (vgl. Wunderle, Die Religionsphilosophie Rud. Euckens, und in dieser Zeitschrift O. Zimmermann 84, 226 f. 494 ff.). Das „Geistesleben", sein Eckstein, ist ein recht verschwommener, an vielen Unklarheiten und Widersprüchen krankender Begriff. Selbst Budde muß gestehen (S. 201), daß es schwer ist, eine genaue Definition dieses Geisteslebens zu geben, und daß es unmöglich ist, einen direkten wissenschaftlichen Beweis für sein Vorhandensein zu führen. Wozu übrigens so viele Worte, als ob diese noologische Zielsetzung etwas ganz Neues sei? Was Eucken sich neu konstruiert, hat die christliche Weltanschauung längst, nur in vollendeter Klarheit und Harmonie: Da steht über allem Weltgeschehen in ewiger Majestät und Vollkommenheit der persönliche Gott; und des Menschen Ziel ist es, durch Selbstentsagung und Selbstvervollkommnung sich über die Sinnenwelt zu erheben ins Reich des Ewigen, ja in der Gnadenordnung an Gottes Natur teilzuhaben. Aber abgesehen von diesen grundsätzlichen Bedenken ist der Verfasser auch seiner zweiten Aufgabe nicht gerecht geworden. Er hat den Versuch nicht einmal ernstlich unternommen, auf noologischer Grundlage ein pädagogisches System zu errichten. Nur ein Drittel des Werkes, knapp 150 Seiten, entfällt auf diesen Versuch.

Und selbst hiervon kommt der Löwenanteil auf die Didaktik, und zwar fast ausschließlich auf die der höheren Schulen. Über die allerwichtigsten Probleme der eigentlichen Pädagogik gleitet der Autor mit wenigen Worten weg. Davon also, daß diese „noologische Pädagogik" eine neue Phase der Erziehungswissenschaft einleite, kann keine Rede sein.

Das zweite Werk erhebt nicht den Anspruch, die Pädagogik auf eine neue Grundlage zu stellen: es ist die aristotelisch-scholastische. O. Willmann hat seinerzeit der ersten Auflage von Habrichs verdienstvoller „Pädagogischen Psychologie" ein Wort der Empfehlung mitgegeben gerade deswegen, daß sie es wagte, sich offen zum Aristotelismus zu bekennen (Pädagogische Monatshefte 1903, Heft 12). Leider ist in der Pädagogik die Scholastik ein Schreckgespenst geblieben. Und doch wäre dieses System wie kein zweites geeignet, der spekulativen wie experimentellen Pädagogik Anregung und Richtung zu geben. Denn es vereint in sich idealen Schwung und Wirklichkeitssinn, Geschlossenheit des Systems nnd Elastizität der Methode. Es übermittelt uns die Lebensarbeit der größten Geistesheroen und die praktische Erfahrung vieler Jahrhunderte. Und das alles in wunderbarer Klarheit der Terminologie und des Systems. Es ist zu verwundern, daß die moderne Wissenschaft, deren exakte Methode glaubt, kein Zeitschriftenartikelchen übersehen zu dürfen, die aus dem Moder der Archive die unbedeutendsten Details ausgräbt, den Spaten nicht einmal im Goldschacht der philosophia perennis ansetzt. Wir hätten dann weniger „Systeme", die wie die Eintagsfliegen kommen und gehen; wir würden in der Theorie nicht soviele Kraft vergeuden mit ewigem Aufbauen und Niederreißen; wir würden in der Praxis nicht ewig im Zickzack steuern. Aber wir hätten dafür Stetigkeit und Sicherheit der Entwicklung, bei aller Freiheit im einzelnen einen gemeinsamen methodischen Standpunkt, Einheitlichkeit der Terminologie und der Ziele. Das ist es eben, was uns bei der Lektüre des Werkes des hochverdienten Trierer Philosophieprofessors so wohltuend berührt.

Für die Beurteilung dieser großangelegten Veröffentlichung ist es nicht ohne Wert, auf ihre Entstehung hinzuweisen. Es sind Vorträge, die vor dem Krieg in einem Kurs für Lehrer und Lehrerinnen zu Saarbrücken gehalten wurden; sie sind also ohne den ganzen schwerfälligen wissenschaftlichen Apparat, auch im Ton in einem gewissen edlen Sinn populär gehalten und schon deshalb allen Gebildeten zur Orientierung sehr zu empfehlen. Es kam dem Verfasser vor allem darauf an, seinen im Lehrberuf stehenden Zuhörern für die pädagogische Praxis und Forschung ein solides Fundament zu geben. Darum liegt der Schwerpunkt auf den philosophischen Erörterungen. „Grundfragen der Philosophie" lautet der Titel. In Wahrheit ist es fast ein vollständiges philosophisches Lehrbuch: Logik und Erkenntnislehre, Naturphilosophie und Metaphysik, Psychologie und Ethik kommen zu Wort. Nur ist die Verteilung des Stoffes und die Problemstellung bedingt durch die pädagogischen Ziele. Die pädagogischen Grundsätze selbst werden nicht in geschlossenem System aneinandergereiht, sondern fließen jeweils als notwendige Folgerungen aus den philosophischen Grundfragen. Das ist ein großer Vorteil. Die neue philosophische Pädagogik soll drei stattliche

Bände umfassen, von denen die beiden ersten, die „das Sinnesleben" und „das geistige Leben" behandeln, vorliegen; der dritte wird dem sittlichen Leben gewidmet sein. Auf alle Einzelheiten hier einzugehen, würde zu weit führen. Es muß genügen, wenigstens die Titel der wichtigsten Kapitel anzugeben. Der erste Band enthält: Pädagogik und Psychologie in ihrer gegenseitigen Beziehung (Subjekt, Ziel, Mittel der Erziehung); das Bewußtsein vom psychologischen und erkenntnistheoretischen (Aufmerksamkeit und Apperzeption) Standpunkt aus; Psychische Tätigkeiten und Fähigkeiten; die Sinneswahrnehmung (physiologisch, psychologisch, erkenntnistheoretisch); die experimentelle Psychologie und ihre Bedeutung für Unterricht und Erziehung; die inneren Sinne und ihr Verhältnis zu den äußeren Sinnen; das Gedächtnis; die experimentelle Gedächtnisforschung und ihre Bedeutung für den Unterricht; die experimentelle Erforschung der Vorstellungen in ihrer Beziehung zu Unterricht und Erziehung; die Anschauung im Licht der psychologischen Forschung; der Traum; der Hypnotismus; Halluzination, Kristallvision und „Zweites Gesicht"; das Gedankenlesen; der Instinkt; Leib und Seele (Existenz, Natur der Seele, Verbindung beider).

Der zweite Band, der über das geistige Leben handelt, enthält unter den beiden Haupttiteln „Die Denklehre" und „Grundbegriffe des Denkens" die Kapitel: Die Denklehre im allgemeinen; die Begriffslehre im besondern; der Begriff vom psychologischen Standpunkt betrachtet; Natur und Ursprung der Begriffe; der Begriff vom logischen Standpunkt betrachtet; der Begriff vom ontologischen Standpunkt betrachtet; der transzendentale Begriff des Seins; die Begriffe der Einheit, Wahrheit, Gutheit und ihre Beziehung zum Seinsbegriff; Substanz und Akzidenz; Ursache und Wirkung; Zweck und Mittel; Raum und Zeit; Endlich und Unendlich; das Schöne und Häßliche; das Urteil (vom psychologischen und logischen Standpunkt, sprachlich, Denkgesetze); Einteilung der Urteile (logisch, psychologisch, ontologisch); das Schlußverfahren; die Wahrheit (Begriff und Grade); Quellen und Kriterien der Wahrheit; das geistige Leben im Lichte der experimentellen Psychologie; die Kantsche Erkenntnislehre.

Schon diese Inhaltsangabe zeigt, wie reichhaltig dieses Werk ist. Das gilt zunächst vom Stoff. Kaum eine wichtigere Frage, die für die Pädagogik von Bedeutung sein kann, ist übergangen. Es gilt noch mehr von der Behandlung. Die Literatur ist im weitesten Umfang zu Rate gezogen und auch angeführt, so daß ein Weiterstudium erleichtert ist. Der Verfasser geht zudem keiner Schwierigkeit aus dem Weg. Er läßt alle Anschauungen zu Wort kommen und in solcher Ausführlichkeit, daß der Leser nachprüfen und sich selbständig entscheiden kann. Alle Wissensdisziplinen, die Licht bringen können, hat Willems herangezogen; hoch rechnen wir es ihm an, daß er sich mit solchem Eifer und Erfolg in das schwere Gebiet der experimentellen Psychologie und Pädagogik eingearbeitet hat (vgl. z. B. II 412 ff).

Was aber dem Werk sein bestimmendes Gepräge gibt, ist eine überaus große Klarheit. Klar und anschaulich ist die Darstellung; kristallklar sind die Begriffsbestimmungen und Begriffsentwicklungen, scharf die Problemstellungen und Lösungen. Wir sind darum überzeugt, daß dieses Werk bei den nach dem Krieg

zu erwartenden Kämpfen um Schule und Erziehung berufen ist, klärend zu wirken, und wünschen ihm eine möglichst große Verbreitung nicht bloß unter Lehrern und Erziehern, sondern auch in den weitesten Kreisen unserer Gebildeten.

Viktor Hugger S. J.

Mütterlichkeit als Beruf und Lebensinhalt der Frau. Ein Wort an Erzieher und Erzieherinnen. Von A. Heinen. 8° (102) M.-Gladbach 1915, Volksvereinsverlag. Geb. *M* 1.20.

Die Frage der „weiblichen Dienstpflicht" und des „weiblichen Dienstjahres" wird schon seit längerer Zeit lebhaft erörtert. (Vgl. auch diese Zeitschrift Bd. 90, S. 52). Auch die weibliche Jugend soll in ganz anderem Maß als bisher zum Wohle des Volksganzen herangeschult und im Frieden und im Kriege zu Dienstleistungen verpflichtet werden. Diese Heranschulung kann nicht in einem kurzen Dienstjahre geschehen; die ganze Erziehung des Mädchens muß schon darauf eingestellt sein. Wenn deswegen A. Heinen sein vortreffliches Büchlein gerade im Weltkriege geschrieben hat und die Erziehung zur Mütterlichkeit aus seiner reichen Erfahrung als Jugend- und Volkserzieher heraus behandelt, so hat er Eltern und Erziehern einen hervorragenden Dienst erwiesen. Von klaren Grundlagen ausgehend erläutert er den Beruf zur Mütterlichkeit aus der physischen und psychischen Veranlagung des weiblichen Geschlechtes. Nachdem er das Schwinden des Mütterlichkeitsgefühls dargelegt und den Zusammenhang dieser traurigen Tatsache mit den Schattenseiten und bedenklichen Erscheinungen des modernen Lebens untersucht hat, stellt er ein Erziehungsprogramm auf, das durch seine Großzügigkeit imponiert. Die Gesamterziehung der Mädchen soll sich an der Mütterlichkeitsidee neu orientieren. Nicht bloß in der Volksschule soll sie die Zentralidee sein, auch die Mädchen, die nach der Schulentlassung einen selbständigen Beruf ergreifen, soll sie, wo möglich, solchen Berufen zuführen, die mütterliche Liebe, Mitleid, Hilfe und Opfergesinnung verlangen. Herrliche Worte weiß der Verfasser zu finden für die Aufgabe, die der Mutter und der Lehrerin aus diesem Erziehungsziel erwachsen. Seine Darlegungen über die Arbeit, die den Organisationen bei der Erziehung der schulentlassenen Jugend zufiele, und über den Geist, in dem sie zu leisten wäre, verdienen vollste Beachtung. Der Verfasser ergeht sich nicht in unnützen Klagen über das Schwinden alter günstiger Verhältnisse, sondern faßt das Problem mutig an, wie es sich im modernen Leben, besonders in der Großstadt, gestaltet hat. Auch für schwierige Lagen sucht er noch Mittel und Wege zur Besserung. Allen, denen es am Herzen liegt, daß in dieser überaus wichtigen Frage der Volkserziehung nach klaren Richtlinien gearbeitet werde, wird das Büchlein reichste Anregung bieten. Wir Katholiken haben für die Volkserziehung so viel zu geben und deshalb eine so große Aufgabe. Unsere Kirche hat zu allen Zeiten und in allen Ständen echte Mütter erzogen. In ihren weiblichen Ordensgenossenschaften hat sie auch bei Jungfrauen die Mütterlichkeit gepflegt, veredelt und organisiert. Ihre heiligen Frauen und Jungfrauen, an der Spitze die jungfräuliche Gottesmutter, die sie dem weiblichen Geschlecht allzeit als Ideale vorstellte, sind sichere Führerinnen zu wahrer Mütterlichkeit. Durch ihre übernatür-

lichen Erziehungsmittel vermag sie zu höchster Mütterlichkeit zu erheben: zu dienender, selbstloser, opferfreudiger Menschenliebe. Es bedarf aber zielstrebiger Zusammenarbeit, damit möglichst weite Kreise von dieser Erziehung erfaßt werden. Dazu gibt das Büchlein die beachtenswertesten Winke.

Theobald Fritz S. J.

Bildende Kunst.

1. Kunstgeschichtliche Grundbegriffe. Das Problem der Stilentwicklung in der neueren Kunst. Von Heinrich Wölfflin. 8° (X u. 256) Mit 113 Textabbildungen. München 1915, Bruckmann. *M* 10.—; geb. *M* 12.—
2. Friedrich Wasmann, ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold. (XVIII u. 214) Mit 107 Lichtdrucktafeln. Leipzig 1915, Insel-Verlag. *M* 12.—
3. Die Baukunst der Cisterzienser. Von Hans Rose. 8° (VIII u. 144) Mit 88 Abbildungen und 4 Tafeln. München 1916, Bruckmann. *M* 6.—; geb. *M* 7.50
4. Albin Egger-Lienz. Eine Studie von Kurt Weigelt. gr. 8° (58 Seiten Text und 36 Tafeln mit 41 Abbildungen.) Berlin 1914, Weise & Co. Geb. *M* 7.50
5. Albin Egger-Lienz. Kupferätzungen nach Werken des Künstlers:
   1. Das Leben. Bildgröße 45/63 cm *M* 20.—; 18/26 cm *M* 3.—
   2. Nach dem Friedensschlusse in Tirol 1809. Bildgröße 29/50 cm *M* 12.—; 15/26 cm *M* 3.—
   3. Die Wallfahrer. Bildgröße 38/77 cm *M* 20.—; 13/26 cm *M* 3.—
   4. Das Kreuz. Bildgröße 49/60 cm *M* 15.—; 21/26 cm *M* 3.
   5. Der Totentanz von Anno Neun. Bildgröße 52/59 cm *M* 20.—; 20/22 cm *M* 3.—
   6. Haspinger. Bildgröße 43/75 cm *M* 20.—; 15/26 cm *M* 3.—

1. Viele Kunstschriftsteller huldigen heute dem impressionistischen Prinzip und schreiben Bücher über Bücher, die nichts enthalten als subjektive Eindrücke. Das ist schließlich ihr gutes Recht, und wir lauschen auch ganz gerne einem geistreichen Plauderer, der uns seine Kunstempfindungen bekennt. Für die Kunstwissenschaft aber könnte eine solche Art der Darstellung nur verhängnisvoll werden, denn dort können wir den Impressionismus nicht brauchen. Der malerische Stil ist eine Sehform, aber keine Erkenntnisform; Klarheit das letzte Ziel jeder Wissenschaft.

Diese begriffliche Klarheit ist Wölfflins größter Vorzug, als Systembauer steht er in der vordersten Reihe aller Kunstgelehrten. Bei allem Adel seiner sprachlichen Form behält der wissenschaftliche Kontur stets die Vorherrschaft. Der Veröffentlichungsdrang unseres Gelehrten ist nicht groß, seine Werke sind schnell aufgezählt, aber nicht leicht aufgewogen, und ihr Einfluß war und ist ein gewaltiger. Wölfflins größte Bedeutung besteht überhaupt darin, daß er ein genialer Anreger ist, als akademischer Lehrer nicht weniger denn als Schriftsteller. Ein Toröffner ist er, der uneigennützig andern die Erforschung der erschlossenen Räume überläßt. So schließt er auch das Vorwort zu seinem neuesten grundlegenden Buch mit den Worten: „Das Buch gehört aber überhaupt nicht zu

den abschließenden, sondern zu den tastenden und eröffnenden, die möglichst bald durch gründlichere Einzelstudien überholt werden wollen."

Die Kunstgeschichte hat bislang ihrem Namen wenig Ehre gemacht. Was geboten wurde, war meist mehr Künstlergeschichte als Kunstgeschichte. Die begriffliche Forschung, deren Gegenstand die Kunstwerke selbst ohne Rücksicht auf ihre Urheber einzig nach ihrem formalen Gehalt sind, ist weit hinter der Tatsachenforschung zurückgeblieben. So schwebt Wölfflin geradezu eine „Kunstgeschichte ohne Namen" vor. „Es muß endlich eine Kunstgeschichte kommen, wo man Schritt für Schritt die Entstehung des modernen Sehens verfolgen kann, eine Kunstgeschichte, die nicht nur von einzelnen Künstlern erzählt, sondern in lückenloser Reihe zeigt, wie aus einem linearen Stil ein malerischer geworden ist, aus einem tektonischen ein atektonischer" usw. Ein großes Ziel fürwahr!

Wölfflin selbst hat für seine Darstellung nur jenen Zeitabschnitt gewählt, der seinen Spezialstudien am meisten entsprach: die Klassik der Renaissance und den Barock. Die Frage nach der Periodizität der in diesen Zeitabschnitten sich zeigenden Entwicklung berührt er im Schlußkapitel, läßt aber die Frage offen, ob sich ähnliche Erscheinungen nicht auch in der Entwicklung einzelner Künstlerindividualitäten zeigen. Wer etwa die in der Öffentlichkeit unbekannten streng linear gehaltenen Jugendzeichnungen Sambergers kennt und ihnen seine reifen Spätwerke entgegenhält, möchte die Frage gerne bejahen. Reizvolle psychologische Probleme würden sich an diese Tatsache knüpfen.

Jedermann kann sich eine genügende Vorstellung von Raffaels „Disputa" oder Lionardos „Abendmahl" einerseits und etwa Rubens' „Kreuztragung" und Tiepolos „Anbetung der Könige" anderseits machen. Solche Bilder sind typische Repräsentanten der klassischen Auffassungsweise und der des Barock. Die Verschiedenheit der Formgestaltung muß jedem ohne weiteres zum Bewußtsein kommen. Diese Gegensätze, die sich dem Gefühl aufdrängen, übersetzt Wölfflin ins Begriffliche und bildet aus der scheinbar kontinuierlich verlaufenden Entwicklung gedankliche Schemen, wobei in den Übergangszeiten freilich gewisse Zwitter übrigbleiben, die noch halb Klassik und schon halb Barock sind. Mit solchen Erscheinungen hat aber jede Systematik zu rechnen. So kommt er zu seinen Begriffspaaren: linear — malerisch, flächenhaft — tiefenhaft, geschlossene Form — offene Form, Vielheit — Einheit, Klarheit — Verunklärung. Wie Scheinwerfer durchleuchten diese Begriffe das Dunkel der Kunstgeschichte, und es ist nicht zu denken, daß jemand den Beweisgang des Verfassers aufmerksam verfolgt, ohne daß es ihm wie Schuppen von den Augen fiele.

Wölfflin bleibt streng auf dem Gebiet der bildenden Kunst. Wer aber die Musik und Literatur mit den gewonnenen Normen mißt, wird auch dort ganz ähnliche Umgestaltungen der Form finden; ja die Gesamtkultur einer Zeitepoche wird mehr oder minder von der einen oder andern Auffassung beherrscht. Das Buch Hamanns „Impressionismus in Leben und Kunst" enthält für diese Frage lehrreiches Material. Wölfflin meint, es sei kein glücklicher Vergleich, wenn man die Kunst den Spiegel des Lebens nennt (S. 237). Ich möchte meinen, es ließe sich mit diesem Satz doch ein sehr guter Sinn verbinden, der in keiner Weise

mit den Resultaten des Verfassers streitet. Auffällig bleibt ja freilich, daß der Übergang vom Linearen zum Malerischen in der Musik sich in ganz andern Zeiten vollzog als bei der bildenden Kunst. Palestrina und Bach, die Klassiker des Linearen, fallen in das Zeitalter des Barock und Rokoko; Schubert, Schumann, Chopin, Wagner, die musikalischen Maler, in die Zeit der Wiederbelebung des Linearen in der bildenden Kunst. Hier sind noch Rätsel zu lösen.

Auf diese Wiederbelebung des Linearen kommt Wölfflin gegen Schluß des Buches zu sprechen. „Der Fall der Kunsterneuerung um 1800 ist einzigartig, so einzigartig, wie es die Begleitumstände gewesen sind. Innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne hat die abendländische Menschheit damals einen durchgreifenden Regenerationsprozeß durchgemacht. Das Neue setzt sich dem Alten unmittelbar entgegen, und zwar auf der ganzen Linie." Sollte nicht auch damals die Kunst ein Spiegel des Lebens gewesen sein? Es berührt sympathisch, daß Wölfflin nicht wie so viele andere diese Kunstepoche mit einer verächtlichen Handbewegung abtut, sondern tiefere Gründe dafür im Wesen der damaligen Zeit sucht. Auch das ist ihm zu danken, daß er unrühmliche Beispiele nicht nachahmt und in Weltanschauungsfragen niemals Andersdenkende verletzt.

Schade, daß das typographische Kleid des Buches allzusehr die Spuren der Kriegszeit aufweist. Diesen äußeren Schönheitsfehler muß man wohl oder übel in Kauf nehmen. Mögen alle Benützer des Buches geistig ebenso von ihm bereichert werden wie die vielen, denen der Inhalt bereits durch die geistvollen Vorlesungen und Seminarübungen des Verfassers vertraut geworden ist.

2. Maler Friedrich Wasmann, der Vater des bekannten Biologen, ist einer von den Wiederentdeckten. Der Herausgeber des Buches ist der Entdecker. Schon 1905 brachte die Berliner Jahrhundertausstellung, an der auch Grönvold als Mitarbeiter wirkte, eine Reihe von Werken unseres Künstlers, und unlängst konnte der Herausgeber des Buches die Früchte seiner zwanzigjährigen mühevollen Sammelarbeit als Leihgabe der Berliner Nationalgalerie überlassen. Ein Prachtwerk über den Maler, das nur in 500 numerierten Exemplaren gedruckt wurde, hatte Grönvold bereits 1896 bei Bruckmann erscheinen lassen. Es deckt sich inhaltlich, von der Einleitung abgesehen, ganz mit dem vorliegenden Werke. Über das Schicksal dieser ersten Publikation berichtet der Verfasser: „Das Buch fand keine Beachtung. Ich hatte ein Echo, einen etwas wärmeren Empfang des neuen Kömmlings erwartet. Als nach neun Jahren kaum 70 Exemplare Käufer gefunden hatten, zog ich die übrigen aus dem Buchhandel zurück. Sie führten seitdem ein still beschauliches Dasein auf meinem Speicher." Unterdessen hat die Wertschätzung des Künstlers so weite Kreise ergriffen, daß das neue Buch ohne allen Zweifel einer hoffnungsreicheren Zukunft entgegensieht; vielleicht wird sogar den „Speicherbewohnern" eine Auferstehung beschieden sein wie dem Künstler selbst.

Wasmann, der stets auf die Farbe große Stücke hielt, stellte sich trotz seiner Verehrung und Liebe für Overbeck und Cornelius den damals herrschenden Grundsätzen entgegen, natürlich nicht in polemischen Auslassungen, die bei einer so friedlichen und edlen Künstlernatur undenkbar sind, sondern durch seine Werke. Zudem hatte er von jeher ein liebevolles Auge für das Kleine und Unscheinbare,

was in der Zeit der großen Historienmalerei natürlich unbeachtet blieb. Heute wissen wir, daß ein großer Künstler sich auch im Kleinen und Unbedeutenden zeigen kann, und so ist die Voraussetzung für das Verständnis Wasmanns gegeben. Über die Selbstbiographie, die den Kern des Buches ausmacht, brauchen wir nichts weiter zu berichten, nachdem P. Pfülf in dieser Zeitschrift (1897, 2. Band) das Leben des edlen Konvertiten auf Grund der Bruckmannschen Prachtausgabe in einem Doppelartikel eingehend geschildert hat.

3. P. Braun hat durch seine gelehrten Forschungen über die Jesuitenkirchen des In- und Auslandes ein für allemal der Fabel vom Jesuitenstil ein Ende gemacht. Die Bezeichnung Cisterzienserstil hat sich trotz mancher Versuche nicht einzubürgern vermocht, sonst hätte die fleißige und verdienstvolle Schrift Roses den Beweis erbracht, daß auch von einem cisterziensischen Baustil nicht die Rede sein könne. Die Eigentümlichkeiten sind eben meist negativer Art, d. h. eine Folge des Vereinfachungsdranges, der dem Orden seit seiner Gründung eigentümlich war. Der leitende Gedanke der Schrift ist, „die Baukunst der Cisterzienser anzuknüpfen an eine spezifisch burgundische Baugesinnung, die sich im Laufe des 12. Jahrhunderts auseinanderzusetzen hat mit dem ihr wesensfremden nordfranzösischen Baugedanken, mit den Aufgaben der Gotik, deren Aktualität als Zeitstil auch die burgundischen Gebiete in Mitleidenschaft zieht. Und zwar sind die Einflüsse, denen Burgund ausgesetzt ist, wesentlich konstruktiver Natur. Es ist die Einführung des Kreuzrippengewölbes, der gotischen Bedachungsform, während die im weitesten Sinn dekorative Erscheinung der betreffenden Bauten vom burgundischen Geschmack bestimmt bleibt, der nichts weniger als nordfranzösisch orientiert ist". So kam es, daß Konstruktion und Dekoration in der Baukunst der Cisterzienser nicht zusammen arbeiteten, sondern gegeneinander. Die Schrift ist in zwei Hauptteile geschieden, das burgundische Raumgefühl (Bedachungsproblem, wobei besonderes Gewicht auf die burgundische Eigentümlichkeit der oblongen Jochfolge gelegt wird, und Raumproportion) und das burgundische Massengefühl im Außen- und Innenbau. Seinen Erläuterungen hat der Verfasser zahlreiche Abbildungen beigegeben, die freilich technisch viel zu wünschen übriglassen. Bei der photographischen Aufnahme ist die Höhenperspektive nicht ausgeschaltet, so daß Wände und Pfeiler gegen die Mitte zusammenzufallen scheinen. Wünschenswert wäre gewesen, einzelne Grundrisse auch in den Text einzufügen.

4. Ein prächtig ausgestatteter Band, der uns in Wort und Bild über das Schaffen des bekannten Tiroler Malerathleten unterrichtet (vgl. unsern Artikel in diesem Heft der „Stimmen der Zeit").

5. Den zahlreichen Verehrern dieses kraftstrotzenden und eigenartigen Künstlers kommt der Wiener Verlag entgegen, indem er die besten Schöpfungen desselben in prachtvollen, warmtonigen Gravüren herausgegeben hat. Dieser Braundruck ist gerade den Egger-Lienzschen Bildern, die ja in bewußter Absicht in einem braunen Ton, der „Eggerfarb", gemalt sind, auf den Leib geschnitten. Als vornehmer Wandschmuck sind darum diese Wiedergaben aufs beste zu empfehlen.

Josef Kreitmaier S. J.

Umschau.

Die Bevölkerungsfrage in der bayerischen Reichsratskammer.

Den denkwürdigen Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses über die Bevölkerungsfrage am 24. und 25. Februar 1916, über die im vorigen Hefte dieser Zeitschrift (S. 174 ff.) berichtet wurde, reihen sich ebenbürtig an die Verhandlungen, die in einer andern gesetzgebenden Versammlung eines deutschen Bundesstaates, der bayerischen Kammer der Reichsräte, am 21. März dieses Jahres über den gleichen Gegenstand geführt wurden. Auch die in dieser Versammlung von den Vertretern der Regierung und den Mitgliedern des hohen Hauses gehaltenen Reden legen Zeugnis ab von dem bei den maßgebenden Persönlichkeiten unseres Volkes vorhandenen Verständnis für die Bedeutung des Geburtenproblems und von dem sittlichen Ernst, mit dem sie an die Lösung dieser wichtigen Frage herantreten. Da in der bayerischen Reichsratskammer einige Seiten des Problems berührt wurden, die im preußischen Abgeordnetenhaus weniger zur Geltung kamen, und auf die spezifisch bayerischen Verhältnisse dabei mehrfach Bezug genommen wurde, dürfte es angebracht sein, die Ausführungen im vorigen Heft durch einen Nachtrag über die Verhandlungen der bayerischen Reichsratskammer zu ergänzen[1].

Der Referent, Reichsrat Buhl, suchte vor allem die tatsächlichen Zustände an der Hand des statistischen Zahlenmaterials klarzulegen, indem er ausführte: „Wir erreichten den Höchststand der Lebendgeburten auf 1000 Personen im Jahre 1876 mit 40,9 — in Bayern sogar 44,2 —, und der langsame Geburtenrückgang schien bis zur Jahrhundertwende durch eine merkliche Abnahme der Todesfälle mehr wie ausgeglichen. Dann aber folgte seit 1900 in 13 Jahren ein plötzlicher Geburtenabsturz von 35 auf 27 — in Bayern[2] von 37,9 auf 29,4 —, ein Absturz, wie ihn kein Kulturvolk in so kurzer Zeit erlebt hat.

[1] Verhandlungen der Kammer der Reichsräte III. Bd. Nr. 45.

[2] Geborene und Geburtenüberschuß berechnet auf 1000 der mittleren Bevölkerung.

Geburten

	Deutschland	Bayern	Städte	Land	München	Pfalz
1876:	40,9	44,2	42,3	44,6	41,1	44,8
1900:	35,0	37,9	36,2	38,4	37,0	39,0
1913:	27,0	29,4	23,8	31,5	21,7	29,2
			Überschuß			
1876:	14,6	12,1	9,1	12,8	9,7	21,0
1900:	13,6	11,3	10,1	11,7	10,7	17,7
1913:	12,5	11,5	7,6	13,0	6,4	13,9

Während in Deutschland 1900 476000 Ehen geschlossen wurden, im Jahre 1913 aber 510000, war die Zahl der 1913 geborenen Kinder um 166000 geringer als im Jahre 1900. Der Überschuß der Geburten über die Todesfälle betrug in Bayern auf 1000 der mittleren Bevölkerung 1913 in den Städten 7,6, auf dem Lande 13,0, in München 6,4. Im Jahre 1910 hatte dieser Geburtenüberschuß in Deutschland 13,6, in Frankreich 1,8, in Belgien 8,5, in Großbritannien 11,4, in unseren bayerischen Städten 8,5, dieselbe Zahl wie in Belgien, auf dem Lande 13,8, in der Pfalz 16,8 betragen. Seit 1900 hat in Deutschland die Sterblichkeit um 4,4 auf 1000 abgenommen, die Geburtenziffer aber um 7,7, das heißt, sie ist um 75% stärker gesunken als unsere Sterblichkeit! Diese Zahlen reden doch eine furchtbar beredte Sprache. Wie werden wir uns künftig einer Welt von Feinden erwehren können, wenn unsere Volkskraft versiegt, wie einst in Hellas und Rom, wie heute in Frankreich? Diese Fragen zwingen uns zu ernster Einkehr und zur Prüfung der diesen Erscheinungen zugrunde liegenden Ursachen. Zunächst fällt dieser Geburtenabsturz in eine Zeit wirtschaftlichen Aufschwungs. Damit soll gewiß nicht gesagt werden, daß zur Abwehr nicht auch wirtschaftliche Maßnahmen ergriffen werden müssen; es kann ja gar nicht bestritten werden, daß die Wohnungsfrage, besonders in den Städten, hier eine bedeutsame Rolle spielt. Nach der Anschauung des von mir erwähnten Sachverständigen Geheimrat Dr Krohne kann aber von einer Rassenverschlechterung keine Rede sein; ja selbst die furchtbaren Geißeln der Volkswohlfahrt, die Geschlechtskrankheiten und der Alkoholismus, hätten in den letzten Jahren eher abgenommen. Bedrohlich zugenommen zu haben scheint aber die Zahl der Verbrechen gegen das keimende Leben, und immer aufdringlicher macht sich, bis in die letzten Dörfer hinein, die Anpreisung der empfängnisverhütenden Mittel breit. Dem Wunsche nach einem reichsgesetzlichen Verbote solcher Mittel hat sich auch der preußische Minister des Innern angeschlossen, und ich hege das feste Vertrauen, daß auch die königlich bayerische Staatsregierung im gleichen Sinne wirken wird. Doch dürfen wir nicht verkennen, daß es sich bei alledem nur um eine Bekämpfung der Symptome handelt, daß aber die Ursache selbst tiefer liegt. Die Beschränkung ist gewollt, nicht durch Natur oder Not verursacht. Es handelt sich also hier nicht so sehr um eine soziale und wirtschaftliche, sondern in erster Linie um eine Frage der Moral, wie auch der preußische Minister des Innern anerkannt hat. Von diesem Standpunkt aus hat die Frage schon 1909 der Bischof von Regensburg, dann 1913 der gemeinsame Hirtenbrief der norddeutschen Bischöfe beleuchtet, dessen hoher sittlicher Ernst auch auf Angehörige anderer Konfessionen tiefen Eindruck gemacht hat. Daß die sittlich-religiöse Erneuerung der Volksgesinnung die Hauptsache bleibt, wie Julius Wolf, der Vorsitzende der Gesellschaft für Bevölkerungspolitik, es ausdrückt, darauf scheinen auch die Erfahrungen in Frankreich hinzudeuten, wo gerade die reichsten Departements auf dem Lande, die neuzeitlichen Anschauungen huldigen, eine ebenso starke Bevölkerungsabnahme zeigen wie die Großstädte, während die ärmere Bretagne, die ihren religiösen Traditionen treu geblieben ist, immer noch eine Zunahme aufweist. Wie dem auch sei, wir alle sollten an das religiöse, vaterländische und

soziale Gewissen unseres Volkes und ganz besonders unserer gebildeten Stände appellieren. Vor dem Kriege hat gerade in den wohlhabenden Schichten mit steigendem Reichtum das Bedürfnis nach Luxus, nach neuen, fremdartigen Genüssen bedenklich zugenommen, die Sucht, sich auszuleben, ein mit schwächlichem Ästhetentum seltsam gepaartes Übermenschentum die alte schlichte Art der Väter, die diese doch auf die höchsten geistigen Höhen geführt hatte, zurückgedrängt, und dieses Beispiel hat leider auf weite Kreise unseres Volkes verheerend gewirkt. Möge auch hier der Krieg der große Erneuerer sein, der ja so eindringlich lehrt, wie wenig der einzelne losgelöst bedeutet, wie er sich deshalb nicht schrankenlos den vermeintlichen Rechten seiner Individualität hingeben, sondern als bescheidenes Glied sich in das große Ganze einfügen muß. Mögen gerade die sozial gehobenen Schichten bedenken, daß die unerbittliche Logik der Weltgeschichte sie dann immer ihrer führenden Stellung beraubt hat, wenn sie sich ihrer Pflichten gegen die Gesellschaft entschlugen."

Der zweite Redner, Bischof Dr. Ritter v. Henle, betonte natürlich auch die religiös-sittliche Seite der Frage unter Hinweis auf die Worte des Ministers v. Loebell im preußischen Abgeordnetenhause und dessen Appell an alle sittlichen Faktoren des öffentlichen Lebens, mitzuhelfen, das deutsche Volk wieder auf den rechten Weg zurückzuführen. Besondern Nachdruck legte aber der um die Bekämpfung der Geburtenverringerung verdiente Kirchenfürst auf die Hervorhebung der Tatsache, daß jetzt auch aus den Reihen der Ärzte entschieden gegen die Geburtenverminderung Stellung genommen wird. Er verwies dabei auf eine (in der Beilage zu Nr. 18, Jahrgang 1914, der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" erschienene) Abhandlung über die Ursachen und die Bekämpfung des Geburtenrückganges von Geheimrat Dr. v. Gruber, in der ein geradezu drakonisches Vorgehen gegen den „Verkehr mit gewissen Mitteln" verlangt wird. In diesem Zusammenhang erwähnte der Redner auch, daß auf einer Ärzteversammlung festgestellt wurde, daß in einem einzigen Vierteljahr in 219 Zeitungen, Zeitschriften und Kalendern nicht weniger als 26 500 Anzeigen von Geheimmitteln erschienen sind, welche zum größten Teil unsittlichen Zwecken dienten.

Als Vertreter der protestantischen Landeskirche Bayerns sprach an dritter Stelle Oberkonsistorialpräsident Dr. Ritter v. Bezzel sich sehr entschieden für energische staatliche Maßnahmen gegen die Geburtenverhütung aus. Er appellierte auch an die Presse aller Parteirichtungen, auf die öffentliche Meinung in dieser Frage aufklärend einzuwirken und aus vaterländischem Interesse der Anpreisung antikonzeptioneller Mittel die Aufnahme im Inseratenteil zu versagen. Als das Wichtigste bezeichnete aber auch dieser Redner die religiös-sittliche Erneuerung durch eine Schärfung der Gewissen im Hinblick auf die Verantwortung im Jenseits.

Der Staatsminister des Innern, Dr. Freiherr v. Soden-Fraunhofen, pflichtete den Ausführungen der Vorredner über den vorwiegend sittlich-religiösen Charakter der Geburtenfrage vollkommen bei, bezeichnete es aber angesichts der Wunden, die der Krieg der Wehr- und Arbeitskraft des deutschen Volkes geschlagen hat, als eine der ernstesten Aufgaben der Staatsgewalt, „die Wege, auf denen unserem

Volk ein ausreichender und gesunder Nachwuchs gesichert werden kann, zu erkennen und zu bahnen". Über die Art und Weise, wie der Staat dieser Aufgabe gerecht werden kann, führte der Minister im einzelnen folgendes aus:

„Diese Wege werden die verschiedensten Gebiete der Staatsverwaltung zu berühren haben. Es wird zunächst Aufgabe der staatlichen Gesundheitsverwaltung sein, durch Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten eine der Ursachen des Geburtenrückgangs in ihrer Wirkung abzuschwächen, durch Ausbau des Mutter- und Säuglingsschutzes für weitgehende Erhaltung der Geborenen zu sorgen — es sind, Gott sei Dank, recht schöne Ergebnisse aus den letzten Jahren hier zu verzeichnen —, ferner durch Bekämpfung der Tuberkulose, Förderung des Wohnungs- und Siedelungswesens, das gewiß hierbei eine bedeutende Rolle spielt, durch Maßnahmen in den Schulen dahin zu wirken, daß die Kinder, die durch die Gefahren der ersten Lebensjahre glücklich durchgebracht worden sind, zu gesunden und kräftigen Menschen heranwachsen.

„Es wird ferner Aufgabe der sozialen Gesetzgebung sein, die Lasten, welche die Kinderaufzucht dem wirtschaftlich schwächeren Teil der Bevölkerung verursacht, tunlich zu mildern. Zu gleichem Zwecke wird auf dem Gebiete des Steuerwesens eine Berücksichtigung der kinderreichen Familien unter stärkerer Heranziehung der Ehelosen sowie der kinderlosen und kinderarmen Familien in Erwägung zu ziehen sein. Ansätze nach der Richtung finden sich, wenn auch noch klein, in unserer Steuergesetzgebung. Ich darf auch darauf verweisen, daß in der Kriegsfamilienunterstützung hierauf Rücksicht genommen ist.

„Aufgabe der Staatsregierung wird es dann weiter sein, der Verbreitung von Mitteln für Empfängnisverhütung sowie der künstlichen Beseitigung der Schwangerschaft, die leider einen so beklagenswerten Umfang angenommen hat, entgegenzutreten. Bei der hohen Bedeutung, die dieser Frage zukommt, und bei dem beklagenswerten Umfang der Gefahr ist es sicher Aufgabe aller derer, die hier eine Einwirkung haben, sich mit derselben eingehend zu befassen.

„Was den Verkauf von empfängnisverhütenden Mitteln betrifft, so ist zunächst festzustellen, daß er einen Umfang angenommen hat, der sowohl aus Gründen der allgemeinen Sittlichkeit als im Interesse der Volkserhaltung tief zu beklagen ist, und deswegen muß gegen öffentliche Ausstellung, Ankündigung und Anpreisung solcher Gegenstände vorgegangen werden. Es kann das auf Grund des § 184 des Reichsstrafgesetzes geschehen und es ist hier eingeschritten worden. Ich möchte darauf hinweisen, daß das königl. Justizministerium die Staatsanwälte durch eine Entschließung vom 1. Dezember 1913 angewiesen hat, Verfehlungen gegen § 184 beim Vertriebe von Empfängnisverhütungsmitteln unter Beachtung der vom Reichsgerichte aufgestellten Rechtsgrundsätze, die eine weitgehende Auslegung vertreten, nachdrücklich entgegenzutreten. Die Staatsanwaltschaften sind angewiesen worden, bei den Strafanträgen die Gemeingefährlichkeit und Gewinnsucht der Angeklagten zu berücksichtigen, und es bleibt zu erhoffen, daß diese Anträge — soweit es sich um Preßvergehen handelt, stehen ja Schwurgerichte in Frage — auch Erfolg haben, so daß eine Verurteilung eintritt. Mich weiter hierüber auszusprechen, bin ich selbstverständlich nicht in

der Lage, weil es sich hier um Beurteilung von gerichtlichen Entscheidungen handelt."

Der Minister sprach dann noch sein Bedauern darüber aus, daß es, abgesehen von der durch § 184 des Reichsstrafgesetzbuches gebotenen Handhabe, an einer rechtlichen Grundlage zur Beschränkung des Handels mit antikonzeptionellen Mitteln gegenwärtig noch fehle, da die dahinzielenden Anträge im Reichstag in den Jahren 1910 und 1913 und im bayerischen Landtag vom 29. April 1914 zu einem praktischen Ergebnis noch nicht geführt haben. Die bayerische Regierung sieht, wie der Minister erklärte, eine gesetzliche Regelung dieser Materie für unbedingt erforderlich an und wird daher auch im Bundesrat dafür eintreten.

Als Ergebnis der Verhandlungen über den Geburtenrückgang in zwei gesetzgebenden Körperschaften der beiden größten deutschen Bundesstaaten können wir die erfreuliche Tatsache feststellen, daß die bayerische Reichsratskammer ausnahmslos, das preußische Abgeordnetenhaus der überwiegenden Mehrheit nach für durchgreifende gesetzliche Maßnahmen zur Eindämmung des Geburtenrückganges sich ausgesprochen und daß sowohl der preußische wie der bayerische Minister des Innern seine Mitwirkung zugesagt hat. Das berechtigt zu der Hoffnung, daß die in den Versammlungen der Deutschen Gesellschaft für Bevölkerungspolitik und zahlreichen andern Versammlungen angenommenen Resolutionen nicht bloß auf dem Papier stehen bleiben, sondern in die Tat umgesetzt werden.

Hermann A. Krose S. J.

Neues vom Borromäusverein.

Nichts vermag wohl einen stärkeren Begriff zu geben von der gesunden Entwicklung des Borromäusvereins in den letzten Jahrzehnten, als wenn wir vergleichen, wie wir den Verein vor 25 oder 30 Jahren in unserer Jugend kannten, und wie er heute dasteht. Damals fristeten die Büchereien ein noch bescheidenes Dasein in irgend einem kleinen Raume des Herrn Pfarrers oder des Herrn Kaplans, oder eine ganze Bücherei war aufgestapelt in dem Gestell eines katholischen Vereins. Gewiß haben die damaligen Borromäusbüchereien großen Nutzen gestiftet und viel Segen in die Familien hineingetragen. Sie waren es auch wohl, die manchem Studentlein den Beruf fürs Priestertum erhielten und manch junges Menschenkind mit hohen Idealen erfüllten. Doch von einem tief eingreifenden Einflusse auf weitere Volkskreise konnte weniger die Rede sein.

Und heute! Ein Vergleich belehrt uns, daß der Borromäusverein an der Spitze steht, wenn die Gesamtleistungen der vier größten deutschen Bücherorganisationen in Vergleich gebracht werden. Schon im Jahre 1912 hatte der Borromäusverein einen Gesamtversand von 522756 Bänden, die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung einen solchen von 206181 Bänden, die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung von 85272 Bänden und der christliche Zeitschriftenverein von 74483 Bänden. Die drei größten nichtkatholischen deutschen Bücherorganisationen konnten somit einen Gesamtversand von 365936 Bänden aufweisen; der Anteil des Borromäusvereins am Gesamtversand der vier größten deutschen Bücherorganisationen im Jahre 1912 betrug 59 %!

Diese Zahlen reden eine deutliche Sprache; sie sind das glänzende Ergebnis angestrengtester Erziehungs- und Organisationsarbeit. Gewaltiges mußte geleistet werden in der Aufklärung des katholischen Volkes, das noch immer den Borromäusverein für eine reine Vereinigung zur Verbreitung von „frommen" Schriften hielt. Es galt, unserem Volke und seinen Führern klar zu machen, daß es bei der Bücherfrage um eine Lebensfrage des deutschen Katholizismus sich handelte. Immer mehr hatten sich ja — wenn auch nicht genau in demselben Maße wie etwa in Nordamerika oder England — die öffentlichen Büchereien zu großen Erziehungsanstalten des Volkes und zu starken Förderern der verschiedenen Weltanschauungen gestaltet. Die nicht-katholischen Büchereien, die mit öffentlichen Mitteln unterhalten wurden, zeigen sich bis auf den heutigen Tag in der Aufnahme katholischer Schriften sehr zurückhaltend, wenn nicht gar feindlich.

Noch ist nicht alle Gleichgültigkeit in katholischen Kreisen überwunden; auch heute soll es in Deutschland noch Pfarreien geben, in denen keine katholische Bücherei besteht. In vielen fristet die katholische Bücherei ein Dasein, wie wir es vor 25 oder 30 Jahren kannten. Und doch müssen wir heute sagen, daß der Büchereifrage im wesentlichen dieselbe Bedeutung zukommt wie der Schulfrage.

Schuld der Leitung des Borromäusvereins ist es nicht, wenn man sich noch nicht allenthalben über dessen Bedeutung klar ist. In ganz Deutschland sind Aufklärungsversammlungen gehalten worden. Auf den Katholikenversammlungen der letzten zwei Jahrzehnte vernahm man immer eindringlichere Mahnrufe an das katholische Volk über die hochwichtige Bedeutung der katholischen Büchereien. In weltlichen Versammlungen und in der Kirche wurde das Volk an seine Pflicht erinnert, und in zahllosen Flugblättern wurde auf den Segen unserer Büchereien hingewiesen.

Ihre vornehmste Aufgabe sah die Leitung des Borromäusvereins im inneren Ausbau. Dazu trug vor allem die Zeitschrift „Die Bücherwelt" bei. Sie ist uns bekannt als tüchtiges Literaturblatt und sucht zugleich weitere katholische Kreise des Volkes einzuführen in den technischen und organisatorischen Betrieb des modernen Bücherwesens. Zwei wertvolle und auf der Höhe der Zeit stehende Erscheinungen verdanken diesen Bestrebungen zunächst ihre Entstehung. Die eine ist der schon in dritter Auflage vorliegende Musterkatalog des früheren Generalsekretärs Hermann Herz, und die andere die „Kurze Anleitung für Bibliotheksverwaltung" von Johannes Braun. Beiden Leistungen hat man auf der andern Seite in der Bücherfrage sicher nichts Besseres gegenüber zu stellen. Beide Schriften ergänzen sich in der glücklichsten Weise. Während der Musterkatalog ohne Engherzigkeit echt katholische Erziehungsarbeit bei unserem Volke anstrebt, ist die „Kurze Anleitung" von Johannes Braun bemüht, unsere Büchereien auch technisch auf die Höhe zu bringen durch Belehrung über die notwendige Kleinarbeit. Den gleichen Bestrebungen dienen auch andere Veröffentlichungen des Borromäusvereins in der letzten Zeit, aus denen wir wiederum zwei besonders hervorheben, die allgemeine Beachtung verdienen. Zunächst die „Vorträge über Jugendbibliotheken, gehalten auf dem Bibliothekskursus in Trier vom 16. bis 18. April 1913". Was da gesagt wird über Jugendbibliotheken, über die Erziehung zur Lektüre, über Bücher für Knaben

und Bücher für Mädchen, gehört mit zum Besten, das überhaupt in Deutschland über die Jugendschriftenfrage seit mehreren Jahrzehnten erschienen ist.

Wer aber den Borromäusverein in seinen wahren Bestrebungen würdigen will, der greife zu der herrlichen Schrift von Dr. Joseph Froberger „Unsere literarischen Aufgaben", Bonn 1916, Verlag des Borromäusvereins. Diese Schrift enthält wohl die eigentlichen Leitsätze des Borromäusvereins. Was Froberger in der Schrift „Unsere literarischen Aufgaben" sagt, ist die reife Frucht eines Mannes, der die hartnäckigen Literaturkämpfe vor dem Ausbruche des Krieges als selbständiger Denker und mit warmem katholischen Empfinden für die große katholische Literaturvergangenheit und die unleugbaren bedeutenden Erfolge der neueren katholischen Literatur durchlebt hat. Froberger zeigt sich da ferner als einen Mann, der sich durch eine noch so blendende Form ohne Inhalt den klaren Blick nicht trüben läßt. Wohl besitzt auch er eine hohe Wertschätzung starken dichterischen Könnens, und ihm ist es eine der edelsten Aufgaben des Borromäusvereins, unser katholisches Volk auch künstlerisch zu erziehen, doch sieht er das Ideal des literarischen Kunstwerkes erst in der glücklichen künstlerischen Harmonie von Form und Inhalt. Kunst, Religion und Sittlichkeit müssen im wahren Kunstwerke zusammenwirken.

So faßt der Borromäusverein seine idealen Aufgaben für die Zukunft auf. Daß darüber die praktische Tätigkeit der Gegenwart nicht vernachlässigt wird, zeigt eine Übersicht der Kriegsarbeit des Borromäusvereins.

Bis zum 20. Dezember 1915 wurden versandt: An Lazarette 410 342 Bände, 174 957 Hefte, zusammen 585 299.

An die Front: 163 299 Bände, 3 448 887 Hefte, zusammen 3 612 186.

An Gefangenenlager in Deutschland: 93 961 Bände und Hefte; an Gefangenenlager in Frankreich: 28 167 Bände und Hefte; an Soldatenheime 4913 Bände und Hefte. Zusammen wurden versandt: 700 682 Bände, 3 623 844 Hefte. Summa 4 324 526.

Durch diese Leistungen hat der Borromäusverein sich in einer Weise um die Soldaten und um das Vaterland verdient gemacht, auf die wir deutsche Katholiken wahrhaft stolz sein können. Pflicht des katholischen deutschen Volkes ist es daher, seinem Borromäusverein in der gegenwärtigen schweren Kriegszeit die alte Liebe zu erhalten und durch tatkräftige Unterstützung ihm die Möglichkeit zu bieten, auf neue Aufgaben in der Friedenszeit sich vorzubereiten. Denn in den großen Weltanschauungskämpfen, die uns nach dem Weltkriege wahrscheinlich beschieden sein werden, wird der Borromäusverein eine unserer festesten Stützen sein müssen. Hermann Acker S. J.

Eine Ehrenschuld der deutschen Katholiken. (Corpus Catholicorum Germanicum.)

Seit dem Jahre 1834 ist ein Corpus Reformatorum, eine Sammlung von Schriften der Haupturheber der Kirchenspaltung, im Erscheinen begriffen. Sie enthält bis zu diesem Tage die gesamten Werke Melanchthons und Kalvins

und einen Teil der Werke Zwinglis. Luthers Schriften wurden in dieses Corpus nicht einbezogen, weil um jene Zeit schon eine selbständige Gesamtausgabe seiner Werke in Angriff genommen war, die seit 1883 durch eine noch neuere kritische Bearbeitung dieses Reformators (Weimarer Ausgabe) abgelöst wird. Ihre Vollendung, die mit staatlicher Unterstützung und Zusammenarbeit zahlreicher Gelehrten gefördert wird, ist zum Lutherjubiläum 1917 in Aussicht genommen. Auch die Briefwechsel von Luther, Butzer, Hutten, Bugenhagen und andern Reformern sind in bequemen neuen Ausgaben vorhanden. Auf katholischer Seite ist, wenn wir von Braunsbergers Sammlung der Canisiusbriefe und etwaigen außerdeutschen Unternehmen ähnlicher Art absehen, noch fast nichts Gleichwertiges für die Zeit der Glaubensspaltung vorhanden. Das ist ein großer Mangel und hat für die katholische Sache überaus schädliche Folgen. Hauptsächlich dieser Zustand ist daran schuld, daß sich bei Freund und Feind, bei Gelehrten und Ungelehrten die Vorstellung einbürgern konnte, als hätten die Katholiken des 16. Jahrhunderts in Deutschland den Angriffen der Neuerer völlig ratlos und führerlos gegenübergestanden oder wenigstens keine an allgemeiner Bildung und theologischer Gelehrsamkeit ebenbürtigen Gegner ins Feld zu führen gehabt. Es ist eben zweierlei, ob ich die Werke eines Reformators in der stattlichen Reihe einer modernen, handlichen und einladenden Ausgabe vor mir stehen habe, oder ob ich die alten, wurmstichigen und vergilbten Originaldrucke seines Gegners aus großen Bibliotheken auf kurze Zeit zusammenleihen muß, um mühsam unter allerlei Hindernissen herauszubuchstabieren, wie er seine Aufgabe anpackt. In den meisten Fällen wird das Buch des ersteren gelesen und macht Eindruck; für das, was der andere zu erwidern hat, muß man sich gar häufig mit dem begnügen, was irgend ein neuerer Geschichtschreiber, der ihn vielleicht ebenfalls nicht gelesen hat, über den Inhalt seiner Gegenschrift berichtet. Bekennt doch in der neuen Weimarer Ausgabe von Luthers Werken (VII 615) der Herausgeber der Streitschrift „Von dem Papsttum zu Rom wider den Romanisten zu Leipzig“ (Alfeld), daß er die zugehörige Antwort des berühmten Thomas Murner nicht eingesehen habe, „da uns ein Exemplar nicht zugänglich war“. Von Rechts wegen müßte, wenn Licht und Schatten richtig verteilt sein sollen, in einer solchen Ausgabe vor Luthers genannter Streitschrift diejenige Alfelds stehen, auf die Luther sich bezieht, denn die meisten Leser werden Alfeld gegenüber in der gleichen Lage sein wie Knaake in bezug auf Murner. Sie müssen sich also auf des Herausgebers Urteil verlassen, Alfeld biete „einen Schein von Mäßigung und Gründlichkeit“, und dieses Urteil ist ungerecht.

Daß hier vieles nachzuholen und gutzumachen sei, haben nicht nur katholische Gelehrte seit vielen Jahren immer wieder betont, sondern auch verschiedene gerecht denkende Forscher im andern Lager haben öfter darauf hingewiesen, daß eine wirklich objektive Darstellung der Reformationszeit so lange nicht zu hoffen sei, als es an einer guten Ausgabe der zeitgenössischen Vertreter des alten Glaubens fehle. „Man müßte Schrift und Gegen-

schrift stets zusammen lesen", sagt auch der protestantische Professor W. Köhler gerade mit Bezug auf Luther.

Diesem Mangel soll nun endlich abgeholfen werden. Professor Dr Joseph Greving an der Universität Münster in W., der schon seit Jahren mit der Herausgabe einer Sammlung „Reformationsgeschichtlicher Texte und Untersuchungen" beschäftigt ist, hat sich entschlossen, dieses vorbereitende Unternehmen durch die Herausgabe eines großen Corpus Catholicorum zu krönen.

Es ist ein kühnes, schwieriges Unternehmen, das nur mit vereinten Kräften zu Ende geführt werden kann; aber es ist, wie schon gesagt, ein notwendiges Werk, das für die Zukunft unserer Kirche in Deutschland von großer Tragweite werden kann. Darum ist es Pflicht aller Katholiken, welche den schönen Plan zu würdigen und an seiner Förderung mitzuwirken imstande sind, daß sie ihre Mitarbeit nicht versagen. An solcher Teilnahme wird es auch sicher nicht fehlen, wenn nur erst das Unternehmen in seiner ganzen Schönheit und Wichtigkeit allgemein bekannt ist. Lassen wir uns also von Professor Greving selbst genauer in den Plan einführen.

In der bei Aschendorff in Münster erscheinenden „Theologischen Revue" (Nr. 17/18 vom 22. November 1915) hat er über das Werden und die vorläufige Gestalt des Planes zum Corpus Catholicorum einen Aufsatz veröffentlicht, der auch im Einzeldruck erschienen ist[1] und solchen, die ein Herz für die Sache haben, vom Verfasser bereitwillig zur Verfügung gestellt wird. Dieser Programmschrift sind die folgenden Angaben entnommen.

„Das Corpus Catholicorum muß geschaffen werden, um unsere Kenntnis von der Geschichte der Glaubensspaltung auszudehnen und zu vertiefen. Es ist höchste Zeit, daß man 400 Jahre nach deren Beginn auch die Anhänger und Verteidiger der katholischen Kirche in ihren Schriften und Briefen wieder selbst zu Worte kommen läßt. Das ist nur eine Forderung der Gerechtigkeit und der Wahrheit: Audiatur et altera pars! Allen Forschern, gleichviel welcher Richtung, muß es ermöglicht werden, unter weniger schwierigen Umständen als bisher diese an sich so selbstverständliche Mahnung zu befolgen. Dann werden Vorurteile und Irrtümer um so eher beseitigt werden, und es wird zweifellos in manchen Punkten leichter zu einer Verständigung unter den aufrichtig Strebenden kommen.

Wie soll nun das Corpus Catholicorum gestaltet werden?

Da dieser Titel für die geforderte Sammlung den Fachleuten bereits geläufig ist, wird es am besten sein, ihn beizubehalten. Sie soll ja eine Art von Seitenstück zu dem Corpus Reformatorum werden. Freilich bezeichnet Reformatorum eine ohne weiteres genau umschriebene Gruppe von Persönlichkeiten, während Catholicorum zu unbestimmt ist. Daher ist ein Untertitel zur Ergänzung notwendig. Ich schlage vor: ‚Corpus Catholicorum. Quellen zur Geschichte der religiösen Bewegung in Deutchland von 1500 bis 1563.'

---

[1] Plan für ein Corpus Catholicorum von Prof. J. Greving in Münster i. W. Sonderabdruck aus der Theologischen Revue, 14. Jahrgang, Nr. 17/18. Münster, Aschendorffsche Verlagshandlung.

Daß das Jahr 1563, in dem das Trienter Konzil geschlossen wurde, als Endpunkt berechtigt ist, wird kaum bezweifelt werden können.... Als Anfangspunkt ist das Jahr 1517 nicht so ganz geeignet. Viele Bekämpfer der Neuerung sind schon vorher als Schriftsteller tätig gewesen; ihre früheren Werke würde man in der Sammlung nur ungern missen. Ferner hat die Forschung ein reges Interesse daran, daß überhaupt die religiösen und theologischen Schriften aus der Zeit unmittelbar vor 1517 bequemer zugänglich gemacht werden. Manche Probleme der Reformationsgeschichte können nur geklärt werden, wenn man einen tieferen Einblick in den Stand der theologischen Wissenschaft und der religiösen Volksbelehrung unmittelbar vor Luthers Auftreten erlangt. Wie war die Lehre der Theologen, wie die Volksfrömmigkeit am Ausgang des Mittelalters beschaffen?... Um aber das neue Unternehmen nicht allzuweit auszudehnen, möchte ich nicht über das Jahr 1500 zurückgreifen.

Selbstverständlich ist allen katholischen Schriftstellern, die innerhalb des deutschen Reiches, wie es im 16. Jahrhundert bestanden hat, und in den Gebieten des Deutschen Ordens gelebt haben, ein Platz einzuräumen. Aber auch solche Werke außerdeutschen Ursprungs verdienen Aufnahme, die damals auf die religiöse Bewegung in Deutschland Einfluß ausgeübt haben, also z. B. einzelne Schriften der Italiener Silvester Prierias, Ambrosius Catharinus, der Kardinäle Kajetan und Contarini, des Pariser Theologen Clichtoveus, des englischen Märtyrerbischofs John Fisher von Rochester.

Welche Schriften sollen überhaupt herausgegeben werden? Nicht bloß die kleineren Gelegenheitsschriften! Immer mehr habe ich mich davon überzeugt, wie notwendig es ist, auch die umfangreicheren gelehrten Traktate jener katholischen Theologen, die damals tonangebend waren, besser bekannt zu machen. Daß auch ungedruckte Schriften aufgenommen werden sollen, steht für mich außer Frage. Ebenso die Briefwechsel. Es wird freilich noch große Anstrengungen kosten, bis wir in der glücklichen Lage sind, die Korrespondenz eines Eck, Cochläus, Faber, Pflug usw. in übersichtlicher Ordnung herauszugeben.

In welchem Umfang und in welcher Reihenfolge sollen die Schriften herausgegeben werden? Ich halte es nicht für ratsam, das Corpus Catholicorum so einzurichten, daß etwa erst sämtliche Werke Ecks hintereinander, dann ebenso die des Cochläus, Dietenberger, Fabri usw. gedruckt werden müssen.

Meines Erachtens muß die Hauptsache sein, nach Kräften dafür zu sorgen, daß möglichst bald recht viele jener Schriften zugänglich gemacht werden, die für die Reformationsgeschichte von besonderem Interesse sind. Dabei möchte ich — wenigstens einstweilen — den Schriften aus den ersten Jahren nach Luthers Auftreten die meiste Aufmerksamkeit geschenkt wissen.

Ich möchte daher vorschlagen, die Hefte in zwangloser Folge und in verschiedenem Umfang erscheinen zu lassen. Ganz kleine Schriften von einem Autor können zu einem Hefte vereinigt werden. Um jedoch trotz der bunten Mannigfaltigkeit der, wie ich hoffe, bald recht zahlreichen Hefte den Überblick nicht zu verlieren, im Gegenteil den jeweiligen Inhalt des Corpus Catholicorum schnell und klar vor Augen zu stellen, kann anfangs jedem Hefte, später jedem fünften oder zehnten ein Verzeichnis der früheren beigedruckt werden.

So wäre die Möglichkeit geboten, zunächst die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, im Laufe der Zeit aber das Corpus Catholicorum immer weiter auszubauen. Ob es schließlich zu einer vollständigen Samm-

lung aller Werke aller katholischen Schriftsteller jener Zeit werden soll — gewiß ein hohes und erstrebenswertes Ziel! — das ist eine Frage, die nicht bloß eine wissenschaftliche, sondern auch eine finanzielle Seite hat. Sie zu entscheiden, mag der Zukunft überlassen werden. Jedenfalls gewährt der von mir befürwortete Plan den Mitarbeitern große Freiheit, erhöht dadurch die Lust, mitzutun, trägt zuerst dem Notwendigsten Rechnung, bietet aber auch weite und reiche Entwicklungsmöglichkeiten.... Der Text selber muß zunächst von dem üblichen kritischen Apparat begleitet werden. Ferner ist er mit Nachweisungen der Zitate und sonstigen erklärenden Anmerkungen zu versehen, um sein Verständnis möglichst zu erleichtern.

Ein solches, groß anzulegendes Unternehmen wie das Corpus Catholicorum kann nur durch das Zusammenwirken vieler Kräfte zustande kommen.... Wenn ich mich insbesondere an die katholischen Gelehrten und unter diesen nicht an letzter Stelle an die Ordenshistoriker wende, so ist das in der Sache begründet. In den Klöstern der Benediktiner, Zisterzienser, Kartäuser, Karmeliter, Augustiner, zumal aber der Franziskaner und Dominikaner hat einst mancher tüchtige und eifrige Mönch die Feder ergriffen und seinen Mann im Kampfe für die damals arg umdrängte katholische Kirche gestellt. Ist es da nicht eine Ehrenpflicht ihrer Ordensbrüder von heute, daß gerade sie die literarische Hinterlassenschaft ihrer Vorfahren aus den verstaubten Winkeln der Bibliotheken und Archive hervorholen und bearbeiten?

Um das Corpus Catholicorum schaffen zu können, bedarf es aber nicht bloß einer beträchtlichen Zahl von Männern, die ihre Arbeitskraft zur Verfügung stellen, sondern auch bedeutender finanzieller Mittel. Ohne die opferwillige Hilfe hochherziger Spender ist das so wichtige Werk einfach nicht durchzuführen. Damit es eine feste und dauernde Grundlage erhält, beabsichtige ich, eine ‚Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum' in der Form eines eingetragenen Vereins zu gründen. Wenn auch außerordentliche Zuwendungen sehr erwünscht sind, so werden die Geldmittel doch in der Hauptsache aufzubringen sein durch Beiträge von Stiftern (einmal 1000 *M.*), Gönnern (jährlich 100 *M.*) und Teilnehmern (jährlich 5 *M.*)

Für Ratschläge zur Verbesserung meines Planes[1] werde ich sehr dankbar sein. Ich bitte, Erklärungen, das Corpus Catholicorum unterstützen zu wollen,

---

[1] An den Einzelheiten des Planes, wie ihn der Herausgeber entwickelt hat, wird kaum etwas auszusetzen sein. Allenfalls könnte man dem Haupttitel der Sammlung, „Corpus Catholicorum", noch den Beisatz „Germanicum" geben; das würde ihn mit dem vorgeschlagenen Untertitel besser in Einklang bringen und zugleich Mißverständnisse und Mißdeutungen hintanhalten, als wolle das Unternehmen die gesamte katholische Theologie der Epoche wiedergeben. Ob genau das Jahr 1500 sich als obere Grenze wird behaupten lassen, muß vielleicht gerade aus den von Dr. Greving angedeuteten Gründen dahingestellt bleiben. Eine etwas dehnbarere Fassung, wie etwa „Ausgang des Mittelalters" möchte auf die Dauer bequemer sein. Doch das sind untergeordnete Sorgen. Bedeutender aber will uns eine gelegentlich beigefügte Anmerkung scheinen, die ankündigt, daß die von den einzelnen Herausgebern zu bietenden Zusätze, Nachweisungen und erklärenden Noten „sollen in deutscher Sprache geschrieben werden". Das ist berechtigt, wenn die Hauptschrift deutsch ist; bei lateinischen Werken aber wäre diese Regel nicht unbedenklich. Wenn böhmische, ungarische, dänische oder schwedische Herausgeber

sei es durch Mitarbeit, sei es als Stifter, Gönner, Teilnehmer oder Subskribent, einstweilen an meine Adresse (Münster i. W., Staufenstr. 42) gelangen zu lassen. J. Greving."

Dieser Aufruf wurde im November 1915 ausgegeben.

Schon im März des folgenden Jahres 1916 konnte Dr. Greving mitteilen, daß sein Unternehmen eine überraschend günstige Aufnahme gefunden habe. Zum Eintritt in die Redaktionsgeschäfte haben sich unterdessen bereit erklärt die Herren Universitätsprofessoren Engelkemper, Meinertz und Lux in Münster, Weyman in München, Grabmann in Wien, Bibliothekar Dr. Schottenloher in München, zu denen in Bälde noch ein Fachmann für Germanistik hinzutreten soll. Die Angebote tüchtiger Mitarbeiter sind ebenfalls in erfreulicher Anzahl erfolgt, und was besonders ermutigend ist, es hat sich auch schon ein Kern von Stiftern, Gönnern, Teilnehmern und Subskribenten eingefunden, der für das Gelingen des Planes die besten Hoffnungen erweckt. Der Entwurf der Satzungen für die „Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum" ist in Arbeit. Im Laufe des Sommers hofft der Herausgeber mit dem Druck einer ersten Lieferung beginnen zu können. Der von den Abnehmern zu zahlende Betrag richtet sich nach dem Umfang der Lieferungen, soll aber 20 *M* für ein Jahr nicht überschreiten.

Es würde uns freuen, wenn es diesen Zeilen gelänge, dem edeln Unternehmen eine gute Anzahl Gönner, Spender, Teilnehmer und auch einige großmütige Stifter, besonders aber viele Mitarbeiter zu werben.

Matthias Reichmann S. J.

Die Balkanzugstrecke, eine Hauptverkehrsader des Römerreiches.

Eine der interessantesten Kostbarkeiten der Wiener Hofbibliothek ist die sogenannte Tabula Peutingeriana. Den Namen hat sie von einem ihrer ersten Besitzer, dem Augsburger Gelehrten Konrad Peutinger. Das Exemplar der Wiener Hofbibliothek ist eine etwa im 11. Jahrhundert angefertigte Kopie einer Straßenkarte des römischen Reiches, deren Original zu Ende des 4. Jahrhunderts entstanden ist. Ein Teil der Karte, und zwar der Spanien und England darstellende Abschnitt, ist verloren. Die noch vorhandenen Blätter bringen das römische Europa, Nordafrika und Asien bis nach Persien und Indien zur Darstellung. Die Absicht des Verfassers, das gesamte Straßennetz des Römerreiches auf einer nur 34 cm breiten und etwa 8 m langen Pergamentrolle zur Darstellung zu bringen, zwang ihn, Länder und Meere in einer Art neben und übereinander zu gruppieren, daß einem an moderne Karten gewöhnten Beschauer sein Werk infolge der fehlenden Orientierung und Proportion als ein auf den ersten

---

solcher Texte zu ihren Anmerkungen die Muttersprache anwenden, so ist das der Wissenschaft nicht förderlich und wird getadelt. Der Tadel wird aber wirksamer sein, wenn wir ihnen mit gutem Beispiel vorangehen. Und warum soll man der nichtdeutschen Welt den Zugang zu einer solchen Quelle erschweren?

Blick unentwirrbares Labyrinth erscheint. Der schwierigen Aufgabe, dieses Netz von Straßen zu entwirren und in einer den Anforderungen der modernen Geographie entsprechenden Art zur Darstellung zu bringen, hat sich der bekannte Herausgeber der ältesten Weltkarten, der Mappae Mundi, Konrad Miller, unterzogen. Sein Werk, „Itineraria Romana, Römische Reisewege an der Hand der Tabula Peutingeriana" [Mit 317 Karten, Skizzen u. Textbildern. gr. Folio (LXXV u. 992) Stuttgart 1916, Strecker und Schröder], ein wahres Muster deutschen Fleißes, ist zugleich mitten im Weltkrieg ein Zeugnis für die Leistungsfähigkeit des deutschen Buchhandels.

Das gesamte Straßennetz des römischen Reiches im 4. Jahrhundert nach Christus wird von Miller in 295 Kartenskizzen erläutert, 141 Reisestrecken mit allen Stationen und ihren Entfernungen voneinander sind eingehend beschrieben. Zwei Indices ermöglichen es, die antiken Ortsnamen und ihre entsprechenden modernen Bezeichnungen aufzufinden. Miller hat somit ein ausführliches Kursbuch für die Zeit des ausgehenden Kaiserreiches geschaffen.

Wir sind mit Recht stolz auf unseren mitten im Kriege entstandenen Balkanzug, der, vom äußersten Westen des Deutschen Reiches bis zum Goldenen Horn vier verbündete Staaten durcheilend, ihre Hauptstädte verbindet. Als durchgehende Verbindungslinie Westeuropas mit dem Orient ist er nichts Neues. Der Gedanke liegt nahe, an der Hand des Millerschen Werkes die damalige transeuropäische Linie zu verfolgen und uns ihre Bedeutung im römischen Weltverkehr klarzumachen.

Ihrer technischen Einrichtung nach waren die römischen Straßen den unseren, auch den für den Automobilverkehr bestimmten, durchaus ebenbürtig. Um so größer ist aber der einschneidende Gegensatz zwischen dem Verkehrswesen von damals und heute. Die römische Reichspost, der cursus publicus, war ein durchaus staatliches Institut, ausschließlich für amtliche Reisen bestimmt und vorbehalten. Niemand durfte sich der Reichspost bedienen, dem nicht ein Erlaubnisschein mit genau vorgeschriebener „Marschroute" ausgehändigt war. Solche erhielten nur Gesandte, Offiziere, Beamte und Kuriere für ihre Dienstreisen. Die gesamten Unterhaltungskosten dieser nur dem Staat und seinen Organen dienenden Einrichtung mußten von den Untertanen unter den schwersten Opfern aufgebracht werden, ohne daß sie davon einen entsprechenden Nutzen gehabt hätten.

Daran, daß die Bereitstellung öffentlicher Verkehrsmittel zu den Aufgaben des Staates gehören könne, dachte man nicht einmal. Der Privatmann, der auf Reisen gehen wollte oder mußte, konnte zusehen, wie er weiter kam. Der Staat stellte ihm zu seiner Reise nichts zur Verfügung als die Straßen, diese allerdings in erstaunlicher Menge.

Mit der Verlegung der römischen Reichshauptstadt nach Osten, nach Byzanz, war der Balkan und sein Straßennetz in den Vordergrund strategischen und verkehrstechnischen Interesses getreten. Byzanz war Ziel und Ausgangspunkt aller Straßen des Reiches geworden. Sehen wir von den asiatischen Straßen ab, so bleiben für den damaligen europäischen Verkehr von Byzanz aus zwei Hauptziele, Rom, die alte Reichshauptstadt und die Hauptstadt der Christenheit,

und Trier, das im 4. Jahrhundert als Kaiserresidenz mit Konstantinopel und Antiochien wetteiferte. Demgemäß war das Straßennetz des Balkans in zwei Hauptrichtungen orientiert, direkt nach Westen an die Adria, von wo sich die kürzeste Seeverbindung mit Rom ergab, und nach Norden zur Donau, wo Belgrad der Ausgangspunkt einer Reihe der wichtigsten Straßenzüge war. Erstere, die Via Egnatia, zog von Byzanz aus am Ufer des Ägäischen Meeres hin bis Saloniki, von wo sie über Monastir, Ochrida, Elbassan nach Durazzo führte. Das heute so wegloſe Albanien war in nord-südlicher Richtung von einem Straßenzuge durchquert, der die uns heute so interessierenden Orte Valona, Durazzo, Alessio, Skutari berührte, von dort aus durch Montenegro über Danilovgrad, Nikſic nach Trebinje und zur dalmatinischen Küstenstraße gelangte. Eine andere von Skutari ausgehende Straße führte über Dulcigno, Antivari nach Budua, von dort westlich vom Lovcen nach Cattaro und Ragusa. Von der Via Egnatia trennte sich bei Erekli, dem alten Perinth, die Hauptstraße zur Donau, die von Adrianopel aus fast genau dem Laufe des Balkanzuges entsprechend über Sofia, Nisch, Pirot führte und bei Kostolac die Donau erreichte. Für die Verbindung der Hauptstraßen untereinander war ausreichend gesorgt. Von Nisch aus führte eine Straße übers Amselfeld nach Alessio, eine andere durchs Vardartal nach Üsküb und Monastir. So war der Balkan von einem Straßennetz durchzogen, von dem man nur wünschen möchte, daß es auch unseren Truppen noch zur Verfügung gestanden hätte.

Im Gegensatz zu den jeglichen Verkehrszwecken, strategischen sowohl als zivilen, dienenden Balkanstraßen war die Bedeutung der Donau-Rhein-Linie im römischen Verkehrswesen vor allem eine strategische. Man möchte sie den großen Schützengraben nennen, der die Reichsgrenze gegen Norden und Osten zu halten hatte. Und wirklich zog sich der sog. Limes als Wall vom Rhein zur Donau und als Militärgrenze an dieser hinab, und die Ortschaften, denen wir an der römischen Donaustraße begegnen, sind nicht, wie heute, große politische und industrielle Zentren, sondern militärische Standquartiere, denen erst in zweiter Linie als Durchgangs- und Zollstationen eine handelspolitische Bedeutung zukommt.

Durch das Hof- und Staatshandbuch des römischen Reiches aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts, der Notitia dignitatum, sind wir über die Garnisonen der Donau-Rhein-Front ziemlich genau unterrichtet. Rund 120 Standorte von Truppen sind darin von Orsova bis zum Bodensee genannt. Auffallend ist die geringe Truppenzahl, der die Aufgabe des Grenzschutzes oblag. 54 Eskadronen Kavallerie, 11 Legionen, die meistens in Abteilungen zu 1000 oder 2000 Mann verteilt waren, 150 kleinere Infanterieabteilungen zu 500 Mann, im ganzen etwa 120 000 Mann hatten eine Front von etwa 2000 km zu halten. Besonderes Interesse verdient darunter die Donauflotille, die mit ihren Naves lusoriae, den Vorläufern der k. u. k. Donaumonitoren, für die Sicherheit der Wasserstraße zu sorgen hatten. Dreizehn Flottenstationen gab es an der Donau und ihren großen Nebenflüssen, so in Semendria, in Wien, Tulln und Lorch. Auch auf dem Bodensee war eine solche Kriegsflotille. Der Nation nach waren diese Truppen

zum geringsten Teil Römer, die germanischen Truppen überwiegen vor allem in der Kavallerie; die kleineren Infanterieabteilungen, die sog. auxilia, sind durchweg „Barbaren"; so standen z. B. in der Nähe von Regensburg eine Abteilung Britannier, bei Raab maurische Reiter und als Besatzung von Sisek wird gar eine Kompagnie Alpini genannt. Daß ein so dünner und so bunt zusammengewürfelter Grenzkordon dem großen Ansturm der Völkerwanderung nicht standhalten konnte, ist begreiflich.

So wichtig die Donaustraße im militärischen Grenzverkehr sein mußte, so wenig geeignet war sie ihrer ungeheuren Länge wegen für die rasche Beförderung von Reisenden. Deshalb wählten diese wohl meistens die kürzere Straße von Belgrad über Aquileja, Laibach nach Mailand oder quer durch die österreichischen Alpenländer über Salzburg zum Bodensee.

Daß eine strategische Position von solcher Bedeutung wie es die Donaulinie für das Römerreich war, gut ausgebaute Verbindungen mit den Reichszentren und dem Binnenlande haben mußte, liegt auf der Hand. Die historische Entwicklung des Vormarsches der Römer zur Donau und die geographische Lage brachten es mit sich, daß diese ihren Weg über die Alpen nehmen mußten. Den ganzen Alpenbogen, den heute die Eisenbahn an sieben Stellen durchfährt oder übersteigt, überschritten die römischen Legionen auf acht großen Heerstraßen. Nach Gallien und zum Rhein führten die Straße über den Mont Genèvre, den Großen und Kleinen St. Bernhard, den Splügen und den Septimerpaß. Mit der Struktur der Alpen ist es gegeben, daß in den Westalpen mit dem einmaligen Überschreiten eines Hochpasses der Gebirgsübergang vollendet ist; nicht so in den Ostalpen, deren dreizonaler Aufbau zu zweifachem oder dreifachem Überschreiten der Hauptkämme nötigt. So mußte die Römerstraße von Verona nach Augsburg über den Brenner- und Scharnitzpaß, die Straße von Aquileja nach Wels und zur Donau gar drei Pässe überwinden, den Predil, den Hochtauernpaß und den Pyhrn. Den Birnbaumerwald, den die Römer noch zu den Alpen rechneten, überschritt die Straße von Aquileja nach Carnuntum und Belgrad.

Abermals ist die Rhein-Donau-Linie zu einer Hauptverkehrsader Europas geworden, nicht trennend wie einst, da sie als Grenzwall Germanen und Römer schied, sondern Völker verbindend. In ihrer Bestimmung liegt die Gewähr, daß ihr ein besseres Geschick beschieden sein wird als ihrer Vorgängerin auf der Tabula Peutingeriana.

Karl von Silva-Tarouca S. J.

Neue Mysterienspiele.

Herr Erich Eckert läßt die Mysterienspiele des Mittelalters wieder aufleben. Er will eine Volkskunst erwecken, die allgemein verständlich ist, erhebt und erbaut, durch ihre Wahrheit und Einfachheit stille Freuden schafft und doch auch den Kunstsinn vollauf befriedigt.

Er ist auf dem richtigen Weg.

Ein Weihnachts-Mysterienspiel machte den Anfang.

Dann kam ein Leidensmysterium. Schon der erste Wurf weckte große Hoffnungen, der zweite Versuch bedeutete einen schönen Fortschritt.

Altdeutsche Quellen liegen zugrund, aber die Auffassung und ganze Bearbeitung, die Erfindung und Durchführung flossen aus Eckerts feinem und frommem Geist.

Der Aufbau des Weihnachtsmysteriums in vier Bildern und einem Vorspiel ist künstlerisch durchdacht. Das scheinbar Unzusammenhängende sammelt sich zu stimmungsvollster Einheit. Es wird nicht bloß die dogmatische und geschichtliche Einheit festgehalten, auch die dichterische Einheit ist gewahrt.

Ein Sprecher erklärt Bild und Handlung.

Etwas leidenschaftliche Klage um Abel wird versöhnt durch des Cherubs Erlösungsbotschaft. Schon öffnet sich Marias stilles Kämmerlein, in wundervollem Zwiegespräch zwischen der Jungfrau und dem Engel wird die Geburt des Weltheilands verkündet, die Dienerin des Herrn beugt sich in Demut. Nun soll er, der Ersehnte, in sein Reich kommen, und die Seinen nehmen ihn nicht auf. Das Herbergsuchen. Die harte Wirtin und schlicht gutmütige Mägde führen eine köstliche Volksszene vor Augen. Sie nahen schon, Joseph mit bittender Gebärde, Maria mit gefaltenen Händen und flehender Bitte. Man weist sie ab, die Armen; ein gutes Herz zeigt ihnen den Stall. Ob Gott seine Erwählten wohl finden werde? Auf dem Felde wachen die Hirten; einfaches Volk mit goldenem Gemüt und festem Sehnsuchtsglauben. Ein Knäblein schläft auf Mutterknien. Sternenklare Nacht. Gott spricht durch seinen Boten zu den schlichten Menschenkindern; sie staunen, glauben, eilen. Im vierten Bild eröffnet sich die Krippe. Himmel und Erde verschmelzen in echt mittelalterlichem Geist zu geheimnisvoller Einheit; die kleinen Engel und der kleine Heiland, Himmelslicht und irdische Blöße, die Armut des Tränentals und der Reichtum göttlicher Wunder fließen in natürlichster Selbstverständlichkeit ineinander. Die Hirten opfern, und auch die treuen Mägde finden den Weg zur Krippe. Man erlebt das Evangelium, wie es gläubige Herzen empfinden. Die harte Wirklichkeit ohne Derbheit und Manieriertheit begründet das sichere Gefühl dramatischer Wahrheit; die übernatürliche Welt steigt klar und unbefangen zur Erde, nicht als Anhängsel, als theatralische Beleuchtung, als Aufputz, sondern als Kern und Wesen des Geschehens. Das ist die große Kunst.

Eine überzeugende Harmonie der Stimmungen und eine seelisch tief begründete Stufenfolge der Affekte wiegt die Seele in stilles Sinnen und erquickenden Frieden. Etwas lauter Schmerz, plötzlich gemildert durch die beglückende Ahnung künftiger Erlösung, klingt in der Seele nach als Schrei der großen Menschennot; ein Hoffnungsstrahl bricht durch. Gottes Erbarmen naht, aber nicht laut; ganz still sickert Gottes Wort zur Erde, von Mariens Demut aufgefangen. Dieser erste leise Schritt der göttlichen Tat, dieser demütige Friede in Mariens Staunen und Jawort erzeugt die Grundstimmung einer hoffnungsfreudigen Gottergebenheit. Gottes Not löst die Menschennot ab, sie zu verklären. Gottes Erbarmen erzeugt die Gottesnot des Menschensohnes: das Herbergsuchen in Beth-

lehem und die bittere Armut der Krippe. Menschenliebe und Menschenerbarmen lindert die Gottesnot des Neugeborenen: die Hirten auf dem Felde und in Anbetung vor dem Jesuskind.

Die leidenschaftlich laute Menschennot wird immer stiller, immer sanfter, immer gefaßter, je mehr die Gottesnot naht, unhörbar leise, geduldig, ergeben; das menschliche Erbarmen lernt von Gottes Erbarmen das stille, demütige Geben, das Mitleid als Mitleiden. Das hat der Dichter ausgezeichnet getroffen. Dieses Ineinandergreifen menschlicher und göttlicher Not, göttlichen und menschlichen Erbarmens in klaren Bildern und kerniger Sprache, ohne jede Länge und ohne störenden Zusatz ausgedrückt, das ist es, was so ergreifend wirkt.

Das zweite Mysterium, „Das Heil der Welt", ist voll theologischer Gedanken und dramatischer Kraft. Hier greifen Symbol und Wirklichkeit ineinander und vermitteln die Einheit der Handlung.

Im Vorspiel tritt Frau Welt auf mit ihrer Tochter Vanitas, dem Kanzler und ihrem Hofstaat. Sie schwelgen alle in ausgelassenem Frohsinn und üppigster Lebenslust.

Da stört der aszetische Mönch ihre laute Freude, verweist ihnen die Sünde und will ihnen ein Spiel vorführen, das ihre Herzen rührt und ihre Torheit belehrt. Im Hintergrund zieht die Kirche vorüber, einsam und schweigend, in der Hand das Kreuz, im Bußgewand. Schon schwankt ein Knappe im Hofstaat der Frau Welt und schwenkt zur Kirche ab.

Und nun beginnt das Leidensspiel. An die ausgelassene Lustbarkeit des Weltdienstes schließt sich im ersten Aufzug unmittelbar ein Trinkgelage der Maria Magdalena an. Allein unter jungen Verehrern genießt sie die Stunde und weist schroff die sanfte Mahnung der frommen Schwester zurück. Da sieht sie durch das Fenster den Herrn, hört seine Stimme und bricht, ins Herz getroffen, das lärmende Fest ab. In ihr reift der demütige Entschluß, die Füße des Herrn im Hause des Pharisäers zu salben. Besiegt wird die Sinnenlust, weil eine weiche Seele noch empfänglich ist für die Reinheit und Größe des Meisters.

Der zweite Aufzug bringt die Heilung des Blindgeborenen. Die Szene ist ausgezeichnet gewählt. Man darf die führende Einheit nicht vergessen. Die Welt und ihr Hofstaat sollen gewonnen werden. Magdalenas Umkehr mag die Weltkinder nachdenklich gestimmt haben. Nun soll sie der Zauber der Erbarmung Jesu und die Wucht seiner übernatürlichen Macht vollends unterwerfen. Dieses Heilungsbild ist dramatisch am besten durchgeführt. Die aufdämmernde Hoffnung des armen Kranken, die Sorge, aber auch die ängstliche Vorsicht der Eltern, der dunkel aufziehende Groll des Hohenpriesters und der Pharisäer, der Jubel des Geheilten und der ihn begleitenden Kinderschar, sein Verhör, seine Verstoßung und Berufung durch den Herrn, der Wutausbruch der Feinde Jesu und Judas' Verratsplan, alles das wird zu einem lebendigen Aufzug von stärkster Wirkung verschmolzen. Es muß sich jetzt zeigen, wer für den Heiland, wer wider ihn ist. Jesu Verlassenheit beginnt und wird durch die Verstoßung des Blindgeborenen symbolisiert. Ein wundervoller dramatischer Augenblick ist es, als alle Verwandten,

Bekannten und Freunde, durch die Wut der Lehrer des Gesetzes eingeschüchtert, den Geheilten und Sehenden verlassen. Er steht allein. Im Hintergrund drücken sich zwei Kinderchen verängstigt aneinander, schauen sich scheu und mitleidig nach dem Ärmsten um, flüstern miteinander, trippeln und schwanken. Endlich faßt sich eines Mut. Es nähert sich dem Jüngling, sieht zu ihm auf, mit großen Augen, schweigend, reicht ihm das Händchen, wortlos, und geht.

An diese Vereinsamung des Herrn klammert sich nun auch der ein wenig erschütterte Leichtsinn der Frau Welt und ihrer Leute. Ihre Tochter Vanitas ist ja von ihr geschieden, denn Magdalena hält zum Herrn. Aber Jesu Sache scheint doch verloren, und die Welt will sich in seinen Untergang nicht verwickeln. Der Mönch sucht sie durch die Pracht des Palmenaufzugs umzustimmen. Inmitten der Hosanna rufenden Scharen erscheint der Kirche still feierlicher Triumph. Der Ritter aus dem Hofstaat geht zur Kirche über; Frau Welt will sich nicht beugen.

Der dritte Aufzug, „Verrat des Judas" betitelt, entwickelt sich in blitzartiger Kürze. Gerade jetzt wären Längen unerträglich, wenn man den Herrn nicht persönlich einführen will. Es handelt sich gewiß um Haupthandlungen, aber immer nur in Augenblicken, da die Hauptperson von den Ereignissen gestreift wird, auftaucht und verschwindet. Mit feinem dichterischen Gefühl hat Eckert entdeckt, daß er sich mit kräftigen Strichen und kurzen Andeutungen begnügen muß. In wenigen Worten einigen sich die drei Jünger mit dem Herbergsvater über den Abendmahlsaal, man wirft eben einen Blick in den heiligen Raum; einem grell aufzuckenden Blitz gleich stürzt der Verräter ins Freie, wie ein rasches Gewitter zieht die Häscherbande mit ihm vorüber. Auch die erschütternden Szenen in Gethsemane berühren nur kurz, aber dennoch Auge und Ohr und Herz.

Die Welt und ihr Anhang soll durch den Gegensatz von treuloser, roher Verruchtheit und erhabenster Seelengröße und Liebe gerührt werden. Sie steht aber unter dem Einfluß des Kanzlers, der sich als Mephistopheles entpuppt und Judas' Seele raubt.

Der vierte Aufzug bringt drei scheinbar unzusammenhängende oder doch scheinbar willkürlich aneinander gereihte Bilder: den Hof des Kaiphas, die weinenden Frauen, Golgotha. Es ist aber der erschütternde Ausdruck und Gegensatz des Hasses und der Liebe, mit dem uns der Dichter bannt. Das erste Bild bietet eine rechte Volksszene mit den rohen Kriegsknechten, dem eingeschüchterten Petrus, den Auswürflingen, die als falsche Zeugen herbeigezerrt werden. Wie ein milder Balsam gießt sich dann darüber das Mitleid der weinenden Frauen aus. Dieses Gruppenbild jammernder Dienerinnen des Herrn ist schön und eigenartig erfunden, könnte aber wohl packender und dramatisch lebendiger in die Erscheinung treten. Es ist mehr Marmor als Gemälde, man hört und schaut die flehende Niobe, und sieht nicht klar genug die tödlichen Pfeile, welche die Kinderherzen durchbohren. Dagegen ist Mariens Klage an der Seite des Liebesjüngers gerade in ihrer Einsamkeit, Einfachheit und mittelalterlichen Innigkeit von prachtvollem Eindruck. Nach dem ursprünglichen Plane

soll auch der Hauptmann erscheinen. Es war gut, daß man ihn fallen ließ. In seiner Einsamkeit ist der Schmerz der Mutter tragischer.

Im Nachspiel bricht Frau Welt zusammen. Sie glaubt zu siegen, als der Glanz des Auferstehungsmorgens plötzlich ihren Tag überstrahlt. Es wird Nacht um sie. Ihre letzten Anhänger erkennen den Betrug und sagen sich von ihr los. Die Kirche und ihr Gefolge betreten im Triumphzug die Weltbühne. Frau Welt und Satan-Kanzler bleiben allein.

Nichts ist schwerer als nach dem ergreifenden Trauerspiel auf Golgatha den Sieg der Auferstehung so zu schildern, daß die Herrlichkeit des Jubels die Seele noch unwiderstehlich mit sich reißt nach der Majestät des Opfertodes Christi. Auch in Oberammergau gehört diese Szene nicht zu den wirksamsten. In unserem Mysterium ist die Aufgabe noch viel schwieriger, weil der Herr nicht erscheint und einige rasche Nebenhandlungen das Entsetzen und den Betrug der Feinde Jesu andeuten sollen. Lebendige Berichte würden hier wohl mehr erreichen. Dieses Zusammenströmen von Wirklichkeit und Symbol im Nachspiel bietet ein dichterisches Problem, in dem Eckerts Gestaltungskraft weit größere Triumphe feiern könnte.

Man muß diese Mysterienspiele betrachtend genießen. Im Zuschauerraum muß es still sein, auch während der Pausen. Beifallskundgebungen unterbleiben. Das ist nicht genug. Die Weihe des Schweigens sollte über allen Hörern schweben. Die Musikeinlagen dürfen nur große Kunst bieten. Die Komposition müßte ganz einheitlich, die Ausführung von höchster Vollendung sein. Das wäre noch zu schaffen.

Der Verfasser verwob in sein Spiel eine Menge feinster Einzelheiten und verlieh dem alten Mysterium durch neue Geistesblitze künstlerische Erscheinung und moderne Art.

Der Herr erscheint nicht in leibhafter Wirklichkeit auf der Bühne. Man hört seine Stimme hinter der Szene, man sieht, wie hinter durchsichtigem Vorhang in mattem Licht seine schmerzgebeugte Gestalt auf dem Ölberg und die Stärkung durch den Engel. Ein Bild im Beuroner Stil zeigt uns auf Augenblicke den Gekreuzigten zwischen Maria und Johannes. Vom Abendmahltisch sieht man nur eine kerzenbeleuchtete Ecke und ahnt das Geheimnis.

Alles das ist ausgezeichnet erdacht, müßte aber, um ganz im Sinn des Dichters zu wirken, vollkommen ausgeführt werden. Sonst werden ja an Kulissen gar keine Anforderungen gestellt. Einige Vorhänge ersetzen alles, und das ist gut. Aber jene wenigen Momente fordern dennoch bühnentechnische Ausnahmen auserlesensten Geschmacks.

Die Stimme des Herrn müßte einfacher und natürlicher klingen, und man dürfte jedenfalls den Mönch nicht durchhören. Die Gestalt auf dem Ölberg darf in ihren Bewegungen nichts Steifes und nichts Maschinenhaftes an sich haben. Abendmahltisch und Kreuzigungsgruppe sollten nicht dicht an der vorderen Bühne erscheinen, sondern weiter zurück, im Hintergrund, geheimnisvoll verblaßt und ruhig beleuchtet.

Sonst verriet die musterhafte Bühnenleitung auf Schritt und Tritt den erfahrenen Fachmann. Die Volksszenen spielten sich glanzvoll ab, die mitwirkenden Kräfte, meist Dilettanten, wurden in unermüdlicher Übung trefflich geschult. Wenn Eckert selbst auftrat, bot er immer eine ausgezeichnete Leistung. Die tief und echt fühlende Seele des Künstlers schimmerte durch.

Im Lyzeum der Schwestern vom armen Kinde Jesu St. Antonius zu Godesberg spielte sich das erste Mysterium in reinster Naivität ab. Maria war in ihrer Innigkeit und Schlichtheit gleichsam nach dem Bild eines mittelalterlichen Meisters lebendig geworden. Nach der Aufführung des Leidensmysteriums in Hildesheim sprachen die Preßstimmen verschiedenster Richtungen volle Anerkennung und Bewunderung aus.

Die Bonner Darbietung war ausgezeichnet vorbereitet und bewies einleuchtend, daß Spieler und Zuhörer den Geist des Geheimnisses vollauf zu würdigen verstehen.

Es ist also ein verheißungsvoller Anfang gemacht. Eckert wird mit seinen Dichtungen und seinen Erfolgen wachsen. Seine Ideen werden siegen, wenn der Geist, der ihn erfüllt, und die Ideale, die ihm vorschweben, zur reinsten Kunstgestalt verkörpert, zu Tal steigen, ihre Ebenbürtigkeit neben den Schöpfungen großer Meister erweisen und sich Tempel bauen, in die nichts Niedriges, nichts Minderwertiges eingeht.

Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J.

UT TESTIMONIUM PERHIBEAM VERITATI

Gegründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.

Benedikt XV. im Weltkrieg, seine Friedensarbeit und Liebestätigkeit.

Sehr treffend und wahr schrieb vor kurzem ein führendes Blatt[1]: „Die kommenden Geschlechter werden, wenn sich ihr Geist in die Geschehnisse des Weltkrieges vertieft, mit einmütiger Bewunderung, mit Gefühlen der Verehrung und Ergriffenheit bei den erhabenen Urkunden verweilen, welche der Völkerhirt in Rom in seinem rastlosen Bestreben, der von ‚Gottes gerechtem Zorn' heimgesuchten, in ein Meer von Blut und Tränen gestürzten Welt wieder den Frieden zu bringen, unserer Zeit geschenkt hat." Doch nicht nur das in dieser grauenhaften Zeit geschriebene oder gesprochene Wort des Heiligen Vaters muß in der Erinnerung der Nachwelt fortleben, fortleben muß auch in dankbarer Erinnerung das liebevolle, rastlose Wirken, durch das er als wahrer Samariter seine segnende Hand anlegt, wo immer Schmerzen der Verwundeten zu heilen und Leiden armer Gefangener zu lindern sind.

Noch erwecken nur schwache Anzeichen die Hoffnung, es könnten die eindringlichen Mahnungen des päpstlichen Friedensfürsten in nächster Zukunft dem in weiten Schlachtlinien wütenden Völkermorden Einhalt tun. So werden denn die väterlichen Mahnrufe von den Höhen des Vatikans auch noch weiterhin über die Länder schallen. Immer neue Wunden und Ketten werden nach Linderung und Erlösung rufen.

Trotzdem sind die bisher erfolgten päpstlichen Kundgebungen so zahlreich und so bedeutsam, daß es sich lohnt, sie zusammenzufassen, die in ihnen gezogenen Richtlinien und Anschauungen herauszuarbeiten und die in ihnen enthaltenen Mahnungen und Wünsche auszuheben und dem christlichen Volke zu schuldiger Beachtung einzuprägen. Diese Auswertung der päpstlichen Kundgebungen wird für die deutschen Katholiken um so heilsamer und trostreicher sein, als sie ihnen zeigen wird, in wie weitem Maße die Weisungen des Heiligen Vaters sich mit denen unserer Bischöfe decken, und wie die Anschauungen und das Verhalten des von ihnen geleiteten Volkes den Worten desselben vorausgeeilt sind.

[1] Reichspost Nr. 110 vom 7. März 1916, S. 1.

Es sind vor allem sieben Kundgebungen, in welchen Benedikt seine grundsätzliche Beurteilung des Weltkrieges und der durch ihn geschaffenen politischen und sozialen Notlage niedergelegt hat.

Bereits am 8. September 1914, drei Tage nach seiner Krönung, rief er in einer kurzen Mahnung (Ad universos orbis catholicos hortatio)[1], im Anschluß an eine ähnliche Kundgebung[2] seines Vorgängers vom 2. August, das christliche Volk, mit der ganzen Inbrunst eines um das Wohl seiner Kinder sich ängstigenden Vaters, zum Gebet und zur Buße auf, wandte sich aber auch zugleich in klarer und bestimmter Form, bittend und beschwörend, an die Lenker der Völker, um sie zur Beendigung des schrecklichen Menschenmordens zu bewegen.

Mit derselben Bitte wendet sich Benedikt in seinem ersten großen an den gesamten Episkopat gerichteten Rundschreiben vom 1. November 1914[3] an dieselbe Adresse: an die irdischen Leiter der menschlichen Geschicke, und fügt hier den Hinweis an, daß es ja doch außer der blutigen, brutalen Waffengewalt auch andere Mittel gebe, um für erduldetes Unrecht die schuldige Sühne zu erhalten[4].

Ungleich programmatischer ist die Ansprache, welche der Heilige Vater im Geheimen Konsistorium vom 22. Januar 1915 an das Kardinalskollegium hielt[5]. Mit ihr ist der Brief zusammenzuhalten, welchen Papst Benedikt am 8. Dezember 1914 an den Kardinal Mercier richtete[6]. Noch einmal gibt der Papst in dieser Ansprache seinem Schmerz darüber Ausdruck, daß das blutige Ringen vorerst noch hoffnungslos weitergeht, so daß ihm nur die Möglichkeit verbleibe, die grauenvollen Folgen desselben wie bisher nach Kräften zu lindern. Es verbiete ihm vorerst die seiner Stellung schuldige Rücksicht, weiteres anzustreben. „Allerdings steht es", so fährt Benedikt fort, „dem römischen Papste als dem von Gott bestellten Ausleger und Hüter des ewigen Sittengesetzes zu, mit besonderem Nachdruck zu verkünden, daß die Gerechtigkeit niemals und unter keinem Vorwand verletzt werden darf, was wir hiermit mit weithin vernehmbarer Stimme kundtun, mit entschiedener Verurteilung jeglicher derartigen Verletzung.

[1] Acta apost. Sedis VI (1914) 501—502 (vgl. Zeitgeschichtliche Urkunden in diesem Heft S. 360).

[2] Ebd. 373. [3] Ebd. 565—581 (vgl. Zeitgesch. Urk. in diesem Heft S. 361).

[4] In seinem Brief an Kardinal Vannutelli vom 25. Mai 1915 kommt Benedikt auf diesen Hinweis zurück. A. a. O. VII (1915) 253—255.

[5] Ebd. (1915) 33—36 (vgl. Zeitgesch. Urk. in diesem Heft S. 365).

[6] Ebd. (1914) 668—669.

Trotzdem wäre es weder geziemend noch zuträglich, wenn wir mit päpstlicher Autorität in den Völkerzwist eingreifen wollten. Es muß ja doch jedem bedächtigen Beurteiler der Zeitlage klar sein, daß wir, so teilnahmsvoll wir auch dem blutigen Ringen folgen, doch für keines der kämpfenden Völker Partei ergreifen dürfen; müssen wir ja doch als Stellvertreter dessen, der sein Blut für das ganze Menschengeschlecht vergossen hat, alle in blutigem Kampfe ringenden Völker mit gleicher Liebe umfassen, und liegt uns doch als dem gemeinsamen Vater der gesamten katholischen Welt die Hirtensorge über alle unsere Söhne ob, mögen wir sie auch auf beide Schlachtfronten verteilt sehen. Es darf daher der Papst in diesem Bruderzwist nicht das Trennende, sondern nur das alle einigende Band des gemeinsamen Glaubens ins Auge fassen; sonst würde er, ohne den Interessen des Friedens zu dienen, den Zwist auf das religiöse Gebiet übertragen und die Ruhe und Sicherheit der heiligen Kirche schwer gefährden.

„Deshalb umfassen wir, frei von jeglicher Parteilichkeit, beide kämpfende Teile mit gleich sorgsamer Liebe und folgen allen Phasen des blutigen Kampfes mit um so größerem Bangen und Sorgen, als zu befürchten ist, er könne alles Maß überschreiten. Allerdings wird sich diese sorgende Vaterliebe wie von selbst jenen Kindern mehr zuwenden, welche ihm, dem gemeinsamen Vater der Christenheit, ihre Ergebenheit in besonderer Weise bekundet haben. Dies zeigt unter anderem in bezug auf das geliebte belgische Volk das Schreiben, welches wir vor kurzem an den Kardinal-Erzbischof von Mecheln gerichtet haben.

„Sodann möge es uns gestattet sein, das Erbarmen jener Heere anzuflehen, welche auf feindlichem Gebiete stehen, auf daß sie dasselbe nicht mehr schädigen, als zur Besetzung erforderlich ist, und es vermeiden, sinnlos das anzutasten, was den Bewohnern das Teuerste ist: ihre Kirchen, ihre Priester und ihren Glauben. Ferner verstehen wir sehr wohl, wie peinlich der Bevölkerung der vom Feinde besetzten Länder die Fremdherrschaft sein muß. Trotzdem müssen wir sie mahnen, ihr Los nicht in unüberlegtem Freiheitsdrang durch Auflehnung gegen die neue einmal bestehende öffentliche Gewalt noch um vieles zu verschlimmern."

Noch viel eindringlicher sind die Worte der apostolischen Ermahnung, welche Benedikt am 28. Juli 1915, am ersten Jahrestage der Kriegserklärung, an die kriegführenden Völker und ihre Häupter richtet[1]. Während er in seiner Allokution vom 22. Januar nur eine feierliche Warnung vor

[1] Ebd. (1915) 365—368 (vgl. Zeitgesch. Urk. in diesem Heft S. 369).

jeglicher Rechtsverletzung ausgesprochen hatte, wendet er sich nun, wie er ausdrücklich hervorhebt, als oberster Hirte aller Seelen mit wahrhaft hoheprieſterlichem Freimut an die Fürsten und Völker und ermahnt sie mit den bewegtesten, von tiefinnerstem Mitleid eingegebenen Worten zur Beendigung des grausamen Krieges und lenkt sie auf Erwägungen hin, welche geeignet sind, die Geister diesem heißersehnten Ziele zuzuführen.

In der feierlichen Ansprache[1], welche Benedikt am 6. Dezember 1915 im geheimen Konsistorium an die Kardinäle richtete, kommt er noch einmal auf die Gedanken zurück, welche er bereits am 28. Juli ausgeführt hatte, um unter den kämpfenden Parteien eine Annäherung herbeizuführen und Friedensverhandlungen zu einem glücklichen Abschluß zu bringen. Vor allem hebt er hervor, daß Friedensbedingungen anzustreben seien, welche nicht einseitig dem Interesse nur einer der streitenden Parteien entsprechen. Es sollten daher beide Teile ihre Rechtsansprüche und ihre Zielpunkte vorlegen, wobei selbstverständlich alles Unbillige und Maßlose auszuscheiden sei. Sodann müsse jede Partei bereit sein, wenn anders eine Verständigung erhofft werden solle, etwas von ihren Ansprüchen und Wünschen zurückzustellen, da nur durch solche beiderseitige Zugeständnisse eine Annäherung erfolgen könne. — Hierauf geht der Heilige Vater zur Besprechung seiner eigenen Lage über. Die Äußerungen über diese weittragende Frage verdienen für sich erwogen und gewürdigt zu werden.

Seine Ermahnungen und Ratschläge zur Einleitung der heißersehnten Friedensverhandlungen wiederholt Benedikt in einem Briefe[2] an seinen Kardinalvikar Pompili vom 4. März 1916, auf Grund der Berufung auf sein oberstes Hirtenamt, mit noch gesteigertem Ernst und noch herzlicherem Mitgefühl mit den Leiden der vom Kriege heimgesuchten Völker. Im zweiten Teil ruft er im Anschluß an einen von einem katholischen Frauenbund ihm mitgeteilten Vorschlag das ganze christliche Volk auf, daß es in der heiligen Fastenzeit die ganze Kraft seines Gebetes und seines Bußeifers darauf richte, von Gott den ersehnten Frieden zu erlangen.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei diesen inhaltsschweren Kundgebungen.

* * *

Der Grundton all dieser Kundgebungen des Heiligen Vaters, der Nährboden des Geistes, der sie erfüllt, ist eine glaubensvolle und glaubens-

[1] Ebd. 509—512 (vgl. Zeitgesch. Urk. in diesem Heft S. 372); vgl. ferner 523—525.
[2] A. a. O. VIII (1916) 58—60 (vgl. Zeitgesch. Urk. in diesem Heft S. 375).

starke Auffassung des hohen Amtes, das ihm die Vorsehung zugewiesen und zu dem sie ihn in augenfälliger Weise vorbereitet hat. Allerdings wird diese aufs Übersinnliche und Übernatürliche gerichtete Verfassung leider von unserer Umwelt immer weniger verstanden und daher immer leidenschaftlicher und grimmiger verlästert. Ich denke hier nicht an die von allen wissenschaftlichen Geistern verlassenen Materialisten, Monisten und Atheisten, sondern an jene Kreise, welche unserer Weltanschauung und dem ernsten wissenschaftlichen Betrieb immerhin näher stehen, wie die Altlutheraner, obgleich sie den Papst noch heute gelegentlich mit apokalyptischen Kraftsprüchen bedenken, oder die rationalistischen Historiker, deren sonst vielfach gesunde und erfolgreiche kritische Schärfe infolge eines mangelhaften Gottesbegriffes nur an der Schwelle des Wunders versagt; ja selbst die Modernisten, welche das Fehlen folgerichtiger apologetischer Schulung nicht zum vollen, klaren und lebensfähigen Glauben kommen ließ; — ihnen allen gilt jene Auffassung als dogmatische Gebundenheit und grober Mangel der elementarsten Voraussetzungslosigkeit. Und doch fordern auch wir für unsere wissenschaftlichen Arbeiten freie Bahn zu allem Wahren und Guten, zu jedem wahren Fortschritt und jeder gesunden Kultur. Auch wir lassen sie uns durch keine unberechtigten Schranken verlegen. Ja, wir sind rationalistischer als alle Rationalisten, kritischer und folgerichtiger als unsere Gegner. Wir fordern von unserem Gott Beweise für sein Dasein. Als voraussetzungslose Forscher lassen wir seine Zeichensprache der Wunder und Vorhersagungen, seine alles menschliche Wissen und Können übersteigende Heilsordnung und Heilsgeschichte ohne strikten Beweis, ohne vollgültige Herleitung aus seiner Allmacht und Weisheit nicht gelten; wir beugen uns aber alsdann in schuldiger Demut der erkannten Wahrheit, mag sie uns auch herb sein; wir schämen uns ihrer nicht, weil die weite Welt sie mißkennt und bemitleidet oder gar verlästert. Sich ducken und drücken, halbes Verleugnen der erkannten, wissenschaftlich streng und kritisch erwiesenen Wahrheit, auch wenn sie Übersinnliches und Übernatürliches lehrt, kann niemanden imponieren, muß vielmehr jeden entehren.

Lernen wir also durch das Beispiel des Heiligen Vaters, im Gefühle der Kraft und Wahrheit unserer Lebensauffassung und Weltanschauung, wo es nottut, für sie klar und unumwunden einstehen. Nur auf Grund dieser Voraussetzungen wird uns die Sprache verständlich, welche der Heilige Vater in seinen Kundgebungen führt; die ganze Wärme und das herzliche Mitgefühl seines Vaterherzens; die Hoheit und der Ernst seiner

Mahnungen und Warnungen; die Kraft und Nachhaltigkeit seiner Friedensbestrebungen. Es spricht eben der Heilige Vater als Stellvertreter des Gottmenschen, der die Welt so geliebt, daß er sein Leben für sie hingab und durch sein und seiner Stellvertreter liebevolles Walten und Lehren sie wieder ihrer ewigen Heimat zuführen will. Er spricht daher, eingedenk seiner Pflichten und Rechte, als Vater, Lehrer und Leiter der Menschheit.

Naturgemäß spricht am lautesten die Liebe des Vaters, dem die unaussprechlichen Leiden seiner Söhne Äußerungen herzlichsten Mitleids, herzerschütternde Klagen über das Dulden, Darben und Sterben seiner Söhne erpreßt, wie es die Welt in diesem Maße und dieser Ausdehnung wohl noch nie gesehen hat; spricht die Liebe, welche die Energie und Findigkeit des Vaters der Christenheit zur Rettung, zur Aussöhnung seiner Kinder in Bewegung setzt. Aber außer dieser kummervollen Liebe spricht auch der tiefe Ernst und die volle Autorität des Hauptes der Christenheit.

Benedikt ist sich der ganzen weltumspannenden Höhe und Weite seines obersten Hirtenamtes vollauf bewußt. Schon in seinem ersten Rundschreiben vom 1. November 1914 spricht er von seinem „alle umfassenden Vaterherzen" (nostrum communis omnium Patris animum)[1], von der ihm anvertrauten Herde, welche alle Menschen, wenn auch nicht alle in derselben Weise, umfaßt (innumerabilem sane gregem, ut qui universos homines, alios alia ratione complectatur), da der Heiland durch sein kostbares Blut alle erlöst hat und daher keiner von den Wohltaten der Erlösung ausgeschlossen ist; weshalb der göttliche Hirte alle entweder bereits in der Hürde seiner heiligen Kirche glücklich gesichert weiß oder in dieselbe einladet[2]. — Er warnt in der Allokution vom 22. Januar 1915 als gottbestellter, oberster Ausleger und Hüter des ewigen Sittengesetzes vor jeglicher Rechtsverletzung (Romani quidem Pontificis, ut qui constitutus a Deo sit summus legis aeternae interpres et vindex, maxime est edicere nemini unquam ulla ex causa fas esse violari iustitiam)[3]. In der so eindringlichen Apostolica exhortatio vom 28. Juli 1915 erinnert er daran, daß die ersten Worte, welche er als oberster Hirte der Seelen (come Supremo Pastore delle anime[4]) an die Völker und Fürsten richtete, Worte der Liebe und des Friedens waren; mahnt die Vaterstimme des Stellvertreters des ewigen und höchsten Richters zu hören, dem die Herrscher Rechenschaft schulden, sowohl über ihre amtlichen Maß-

[1] Ebd. VI (1914) 566. [2] Ebd. VI 565. [3] Ebd. VII (1915) 34.
[4] Ebd. VII 366.

nahmen wie über persönliches Verhalten (ascoltate . . . la paterna voce del Vicario dell' Eterno e Supremo Giudice, al quale dovrete rendere conto così delle pubbliche imprese, come dei privati atti vostri). Auch in seiner letzten Kundgebung vom 4. März 1916 hebt er von neuem hervor, daß ihm als dem Hirten aller Seelen (come Pastore universale delle anime[1]) von Gott eine Sendung des Friedens und der Liebe anvertraut sei.

Das sind ohne Zweifel hohe und weittragende Worte, die aber genau der Stellvertretung entsprechen, welche dem Papste durch Christi Wort zukommt. Er soll ja alle Völker lehren mit einer nicht nur über die Kirche, sondern auch über die ganze Christenheit hinausreichenden Sendung; er soll die ganze Herde, die seine Stimme hört, weiden; er soll die Abgeirrten in die eine Hürde zurückführen, soll alle ihr Fernstehenden ihr eingliedern. Allen Erlösten, allen Menschen schuldet er Heilandsliebe und Hirtensorge.

Doch mit diesen die Höhe und Weite seines gottgewollten Amtes umschreibenden Worten ist die korrekte, kluge und vornehme Zurückhaltung zusammenzuhalten, welche sich Benedikt auferlegt. So eindringlich und ernst auch seine Mahnungen zur Versöhnung und zum Frieden sind; so oft und genau er auch den Weg aufweist, der zu diesem heißersehnten Ziele führt, und die Modalitäten einer wirklich aussichtsvollen Friedensverhandlung vorlegt und erörtert, die Notwendigkeit der Mäßigung und Selbstbescheidung in der Aufstellung und Vertretung der Friedensforderungen betont, die Politiker mit der elementaren Kraft des Völkerlebens rechnen heißt; so scharf er sich über die das Dasein der gesamten zivilisierten Welt bedrohenden Folgen des furchtbaren Krieges ausspricht; so sorgsam vermeidet er es, die Streitpunkte, welche den traurigen Bruderzwist entflammt haben, zu berühren und die Schuldfragen zu erörtern. Er warnt nur gemeinsam alle Parteien vor Fehlgriffen, wie sie von dem traurigen Kriegshandwerk fast unzertrennlich sind. Ja er spricht es klar als unverbrüchlichen Grundsatz aus, daß die Religion nicht mit Politik vermengt werden dürfe, da dies nur zum großen Schaden beider geschehen könne.

In der Allokution vom 22. Januar 1915, in welcher Benedikt ausführlicher und schärfer als sonst die Notwendigkeit dieser Zurückhaltung betont, sind, wie wir oben sahen, drei Mahnungen enthalten. Zunächst

[1] Ebd. VIII (1916) 58.

an alle Parteien die Mahnung zur unverbrüchlichen Wahrung der Gerechtigkeit, sodann eine Mahnung zur Schonung an die in fremdes Gebiet eingedrungenen Heere und drittens eine Mahnung zur Besonnenheit an die Bevölkerung der von feindlichen Truppen besetzten Landesteile. Da die beiden ersten Mahnungen den Anklagen zu entsprechen scheinen, welche von feindlicher Seite gegen das Verhalten der deutschen Truppen in Belgien teils verleumderischerweise teils mit sinnloser Übertreibung vorgebracht wurden, und Benedikt zugleich seinem herzlichen Mitgefühl mit dem traurigen Lose dieses unglücklichen, ihm so ergebenen Landes Ausdruck verleiht, so wurden manche Klagen über mangelnde Neutralität laut, obgleich beide Mahnungen ohne Zweifel ebensowohl die russischen Heere trafen. Auch der Fürstbischof von Brixen sah sich veranlaßt, seine Diözesanen zur Ruhe zu mahnen, falls der Feind in ihre Heimat vordringen sollte, eine Gefahr, welche die altbewährte Tapferkeit des Tiroler Volkes bald glücklich abwandte. Jene Klagen veranlaßten wohl den Heiligen Vater, sich in der Folge noch größere Zurückhaltung aufzuerlegen. Von dieser Haltung ließ er sich auch dann nicht abbringen, als zu Zeiten nicht nur in der Journalistik, sondern selbst in den angesehensten Zeitschriften ganzer Länder eine machtvolle und skrupellose Offensive gegen ihn einsetzte, um ihn zu einer Parteinahme zu zwingen. Die vornehme Ruhe und Festigkeit, welche er bei diesen Gelegenheiten den anstürmenden Wogen entgegensetzte, zeigt uns, wie sehr die Vorsehung einen den Bedürfnissen unserer so schwierigen Zeit gewachsenen Mann auf Petri Stuhl erhoben hat.

Wem die üblichen Redensarten von den Weltherrschaftsgelüsten des Papsttums geläufig sind — und auch die sonst kritische Geschichtschreibung ist darin durchaus nicht einwandfrei —, könnte geneigt sein, den Standpunkt Benedikts als ein „Novum", als eine neuzeitliche, durch die Macht der Weltläufe dem Papsttum aufgezwungene Korrektur seiner mittelalterlichen Anschauungen und Bestrebungen anzusehen, und doch ist diese Zurückhaltung nur der Ausfluß jener Politik, die selbst einen Innozenz III. dem König von England schreiben ließ: „Es liegt uns fern, über Feudalrechte befinden zu wollen, über welche die Entscheidung dem König zusteht. . . . Wir urteilen nur über Sündenfragen, über die wir unsern Spruch ohne Zweifel allen gegenüber geltend machen können und müssen." Dieselbe Auffassung bekundet Alexander III., wenn er sagt: „In Anbetracht der Tatsache, daß es dem König und nicht der Kirche zusteht, über solche Besitzrechte zu entscheiden, beauftragen wir dich, damit es nicht den

Anschein hat, als wollten wir die Rechte des Königs von England antasten, der diese Sache als vor sein Tribunal gehörig betrachtet, die Entscheidungen über Besitzrechte dem König zu überlassen und dich nur mit der Ehefrage zu beschäftigen. . . ." [1]

Es galt eben schon damals der Satz, daß Zeitliches als solches dem Papste nicht untersteht, es sei denn es werde mit ihm Geistliches in Frage gestellt; wie denn auch, wenn die Päpste ehedem den Königen Frieden aufzuerlegen suchten, dies zumal geschah, wenn durch unzeitigen Zwist unter den christlichen Fürsten die Kreuzzugsinteressen des Heiligen Landes geschädigt wurden, deren Wahrung die Päpste sich stets ganz besonders angelegen sein ließen.

Übrigens erschwert die Zurückhaltung, welche Benedikt in klarer Erkenntnis seiner Stellung und Sendung in der gegenwärtigen Welt- und Kriegslage sich auferlegt hat, nicht wenig seine Friedenstätigkeit. Kann er doch die gegenwärtige Parteigruppierung, ihre Gründe und Ziele nicht berühren, geschweige denn objektiv erörtern und einschätzen. Infolgedessen darf er seine Mahnungen und Vorschläge der Lage nicht anpassen; denn jedes seiner Worte wird von beiden Parteien argwöhnisch und eifersüchtig geprüft, ob es zugunsten oder zuungunsten einer derselben verwertet werden kann.

Durch diese Zwangslage ist der Heilige Vater veranlaßt, sich in der Fassung seiner Friedensmahnungen hoch über den Niederungen der strittigen Zone zu halten, wodurch seine Mahnungen eine auf den ersten Blick mehr theoretische und rein grundsätzliche Färbung erhalten, die ihnen ein etwas weltfremdes, der konkreten Wirklichkeit entrücktes Gepräge verleiht und sie auf das Selbstverständliche und Alltägliche herabdrückt. Der Heilige Vater kann nicht andeuten, daß es sich im gegenwärtigen Krieg um die Entscheidung einer Daseinsfrage, um die Frage, ob Deutschland aus der Reihe der bei den Weltfragen zu berücksichtigenden Großmächte auszuscheiden habe oder aber ob ihm die seiner Bedeutung und Stärke gebührende Stellung

[1] Innozenz III. [cap. 13, X de iudiciis (II, 1)]: „Non enim intendimus iudicare de feudo, cuius ad ipsum spectat iudicium . . ., sed decernere de peccato, cuius ad nos pertinet sine dubitatione censura, quam in quemlibet exercere possumus et debemus." Auch Alexander III. [cap. 7, X qui filii sint legitimi (IV 17)]: „Nos attendentes quod ad regem pertinet, non ad ecclesiam, de talibus possessionibus iudicare, ne videamur iuri regis Anglorum detrahere qui ipsorum iudicium ad se asserat pertinere, fraternitati vestrae mandamus, quatenus regi possessionum iudicium relinquentes, de causa principali (d. h. über die Ehefrage) plenius cognoscatis. . . ."

zu gönnen sei. So muß er sich darauf beschränken, Völker und Fürsten von dem grausigen Blutvergießen abzumahnen und zu gütlichen Verhandlungen geneigt zu machen, und von maßlosen Forderungen, starrem Festhalten und einseitigem Vorgehen abzumahnen.

Trotz alledem gelingt es Benedikt in diesen so schwierigen Ausführungen, die Majestät und Kraft des Stellvertreters Gottes und des Rufers in der Wüste mit der klugen, freien Abwägung des erprobten Diplomaten und der Wärme und sorgenden Liebe des Vaters und Hirten zu vereinigen. Als ein schönes Beispiel erweist sich vor allem die Exhortatio apostolica des 28. Juli 1915[1].

Die Majestät und Kraft der päpstlichen Sprache habe ich schon oben gekennzeichnet. Den erprobten Diplomaten verraten unter anderem die Forderungen, welche Benedikt an verschiedenen Stellen für aussichtsvolle Friedensverhandlungen aufstellt. Allen liegt die bekannte, treffende Begriffsbestimmung der Diplomatie zugrunde als der Kunst des Möglichen. — Andere Äußerungen verraten ein offenes Auge für politische und nationalökonomische Verhältnisse und für die dem Diplomaten so unentbehrliche Volkspsychologie. So erhebt Benedikt seine Stimme gegen den Krieg, der ihm wie ein Selbstmord des gesitteten Europas erscheint; er spricht von dem grausamen Morden, durch das Europa von der Höhe der menschlichen Kultur herabgleiten könnte, zu der es das Christentum erhoben hat. — Sehr treffend kennzeichnet er die Eigenart des gegenwärtigen Krieges mit den Worten: „Es sind die gewaltigsten und durch Kulturschätze mächtigsten Reiche, welche untereinander in wildem Kampfe liegen. Was Wunder, wenn sie mit all den ausgesuchtesten Zerstörungsmitteln, welche die moderne Technik ihnen in die Hand gibt, sich zerfleischen."

Sodann mahnt er, „wohl zu bedenken, daß die Völker nicht sterben, daß sie vielmehr, auch gebeugt und zertreten, knirschend das ihnen aufgezwungene Joch tragen, ihre Befreiung erstreben und den Geist des Hasses und der Rache als trauriges Erbe von Geschlecht zu Geschlecht weitergeben werden". Ja selbst die Bedeutung der begründeten Aspirationen der Völker weiß Benedikt als nicht zu mißachtende psychologische Momente richtig einzuschätzen. Doch entgeht ihm dabei ohne Zweifel keineswegs, daß, so treffend auch diese Bemerkungen sind, sich doch Zwangslagen ergeben können, in denen die Sicherung des eigenen Bestandes eine gegenteilige Politik zur traurigen Pflicht macht.

[1] S. 303 (vgl. Zeitgesch. Urk. in diesem Heft S. 370).

Die aus dem Herzen von Millionen gesprochenen Mahnungen zum Frieden und zur Verständigung fanden, obgleich sie wie aus anderer Welt, aus einer Welt voll christlichen Glaubens und christlicher Hoffnung klangen, ein verständnisvolles Echo und dankbare Anerkennung auch an Stellen, von welchen man so freundliche Worte kaum je gehört hatte. Alle Anerkennung verdienen die Worte, welche der deutsche Kanzler in feierlicher Stunde im Reichstag dem päpstlichen Mahner widmete, wie auch der Dank, den dessen Vorgänger im hohen Amte, Fürst Bülow, in Brunnen inmitten der auf Betreiben des Heiligen Vaters in der gastlichen Schweiz gepflegten Gefangenen dem päpstlichen Wohltäter darbrachte[1]. Auch in der Presse waren Worte hohen Lobes und tiefempfundenen Dankes in Blättern zu lesen, welche sich sonst in ganz andern Bahnen bewegten.

„Der Papst ist eine der größten sittlichen Mächte auf Erden", so beginnt die Neue Freie Presse[2] einen Leitartikel, in dem zunächst mit leiser Anlehnung an den berühmten, unvergeßlichen Exkurs Macaulays die historische Stellung des Papsttums schwungvoll gezeichnet und gewissermaßen das Piedestal errichtet wird, auf dem sich die Figur des gegenwärtigen Vertreters dieser Macht erhebt.

„Der Papst ist eine der größten sittlichen Mächte auf Erden. Viele hundert Millionen verehren ihn als obersten Richter über ihre Seelen und als Vater der Menschen, den der Heilige Geist selber auserwählt, damit der Hohepriester der Kirche im sterblichen Leibe die unsterbliche Gottheit hienieden vertrete. Wer freieren Weltanschauungen zuneigt, sieht in dem Nachfolger des Apostels Petrus eine Gestalt, welche Überlieferungen von Jahrtausenden fortsetzt und den lebendigen Inhalt einer Geschichte verkörpert, die vom römischen Kaiserreiche über die Brandung der Völkerwanderung hinweg und durch das Mittelalter und durch alle Veränderungen unserer Zeit sich fortpflanzt und der Vergänglichkeit nicht unterworfen gewesen ist. Die ersten Päpste sind über das römische Forum geschritten, als es nicht wie jetzt in Trümmern lag, sondern von Gold und Marmor glänzte, umsäumt von den stolzen Kaiserpalästen und geschmückt mit der Säulenpracht der heidnischen Tempel. Wo ist eine Einrichtung, die dieser an Widerstandsfähigkeit gliche? Als dem Jupiter noch mancherlei Rauchwerk und Trankopfer gespendet wurde und Jungfrauen das Heiligtum der Vesta hüteten, wurde der Primat geschaffen und steht noch jetzt aufrecht, nachdem die Geister von so ganz andern Erkenntnissen geleitet und die Zusammenhänge mit dem Altertum nur durch die Bewunderung der Kunst und durch den menschlichen Inhalt vermittelt werden."

---

[1] S. unten S. 320. [2] 11. April 1915, Nr. 18187.

Zur Person Benedikts XV. überlenkend, fährt das Blatt fort:

„Die historische Figur eines Papstes, die Größe eines Mannes, der auf so vielen von der Vergangenheit gebauten Stufen zu dieser Würde hinaufsteigt, wird noch erhöht, wenn er selbst eine Persönlichkeit ist und nicht bloß aus dem Reichtum der Kirche schöpft, sondern ihn auch durch seine Eigenart vermehrt. Der jetzige Papst wurde in den Schrecken des Krieges gewählt; aber schon in der kurzen Frist seiner Amtstätigkeit hat sich die Meinung bilden können, daß er nicht als gleichgültige Nummer, als bloße Ordnungszahl, die gezählt werden muß, jedoch wenig zählt, durch die Erinnerungen des Vatikans gehen werde. Das ist nicht der Papst, der auf hohem Throne, umfächelt von Pfauenwedeln und begleitet von rauschender Musik, durch die Peterskirche getragen werden muß, um bedeutend zu sein. Er würde im einfachsten Kleide sich als Individualität bemerkbar machen und denen auffallen, die eine Witterung für das Talent haben und es auch dort schätzen, wo ihr Denken sich nicht zu beugen vermag.

Der Papst hat sich nach seiner Thronbesteigung mit der Frage beschäftigt, was die Kirche tun könne, um den vom Unglück heimgesuchten Völkern den Frieden wiederzugeben. Wir verstehen, daß er die Antwort mit dem ernstesten Pflichtgefühl gesucht hat, weil das Herz ihn dazu führen mußte, aber auch deshalb, weil es jede vornehmere Natur an einer so weit ausschauenden Stelle dazu drängt, zu prüfen, welchen Einfluß sittliche Kräfte auf eine Welt haben können, die sich scheinbar nur auf Macht, auf Armeen, auf Geschütze und auf bewaffnete Millionen stützt. Kann der Papst, der den Wunsch hat, der Kirche neuen Glanz zu verleihen, hervortreten und als Friedensstifter den Stillstand des Kampfes gebieten? Nichts wäre ungerechter als der Vorwurf, daß seine Kräfte zu einem solchen Unternehmen kaum zureichen. Die Kirche hat es nur selten in dem historischen Abschnitte gekonnt, als das geistige Leben fast durchaus vom Glauben beherrscht war und sie häufig über den Monarchen stand und die täglichen Handlungen der einzelnen und der Gesellschaft regelte. Der Krieg von heutzutage ist eine solche Maßregel äußerster Notwendigkeit, ein solches Zusammenraffen zum Schutze der ganzen Zukunft und eine solche, das innerste Wesen eines Landes berührende Gefahr, daß niemand von der Verantwortlichkeit entbinden kann und daß deren Träger, mag ihr Sinn noch so fromm sein, auf den eigenen Willen gestellt sind und in dieser Einsamkeit mit sich zu Rate gehen müssen. Die sittlichen Kräfte, welche kämpfende Armeen auseinanderreißen und den Mund der Kanonen verschließen könnten, sind schwer zu finden. In den Leidenschaften und Schicksalen der Völker spricht nicht bloß der Glaube, sondern die Gesamtheit der Triebe, die Verteidigung des angestammten Bodens, die Erhaltung der Gemeinschaft, der Hang zur nationalen Vervollkommnung und die Sorge vor dem Einbruche der Fremdherrschaft.

Der Papst weiß es, aber das hindert ihn nicht, der beständige Anreger des Friedensgedankens zu sein und sich einen Verbündeten zu wählen, der als Präsident der Vereinigten Staaten auch ein hohes sittliches Ansehen hat und zugleich einer der Mächtigsten auf dieser Welt ist."

In ähnlicher Weise äußert sich dasselbe Blatt[1] zur apostolischen Friedensmahnung vom 28. Juli 1915:

„Der Papst verkörpert eine so hohe sittliche Macht, daß niemand ohne Achtung seine Friedensbitte hören wird. Gerade deswegen, weil er nicht die Gewalt eines Herrschers über Land und Leute besitzt und rein geistig wirkt, wäre es von besonderer Bedeutung, wenn es ihm gelänge, auch nur die Vorbereitung zu einer Beendigung des Krieges herbeizuführen." Nachdem der Schreiber sodann u. a. auch vom Eindringen nationalistischer Tendenzen selbst in den römischen Klerus gesprochen, schließt er: „Trotzdem aber bleibt das Wort Friede etwas so Schönes und der Wunsch nach baldigem Ende des grauenhaften Kampfes so dringend, daß jeder, der diesen Ton anschlägt, der höchsten Achtung sicher ist. Noch ist vielleicht die Stunde nicht gekommen, aber einmal muß sie und wird sie schlagen."

Zu derselben päpstlichen Mahnung vom 28. Juli 1915 schreibt die „Frankfurter Zeitung"[2]:

„... Gewiß, der Ausgangspunkt dieser päpstlichen Kundgebung ist die katholische Idee, nach der alle geistigen Güter dieser Welt dem zur Hut anvertraut sind, der für die Gläubigen die sichtbare Vertretung der andern Welt darstellt. Das Gefühl der Verantwortung und des väterlichen Schmerzes über die entsetzlichen Opfer des brudermörderischen Krieges, von dem die Botschaft des Papstes die Anregung erhalten, entspricht durchaus jener unpolitischen, kosmischen und religiösen Idee des Papsttums als einer von Gott über die Menschen gesetzten Einrichtung. In diesem Sinne begriffen, müßten die Worte des Papstes dort die höchste Wirkung erleben, wo, wie etwa in Frankreich und Italien, die beherrschende Religion diese geistige Stellung des Papsttums anerkennt, dort aber ohne Wirkung bleiben, wo die tatsächlichen oder geistigen Beziehungen zum Papste gelöst sind. Es ist aber nicht daran zu zweifeln, daß Benedikt XV., als er sich entschloß, am Jahrestag des Weltkrieges vor die Öffentlichkeit zu treten, eine konkretere Aufgabe vorschwebte als die, den Frieden nur zu predigen. Seine Auffassung von der Stellung des Papstes ist, wie er in einer zwar kurzen, aber ereignisreichen Regierungszeit gezeigt hat, so, daß er sich wohl berufen fühlt, den Frieden auch zu vermitteln und zu machen. Damit wächst die Bedeutung seiner Kundgebung, aber auch die Schwierigkeit, ihre Wirkung und ihren politischen Wert zu ermessen.

Niemand in Deutschland und vermutlich auch anderswo wird ohne Bewegung und innerstes Einverständnis die Klagen des Papstes über die Verheerungen lesen, die der Krieg an Menschen und Gütern, in den Heeren und in der friedlichen Bevölkerung der kriegführenden Staaten anrichtet. Wie man sich auch zur Religion überhaupt oder zur Kirche stellen mag, die der Papst vertritt: niemand

[1] 31. Juli 1915, Nr. 18297.

[2] 30. Juli 1915, Nr. 210, zweites Morgenblatt.

wird ein Wort prinzipieller Entgegnung finden, wenn man an einem Gedenktag des Krieges nicht nur an seine Ziele und Erfolge, sondern auch an die Tränen denkt, die um ihn geflossen sind." ... „Und werden die Völker unserer Feinde, die, verblendet von Haß und Verachtung gegen alles Deutsche, ihren Führern bis ans Ende zu folgen noch eben gelobt haben, Verständnis für die edeln Worte des Friedensfürsten haben? Wir wagen es, wenn auch unter Zweifeln, zu hoffen. Denn in Deutschland wird die päpstliche Botschaft allen ohne Unterschied des Glaubens das Gefühl vermitteln, daß sie aus einer Gedankenwelt kommt, der wir durch den Krieg nicht entrückt sind."

Es gelang also den päpstlichen Mahnungen, den Kanonendonner zu übertönen und sich in einer Zeit Beachtung und Gehör zu verschaffen, welche sonst nur Kriegsnachrichten zugänglich ist. Und doch sind es zum Teil ernste und herbe Wahrheiten, welche er Volk und Fürsten entgegenhält. Diesen Erfolg verdanken seine Worte ohne Zweifel zunächst ihrer Wahrheit und Berechtigung, sodann aber auch dem schwerwiegenden Umstand, daß es der Heilige Vater nicht mit Worten bewenden läßt, sondern dieselben durch eine unermüdliche Liebestätigkeit begleitet und bewahrheitet. Wir hören ja eben jetzt weither über die See ähnlich formulierte Mahnungen zur Menschlichkeit, aber die Taten der Mahner strafen ihre Worte Lügen. Man kann nicht den mörderischen Kämpfen Einhalt gebieten, wenn man sie zugleich durch Geld und Waffen nährt.

* * *

Die Liebestätigkeit des Heiligen Vaters dagegen verdient eingehende Beachtung. Jeder Hilferuf, der zu ihm drang, fand ein williges Gehör. Nach allen Richtungen, über alle Länder schweift rastlos sein Blick, um immer neue Gelegenheiten zu erspähen, Schmerzen zu lindern und Tränen zu trocknen.

Rührend ist vor allem die Großmut, mit der er inmitten der eigenen finanziellen Nöten und Schwierigkeiten das wenige, was ihm mit christlichem Opfersinn die Gläubigen darbringen, mit jenen teilt, die er für noch ärmer und bedürftiger hält als sich selbst.

Kaum hörte Benedikt anfangs Dezember 1914, daß trotz der eigenen bitteren Not die belgischen Journalisten nach einem bereits mehrjährigen Gebrauch in ihren Blättern die übliche Weihnachtsgabe für den Heiligen Vater sammelten, als er am 8. Dezember in einem liebevollen Schreiben an Kardinal Mercier denselben anweist, die bereits gesammelte Summe zur Linderung der Leiden des so schwer heimgesuchten Landes zu verwen-

den[1]. — Auch der so bedauernswerte Verlust der Löwener Universitätsbibliothek veranlaßte den Heiligen Vater, sein Scherflein zum Aufbau einer neuen Bibliothek beizutragen[2].

Bedeutende Opfer legte ihm mitten in der traurigen Kriegszeit das schreckliche Erdbeben auf, das am 13. Januar 1915 morgens die Abruzzen so schwer heimsuchte und Avezzano in ein großes Leichenfeld verwandelte. Er wollte nicht nur nach Kräften der dringendsten Not der obdachlosen Bevölkerung abhelfen, sondern nahm auch die zahlreichen Waisenkinder in seine väterliche Obhut und sorgte für den Wiederaufbau der Gotteshäuser[3].

Nachdem außer Belgien auch Frankreich in reichlichem Maße die Leiden und Entbehrungen des schrecklichen Krieges verkostet hatte, ließ Benedikt am 23. April 1915 durch seinen Staatssekretär, der das hartgeprüfte Land in langjährigem Aufenthalt liebgewonnen hatte, sein herzlichstes Mitgefühl aussprechen und dem Kardinal Amette von Paris 40000 Franken zuweisen zur Hebung der ärgsten Not[4].

Die schwere Prüfung, welche mit dem Weltkrieg über das so glaubenstreue polnische Volk hereinbrach, veranlaßte den Heiligen Vater, den Erzbischöfen von Gnesen-Posen und von Krakau je 25000 Lire zugehen zu lassen.

Kaum war in Ostpreußen der Einbruch der wilden russischen Horden erfolgt, so war auch hier Benedikt gleich zur Stelle und stellte am 4. September 1915 dem Bischof von Ermland 10000 Mk. zur Verfügung zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse. — Fast um dieselbe Zeit gingen weitere 10000 Mk. an den Bischof von Luxemburg, da auch dieses Großherzogtum unter der Kriegslage schwer zu leiden hatte.

Die Verwüstungen, welche im Januar 1916 die große Meeresflut an der holländischen Küste verursachte, veranlaßten den Heiligen Vater, eine gleiche Summe auch an den Erzbischof von Utrecht abgehen zu lassen[5].

Selbst die seiner Hirtensorge ferner stehenden Länder der Serben und Montenegriner schloß der Heilige Vater von seinem Wohltun nicht aus. Hatte er schon im Februar dieses Jahres dem römischen Vertreter des unglücklichen Serbenvolkes 5000 Franken zugehen lassen, so wies er im März weitere 10000 der Wiener Nuntiatur zu, um der übergroßen Not

[1] Acta apost. Sedis VI (1914) 668. [2] Ebd. VII (1915) 358.
[3] Ebd. VII (1915) 90. [4] Ebd. 249.
[5] Osservatore Romano 1916, 27 Gennaio.

der Montenegriner und Serben zu steuern. Eine weitere Summe ließ Benedikt für denselben Zweck am 2. Juni 1916 dem Erzbischof von Antivari zugehen.

Die gleiche Summe gelangte auf Befehl Benedikts an dieselbe Nuntiatur, damit sie den von der Kriegsgeißel hartbetroffenen griechisch-unierten Ukrainern zukommen sollte.

Bald nach Beginn des österreichisch-italienischen Krieges wies der Heilige Vater dem österreichischen Armeevikar und dem italienischen Armeebischof je 5000 L. an zur Beschaffung von Feldkapellen und Tragaltären.

Als um dieselbe Zeit eine Feuersbrunst die Kathedrale von Sora in Unteritalien zerstörte, sandte Benedikt sofort 10000 L. zum Wiederaufbau.

Als im Mai 1916 in Anbetracht des siegreichen Vorgehens der österreichischen Truppen die italienische Regierung in Eile die Grenzbevölkerung zurückzog, ließ der Papst dem Bischof von Vicenza 5000 L. zugehen zur Linderung der größten Not der Flüchtlinge.

Außer diesen reichlichen Geldspenden haben wir noch eine Reihe von weiteren Erweisen seines väterlichen Mitgefühles zu verzeichnen, durch welche der Heilige Vater eine Anzahl von Familien beglückte, die der Krieg in die tiefste Trauer gestürzt hatte. Durch diese Erweise seiner Güte gestaltete sich der Vatikan zu einem Zentralbüro der Liebestätigkeit und zu einer letzten, sichern Zufluchtsstelle für besonders verzweifelte und schwierige Notlagen.

Im Oktober 1914 wurde die Gräfin Johanna de Belleville, Fräulein Thulier und Louis Severin, da sie jungen, waffenfähigen Leuten die Flucht durch Holland zum belgischen Heer in Frankreich vermittelt hatten, vom Kriegsgericht in Brüssel zum Tode verurteilt. In ihrer Verzweiflung wußten die so schwer bedrohten Familien keine andere Rettung als ein Bittgesuch an den Heiligen Vater, um durch dessen mächtige Fürsprache vom deutschen Kaiser die Umwandlung der Todesstrafe in Gefängnisstrafe zu erlangen. Auf Befehl Seiner Heiligkeit leitete Kardinal Gasparri durch den Kardinal Hartmann eine diesbezügliche Fürsprache des Heiligen Vaters an Seine Majestät. Der Kaiser ließ sich die Prozeßakten vorlegen und erhörte in großmütiger Gesinnung am 10. November die ihm von Seiner Heiligkeit vorgetragene Bitte aus besonderer Rücksicht auf den hohen Fürsprecher [1].

[1] Osservatore Romano 1915, 20 ottobre, und Civiltà Cattolica an. 66, vol. IV, pp. 363 486.

Es konnte nicht ausbleiben, daß bei der weiten Öffentlichkeit, welche diese erfolgreiche Fürsprache fand, der Heilige Vater mit ähnlichen Bitten sich noch mehrmals an Seine Majestät wenden mußte.

Dies geschah bereits wieder im November desselben Jahres zugunsten des Grafen Joseph de Hemptinne von Gent, der aus dem nämlichen Grunde gleichfalls der Todesstrafe verfallen war. Auch diese angesehene und in Rom durch den päpstlichen Zuaven und späteren Primas des Benediktinerordens wohlbekannte Familie wandte sich an Seine Heiligkeit, dessen Verwendung bei Seiner Majestät den gewünschten Erfolg hatte.

In gleicher Weise verdankt Herr Freyling, Bürochef im belgischen Kriegsministerium, sein Leben, das er nach dem Urteil des Gerichts verwirkt hatte, der Fürbitte des Heiligen Vaters (Februar 1916).

Als auch Fräulein Renkin, die Schwester des belgischen Kolonialministers, aus demselben Grunde einer Gefängnisstrafe verfallen war, erwirkte der Heilige Vater, auf die flehentlichen Bitten der Familie, vom Kaiser ihre Begnadigung.

Befreiung von Todesstrafe erflehte Benedikt auch vom Kaiser von Österreich für den russischen Journalisten Demetrius de Jautscheweschy, der wegen Spionage zum Tode verurteilt war (August 1915).

Baron und Baronin Faulthier verdanken dem Heiligen Vater ihre Befreiung aus dem Gefangenenlager, in welchem sie in Deutschland interniert waren.

Ungleich größer war die Gnade, welche Benedikt für den Landtagsabgeordneten Dr. Drexel, einen seeleneifrigen Militärgeistlichen, vom Kaiser von Rußland erbat. Derselbe schmachtete in einem russischen Kerker und war von einem höchst gefährlichen Prozeß bedroht. Er wurde befreit und konnte seine priesterliche Tätigkeit unter seinen Mitgefangenen wieder aufnehmen.

Bei Ausbruch des Krieges hielt sich der älteste Sohn des Raja von Cochin in Heidelberg studienhalber auf. Derselbe wurde selbstverständlich in ein Zivilgefangenenlager verbracht. Selbst der indische Raja fand den Weg zum Vatikan. Auf seine flehentliche Bitte erlangte der Heilige Vater von Seiner Majestät dem jungen Mann die Erlaubnis zur Rückkehr in seine ferne Heimat. In Anbetracht der Anteilnahme des hohen Fürbitters wurde ihm die sofortige Abreise gestattet.

Viel bedeutsamer als diese nur einzelne Personen beglückenden Bemühungen war die Tätigkeit, die der Heilige Vater zur Besserung des

Loses von Tausenden und Abertausenden von Kriegs- und Zivilgefangenen entfaltete. Mit liebevoller Vatersorge spähte und späht er noch immer nach jeglicher Gelegenheit aus, welche in dieser Beziehung Erfolge verspricht, und zwar ohne sich weder durch Mißerfolge noch durch Undank von seinen Bemühungen abbringen zu lassen. Ferner ist er unermüdlich bestrebt, durch Mahnungen und Belobigungen brieflich und mündlich die ihm untergeordneten Seelenhirten zur wirksamsten Mitarbeit anzuspornen. Wenn nur seinen notleidenden Kindern geholfen wird, gleichviel durch wen oder wie.

Weittragend und erfolgreich war gleich die erste Anregung, welche Benedikt gab zum Austausch der kriegsuntauglichen Kriegsgefangenen. Für Vorschläge solcher Art war eben der „internationale" Papst wie geschaffen; das mußte selbst der vorsichtigste Politiker fühlen. Von ihm war nichts zu fürchten und nichts zu hoffen. Er war nicht beteiligt, nicht in Frage. Er hatte nur die eine eigenste Sendung, Schmerzen zu lindern und Tränen zu trocknen. — Ferner, beim erwähnten Vorschlag konnte er von vornherein der Zustimmung aller beteiligten Kreise sicher sein. Wer wollte in der Heimkehr der durch den grausigen Krieg Verstümmelten oder Gelähmten eine Gefährdung seiner Interessen finden? Wer verstand und fühlte nicht die Erleichterung und den Trost, welche diesen Unglücklichen die Heimkehr aus der Fremde, aus den eisigen, öden Steppen Rußlands, zu der liebevollen Pflege der Ihrigen bringen mußte; wer wollte ihnen diese Segnungen mißgönnen? Und so ging denn das erste Kriegsjahr nicht zu Ende, ohne daß Tausende unserer, für unser Wohl geopferten Landsleute beim Wiederbetreten des heimatlichen Bodens, sei es in Konstanz von Frankreich — sei es von der Grenzstation gegen Schweden von Rußland her, tiefgefühlte Dankesworte nach Rom an den richteten, dem sie in so großem Maße die Segnungen der Heimkehr verdankten. In diesen jubelnden Dankesworten der unglücklichen Kriegsopfer fand Benedikt reichlichen Lohn für seine Bemühungen und einen mächtigen Antrieb zur Weiterarbeit[1].

Die zweite päpstliche Anregung zu einer Waffenruhe auf allen Kriegsgebieten am heiligen Weihnachtsfest scheiterte, so sehr sie auch in jedem christlichen Herzen ein freudiges und dankbares Echo fand, an der Starrheit des russischen Kalenders. Und so wurde denn an manchen Fronten

[1] Im übrigen fährt diese erste Anregung des Heiligen Vaters noch immer fort, reichliche Früchte zu tragen. So melden eben wieder die Blätter vom 19. Mai eine Wiederaufnahme des Austausches dieser Art von Kriegsgefangenen.

die Friedensbotschaft der Engel vom Kanonendonner übertönt und das christliche Friedensfest durch blutige Kämpfe entweiht.

Auch ein dritter Vorschlag des Heiligen Vaters, welcher gleichfalls bestimmt war, weitere Kreise unglücklicher Gefangener zu beglücken, stieß bald auf Schwierigkeiten und kam nur in geringem Maße zur Verwirklichung. Bereits anfangs 1915 trat Benedikt mit mehreren Regierungen in vertrauliche Verhandlungen ein, um einen Austausch von zwei Klassen der in besondern Lagern untergebrachten Zivilgefangenen anzuregen. Es sollten zunächst alle Kriegsuntauglichen ausgetauscht werden und sodann auch alle jene, welche die Altersgrenze überschritten hatten. In betreff der ersten Klasse bestand anfangs keine Schwierigkeit. Eine solche bereitete für die zweite Klasse die Verschiedenheit der Altersgrenze. Während die Dienstzeit in Deutschland mit 45 Jahren endet, geht sie in England bis 55 weiter. Da England auf seiner Altersgrenze bestand, forderte Deutschland, daß die seinige dem Ausmaß der zweiten Klasse zugrunde gelegt werde, und machte von Gewährung dieser Forderung auch seine Zustimmung für den Austausch der ersten Klasse abhängig. Leider verschlimmerte bald darauf die von England den deutschen Unterseebootsmannschaften zugedachte Behandlung die Beziehungen der beiden Länder derart, daß erst im November ein kleinerer (37 deutsche Zivilgefangene) und im Dezember ein etwas größerer Austausch (163 Deutsche) zustande kam. Die lange Verschleppung der diesen Austauschen zugrunde liegenden Verhandlungen ließ die päpstliche Initiative so in den Hintergrund treten, daß es angezeigt scheint, hier erneut mit Nachdruck auf dieselbe hinzuweisen.

Unermüdlich und durch keine Schwierigkeit entmutigt, regte Benedikt im Dezember 1914[1] ein viertes Unternehmen zugunsten der armen, gefangenen Kranken an, welche in den Lazaretten der Kriegsländer lagen. Wie viele von ihnen litten an chronischen Krankheiten, welche eine besonders sorgsame und eigenartige Pflege forderten, und ohne eine solche unrettbar verloren waren. Bei diesen Erwägungen dachte der Heilige Vater ohne Zweifel an die Tuberkulösen, welche zumal in den Kurorten der Schweiz Linderung und Heilung zu suchen pflegten. Eine diesbezügliche Anfrage beim Bundespräsidenten fand eine von edler Menschlichkeit und Gastfreundschaft eingegebene Antwort. Zur Weiterführung der diesbezüglichen Verhandlungen entsandte der Heilige Vater nach Bern zunächst den Grafen Santucci, den

[1] Osservatore Romano 1915, 27/28 Gennaio. Der Heilige Vater erwähnt selbst dieses Unternehmen, s. unten S. 368.

Rechtskonsulenten der vatikanischen Verwaltung, und als die Verhandlungen sich in die Länge zogen, bestellte er für diese Angelegenheit den Uditore der Münchener Nuntiatur, Msgr. Marchetti, zu seinem zeitweiligen Vertreter beim Bundesrat in Bern.

Anfangs sprachen mehrere Blätter[1] von 8000, ja von 20000 kranken Gefangenen, welche in der Schweiz Aufnahme und auf Kosten ihres Heimatlandes Pflege finden, jedoch nach ihrer Genesung wieder in ihre Gefangenenlager zurückkehren sollten. Wie dem auch sei, bei der Verwirklichung des Projektes wurde die vom Heiligen Vater ohne Zweifel möglichst vielen zugedachte Vergünstigung nach langen und mühevollen Verhandlungen zunächst nur einer viel geringeren Zahl zuteil.

Erst am 26. Januar erzielten die langen und schwierigen Verhandlungen ihren ersten Erfolg. In der Nacht auf den 27. traf in Genf aus Frankreich ein Zug hundert tuberkulöser deutscher Gefangener ein, der nach der nötigen Rast nach Davos weitergeleitet wurde. Am Morgen des 27. brachte ein in Konstanz aus Deutschland einfahrender Zug hundert französische Lungenkranke, welche tunlichst bald nach Aigle (Kanton Waadt) und von dort zur Pflege nach Leysin weiterbefördert wurden. Sogleich nach ihrer Ankunft im gastlichen Lande richteten die Beglückten und die Vertreter ihrer Heimatländer Dankestelegramme an Seine Heiligkeit und an den schweizerischen Bundespräsidenten.

Ein zweiter Transport kranker deutscher Gefangener erfolgte am 29. März 1916 von Lyon nach Luzern. Der Zug brachte 120 Mann, 3 Offiziere, 8 Unteroffiziere und 109 Soldaten, welche alsbald durch Dampfer an dem so einzig schönen Vierwaldstätter See auf Gersau, Buochs, Brunnen, Flüelen verteilt wurden. Den Offizieren wurde Weggis zugewiesen. Wenige Wochen später erschien Fürst Bülow mit seiner Gemahlin inmitten seiner Landsleute und fand in einer Anrede an sie tiefgefühlte Dankesworte für den Heiligen Vater[2].

---

[1] H. Wehberg, Das Papsttum und der Weltfriede (M.-Gladbach 1915) 68, und Kölnische Volkszeitung Nr. 297 vom 11. April 1915.

[2] Derselbe sagte in einer Ansprache, die er am 26. April 1916 in Brunnen an die daselbst untergebrachten Kriegsinvaliden hielt: „Wenn Sie nun zurückdenken an die Zeit, die Sie verwundet und krank in feindlicher Gefangenschaft zubringen mußten ... dann wird Dank ihr Herz erfüllen. Dank gegen Gott, der Sie vor Schlimmerem bewahrt und gnädig geführt hat. Sie werden aber auch in Dankbarkeit gedenken des erhabenen Oberhauptes der katholischen Kirche, von dem der edle Gedanke ausgegangen ist, die Schwerverwundeten der kriegführenden Länder

Ungleich zahlreicher waren die durch die päpstliche Vermittlung aus den französischen und deutschen Kriegs- und Zivil-Gefangenenlagern zur Pflege in die gastfreundliche Schweiz zu überführenden Kranken, welche anfangs Mai von Lyon in Zürich und Olten und von Konstanz in Bern eintrafen.

Durch längere, zunächst zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz geführte Verhandlungen, an welchen auch Msgr. Marchetti als päpstlicher Delegierter regen Anteil nahm, war ein Verzeichnis von zwanzig Krankheiten und Leiden angefertigt worden, welche für die Internierung und Pflege in der Schweiz in Frage kommen sollten. Sodann wurde bestimmt, daß alle gefangenen Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten und die im wehrpflichtigen Alter stehenden männlichen Zivilinternierten das Recht haben sollten, sich von einer aus schweizerischen Ärzten bestehenden Kommission untersuchen zu lassen. Solche Ärztekommissionen bereisten sodann im März und April die Gefangenenlager in Deutschland und Frankreich und wählten die zur Pflege in der Schweiz geeigneten Kranken aus. Ähnliche Kommissionen sollen wahrscheinlich auch später von Zeit zu Zeit rundreisen, da bis jetzt eine Höchstzahl der Pfleglinge nicht bestimmt ist. Am 11. Mai dieses Jahres waren annähernd 9000 Franzosen[1] und 3000 Deutsche in die Schweiz zur Pflege überführt. Das Überwiegen der französischen Pfleglinge erklärt sich aus der bedeutend größeren Zahl der französischen Kriegsgefangenen. In Anbetracht derselben war bestimmt worden, daß auf drei kranke französische und belgische Gefangene ein Deutscher kommen sollte.

Die Gesamtorganisation erfolgt durch den Armeearzt in Verbindung mit dem Schweizerischen Hotelierverein. Es wird ja durch die ganze Aktion außer der Pflege der kranken Gefangenen als willkommene Beigabe auch der sehr daniederliegenden schweizerischen Hotelindustrie einige

auszutauschen und in der neutralen Schweiz unterzubringen. In wahrhaft christlicher Liebe zur leidenden Menschheit und mit hohem Sinn hat Seine Heiligkeit Papst Benedikt XV. diesen hochherzigen Entschluß gefaßt und dann mit Weisheit, mit Geduld und kluger Umsicht seiner Durchführung den Boden bereitet und Anklang verschafft. Ich bin gewiß, in Ihrer aller Namen zu sprechen, wenn ich Seiner Heiligkeit ehrfurchtvollsten und tiefgefühlten Dank darbringe."

[1] Übereinstimmend sagt eine Drahtmeldung von Konstanz vom 19. Mai (Köln. Volksztg. 20. Mai, Nr. 407): „Der Transport kranker Kriegsgefangener nach der Schweiz ist vorläufig eingestellt. Seit dem 1. Mai sind in 15 Sonderzügen 6300 erholungsbedürftige französische Kriegsgefangene von hier nach verschiedenen Kurorten der Zentral- u. Westschweiz transportiert worden." — Am 2. Juni war die Gesamtzahl der Franzosen und Belgier 9647. Ebd. 2. Juni, Nr. 445.

Erleichterung geboten. — Die Kranken werden so verteilt, daß die Deutschen zumal nach Davos und in die Gegend um den Vierwaldstätter See[1], die Franzosen nach Leysin, Montana, Montreux und ins Berner Oberland verbracht werden. Die Leute werden hauptsächlich in Hotels und Sanatorien verpflegt, und zwar werden Hotels bevorzugt, die ihr ganzes Haus ausschließlich für Internierte zur Verfügung stellen, da erfahrungsgemäß deren Mischung mit andern Gästen Unzuträglichkeiten verursacht. Die Kosten, 4 Franken für den Soldaten und 6 Franken für die Offiziere[2], trägt jeder Staat für seine Landeskinder, außerdem die Ausgaben für Ärzte und Medizinalien. Die Soldaten sind in Korporalschaften eingeteilt und besorgen das Reinigen der Zimmer und Gänge selbst. Die einzelnen Leute finden je nach ihrem Handwerk, sei es in den Korporalschaften oder in besondern Werkstätten, in ihrem gewohnten Berufe geeignete Beschäftigung, die mit Recht sowohl für ihr körperliches als für ihr seelisches und moralisches Gedeihen als unerläßlich gilt.

Die militärische Bewachung und Oberaufsicht besorgt die Schweiz. Doch hat die Behörde darauf verzichtet, einen eigenen Bewachungsdienst einzurichten. Nach den getroffenen Abmachungen hat der betreffende Staat

---

[1] So ging den Blättern, u. a. der „Reichspost" (1916, 3. Mai, Nr. 204), von Konstanz vom 2. Mai die Meldung zu: „In der letzten Nacht ist ein Zug aus Lyon mit 517 Deutschen in Bern angelangt, dessen Fahrgäste nach kürzerem Aufenthalt weiterreisten, um in Olten und Zürich auf die einzelnen Landesgegenden verteilt zu werden. 141 kommen nach dem Kanton Glarus, 44 in den Kanton Appenzell, 42 nach St. Gallen, 83 nach Ragaz, 43 nach Chur, 80 nach Davos, 84 nach der Zentralschweiz." Ähnlich heißt es: „Konstanz, 2. Mai. Gestern abend ging der erste Zug mit den erholungsbedürftigen und kranken Franzosen, deren in letzter Zeit eine große Anzahl hier angesammelt worden ist, von hier nach der Schweiz ab. Es ist täglich ein Zug mit etwa 500 Kranken vorgesehen. Die Züge verkehren von Konstanz bis Bern direkt, wo dann die Verteilung nach den verschiedenen Kurorten stattfindet." Über einen am 15. Mai von Lyon in Zürich einlaufenden Zug mit 510 kranken Deutschen finden sich reichlichere, interessante Schilderungen in der „Kölnischen Volkszeitung" (18. Mai, Nr. 403) aus den „Neuen Züricher Nachrichten" (16. Mai, Nr. 134).

[2] Für Spezialkranke wird der Betrag auf 5 und 8 Franken erhöht. In diesen Preisen ist die ganze Verköstigung und das Logis, Licht, Beleuchtung, Wäsche, Löhne, Abnutzung von Mobiliar und Haus inbegriffen, so daß der Hotelier ein guter Hausvater und Rechner sein muß, um nicht zu Schaden zu kommen. Die vereinbarte Nahrung ist einfach, aber reichlich und abwechslungsreich. Das Frühstück besteht aus Kaffee, Milch, Butter und Konfitüre. Jeder Kranke erhält täglich 400 Gramm Brot, $^3/_4$ Liter Milch und 175 Gramm Fleisch. Ein Tag in der Woche ist fleischlos.

die Pflicht, etwaige Flüchtlinge in die Schweiz zurückzusenden, und kann die Schweiz dieselben in ihr ursprüngliches Gefangenenlager zurückbringen lassen. Doch ist die Internierung nicht streng. Die Pfleglinge dürfen sich in einem bestimmten Umkreis um die ihnen zugewiesenen Aufenthaltsorte bewegen. Mit sinnigem Verständnis der Herzenswünsche der armen Gefangenen ist es ihnen gestattet, ihre Verwandten aus der Heimat zu sich in die Schweiz einzuladen, eine selbstverständlich hochgeschätzte und dankbarst benützte Vergünstigung. Grundsätzlich ist allerdings bestimmt, daß die Geheilten in ihre Gefangenenlager zurückgeschickt werden sollen, doch steht zu hoffen, daß es möglich sein wird, sie bis zum Kriegsende zurückzubehalten.

Diesen Abmachungen schloß sich anfangs Mai auch England zugunsten seiner in deutscher Gefangenschaft befindlichen Mannschaften an[1]; weshalb der englische Gesandte Sir Henry Howard am 4. Mai Seiner Heiligkeit den schuldigen Dank seiner Regierung übermittelte für seine so erfolgreichen Anregungen und Bemühungen[2].

Der eingehendere Bericht über diese eine Liebesbetätigung des Heiligen Vaters, welchen ich einer gütigen Mitteilung von bestunterrichteter Stelle in Bern[3] verdanke, gibt uns einen Begriff von der Unsumme von Sorgen und Anstrengungen, von dem Maß von zielbewußter Geduld und tatkräftigem Durchhalten, die die fast anderthalbjährigen Bemühungen einer einzigen Aktion kosteten. Doch nun lohnt ihm alle Opfer das tröstliche Bewußtsein, daß nun fast 12000 arme Kranke ihm die erforderliche Pflege danken und zeitlebens seine Initiative und Mühewaltung segnen werden.

Ein weiteres fünftes Unternehmen plante Benedikt zugunsten des durch den Krieg so hart getroffenen französischen Klerus. Gegen 800 kriegsgefangene französische Geistliche verweilen in den deutschen Gefangenenlagern. Von ihrer religionsfeindlichen Regierung ohne irgendwelche Berücksichtigung ihres priesterlichen Charakters und ihrer auch für die Interessen der Landesverteidigung so wichtigen Hirtensorge in die Schützengräben ge-

[1] Leider führten die zwischen Österreich und Italien geführten Verhandlungen zu keinem Ergebnis.

[2] Bereits am 27. Mai trafen 500 Engländer in Konstanz ein aus den deutschen Gefangenenlagern zur Pflege in der Schweiz (Köln. Volksztg., 28. Mai 1916 Nr. 421).

[3] Eine sehr willkommene Vervollständigung derselben bot mir das Referat, das O. Hauser in Zürich am 13. Mai auf der Tagung des Verbandes schweizerischer Verkehrsvereine erstattete; s. Neue Züricher Ztg. 18. Mai 1916, Nr. 793.

schickt, weihten die französischen Priester sich mit der ganzen, ihrem Volkstum eigenen heroischen Hingabe der blutigen Kriegsarbeit, taten als Soldaten in vorbildlicher Weise ihre Pflicht und benützten den ihnen verbleibenden Rest an Zeit und Kraft zur Ausübung ihrer priesterlichen Pflichten. Reichlich opferten sie ihren Prozentsatz an Gefallenen und Gefangenen. Das Los dieser letzteren war besonders peinlich. Durch ihre höhere Bildung und vielfach durch den Stand ihrer Familien waren sie an eine andere Umgebung und Lebenshaltung gewöhnt.

Der Herr Kardinal von Köln entsprach den heißesten Wünschen des Heiligen Vaters, als er für sie bereits in den ersten Kriegsmonaten von der Großmut des Kaisers die hohe Vergünstigung erbat und erlangte, daß sie in den Lagern den Offizieren gleichgestellt werden sollten. Sogleich drückte Benedikt dem Kardinal durch ein eigenes Schreiben vom 18. Oktober[1] seine besondere Befriedigung mit diesem Vorgehen aus und stellte es bald darauf dem Erzbischof von Antivari[2] und später durch den Kardinal Gasparri dem Bischof von Paderborn[3] als vorbildlich vor Augen.

Doch hiermit war nur der augenblicklichen dringlichsten Not abgeholfen. Es begann daher der Heilige Vater seinerseits den Boden zu sondieren, um einen Austausch der französischen und deutschen gefangenen Geistlichen anzubahnen. Die Sache hatte deutscherseits große Schwierigkeiten, da den 800 französischen Geistlichen in den deutschen Lagern nur 17 deutsche in den französischen gegenüberstanden. Trotzdem erklärte sich der Kaiser in seiner gewohnten Großmut zum Austausch bereit. Leider fand der französische Kriegsminister Gallieni keinen Ausweg, um, wie selbstverständlich war, die französischen Geistlichen vor der Verpflichtung zu bewahren, nach ihrer Befreiung sofort in die Feuerlinie zurückzukehren[4].

Neben diesen weittragenden Bemühungen ließ der Heilige Vater keine ihm sich bietende Gelegenheit unbenützt, um sowohl selbst zu helfen und um alle ihm erreichbaren Hilfskräfte in Bewegung zu setzen. Am 22. Dezember 1914 ließ er durch die Kongregation der außerordentlichen kirch-

[1] Acta apost. Sedis VI (1914) 542.

[2] Ebd. 546, Schreiben vom 8. November 1914.

[3] Ebd. VII (1915) 224, Schreiben vom 29. April 1915. An dieselbe Adresse erging noch ein weiteres Schreiben am 15. April 1916, durch das Kardinal Gasparri dem Herrn Bischof von Paderborn die hohe Befriedigung und Freude mitteilte, mit welcher der Heilige Vater von dessen ausgedehnter und rastloser Liebestätigkeit zugunsten der Gefangenen und Vermißten Kenntnis genommen hatte.

[4] Liberté (Freiburg in der Schweiz) vom 20. März 1916.

lichen Angelegenheiten den führenden Kardinälen und Erzbischöfen der kriegführenden Länder die Weisung zugehen [1], sie sollten den ihnen unterstellten Seelsorgern die geistliche und leibliche Pflege der in ihren Bezirken untergebrachten Kriegsgefangenen aufs angelegentlichste anempfehlen. Mit tiefinnigem Mitgefühl und mütterlicher Sorgfalt weist er im einzelnen die Hilfeleistungen auf, die sie ihnen angedeihen lassen sollten, und vergißt selbst die Postkarten nicht, durch welche die Gefangenen oder die Priester für sie sofort die Ihrigen in der fernen Heimat von der sehr quälenden Ungewißheit über ihr Los befreien sollen.

Ferner sandte Benedikt kaum je an einen Kirchenfürsten ein Schreiben [2], ohne ihm Mäßigung des nationalen Chauvinismus, Versöhnung und Frieden sowie Milderung des Loses der armen Verwundeten und Gefangenen und der von der Kriegsfurie heimgesuchten Bevölkerungen zu empfehlen oder sie wenigstens um ihre Gebetshilfe für die baldige Beendigung des schrecklichen Ringens anzugehen.

Weiterhin heißt er den Wiener Nuntius an seiner Statt die italienischen und serbischen Gefangenen im österreichischen Gefangenenlager in Mauthausen bei Wien, und den päpstlichen Delegaten in Konstantinopel, Msgr. Dolci, die Kriegsgefangenen in Konstantinopel besuchen und trösten [3].

Als die ungeeignete Unterbringung von deutschen Gefangenen in Dahomey die deutsche Regierung zu Wiedervergeltungsmaßregeln zwang, war der Heilige Vater sogleich erfolgreich bemüht, der Gegensätzlichkeit ihre Schärfe zu nehmen und das Los der Gefangenen auf beiden Seiten milder zu gestalten [4], so daß dieselben von Dahomey weggeschafft wurden und anderseits das weniger geeignete Lager von Neuenkirch aufgehoben wurde.

* * *

Taten sprechen überzeugender als Worte, und so hat denn die findige und unermüdliche Liebestätigkeit Benedikts seinen Mahnungen zum Frieden und zur Versöhnung eine besondere Kraft und Eindringlichkeit verliehen; ja sie hat die ganze Erscheinung, das ganze Auftreten des päpstlichen Friedensfürsten harmonisch ergänzt und verklärt. Hier ist in Fülle, was der Welt fehlt, wonach sie verlangt: Friede und Liebe.

---

[1] Acta apost. Sedis VI (1914) 710.
[2] Ebd. VII (1915) 91 434 458 460 475.
[3] Osservatore Romano 1916, 14 Gennaio, 8 Febbraio.
[4] Civiltà Cattolica an. 66, vol. IV, p. 108.

Ich habe schon oben hervorgehoben, welch tiefen Eindruck die Friedenskundgebungen des Papstes auch auf Kreise machten, welche seinem Glauben fernstehen. Diese Eindrücke waren zweifacher Art und bewegten sich in zwei gegensätzlich orientierten Richtungen. Die einen verschließen ihre Augen nicht vor der moralischen und geistigen Macht, welche im Papsttum verkörpert ist; sie verstehen, daß der derzeitige Vertreter desselben auch in diesem weltbewegenden Augenblick die Stellung einnimmt, die Sprache führt, welche seine historische Vergangenheit und seine weltgeschichtliche Sendung von ihm fordert, und sie neigen sich vorurteilslos vor dieser Größe. Andere sind nicht imstande, dieser Größe und dieser Wahrheit die gebührende Ehre zu geben. Ihr auf die Verneinung alles geistig Großen, alles Übersinnlichen und Religiösen gerichteter Sinn bäumt sich auf gegen die Hoheit der päpstlichen Sprache, gegen die Berechtigung seiner Mahnungen und den werbenden Einfluß seines Liebeswirkens; sie wittern die überlegene Kraft und fürchten deren Wirkung. Daher ihr heißes Bestreben, den Papst durch Lockungen und Drohungen aus der Höhe seiner Stellung in die Niederungen ihrer Parteileidenschaft herabzuziehen. Daher die unwahre, heuchlerische Übertreibung der päpstlichen Machtstellung, um aus ihr die Anklage herzuleiten, ihr Träger weide sein Auge an dem blutigen Schauspiel, er wolle das ihm Einhalt gebietende Wort nicht sprechen. Daher das Erdichten angeblicher Liebesbemühungen des Heiligen Vaters, sinnloser von ihm gemachter Anträge, um ihn in den Augen gedankenloser Leser herabzuwürdigen. Eitles Bemühen, das kritiklosen Überglauben und stumpfsinnige Gedankenlosigkeit voraussetzt und Erfolge nur erzielen kann, wo das Auge der Wahrheit verschlossen und der Sinn der Einwirkung wahrer Größe und Hoheit nicht zugänglich ist.

Lassen wir uns durch solche Kunstgriffe und Treibereien die herzerhebende und glaubenstärkende Freude nicht mindern, welche unser Herz erfüllt, wenn wir sehen, wie die Vorsehung auch in dieser überschweren Zeit das Oberhaupt der heiligen Kirche die seiner hohen Sendung entsprechende Stellung Sprache und Betätigung hat finden lassen.

Franz Ehrle S. J.

Deutsche Religion?

Es kommt nicht überraschend, daß der Patriotismus, da er in dem größten Kriege der Weltgeschichte die Kraft zu kämpfen und zu leiden wie noch nie für das Vaterland zusammenraffen muß, stellenweise über das rechte Maß hinausgreift. Er sucht in Wirklichkeit zuweilen das Vaterland zum ausschließlichen Inbegriff aller Ideale zu machen. Er richtet Gegensätze zwischen den Völkern auch dort auf, wo Gegensätze nicht sein sollen, so auf weiten Gebieten des Geisteslebens, insbesondere in der Religion. Glücklicherweise kann man feststellen, daß auf deutschem Boden Rufe nach einer nationalen Besonderung der Religion nicht in dem Umfang und nicht von so maßgebenden Stellen aus ergangen sind, daß man sie irgendwie als Willensausdruck der Nation betrachten dürfte; daran ändert auch die Tatsache nichts, daß die Bestrebungen für Religionsverdeutschung, die schon vor dem Kriege bestanden, an den Erregungen des Krieges, wie erklärlich, Nahrung gefunden und einiges Wachstum zu verzeichnen haben.

Auch beziehen sich jene Rufe größtenteils nicht auf das politische Deutschland. Leute, die als unentwegte Hegelianer den Staat, das Reich als „präsenten Gott" einschätzen, wird es nicht viele geben. Wenn sich sonst Überschwenglichkeiten äußerten, zumal im Anfange des Krieges: an die Stelle der Religion trete jetzt die Vaterlandsliebe, an die Stelle des frühern Gottesgedankens das Vaterland, Deutschland sei der neue Messias, ein Gesalbter und Gesandter des Unendlichen, und ähnliches mehr, so erhob sich dawider kräftiger Tadel. Jenes „vergöttlichte Deutschland", das man von draußen her im Mittelpunkte des deutschen Religionslebens zu sehen wähnte, hatte wenig Anbeter.

Es wäre ja auch in jeder Beziehung unerträglich, den Staat zu vergöttlichen oder die Gottheit zu verstaatlichen. Der Gegenstand der Religion steht so hoch über dem Staate wie Gott über seinem Geschöpf. Nur das ist zulässig, ja lobenswert, daß jedermann das Vaterland um Gottes willen und Gott um des Vaterlandes, seiner Vorzüge und seiner Geschichte willen ehre. Das gibt dann erleuchtete, tiefe, opferstarke Vaterlandsliebe. Auch

das weitere ist zulässig, sogar pflichtgemäß, daß der Staat als solcher, als moralische Person, sich zum Träger der Religion mache, indem er Religion von staatswegen betätigt, sie mit seinen Mitteln schützt und fördert. Nur soll er sich nicht eine religiöse Aufgabe anmaßen, die weder von der Natur noch von der Offenbarung ihm übertragen ist.

Das Verlangen nach einer „deutschen Religion" ist meistens stammesdeutsch, nationaldeutsch gemeint, im Sinne nicht der Staats-, sondern der Naturnation. Es berücksichtigt alle Deutschen, gleichviel ob sie innerhalb oder außerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle leben, alle, die durch ein bestimmtes, obwohl schwer in Worte zu fassendes seelisch-leibliches Gepräge, eben die deutsche Nationalität, von Polen, Franzosen, Schweden, kurz, andern gleichfalls eigenartig gekennzeichneten großen Menschengruppen unterschieden sind. Damit hängt zusammen, daß die „deutsche Religion" meistens von „deutschvölkisch" oder „alldeutsch" gerichteten Vereinigungen und Persönlichkeiten empfohlen wird und bei aller sonstigen Zersplitterung und Verschwommenheit eine kräftige antisemitische Spitze zeigt. Eine unklare Vermengung von reichsdeutscher und nationaldeutscher Religion entsteht zuweilen dadurch, daß man die „deutsche Religion" zwar bei allen Menschen deutschen Blutes verbreiten will, jedoch durch staatsdeutsche Bedürfnisse, z. B. das der Reichseinheit, die sich auch auf die Religion erstrecken müsse, begründet; es bleibt dann unbestimmt, ob der Reichseinheit zulieb den in Deutschland lebenden Bruchteilen anderer Nationen die „deutsche Religion" aufgezwungen werden soll, ebenso ob die draußen lebenden, vom Alldeutschtum nie ganz „heimgebrachten" Deutschen eine solche politisch-deutsche Religion mit der Zugehörigkeit zu ihrem nicht reichsdeutschen Vaterlande verbinden könnten.

Einstweilen gibt die „deutsche Religion" einen wenig verführerischen Vorbegriff davon, was für eine Einheit sie den Deutschen der Zukunft geben würde. „Deutsche Religionen" stellen sich heute fast so viele vor wie Autoren, die über sie schreiben, so viele wie Vereine, Vereinchen, Zeitschriften, von denen sie gepflegt werden. Der Herausgeber des „Neuen Lebens" schrieb kürzlich im Aprilheft über die von ihm erwünschte Einigung der deutschen „Erneuerer" im allgemeinen: „Was dem heute noch entgegensteht, sind hauptsächlich Verlags- und Zeitschriftbelänge; das muß einmal deutlich gesagt werden. Jeder Verleger und Herausgeber faßt seine Leserschaft in einem Bunde und womöglich auch noch in einem ‚Orden' zusammen, der dann mit ihm durch dick und dünn geht und vor allem der

Ausbreitung der Zeitschrift dient. Namentlich die Logenmeierei hat in den letzten Jahren in geradezu krankhafter Weise um sich gegriffen." „Die Gutgesinnten, die Deutschvölkischen, die Lebenserneurer bilden heute — nehmt alles nur in allem — ein Häuflein Ohnmacht und Zersplitterung. . . . Den Kernpunkt, von dem aus alles erst seinen rechten Sinn und seine wahre Ordnung erhält, den sehen sie nicht, weil jeder seine besonderen Scheuklappen hat." Recht unfreundliche Worte folgen über Selbstsucht, Geschäftsinteressen, Unfehlbarkeitsgelüste mancher Führer.

Es gibt Verfechter „deutscher Religion", die das Christentum ablehnen. Die Wodanverehrer streben unter heftiger Schmähung der christlichen Glaubensboten bei unsern Vätern in die alte Heidenzeit zurück, die wenigsten wohl, weil sie Wodan und Thor und Frija als Wirklichkeit nehmen, die meisten, weil sie einheimische Symbole für ihr Neuheidentum wünschen. Pantheisten behaupten, der persönliche und über die Welt erhabene Gott des Christentums widerstrebe der deutschen Innerlichkeit. Monisten und Materialisten berufen sich für ihre Weltanschauung auf den deutschen Wirklichkeits- und vorgeblichen Diesseitssinn. Indifferentisten wollen einen Gott, den man gleicherweise von allen Standpunkten aus, die Deutsche überhaupt einnehmen, vermittelst einer „Religion aller Deutschen" verehren kann.

Anders klingt das Schlagwort „Germanisierung des Christentums". Man will Christ bleiben, aber das Christentum soll sich zunächst umbilden, oder, wie man lieber sagt, „weiter"bilden. Denn das Christentum lehre einmalige Heilstatsachen, wir Deutsche aber wollten fortdauerndes Erleben, ewiges Suchen und Bauen. Das Christentum sei Dogmatismus, Deutschtum sei lebendig pulsierendes Gemüt. Das Christentum beruhe auf Gnade, „Fremderlösung", Mittlerschaft, indes das deutsche Vervollkommnungsstreben und Selbständigkeitsbewußtsein könne solche Geschenke und Hilfen nicht annehmen. Christliche, leider allzuschwache Liebe müsse, wo nicht ersetzt, doch durch deutsche Kraft ergänzt werden. Während das Christentum Weltverneinung liebe, heiße die religiöse Frage der Germanen: Wie erlange ich die Herrscherstellung in Welt und Natur? Vom Protestantismus sagen die radikalern Germanisatoren, daß er zwar einen Anlauf zur Germanisierung des Christentums gemacht habe, jedoch auf halbem Wege steckengeblieben sei. Dagegen ist man in Kreisen wie dem Evangelischen Bunde der Ansicht, daß gerade der Protestantismus, und nur er, das richtige deutsche Christentum darstelle; die katholische Presse Deutschlands hatte in

jüngster Zeit wiederholt unwillkommenen Anlaß, sich gegen verletzende Äußerungen dieser Art zur Wehr zu setzen.

Von neuern Schriftstellern, die zur Verdeutschung der Religion drängten und drängen, werden öfter genannt der Orientalist Paul de Lagarde, der ehemalige protestantische Pastor Arthur Bonus, der Journalist Friedrich Lange, der Bremer Pastor Julius Burggraf, der Rittmeister Oskar Michel. Um den letzten hat sich als „deutschreligiöse" Vereinigung 1915 zu Berlin die „Deutsche Lebenskunst" mit der gleichnamigen Zeitschrift geschart. Seit 1911 besteht in verschiedenen Städten die „Deutschreligiöse (deutschgläubige) Gemeinschaft", der die Zeitschrift „Neues Leben" dient. Mit der „Gemeinschaft" ist eng der „Deutsche Orden" verbunden. Gemeindebildungen mit „deutsch-religiösen" Festen und Kultversuchen liegen bereits mehrfach vor[1].

Das einigende Band für die sehr verschiedenen Vorschläge und Unternehmungen besteht in der Ansicht, daß der Nationalität ein wichtiger Einfluß auf die Religionsgestaltung zukomme. Es leuchtet ein, daß an dieser Ansicht viel Wahres ist. Nur sieht man auch sogleich, daß der Nationalität ein allzugroßer Einfluß eingeräumt werden kann und eingeräumt wird.

Tritt man als gläubiger Christ an die Frage nach der Verdeutschung der Religion heran, so hat man zur Beantwortung eine sichere Richtlinie daran, daß die christliche Offenbarung zwar ein Geschenk, aber zugleich eine Pflicht ist. Wir müssen dem Worte Gottes glauben, so wie es gesprochen worden ist, und es genau so festhalten. Selbst wenn ein Engel vom Himmel käme, sagt Paulus, und anders lehrte, um wieviel mehr, wenn bloß Menschenstimmen außer und in uns, Menschenneigungen, Menschenanlagen dem Evangelium widersprächen, müßten wir dem Evangelium den Vorzug einräumen. Falls es darum eine „deutsche Religion" geben soll, steht das von vornherein fest, daß sie für Denken, Wollen, Leben die notwendigen, verpflichtenden Bestandteile der christlichen Religion umschließen muß.

Es ist gut, sich gegenwärtig zu halten, daß man hierin als gläubiger Christ sich auf anderm Standpunkt als die modernen Germanisatoren befindet. Diese betrachten die Religion nicht als etwas von Gott unter Pflicht der Annahme Geoffenbartes, sondern als etwas aus bloßem Menschen-

[1] Zu diesen Bestrebungen eingehende Belege und Kritik siehe in des Verfassers soeben erscheinendem Ergänzungsheft zu dieser Zeitschrift (Kulturfragen, Heft 3): „Soll die Religion national sein?"

sinnen und -fühlen Hervorgegangenes; sie sei darum auch nicht etwas Festes, sondern mit den Menschen nach Ländern und Jahrhunderten sich Änderndes. Der Christ denkt wesentlich anders. Er sieht die Religion, gerade wie Gott, als ein Höheres über sich; er kann sie nicht nach seinen Wandlungen modeln, sondern er muß, glücklicherweise, sich nach ihrer ewigen Festigkeit bilden. Soweit sie darum übernational sein will, kann er sie nicht in anthropomorphe nationale Enge herunterziehen; er kann sie nicht in dem verdeutschen, worin sie über dem Deutschtum stehen will. Der von jemand geäußerte Grundsatz, bei der Vermischung von Christentum und Deutschtum sei das zweite als das wertvollere und maßgebende Element zu betrachten, ist unannehmbar, und sehr der Unterscheidung bedarf der Satz, ihren Wurzel- und Mutterboden habe die Religion in der Nationalseele.

Indessen, man braucht nicht ein gläubiger Christ, sondern nur ein kritischer Mensch zu sein, um wahrzunehmen, daß die modernen Germanisatoren Gegensätze zwischen Deutschtum und Christentum auch da behaupten, wo solche keineswegs vorliegen. Wahr ist, daß das Christentum einen Gott und Heiland aller, einen Glauben, eine Gnade, eine Kirche lehrt und über die Nationalreligionen des Frühheidentums sich mit noch kräftigerem Schwung erhebt als die mehr und mehr weltreligiösen antiken Strömungen, inmitten deren es aufgetreten ist; es verdient Ruhm und Dank dafür. Aber: die vorgegebene Weltflucht des Christentums, einseitige Jenseitigkeit, Historismus, Dogmatismus, Intellektualismus, Servilismus, Familien- und Staatsfeindlichkeit und so vieles andere, zum Überdruß Wiederholte, sind das nicht Schlagworte, mit denen man gröblich, ohne die Kunst begrifflicher Abschattung arbeitet, um das Christentum durch und durch als Feind bald alles Menschentums, bald alles Deutschtums hinzustellen? Und auf der Gegenseite: jenes „deutsche Wesen", mit dem man das Christentum in Streit haben möchte, ist es eine so festbestimmte Größe, daß man zuverlässig mit ihr rechnen kann? Tatsächlich erfreuen wir uns noch keiner wissenschaftlich sicherstehenden Wesensbestimmung des Deutschen. Viele haben versucht, einzelne, ihm eigene Wesenszüge zu finden; viele leugnen besondere Wesenszüge und behaupten als Charakter des Deutschen gerade die Universalität; einige verzweifeln an der Erreichbarkeit einer Definition. Es ist gut, auch diese Tatsache vor Augen zu behalten und religionsgermanisatorische Zuversicht gelegentlich daran zu erinnern.

Gesetzt aber, das deutsche Wesen wäre klarer erkannt als es ist, braucht man nochmals nicht ein gläubiger Christ zu sein, um zu verlangen, daß

es nicht so, wie man es vorfindet, zum einzigen Maßstab und Erkennungszeichen wahrer Religion gemacht werde. Sollen wir nicht zugestehen, daß auch unser deutscher Charakter seine Fehler und in seinen Tugenden Einseitigkeiten habe? Unsere Geschichte, unsere Gegner, unsere eigenen Dichter und Denker sagen uns, daß wir schon in vielem versagt haben und daß nicht alle unsere Innerlichkeit und Gründlichkeit, nicht aller Individualismus und Idealismus, nicht alle Fähigkeit zu organisieren oder zu assimilieren tadellos und ein lauterer Segen für uns und andere gewesen sind. Zu behaupten: Dies und jenes widerspricht z. B. der deutschen Innerlichkeit, ist darum noch kein Beweis, daß dies und jenes nun auch aus Religion und Leben zu entfernen sei. Erst muß die Frage erörtert werden: Widerstrebt es einer vor Gott und Menschen berechtigten Innerlichkeit?

Es wird nach alledem schon hier zweifelhaft, ob man überhaupt von deutscher Religion sprechen soll. Die Religion, insbesondere die christliche Religion, ist in allem Wesentlichen, Notwendigen übernational. Der Ausdruck: deutsche, russische, amerikanische Religion, läßt aber an eine Wesensbesonderung denken. Man spricht nicht von französischer Mathematik, sondern nur von der Mathematik der Franzosen, von der mathematischen Anlage der Franzosen. Obwohl man deshalb von deutscher Kultur und deutscher Musik redet, sind „deutscher Religion" andere Bezeichnungen, wie deutscher Religionssinn, deutsche Religiosität, deutsche Religionsübung, vorzuziehen.

Sofern die wahre Religion an alle Nationen die wesentlich gleichen Anforderungen stellt, ist sie überall gleich. Und doch darf und soll sie bei den verschiedenen Nationen verschieden sein. Es gibt in der Religion auch Freies, nach Wunsch und Willen zu Wählendes oder Auszugestaltendes. Und hier entscheide sich jede Nation nach ihrer Eigenart, die eine so, die andere gerade entgegengesetzt. Was in allem vom Einzelmenschen gilt: je entsprechender dem Charakter, desto ansprechender, lieber, dauerhafter, das wendet man mit Recht auf die Religion der Völker an.

Man sagt von uns, daß wir eine sachliche, objektive Nation seien. Da unsere seelischen Fähigkeiten in einem gewissen Gleichgewichte zueinander stehen, können wir unser Selbst und die Welt auffassen, wie sie sind; Leidenschaft und Phantasie täuschen uns nicht so oft. Zwar geschieht uns, daß unser Verstand, der nicht so leicht und zugleich klar arbeitet wie der anderer, um so schwerer irrt, wenn er in Leidenschaft urteilt; aber sonst haben wir Achtung vor den Tatsachen, verschleiern uns Unangenehmes

nicht, wissen Gutes noch am Feind anzuerkennen. Die Innigkeit, die uns gemeinhin näher liegt als Leidenschaft, verleitet auch unser Streben nicht zur Jagd nach Torheiten, und der Mangel an Formsinn, der uns im Vergleich zu Nachbarn vorgeworfen wird, befähigt uns, reizlose Wahrheit, markigen Gehalt vor Schmuck und schöner Fassung zu lieben. Ihr seid so ernst, sagen uns andere. — Wir sind auch besonnene Leute. Wir wollen Zeit haben, eine Sache zu verstehen, und dann Zeit, den rechten Entschluß zu fassen. Tacitus hat unsere Väter sogar träge genannt. Auch unser furor teutonicus erwacht langsam; Michael der Kriegsheld streift nur gezwungen den gemütlichen Michel des Alltags ab. Aber wenn wir einen Gedanken und Plan ergriffen haben, sind wir auch nachhaltig, zäh bis zur Starrköpfigkeit. Wir gehören im Geistigen wie im Stofflichen zu den zuverlässigsten Arbeitern der Welt; mit Fleiß, Gründlichkeit, Ausdauer, Methode bewältigen wir Schweres, Langwieriges, langweilig Kleinliches. Die deutschen Soldaten waren von alters bekannt, daß sie die schlimmsten Strapazen ungebeugt ertragen und vor den härtesten Aufgaben nicht weichen. — Von Sachlichkeit und Nachhaltigkeit hangen wie Folgerungen Pflichtliebe und Gewissensernst, Ordnungssinn, Pünktlichkeit, Organisationsgabe ab. Der deutsche Charakter gilt als ehrlich, gerade, oft fast kindlich aufrichtig. Treue wurde ihm trotz Hegels gegenteiligem Verdikt von jeher nachgerühmt; sie wurde hochgehalten auch da, wo die Verpflichtung freiwillig eingegangen war, wie bei den eigenartigen altgermanischen Gefolgschaften. — Obwohl der Deutsche viel Sinn für Freiheit hat, ja ein recht eigenbrötliger Individualist und, wenn schon einer Gruppe zugehörig, Gruppenindividualist sein kann, was lange trübe Zeiten hindurch einiges, mächtiges Staatsleben hinderte oder schädigte, hat er doch unter der Voraussetzung, daß er die Notwendigkeit und den Nutzen des Zusammenschlusses endlich begreift, in hohem Maße die Gabe der Einordnung, der Selbstverleugnung für das Ganze, des Gehorsams. — Gerade der deutsche Gemeinsinn im Kampfe mit dem Individualismus ist ein Beispiel, wie große Gegensätze im deutschen Wesen liegen. Wir haben teil an Vorzügen und Fehlern, die miteinander streiten, und zeigen dies reichlich im Wechselspiel der Zeiten und Orte; wir sind vielseitig, stehen aber auch hinter den Einseitigen zurück in dem, worin sie einseitig sind, bestaunen sie darum und wollen von ihnen lernen. Das ist wohl unser Universalismus, der zugleich den Vorteil großer Bildungsfähigkeit und die Gefahr tadelnswerter Fremdsucht umschließt.

Nehmen wir an, diese Charakterzüge seien tatsächlich die des allgemein genommenen Deutschen, des Fichteschen „Deutschen schlechtweg". Dann kann man eine Ausprägung der Religion im Sinne der deutschen Tugenden nur begrüßen.

Die Deutschen dürfen schon im Gegenstande der Religion, Gott und dem Göttlichen, sich nach ihrer Eigenart richten. Die göttliche Welt ist weit und groß, besteht aus vielem Verehrungswürdigen und selbst in der einen, unzerteilten Gottheit aus vielen Verehrungswürdigkeiten. Man ehre alles, soweit geboten, aber man ehre mit besonderm Augenmerk das, wofür man ein besseres Verständnis hat. Deutscher Pflichtsinn sehe in Gott den Träger heiliger, unverletzlicher Rechte, mühe sich ernst, sie zu wahren und, wenn verletzt, wiederherzustellen, weise von sich frivole Ansichten, nach denen wir „mündiggewordene" Moderne den Begriffen Sünde und Reue entwachsen wären. Deutsche Empfindung für die tiefen, weisen Kräfte, die Welt und Leben durchwalten, liebe Gott den Nahen, allen Seelen und Dingen Innewohnenden; lehne ab jenen in der Fremde erfundenen kalten Deismus, demzufolge Gott sein einmal erschaffenes Geschöpf kalt, herzlos sich selbst überließe. Sind wir innerliche Menschen? Dann erwehren wir uns des Atheismus, der den eindringendsten Fragen des Geistes und Herzens die Antwort weigert; erwehren wir uns auch der überhandnehmenden Diesseitskultur, die über dem Getöse der Maschinen, dem Glanz der äußern Leistungen, dem Getaumel des sinnlichen Vergnügens die innere Seele verliert. Haben wir deutschen Selbständigkeitswillen? So freuen wir uns persönlicher Unsterblichkeit und verwerfen allen persönlichkeitsvernichtenden Pantheismus, Buddhismus, Theosophismus. Den göttlichen Heiland wollen wir, wie die frühen Sachsenchristen ihren Heliand, mit deutschen Sinnen schauen. Mit inniger Kindlichkeit, staunender Dankbarkeit wollen wir unsere unvergleichliche deutsche Weihnacht feiern. Da wir unserm Lande, dem allherbstlich sterbenden, so wehmütige Lieder vom Sterben und Vergehen ablauschten und so gern Totentänze malen, wollen wir mit Vorzug auch Gottes heiliges Leiden und Tod betrachten und, was die Frömmigkeit unserer Vorfahren uns vor andern lehrt, zu „Gott im Elend" wallfahren. Wir wehren unsern Künstlern nicht, daß sie uns den Heiland wie alles andere mehr mit kräftigem Ausdruck als in schönen italienischen Linien darstellen. Gottes Engel und Heilige, seine großen Paladine, ehren wir in Demut und Vertrauen, doch mit Maß. Wir wachen sorglich darüber, daß wir Gott immer als den Einzigen an-

beten; so herrlich sein Hofstaat ist, über allem Hofstaat ist er der allerhabene Himmelskaiser. Daß wir aus den vielen Andachten, mit denen die Frömmigkeit der christlichen Völker Gott und alles Göttliche ehrt, die uns zusagenden auswählen, daß wir gerne zu unsern eigenen Heiligen und an unsern heimischen Gnadenstätten beten, wird uns niemand verargen, wie auch wir gern andern das Ihrige lassen, ja sehr oft bereitwillig, wie es unsere universale Art ist, das Ihre wie das Unsere lieben und dabei an die nationalen Grenzen zwischen ihnen und uns gar nicht denken.

Noch leichter ist erkennbar, daß wir in der Weise der Religionsübung die deutsche Eigenart ausprägen dürfen und zuweilen sollen. Schon Sachlichkeit ist in der Religion etwas Vorzügliches. Die Religion bietet ja Sache, Wirklichkeit; nie genug geben wir uns ihren Wirklichkeiten hin. Wir dürfen sogar, mit einem schönen deutschen Ebenmaß Gemüt und Innigkeit festgehalten, in der Religion nüchtern sein. Es wäre zwar töricht, das Gefühl und das Schalten der Phantasie grundsätzlich zu verachten; denn Gott verdient unsere wärmsten Gefühle und unsere schönsten Bildgedanken; wir selbst fassen nur mit Vorteil hie und da etwas fröhlichern Wind in unsere Segel; das Reich Gottes braucht unbedingt auch Menschen, die, von heiliger Leidenschaft ergriffen, Bahnen brechen und bei kühnen Unternehmungen Bedenken verachten. Aber gut ist es, wenn wir nicht in unbegründeten Gefühlen schwelgen, nicht gesetzlosen Einbildungen nachjagen, nichts Entscheidendes auf unfaßbares Herzenserleben bauen, nicht durch süßliche Worte für mangelnde Theologie entschädigt sein mögen.

Der ewige und langmütige Gott wartet gern auf uns, bis unsere Bedächtigkeit tatbereit ist; er freut sich in allem der naturgemäßen Entwicklung. Wenn wir nur ohne allzugroße Saumsal bereit werden! Daß wir dann aber nachhaltig und folgerichtig zu Werke gehen, kommt der Religion sehr zugute und erstattet ihr vielleicht, was wir ihr an unmittelbarer Lebhaftigkeit versagen. Bei einem nachhaltigen Charakter bilden sich leichter feste religiöse Grundsätze. Diese beherrschen dann auch das Leben; Übereinstimmung von Glaube und Sittlichkeit wird angestrebt. Kenner beweglicherer Nationen erzählen, wie dort grundfromme Leute zuweilen noch Fehler hätten, die ein im gleichen Maße religiöser Deutscher nicht an sich dulden würde.

Jenen ist die Ordnung, die unsere religiöse Betätigung durchzieht, unlieb. In euren Kirchen, sagen sie, bei euren Gottesdiensten kann man

nicht beten. Wenn da einer kniet, knien alle, alle beten mit derselben Stimme, alle schauen nach derselben Richtung; alles wahrt Ernst und Schweigen und bleibt an seinem Ort. Sind wir da im Hause des Vaters, mit dem man nach Herzensbedürfnis redet, oder sind wir auf dem Exerzierplatz? Was Deutschen unerträglich ist: ein Hund in der Kirche, gar eine Katze, die zwischen den Leuchtern des Hochaltares spaziert, stört jene nicht im geringsten. Wer hat das Bessere? Seien wir nicht ungerecht, nicht subjektiv im Urteil; es genüge uns, daß unsere Ordnungsliebe ihr Gutes hat. In der Gegenwart stehen zudem wichtigere deutsche Tugenden: Pflichtliebe und Treue, in einer Probe von weit höherer Bedeutung. Werden wir eine gottgläubige, christliche Nation bleiben? Werden zu den Millionen, die den Glauben der Väter bereits untreu verlassen haben, noch weitere Millionen oder die Mehrheit des „Volkes der Treue" kommen?

Die deutsche Fähigkeit zur Genossenschaftsbildung ist eine treffliche Hilfe zum rechten religiösen Leben. Christus wollte seine Jünger zur Gesellschaft, zur Kirche gesammelt. Wie im weltlichen Leben müssen im religiösen die Deutschen die Fehler ihres Individualismus bekämpfen, aber dann sind sie höchst schätzbare Glieder der Kirche. Sie nehmen ernst, was man ihnen aufträgt, reden sich nicht aus, als gälte es bloß für die andern; sie haben aufrichtige Ehrfurcht vor der rechtmäßigen Obrigkeit, sie bringen Opfer für das Ganze, sie wissen für die Kirche zu streiten. Auch ihre Zusammenschlüsse innerhalb des Volksganzen leisten zum religiösen Aufbau wie zur Erhaltung und Verteidigung Ausgezeichnetes und sind heute durch die Verbindung von Festigkeit und Beweglichkeit, von örtlicher Bodenständigkeit und Vereinigung über große Gebiete hin vorbildlich für die ganze Welt. Vollends der innere Universalismus der Deutschen, dieses offene Auge für das Gute allerwärts, diese Lust, es sich zu eigen zu machen, ist eine Art seelischer Katholizität. Dem Deutschen ist es leicht, mit Amerikanern und Japanern, mit Iren und Indern derselben Kirche anzugehören, mit regster Teilnahme sieht und liest er, wie sie ihr Christentum äußern, und wenn ihm das Nachahmen nicht gelingt, würdigt er die fremde Weise doch und freut sich daran. Verständnislos und verbissen zeigt er sich nur, wenn ihn, nach einer deutschen Schwäche, unglücklichermaßen eine gegenteilige Idee, ein verhetzender Doktrinarismus in Besitz genommen hat. Im Grund ist nichts undeutscher als der engsinnige Einwurf: Das Christentum trat in Palästina auf, also ist es nichts für uns. Undeutsch wäre dieser Einwurf, selbst wenn wir nicht wüßten, daß der

Ursprung des Christentums bei unser aller Vater im Himmel ist, daß es, kaum geboren und schon von Israel verworfen, nicht hatte, wohin es sein Haupt legte, und eine Heimstätte in der Welt der Völker suchte. Deutschtümelnde Abschließung von dem Lichte, das nicht in deutschem Land aufgegangen ist, liegt uns völlig fern.

Doch sei dem allem, wie ihm wolle. Wir mögen nicht in den Fehler der meisten Religionsgermanisatoren fallen, die eine noch nicht sichere Definition des Deutschen hernehmen und darauf nach ihrer Lust eine Religion bauen. Theoretisch sehen wir im allgemeinen so viel, daß von wesentlichen Widersprüchen zwischen Deutschtum und Christentum nicht die Rede sein kann; bei den Einzelheiten, wo ein Widerspruch behauptet wird, läßt sich unschwer die Willkür der Behauptung dartun, und für die positive Erkenntnis der Übereinstimmung warten wir getrost auf die endgültige und gesicherte Klarlegung des deutschen Wesens. Praktisch sind wir entschlossen, alles festzuhalten, was die Kirche uns zu glauben und zu tun als Pflicht auflegt; wir anerkennen, daß wir auch für unser Deutschtum des höhern Gesetzes bedürfen. Was das weite Gebiet betrifft, wo wir die Religion nach freiem Wohlgefallen gestalten können, unterschätzen wir zwar den Vorteil nicht, den ein bewußter, bis ins einzelne sicher und deutlich erkannter Plan für deutsche Religionsübung hätte; aber wir überschätzen ihn auch nicht. In allen Lebensgebilden ist das Wichtigste das Leben selbst. Haben wir nur lebendige Religion; ihre deutsche Eigenart kommt dann von selbst dadurch, daß wir Deutsche sie leben. Es gab zu jeder Zeit, nicht zum wenigsten im Mittelalter, auf deutschem Boden echt deutsche Religiosität, obwohl man sie nur als Religiosität erstrebt, nicht als deutsche erklügelt hat. Heute ist es eine weit drückendere Sorge, ob wir religiös bleiben, als ob wir es nach einer schulgerechten Definition des Deutschtums seien. Ja es ist schon eine Sorge, ob nicht die krampfhaften Rufe nach religiösem Deutschtum aus Geistern stammen, die an der Religion Schaden gelitten haben und nun für Göttliches Ersatz in Menschlichem suchen. Und was einige einwerfen, daß wir religiös nur auf Grund unseres Volkstums sein können, ist vom bewußten Volkstum verstanden nicht richtig. Zur wesentlich vollständigen Religion bedarf es nur dessen, daß wir uns als Geschöpfe, Gott aber als Schöpfer und Herrn, Ursprung und Endziel erkennen und anerkennen.

Zu dem pflichtmäßig Festzuhaltenden gehört in der Religion, dem Christentum, der Kirche auch Menschheitsweite. Wir wollen durchaus keine

solche deutsche Prägung von Religion, Christentum, Kirche, die diese natur- und gottgewollte Katholizität zerstört. Wir halten es mit der deutschen Religiosität wie mit dem schönen Lande, das von der Ost- und Nordsee bis zu den Alpen uns die Vorsehung zur Wohn- und Arbeitsstätte gegeben hat. Wir lieben dieses Land mit seinen Bergen und Niederungen, seinen Flüssen und Meerküsten, seinen Sommern und Wintern, seinen Sonnen- und Wolkentagen, seinen Fruchtbarkeiten und Herbheiten. Wir ziehen ihm kein anderes vor; es ist unsere teure Heimat, mit der unser ganzes Wesen zusammenklingt. Aber wir wissen, daß es nur eines von vielen Ländern auf der Erde ist und allgemeinen Erdgesetzen untersteht. Wir vermessen uns nicht, für das deutsche Land andere Bahnen im Sonnensystem zu verlangen, als mit ihm alle Länder der Erde gehen. Wir begehren für das deutsche Land, obwohl wir gerade seinen Sonnenschein lieben, keine andere Sonne als die der andern. Wir erstreben keine deutsche Heliozentrik. Aber die Heliozentrik der Seele ist die Religion. Es gibt nur einen Gott, nur eine Religion.

Otto Zimmermann S. J.

Chamisso und der nationale Zwiespalt in seiner Dichterseele.

Das Nationalitätsprinzip spielt auch im gegenwärtigen Krieg eine Rolle. Für den einen oder andern der kriegführenden Staaten bildete es von Anfang an eine Art von Rechtstitel, auf den gestützt das Land an dem ungeheuren Völkerringen teilnahm. Der endliche Friedensschluß wird diese „Aspirationen" wohl kaum alle befriedigen. Bis zur Stunde ist vielmehr eine gegenteilige Erscheinung zu beobachten und für Millionen zur vorläufigen herben Tatsache geworden: weite Gebiete und ganze Völker stehen zur Zeit unter der Verwaltung von Mächten, mit denen sie in nationaler Hinsicht bisher keine Gemeinschaft hatten.

So entsteht in den Seelen von unzähligen Menschen ein Konflikt, zunächst zwischen Neigung und Zwang, zwischen angeborener Vaterlandsliebe und pflichtmäßiger Loyalität gegenüber der fremden, aber kraft der Eroberung zu Recht bestehenden Autorität, in der weiteren Entwicklung dann vielleicht ein Kampf zwischen der Anhänglichkeit an das alte Volkstum und der durch lange, wohltätige Friedensjahre erzeugten und genährten Hochschätzung der geistigen Kräfte jener Nation, mit der die Macht der Verhältnisse sie zu einer großen staatlichen Einheit verbunden hat. Zumeist dürfte es sich in diesem weiteren Verlauf des Prozesses nicht mehr um die Frage der politischen Zugehörigkeit, sondern nur noch um den mehr oder weniger freiwilligen Verzicht auf die völkische Eigenart handeln. Es ist das Problem des Vaterlandslosen, das selbst einem Clemens Brentano infolge seiner italienischen Abstammung fast bis in die Zeit der Freiheitskriege viel zu schaffen machte und ihm in einem Brief an Freund Achim v. Arnim, den begeisterten preußischen Patrioten, im Sommer 1804 die Klage auspreßte: „Ich habe kein Vaterland!"

„Ich hatte ja kein Vaterland oder noch kein Vaterland", schrieb ein anderer deutscher Dichter, Adelbert v. Chamisso, im Vorwort zu seiner „Reise um die Welt", da er die für ihn so schmerzlichen politischen Ereignisse vom Jahre 1813 erwähnte.

Wir sind gewohnt, in Chamisso den geborenen Franzosen zu bewundern, der nach Sprache, Sitte und Denkweise außerordentlich rasch und vollkommen sich das deutsche Wesen aneignete und so trotz seiner fremden Abstammung zu einem der volkstümlichsten Dichter Deutschlands wurde. Diese Auffassung ist berechtigt, nur darf man nicht vergessen, daß auch Chamissos Leben und zum Teil, obwohl nicht so ausgesprochen, auch seine Werke Zeugnis dafür ablegen, wie ein hervorragender Geist beim redlichsten Bestreben, in ein neues Volkstum einzuwachsen, doch das Land seiner Geburt oder Abstammung nicht zu verleugnen und eine gewisse Zwiespältigkeit des Wesens niemals abzulegen vermag — selbst dann nicht, wenn der langjährige innere Kampf um die Nationalität durch freie Wahl schon im jungen Manne zugunsten des neuen Vaterlandes entschieden ist.

Louis Charles Adelaide de Chamisso oder Adelbert v. Chamisso, wie er sich als deutscher Dichter nannte, entstammte einem alten lothringischen Adelsgeschlecht und wurde am 27. Januar 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne geboren. Der Knabe zählte erst neun Jahre, als der unselige Revolutionssturm seine Eltern aus Frankreich vertrieb. „Nach manchen Irrfahrten durch die Niederlande, Holland, Deutschland und manchem erduldeten Elend", erzählt er selbst, „ward meine Familie zuletzt nach Preußen verschlagen. Ich wurde im Jahre 1796 Edelknabe der Königin Gemahlin Friedrich Wilhelms II. und trat 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in Kriegsdienst bei einem Infanterieregimente der Besatzung Berlins." In dieser Stellung lieferte der kleine Franzose eine vortreffliche kriegswissenschaftliche Arbeit und erhielt schon 1801 seine Ernennung zum preußischen Leutnant. Um seinen vorteilhaften Posten nicht zu verlieren, blieb Adelbert in Berlin zurück, als seine Eltern und Geschwister zu Beginn des neuen Jahrhunderts unter der Herrschaft des Ersten Konsuls wieder in die Heimat zurückkehrten. Für den späteren deutschen Dichter war dieser Entschluß vielleicht von entscheidender Bedeutung, in religiöser und sittlicher Hinsicht dagegen brachte er für den gänzlich unfertigen Jüngling verhängnisvolle Nachteile, stand Adelbert doch „in den Jahren, wo der Knabe zum Manne heranreift, allein, durchaus ohne Erziehung" [1].

Auch seine äußere Lage gestaltete sich um diese Zeit drückend. Die militärische Laufbahn sagte ihm je länger desto weniger zu, eine Be-

[1] Das sind seine eigenen Worte.

schäftigung, die seinen unsteten, lebhaften Geist hätte in Schranken halten können, gab es für ihn nicht, und der kleine Fremdling litt viel an Heimweh. Um so mehr freute er sich, als er Ende 1802 seinen kranken Bruder, der, wie es scheint, von ihm getrennt ebenfalls noch in Deutschland weilte, nach Frankreich zurückbegleiten durfte. Es hielt ihn aber dort nicht lange; denn er fühlte sich der alten Heimat bereits zu sehr entfremdet. Schon im Frühjahr 1803 ist Adelbert wieder in Berlin, und es bedarf jetzt nicht mehr der Ermahnungen von Eltern und Geschwistern, um ihn zum Bleiben in der preußischen Hauptstadt zu bewegen, hatte er doch nun Anschluß an einige poetisch veranlagte Altersgenossen gefunden.

Pflege romantischer Freundschaft und Poesie war das Ziel, das sich Chamisso, Karl August Varnhagen, Wilhelm Neumann, Julius Eduard Hitzig und einige andere begeisterte Jünglinge setzten, als sie miteinander die freie Vereinigung des Polarstern- oder Nordsternbundes gründeten. Schon im folgenden Jahre erschien „unreiferweise", wie Chamisso bemerkt, ihr erster Musenalmanach. Nach dem dritten Jahrgang war das Interesse der Dichter, noch mehr das der Leser erschöpft: der Almanach im grünen Umschlag ging ein, aber die Freundschaft mit Hitzig und Varnhagen bestand weiter. Die Zeit verflog zwischen dichterischen Versuchen in französischer und deutscher Sprache, Liebeständeleien aller Art und gelegentlichen Ansätzen zu ernstem Studium, zumal des Griechischen. Der Krieg mit Frankreich unterbrach 1806 jäh dieses freie Literatenleben. Nur mit innerem Widerstreben zog der junge Chamisso als preußischer Offizier gegen seine früheren Landsleute ins Feld. Bei der schmachvollen Übergabe der Festung Hameln an die französische Belagerungsarmee geriet auch er in Gefangenschaft und kehrte nun ein zweites Mal nach Frankreich zurück, fand aber seine Eltern nicht mehr am Leben. Wieder in Deutschland, erhielt er endlich zu Anfang des Jahres 1809 die längst nachgesuchte, aber durch den Krieg hinausgeschobene Entlassung aus dem preußischen Heeresverband.

Nach seiner Rückkehr aus Frankreich folgten für ihn zwei trübe Jahre. „Irr an mir selber", schreibt er später über diesen Abschnitt seines Lebens, „ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt verbrachte ich in Berlin die düstere Zeit." In dieser Not verschafften ihm seine französischen Verwandten eine Professur am Lyzeum in Napoléonville in der Vendée. Er reiste hin, erfuhr aber bei seiner Ankunft, daß die Stelle mittlerweile bereits aufgehoben war. Die Enttäuschung scheint nicht allzu schmerzlich gewesen zu sein, sollte er doch nach seinem humorvollen Geständnis in

Napoléonville Latein und Griechisch lehren, wovon er das letztere „schon wieder vergessen", das erstere aber „nie gewußt" hatte. Dafür trifft er nun in Paris mit August Wilhelm v. Schlegel und dem Kreis der Frau v. Staël zusammen, übersetzt Schlegels Vorlesungen ins Französische, findet bei dieser Arbeit in Helmine v. Chézy eine Gehilfin und platonische Herzenskönigin und folgt später der Staël auf ihr Schloß Chaumont und nach Blois. Während des Winters 1810/11 beschäftigte sich der Dichter wieder selbständig beim gelehrten Präfekten Prosper de Barante in der Vendée mit dem Studium der altfranzösischen Literatur und reiste erst im Sommer 1811 in die Schweiz, nach Genf und Coppet (Kanton Wallis), wohin sich die Staël, seine „hohe Herrin", mit ihrer nächsten Umgebung aus Frankreich zurückgezogen hatte. Um diese Zeit begann Chamisso sich mit gründlichen botanischen Studien zu befassen, die er auch nach der Vertreibung der Staël durch Napoleon, im Mai 1812, an den Gestaden des Genfer Sees eifrig fortsetzte und durch eine größere Wanderung in der Gegend des Montblanc zu einem vorläufigen Abschluß brachte.

Im Spätjahr 1812 nach zweieinhalbjähriger Abwesenheit wieder in der preußischen Hauptstadt, fühlte Chamisso in sich das dringende Bedürfnis, der lähmenden Unschlüssigkeit in der Wahl des Berufes und des Vaterlandes endlich ein Ende zu machen. Er zählte nun 30 Jahre; es war hohe Zeit, daß er in diesen zwei brennenden Lebensfragen eine endgültige Entscheidung traf. Er wählte als Beruf das Studium der Naturwissenschaften, besonders der Botanik, und beendete, wenigstens wie es ihm schien, den jahrelangen inneren Kampf zwischen französischem und deutschem Volkstum durch rückhaltlosen Anschluß an seine neue deutsche Heimat. Doch schon das folgende Jahr stellte seine vaterländische Gesinnung auf eine harte Probe. Es zeigte sich jetzt, daß die Liebe zum Lande seiner Väter noch nicht in ihm erstorben war trotz aller aufrichtigen Bewunderung, die er für deutsches Wesen hegte. Unter dem Eindruck der weltgeschichtlichen Ereignisse von 1813 zog sich der Dichter auf ein Landhaus in der Nähe Berlins zurück und schrieb hier das reizende Märchen „Peter Schlemihls wundersame Geschichte", worin er das Problem des Vaterlandslosen von seinem Standpunkt aus zu lösen versuchte. Völlig überwunden war aber damit der Zwiespalt in seinem Innern nicht, denn als das Jahr 1815 noch einmal halb Europa gegen Frankreich unter Waffen rief, da riß dieser neue Sturm die scheinbar vernarbte Wunde in des Dichters Herz wieder auf, und er faßte die damalige Seelenstimmung in die Worte zusammen:

„Die Zeit hatte kein Schwert für mich; aber aufreibend ist es, bei solcher waffenfreudigen Volksbewegung müßiger Zuschauer bleiben zu müssen." [1]

In diesem gedrückten Gemütszustand kam ihm eines Tages bei seinem Freund, dem Verleger Julius Eduard Hitzig in Berlin, ein Zeitungsartikel zu Gesicht, worin einige Andeutungen über eine von den Russen geplante Entdeckungsreise zum Nordpol gemacht waren. „Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol!" rief Chamisso in seinem Mißmut aus und stampfte dabei mit dem Fuß. Hitzig griff das Wort sofort auf, fragte ihn, ob das sein Ernst sei, und verschaffte dem Dichter auf seinen Wunsch eine Empfehlung an den Staatsrat August v. Kotzebue, dessen Sohn Otto die russische Nordpolexpedition des Grafen von Romanzoff auf dem Schiffe „Rurik" als Kapitän befehligte. Chamisso reiste über Hamburg nach Kopenhagen, wo er mit den Russen, die am 12. Juni 1815 Reval verlassen hatten, am 17. August die gefahrvolle Weltumseglung begann. Der Dichter hatte in seiner Eigenschaft als naturwissenschaftlicher Forscher bei der Leitung des Unternehmens Aufnahme gefunden, es war ihm aber schon in Plymouth, dem letzten europäischen Hafen, vom Kommandanten zu überlegen gegeben worden, daß er „als Passagier an Bord eines Kriegsschiffes, wo man nicht gewohnt sei, welche zu haben, keinerlei Ansprüche zu machen habe". Die Reise ging nach Teneriffa, Brasilien, Chile, Kamtschatka, in die Beringsstraße und nach Unalaschaka, von da nach Kalifornien, den Sandwichinseln und Radack, dann wieder zurück nach Unalaschaka, abermals über die Sandwichinseln nach Radack, endlich über Guajan nach den Philippinen, von wo die Heimfahrt um das Kap der Guten Hoffnung nach London und St. Petersburg erfolgte. Auf einem andern Schiffe landete dann Chamisso am 17. Oktober 1818 in Swinemünde und betrat

[1] Eine in der Hauptsache auffallend treffende Bestätigung der Selbstcharakteristik Chamissos, der die bisherigen Ausführungen größtenteils folgten, findet sich in einem Brief des Dichters Gustav Schwab an Karl Mayer vom 2. Dezember 1815. Da heißt es u. a.: „An Chamisso lernte ich einen trefflichen Menschen kennen; eine gewisse schmerzliche Wehmut leuchtet aber aus seiner Gestalt, seinem Wesen und aus jedem Worte, das er in gutem, aber mühseligem Deutsch herausdrechselt, hervor und ist auch in seinem Roman Peter Schlemihl, den ich Ihnen sehr zum Lesen empfehle, unverkennbar: sie rührt wohl hauptsächlich aus dem unseligen Verhältnis her, in dem er als besserer Franzose (der aber dies doch immer bleibt) zu seinem Vaterland, zu Deutschland und zu der ganzen Welt steht, und das ihn jetzt auch zu seiner Weltumseglung treibt, weil er auf dem festen Land nach seiner Meinung für sich nichts mehr zu suchen hat und sich der Wissenschaft opfern will." (Karl Mayer, Ludwig Uhland II, Stuttgart 1867, 60.)

nach mehr als dreijähriger Abwesenheit tiefgerührt wieder den Boden der deutschen Heimat.

Der eigentliche Zweck der Reise, die Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt von Unalaschaka aus, wurde nicht erreicht. Auch für Chamisso war das wissenschaftliche Ergebnis der langen Fahrt infolge mangelnden Verständnisses bei seiner Umgebung und noch mehr wegen des geringen Entgegenkommens von seiten des Kapitäns zunächst ein recht dürftiges. Doch erwiesen sich später die Anregungen, welche er in den drei Jahren empfangen hatte, für ihn in mannigfacher Hinsicht als äußerst wertvoll. Mit der Rückkehr in die Heimat ist bei ihm nicht nur das seelische Ringen um die Nationalität zugunsten des Deutschtums entschieden, er tritt nun als Gelehrter und bald auch als Dichter in die Zeit seiner Meisterschaft.

Das Jahr 1819 brachte ihm eine staatliche Anstellung und — eine Frau; er wurde Kustos am Botanischen Garten in Berlin und verheiratete sich mit Antonie Piaste, einem jungen Mädchen aus einfacher bürgerlicher Familie, das er schon als Kind gekannt hatte. Im nämlichen Jahre ernannte ihn die Berliner Universität zum Doctor h. c. der Philosophie und die Gesellschaft der Naturforscher zu ihrem Mitglied. So lebte er in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts das stille, zurückgezogene Leben eines Gelehrten, das nur durch gelegentliche kleine Reisen und Ausflüge auf das angenehmste unterbrochen wurde. Die poetische Ader floß zunehmend reichlicher, wenn auch Chamisso selbst noch 1826 an seinem Dichterberufe zweifelte und das Versemachen lediglich als angenehme Nebenbeschäftigung betrieb. Als er aber zu Anfang der dreißiger Jahre einen neuen Musenalmanach herausgab, fand das Unternehmen in den literarisch interessierten Kreisen sofort eine überraschend günstige Aufnahme, und fast alle zeitgenössischen Dichter von Namen erklärten sich zur Mitarbeit bereit. Im Jahre 1831 erschienen seine gesammelten Gedichte in erster, 1835 in zweiter, stark vermehrter Auflage und machten den gebornen Franzosen zu einem der beliebtesten deutschen Sänger, ja nach dem Tode Goethes zum anerkannten Meister auf dem Gebiete der Lyrik. Chamisso zählte zu seinen literarischen Freunden und Mitarbeitern am Musenalmanach neben Goethe, August Wilhelm v. Schlegel, Fouqué, Rückert und Arndt auch die jüngeren Talente: Eichendorff, Immermann, Hoffmann v. Fallersleben, Holtei, Gaudy, die Schwaben Uhland, Schwab und Justinus Kerner, die Österreicher Lenau und Anastasius Grün, endlich den von ihm entdeckten und verwöhnten Dekadenzdichter Heinrich Heine.

Mittlerweile hatte aber die bisher eisenfeste Natur Chamissos durch einen Grippenanfall im Jahre 1831 eine schwere Erschütterung erlitten, die trotz häufiger Badekuren nie mehr völlig überwunden wurde. Auch die Gattin, mit der ihn dauernd ein glückliches Familienverhältnis verband, fing um diese Zeit an zu kränkeln. Von da an empfand der Dichter die Last seines Amtes drückend. Doch sollte dem alternden Manne noch eine hohe Auszeichnung zuteil werden: 1835 wurde er auf Alexander v. Humboldts Antrag zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt. Im Mai 1837 starb seine Frau, und bereits im Frühjahr 1838 bat Chamisso um seine Enthebung von dem Amte als Kustos des Botanischen Gartens. Sie ward ihm unter Belassung des vollen Gehaltes gewährt, eine Gunst, die der dürftig bemittelte Dichter bitter benötigte. Doch schon am 21. August 1838 folgte Chamisso seiner Gattin im Tode nach, tief betrauert von seinen Freunden und den zahlreichen Verehrern seiner volkstümlich gewordenen Poesien.

Die poetischen Jugenderzeugnisse Chamissos sind im Vergleich zu seinen späteren Schöpfungen lediglich metrische Übungen. Der Dichter bedient sich noch abwechselnd der französischen und der deutschen Sprache, arbeitet nach lateinischen und griechischen Vorbildern, feiert seine deutschen Meister Schiller und Goethe und besingt in entlehnten Bildern und Wendungen die verschiedenen weiblichen Personen, die in diesen Jahren der Unfertigkeit und der schwankenden Entschlüsse seinen Lebensweg kreuzten, an die ihn jugendliche Leidenschaft oder auch ein rein platonisches Interesse fesselten. Die meisten dieser Poesien finden wir in den drei Jahrgängen des Musenalmanachs, der bei allen Mängeln für die Verfasser manches Gute im Gefolge hatte und z. B. einen Mann von der Autorität Fichtes auf den jungen talentvollen Emigranten aufmerksam machte. Ab und zu verraten übrigens diese zierlich gepflegten Verse tiefere Empfindung, so das ergreifende Gedicht „Der blinde Knabe", das zwar auf eine englische Vorlage zurückgeht, aber doch zugleich das Ringen nach Licht in der Seele Chamissos selbst andeutet. Es stammt aus dem Jahre 1803. Um dieselbe Zeit entstand das autobiographische Bekenntnis „Die jungen Dichter", worin der Nordsternbund im Stile jugendlicher Überschwenglichkeiten gepriesen und gefeiert wird. Es gehört zu den ganz wenigen Poesien aus der Frühzeit des Dichters, worin sich etwas von dem inneren Kampfe um die Nationalität offenbart. Aber selbst hier geschieht es nicht mit der Kraft eines echten, ungekünstelten Geständnisses, sondern unter vielen rhetorischen

Floskeln und der Romantik eines Fouqué entnommenen teutonischen Unklarheiten:

Doch muß im Kampf der inneren Naturen
Des Erdensohnes tiefstes Herz erkranken,
Wer heilt die Leiden, die ihm widerfuhren?
Es weht der Nord, es drücken schwer die Schranken. —
Doch plötzlich hallt aus Thuiskons Bardenhaine
Beflügelt der Gesang, hallt mir, dem Franken,
Hallt tief mir in das Herz, daß neu erscheine
Der Schönheit Idealenwelt im Blühen,
Sich in der trunknen, regen Brust vereine
Zu schönen, sanften Lebensmelodien
Der Zwist der inneren Naturen; Töne
Erstrahlen nur, die in der Seele glühen.
Dort blüht das Reich der Ideal'; es sehne
Das Herz sich, in das Heiligtum zu bringen;
Es spanne sich, erhöhter Kraft, die Sehne!
Und nach dem schönen Ziele kühn zu ringen,
Erhebt der Fremdling sich.

Anderswo gefällt sich der jugendliche Verfasser in der Behandlung von grotesk-phantastischen Motiven („Die Trauung"). Ein undeutscher Zug, den er auch in seinen Meisterjahren nicht ganz abzustreifen vermochte. Dafür deuten einige hübsche Übersetzungen (des Stabat Mater und der Hymne an Johannes: O te Deo Saturatum) auf eine andere, eine vortreffliche Charaktereigenschaft des heimatlosen Dichters hin: seine ganz ungewöhnliche Einfühlungsfähigkeit in die Literaturen und den Ideenkreis fremder Völker. Hierin war und blieb Chamisso auch später ein echter Jünger der Romantik. Zugleich merkt man in solchen Beiträgen zu den einzelnen Jahrgängen des Musenalmanachs noch den Einfluß des katholischen Elternhauses, der allerdings gerade in diesen Jahren durch den beständigen Verkehr mit Freigeistern, Juden und lauen Katholiken vom Schlage eines Varnhagen immer mehr zurückgedrängt wurde. Im Geiste dieser neuen Freunde sind sein „Encheiridion" und „Das Gelehrte Berlin" gehalten, zwei satirische Gedichtsammlungen, worin Chamisso in Distichonform nach dem Vorbild der Weimarer „Xenien" zeitgenössische unliebsame Erscheinungen der deutschen Literatur und der Berliner Gesellschaft geißelt.

Das Kriegsjahr 1806 schließt die Frühzeit von Chamissos poetischem Wirken, die Zeit der Übungen und tastenden Versuche ab. Es folgt dann eine lange Pause. Weder die großen Ereignisse der napoleonischen Eroberungszüge noch jene der Freiheitskriege vermochten unsern Dichter zum

Gesange zu begeistern, da sein Herz all diese Jahre hindurch unter dem Zwiespalt seiner politischen Sympathien litt. Aber selbst die dreijährige Reise um die Welt, die ihm die Wunder aller Reiche der Natur und die Eigenart unzähliger Völker und Menschenklassen vor Augen führte, hat ihn nur selten zu einer kleinen Gelegenheitsdichtung angeregt. Erst nach seiner Rückkehr beginnt für Chamisso die Blüteperiode seines poetischen Schaffens, deren heller Glanz das Unausgeglichene seines Wesens vorerst völlig zurücktreten läßt.

Zu den reifsten Erzeugnissen der Muse Chamissos gehören seine ganz ungewöhnlich stimmungsvollen, sangbaren Lieder. Die zum Teil umfangreichen Zyklen „Frauen-Liebe und -Leben", „Die Blinde", „Lebens-Lieder und -Bilder" sind in ihrer Art unübertroffene Kabinettstücke zartester, edler Lyrik. In der Vertonung von Schumann kommt ihr tief musikalischer Gehalt voll zur Geltung. In ästhetischer Hinsicht halten sie den Vergleich mit Goethes reifsten lyrischen Gaben fraglos aus; durch ihre sittlich höhere Auffassung unterscheiden sie sich sogar vorteilhaft von den erotischen Produkten des Altmeisters. Das gilt freilich nicht von allen Liedern Chamissos. Schwüle Sinnlichkeit findet sich zwar bei ihm kaum, dafür um so häufiger eine gewisse Derbheit des Ausdrucks, die Goethe im allgemeinen fremd ist. Beide Sänger nehmen auch mit Vorliebe — im Gegensatz zu andern Dichtern — das Seelenleben der Frauen selbst unmittelbar zum Vorwurf. Eine weitere Ähnlichkeit mit Goethe zeigt Chamisso in seinem lebhaften Interesse für die Natur, der ja auch seine wissenschaftlichen Forschungen gewidmet waren. Den Wechsel der Jahreszeiten, die Poesie des Wanderns, anmutige Landschaften und auffallende oder auch alltägliche Erscheinungen im Weltall weiß er mit konkreter Anschaulichkeit oft in allen Regenbogenfarben von Ernst, Witz, Scherz und Laune zu schildern. Wenn wir von ihm nichts anderes hätten als das prächtige „Frisch gesungen", das mit den ewig jugendlichen Worten schließt:

Nur frisch, nur frisch gesungen,
Und alles wird wieder gut!

so könnten wir daraus folgern, daß Chamisso ein Sänger der Natur war, wie ihn nicht jedes Jahrzehnt hervorzubringen pflegt.

Fast noch bekannter als seine Lieder sind Chamissos Balladen und die mit ihnen verwandten poetischen Erzählungen, eine Dichtungsart, deren Wiedererweckung in der deutschen Literatur wir ihm, dem gebornen Romanen, verdanken. In ihrer Mehrzahl fußen sowohl Balladen

wie Erzählungen auf einer Volkssage, einem tatsächlichen auffallenden Ereignis, einer interessanten Anekdote und zeichnen sich daher nahezu ausnahmslos durch einen gediegenen, für die Behandlung dankbaren Stoff und Gehalt aus. „Ich nehme meine größten Freuden und meine frischesten Poesien aus der Jugend, aus den Schulen und aus dem Volke", gestand der Dichter selbst. Die leicht verständliche Fassung, die Chamisso seinem Vorwurf zu geben wußte, trug das übrige bei, um ihnen in den weitesten Kreisen Eingang zu verschaffen. „Die Löwenbraut", „Die Sonne bringt es an den Tag", „Die Kreuzschau", „Mateo Falcone", „Salas y Gomes" und viele andere sind Eigentum der Schule und des Volkes geworden. Ganz erreicht Chamisso die Meisterschaft eines Uhland oder Schiller in seinen Balladen wohl nicht, und eine Reihe seiner weniger bedeutenden Gedichte unterscheidet sich von der Prosa fast nur durch die metrische Form.

Chamissos Balladen sind zumeist Bearbeitungen oder auch eigentliche Übersetzungen aus den Literaturen der verschiedensten Völker: der Franzosen, Engländer, Dänen, Russen, Griechen, Spanier und Portugiesen. Auch nach jüdischen, lettischen, korsischen, orientalischen und exotischen Vorbildern sind einige seiner schönsten Dichtungen entstanden. Was der Jüngling einst in den Beiträgen zum Musenalmanach als seine besondere Eigenart und Begabung offenbarte, das hat später der reife Mann zu vollendeter Meisterschaft ausgebildet. Ihm, dem Fremdling, war es wie kaum einem andern deutschen Dichter gegeben, in die Geisteswelt fremder Nationen einzudringen, die Sitten, Gebräuche, Anschauungen und Eigentümlichkeiten der einzelnen Völker und Stämme dichterisch zu verklären und dabei selbst die Denkweise und Interessen der von ihm geschilderten Rassen und Menschentypen zu seinen eigenen zu machen. Am meisten zieht es ihn zu jenen Nationen und Individuen hin, über denen der Schleier des Geheimnisvollen, Düstern, Schwermütigen liegt, oder die vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung als gebrandmarkt gelten: zu den Juden, den Indianern, den Südseebewohnern, zu den Zauberern, Henkern und Räubern. Seine Parteinahme für die Juden dürfte sich in der Hauptsache aus dem engen Verkehr mit Varnhagen, Hitzig, Rahel und ihrem Kreise erklären. Sie kommt in den längeren Balladen „Glosk Leczeka" und „Baal Teschuba" maßvoll, aber doch deutlich zum Ausdruck. Die Vorliebe für die Südseeinsulaner und Ureinwohner Amerikas aber ist ein Ergebnis seiner Reise um die Welt. Immer wieder weist Chamisso sowohl in seiner Reisebeschreibung als auch in seinen Poesien darauf hin, daß in diesen Natur-

völkern gerade so gut eine menschliche Seele wohnt wie in den übermütigen Vertretern der weißen Herrenrasse, daß diese schlichten Leute ihnen widerfahrenes Unrecht ebenso tief fühlen wie wir. Er ereifert sich gegen die Bezeichnung „Wilde", mit denen man diese andersgearteten Menschen oft auf Grund der oberflächlichsten Kenntnis brandmarkt, fällt aber in diesem an sich löblichen Eifer nicht selten in den Fehler, daß er den christlichen Weißen Grausamkeiten zuschreibt, deren Darstellung die antichristliche Tendenz nicht verleugnen kann. Besonders abstoßend tritt dieses Vorurteil des Dichters in der längeren epischen Poesie „Der Stein der Mutter oder die Guahiba-Indianerin" zutage.

Manche von diesen Übersetzungen oder Nachdichtungen zählen heute zu den beliebtesten Balladen der deutschen Literatur. Es gibt wohl keinen Männerchor auf dem Lande oder in kleineren Städten, der nicht schon das nach dem Dänischen verfaßte „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang" mit warmer Begeisterung gesungen hätte. Recht zeitgemäß erscheint jetzt auch der dem Lettischen nachgebildete Klagegesang „Der Sohn der Witwe". Hoch zu Roß ist der jugendlich kräftige Bauernsohn in die Schlacht gezogen, aber der treue Rappe kehrt ohne Reiter zurück und meldet den Tod seines Herrn. Die Schlußverse nehmen eine sarkastische Färbung an, wie das Volk sie zuweilen beim ernstesten Stoffe liebt:

Die Trauer der Braut drei Wochen war,
Die Trauer der Schwester, die war drei Jahr,
Die Mutter hat der Trauer gepflegt,
Bis müde sie selbst ins Grab sich gelegt.

Kaum weniger Interesse dürften gegenwärtig die zwei längeren Balladen erwecken, die Chamisso nach dem Russischen des Relejeff verfaßte und unter dem gemeinsamen Titel „Die Verbannten" veröffentlichte. Sie schildern in glutvoller Sprache das traurige Los von politischen Sträflingen in Sibirien. Der Dichter legt dem einen seiner Helden, Woinarowski, die Prophezeiung des sterbenden Kosakenhäuptlings Mazeppa in den Mund, jenes grimmigen Russenfeindes, der den Zusammenbruch des halbasiatischen Riesenreiches für die ferne Zukunft mit den Worten verkündet:

„Was mir geträumt, noch war es nicht beschlossen:
Laß eine Zeit noch laden Schuld auf Schuld,
Sich dehnen und entkräften den Kolossen,
Umfassen eine halbe Welt — Geduld!
Im Spiegelschein der Sonnen eitel schimmern,
Das Herz von Übermut geschwellt — Geduld!
Ihn wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern.

Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern."

Nicht geringerer Volkstümlichkeit als der Lieder- und Balladendichter, der gewandte Übersetzer und der nachahmende internationale Barde erfreut sich Chamisso, der heitere, sorglose Humorist. „'s war einer, dem's zu Herzen ging", „Es ist nur so der Lauf der Welt", „Der rechte Barbier", „Pech", „Hans im Glück", „Hans Jürgen und sein Kind", „Roland der Roßkamm" und so viele andere köstliche Produkte sind uns zumeist schon von Jugend auf geläufig. In einigen Fällen artet aber nicht nur der Humor in Übermut, sondern auch die fröhliche Ironie in ätzenden Sarkasmus aus, und an geschmacklosen, ungerechten Angriffen auf die christliche Religion, vor allem auf die Einrichtungen und Lehren der katholischen Kirche, fehlt es leider nicht.

Der Dichter arbeitete keineswegs leicht, überwand aber durch zähe Ausdauer die Widerstände, die ihm Abstammung, Temperament und eine gewisse Nüchternheit der Lebensauffassung auf dem Wege zur Sprachbeherrschung und poetischen Produktion entgegensetzten. So erreichte er mit der Zeit in seinen Poesien neben ideeller Vertiefung auch eine seltene Glätte und Sicherheit des Ausdrucks. Er handhabte schließlich die schwierigen Formen des Sonetts und namentlich der Terzine mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, Eleganz und Kraft.

Von Chamissos Prosawerken nimmt die zweibändige Beschreibung seiner Reise um die Welt bei weitem den meisten Raum ein. Der Verfasser tritt hier in seiner Eigenschaft als Gelehrter auf und läßt nur gelegentlich auch den Dichter zu Worte kommen. Von Kunst und Literatur ist selten die Rede und dann immer nur kurz und nebenbei. Doch selbst auf den Genuß anmutiger landschaftlicher Beschreibungen und lyrischer Ergüsse muß der Leser verzichten; denn das wenige, was hier geboten wird, entspricht nicht den Erwartungen, die man an den Genius eines Chamisso zu stellen geneigt ist. In der Hauptsache besteht dieses Werk aus nüchtern abgefaßten, verständigen und lebensklugen Aufzeichnungen über die einförmigen Erlebnisse auf hoher See und die Beobachtungen des gelehrten Reisenden auf den Inseln und an den Küsten der vielen Länder, welche die russische Expedition auf ihrer Fahrt besuchte, dann auch aus den trockenen Mitteilungen über die Ergebnisse der eigentlichen naturwissenschaftlichen Forschungen, Ergebnisse, die auf alle Reiche der Natur, auf Erde, Wasser, Luft und Himmel, namentlich auf die Fragen und

Probleme der Völkerkunde sich erstrecken, aber heute zum größten Teil nur noch historisches Interesse besitzen. Als poetische Früchte der Reise wird man lediglich einige kleinere Gedichte („Aus der Beringsstraße im Sommer 1816", „Der Sturm bei den Aleutischen Inseln", „Bei der Benennung der Chamisso-Insel im Kotzebue-Sund", „Karabus") und im weiteren Sinne auch die erst nach der Rückkehr verfaßte, meisterhafte poetische Erzählung „Salas y Gomes" betrachten dürfen.

Anderseits wollte Chamisso mit seiner „Reise um die Welt" auch keine wissenschaftliche Arbeit im strengen Sinne liefern. Er wünschte nur, seine „Bemerkungen und Ansichten", die er dem Kapitän v. Kotzebue für dessen eingehenden, 1821 zu Weimar im Druck erschienenen Reisebericht zur Verfügung gestellt hatte, fehlerfrei und zusammen mit dem Tagebuch der Öffentlichkeit zu unterbreiten. So umfaßt das zweibändige Werk ein Stück Lebensgeschichte des Dichters, von dem er indes selbst gesteht, daß einzelne Abschnitte von einer „oft unvermeidlichen Dürre" seien. Es bietet ungemein viel Belehrung, aber mehr in den gelegentlichen Zwischenbemerkungen und kritischen Glossen des Weltumseglers als durch planmäßige Verwertung von wissenschaftlichen Resultaten. Für den Standpunkt Chamissos zu den Fragen der Deszendenz ist z. B. folgende Bemerkung bezeichnend: „Unter den Seepflanzen, die ich vom Kap mitgebracht habe, hat eine, oder nach meiner Ansicht haben zwei eine große Rolle in der Wissenschaft gespielt, indem sie für die Verwandlung der Gattungen und Arten in andere Gattungen und Arten Zeugnis ablegen gesollt. Ich habe wohl in meinem Leben Märchen geschrieben, aber ich hüte mich, in der Wissenschaft die Phantasie über das Wahrgenommene hinausschweifen zu lassen. Ich kann in einer Natur, wie die der Metamorphosler sein soll, geistig keine Ruhe gewinnen. Beständigkeit müssen die Gattungen und Arten haben, oder es gibt keine. Was trennt mich homo sapiens denn von dem Tiere, dem vollkommeneren und dem unvollkommeneren, und von der Pflanze, der unvollkommeneren und der vollkommeneren, wenn jedes Individuum vor- und rückschreitend aus dem einen in den andern Zustand übergehen kann?"

In Fachzeitschriften veröffentlichte Chamisso mehrere Abhandlungen aus dem Gebiete der Zoologie, Botanik, Geographie und Völkerkunde.

Das einzige schriftliche Dokument aus der Militärzeit des Dichters ist sein Memoire über die Ereignisse bei der Kapitulation von Hameln aus dem Jahre 1808. Da er als Offizier Zeuge des traurigen Vorganges der Übergabe einer preußischen Festung an die Franzosen war,

so wurde er später vom Militärgericht aufgefordert, sein Gutachten darüber abzugeben. Chamisso verteidigte seine Kameraden, sowohl die Offiziere wie die Mannschaften, aufs wärmste, bezeichnet dagegen die maßgebenden Vorgesetzten und den Befehlshaber der Festung als die Schuldigen und faßt sein Endurteil in die Worte zusammen: „Mögen denn die Urheber der Kapitulation Hamelns für den neuen Schandfleck, den sie dem deutschen Namen aufgeheftet haben, büßen; wir wälzen die Schuld von uns ab und waschen uns von der Schmach rein." Das Ehrengericht sprach ihn daraufhin am 21. März 1809 „von jeglicher Anschuldigung in Beziehung auf sein Benehmen in Hameln" frei und stellte ihm das Zeugnis der Pflichttreue aus.

Während des Feldzugs gegen Frankreich entstand noch eine andere für die Charakteristik des Dichters wertvolle, von den politischen Ereignissen aber gänzlich unberührte Schrift: das kleine romantische Märchen Adelberts Fabel. Ein Zeugnis von der Unschlüssigkeit, der Unlust, den wechselnden Entschlüssen und der Niedergeschlagenheit, die damals den Jüngling beherrschten!

Der Eingang erinnert an den „Heinrich von Osterdingen" des Novalis, den typischen Roman der Romantik. Das Ganze an die Märchen der Romantiker überhaupt. Adelbert ist in Gefahr, zwischen düstern, kalten Eismauern von einem tödlichen Schlummer überwältigt zu werden. Da erscheint ihm eine hohe Frau (die dichterische Phantasie) und überreicht ihm einen Ring, auf dem der Jüngling im Schimmer des Polarsterns (Nordsternbund) das befreiende Wort „Wollen!" liest. Der Vorgang übt auf ihn eine belebende Wirkung aus, aber das Zauberwort vermag noch nicht alle Widerstände zu besiegen, die sich dem Tatendrang des Jünglings entgegenstellen; denn die Erscheinung eines Alten, der auf dem Throne sitzt, sagt ihm, daß der Wille an der harten „Notwendigkeit" seine Schranken findet. In einer dritten Offenbarung wird ihm endlich die Erkenntnis zuteil, daß die höchste Kraft und Stärke des Menschen in der Vereinigung aller seiner Seelenkräfte und in der innigen Verbindung mit seinesgleichen liegt: auf dem Zauberringe steht jetzt das Wort „Gemeinsam wollen!" eingegraben. „Da erwachte er, und er hatte das Antlitz gegen die im Osten aufsteigende Sonne."

Der Sinn des Märchens ist im ganzen klar: bloße poetische Träumerei wirkt erschlaffend, macht unentschieden und unfrei. Der Mensch muß wollen. Zwar setzt die eiserne Notwendigkeit auch dem entschiedensten Streben gewisse Schranken, doch die Vereinigung von Phantasie und tatenfrohem Wirken und der Anschluß an gleichgesinnte Freunde sind für einen Charakter wie Chamisso die sichersten Mittel, die zum Ziele führen. Nicht eine allgemeine Lebensregel wollte also der Dichter hier aufstellen, das kleine Stück hat lediglich die Bedeutung eines Selbstbekenntnisses und heißt daher treffend „Adelberts Fabel".

Ein Drama, „Fortunati Glückseckel und Wunschhütlein", das den Dichter um diese Zeit unter der Einwirkung Fouqués lebhaft beschäftigte, blieb Bruchstück, obwohl es eine umfangreiche Dichtung darstellt. Das hier bearbeitete Sagenmotiv aber verwandte Chamisso im berühmtesten und auch literarisch hervorragendsten seiner Prosawerke, im Märchen Peter Schlemihls wundersame Geschichte.

Der Held ist ein halb ernst, halb ironisch gezeichneter Pechvogel, wie der jüdische Name Schlemihl schon andeutet. Er wird selbst als erzählend eingeführt und teilt seine wundersame Geschichte in gefälliger Briefform dem Dichter Chamisso mit.

Schlemihl bemerkt in der Gesellschaft von Schmarotzern und Lebemenschen, die sich um den reichen Finanzmann John versammelt hat, einen „Mann im grauen Rock", der auf bloßen Wunsch der Umstehenden nacheinander ein Fernrohr, einen kostbaren Teppich, ein Zelttuch und schließlich sogar drei feurige schwarze Rosse aus der Tasche zaubert. Dieser geheimnisvolle Unbekannte — der Teufel — erhandelt von dem unerfahrenen Schlemihl gegen Fortunati Glückseckel seinen Schatten, den er wie einen Teppich auf dem Boden in aller Ruhe zusammenrollt und fortträgt. Voll Freude entnimmt nun der schattenlose Schlemihl dem Glückseckel ganz nach Belieben unendliche Mengen Gold, aber alle seine Reichtümer befriedigen ihn auf die Dauer nicht; denn der Verlust seines Schattens zieht ihm die Verachtung der Menschen zu, raubt ihm zweimal die Braut, macht einen seiner Diener an ihm zum Verräter und Betrüger und ihn selbst unsäglich elend, trostlos, von allen Freunden verlassen. Nur der treue Bendel, sein erster Diener, hält in rührender Anhänglichkeit bei ihm aus. Da gesellt sich der Teufel ein zweites Mal zu Schlemihl, erklärt sich bereit, ihm den Schatten zurückzustellen, verlangt aber als Entgelt die Seele seines Opfers. Trotz seine Elendes weigert sich Schlemihl, auf diesen schmählichen Handel einzugehen, und schleudert, da der Teufel ihn durch einen künstlichen angehefteten Schatten versucht, Fortunati Glückseckel in einen Abgrund. Der Teufel gibt sein Spiel verloren und entflieht, Schlemihl aber fühlt sich, obwohl arm und schattenlos, zum erstenmal seit langer Zeit wieder frei. Er will nun Bergarbeiter werden, da er bei dieser Beschäftigung um so leichteren Herzens auf seinen Schatten verzichten kann. Als er sich aber ein Paar solide Schuhe kauft, tragen ihn diese im Nu zu den fernsten Ländern: es sind Siebenmeilenstiefel. So wird Schlemihl Naturforscher, durchwandert die ganze Erde, siedelt sich dann in der Thebais mit seinem Pudel Figaro an und sieht sich während einer schweren Krankheit in einem aus seinem Gelde und unter seinem Namen errichteten Hospital, wo seine frühere Verlobte Mina und der treue Bendel ihn verpflegen, ohne daß die beiden ihn erkennen. Der Rest seines Lebens ist dem Dienste der Wissenschaft und der „Buße der Versöhnung" gewidmet.

Diese in reizendstem Märchenfarbenton gehaltene Prosadichtung hat die verschiedensten Deutungen und Auslegungen gefunden. Für jede einzelne

Figur der Fabel glaubte man das Modell unter den Bekannten und Freunden des Dichters, für jede einzelne Szene irgend ein Erlebnis Chamissos gefunden zu haben; jeder geringfügigen Episode wurde eine tiefere Erzählermoral zugrunde gelegt. Dann wieder gab es Kritiker und Kommentatoren, die das Ganze lediglich als harmloses, heiteres Spiel der Phantasie, als glückliches Ergebnis der dichterischen Laune betrachteten, als ein schattenloses Märchen, dem ein bestimmter moralischer Gehalt weder eigen sei noch auch nach der Absicht des Dichters eignen sollte. Die Wahrheit dürfte auch hier in der Mitte liegen. Weder haben wir auf dem Weg einer weitgehenden Zerfaserung und hochnotpeinlichen Untersuchung aller Einzelheiten die Lösung zu suchen — denn dafür ist das reizende Kabinettstück doch viel zu sehr heitere Dichtung —, noch wird man dem Werke durch die bloße Bezeichnung „Phantasiespiel" gerecht. Daß Chamisso in der Person des Helden und in dessen Lebensgeschicken sich selbst nach manchen charakteristischen Zügen schildert, steht außer Zweifel. Für einen Pechvogel mochte sich der Dichter in der unruhigen Frühzeit seines ziellosen Strebens nicht ganz mit Unrecht halten. Er lebte von seinen Eltern und Geschwistern getrennt, sah sich gezwungen, die militärische Laufbahn, um derentwillen er endgültig auf die Rückkehr in die Heimat verzichtet hatte, wieder aufzugeben, erfuhr in der Liebe mannigfache Enttäuschungen, ließ sich insbesondere von der französischen Kokette Ceres Duvernay jahrelang mit eitlen Versprechungen hinhalten, um sie schließlich als die Braut eines andern zu sehen, und begegnete bisher als Mensch und Dichter in weiten Kreisen des deutschen Volkes eher frostigem Mißtrauen als freundlicher Aufnahme. Das alles — und hier liegt der Hauptvergleichungspunkt —, weil er seinen Schatten, d. h. sein ursprüngliches Vaterland, sein Heimatsrecht verkauft hatte. Er war als Franzose preußischer Offizier geworden und fühlte nun inmitten des deutschen Begeisterungssturmes der Freiheitskriege, daß er eigentlich kein Recht habe, die Sache der einen oder der andern kriegführenden Partei als seine eigene zu betrachten. Ihm blieb schließlich nichts anderes übrig, als im unbegrenzten Reiche der Wissenschaft, das alle Länder und Völker in gleicher Weise umfaßt, fern von dem Verkehr mit den Menschen, unermüdlich zu forschen und so der Gesamtheit zu nützen, da es ihm, dem Schattenlosen, zeitlebens nicht vergönnt sein würde, im deutschen Volkstum Wurzel zu fassen. So betrachtet, erfährt bei Chamisso das Problem des Vaterlandslosen eine Lösung, die zu jener sturmbewegten Zeit der Freiheitskriege dem Dichter in seinem Seelen-

konflikt als die einzig mögliche erscheinen mußte: die Internationalität der Wissenschaft soll dem Schattenlosen in Zukunft die Heimat ersetzen.

Gegenüber dieser Hauptbeziehung treten alle andern Anspielungen und Vergleichungspunkte, die man in dem Märchen etwa noch nachweisen kann, durchaus zurück. Das gilt selbst von der — vielleicht auch vom Dichter beabsichtigten — poetischen Gegenüberstellung von Sein und Schein: vom Menschen und seinem Schatten, d. h. seinem Ruhm. Es gilt aber noch viel mehr von allen Anspielungen, die man im einzelnen hier in den Gestalten der vorgeführten Personen und den erzählten besondern Ereignissen finden wollte. Ich halte es zum Beispiel für eine Frage von ganz untergeordneter Bedeutung, ob sich im Leben des Dichters die Modelle für die Figuren des treuen Bendel, des Schurken Raskal, der koketten Fanny, der zarten, aber bleichsüchtigen Mina, von unbedeutenden Gestalten ganz zu schweigen, nachweisen lassen. Daß wir hier nicht eine historisch getreue Darstellung von Chamissos Lebenslauf vor uns haben, beweist natürlich nichts gegen die Annahme eines vom Dichter bewußt hineingelegten Selbstbekenntnisses. Es genügt, daß „Peter Schlemihls wundersame Geschichte" in poetischer, daher freier Weise von der zwiespältigen, leidvollen Stimmung des Dichters zur Zeit der Freiheitskriege unzweifelhaft Zeugnis gibt.

Chamissos romantisches Erzeugnis vereinigt in sich alle Vorzüge eines echten Märchens. Das Seltsame, Wunderbare, Unvermittelte erscheint uns in dem Rahmen, der es umgibt, als das Natürliche und Selbstverständliche. Nachdem zum Beispiel einmal der „Mann im grauen Rock" unerwartet ein großes Fernrohr aus der Tasche gezogen hat, überrascht es uns nicht mehr, daß er auch einen prächtigen Teppich, ein ganzes Zeltdach, schließlich sogar drei feurige Rappen nach Belieben hervorzaubert und den Schatten des armen Schlemihl in anerkennungswerter Ordnungsliebe auf dem Boden sauber zusammenrollt. Kühne Phantasie und nüchterne Lebensauffassung, dichterische Laune und hervorragende Konsequenz in der Charakteristik, fröhlicher Humor und ernste moralische Tendenz gehen hier Hand in Hand und erscheinen jedes an seiner Stelle als gleichberechtigt. Dieses Märchen ist dank seiner Farbenpracht, seiner wundersamen Gestalten und der vielen spannenden Momente Kindern willkommen und leicht verständlich, und es regt zugleich Erwachsene an, nach seinem verborgenen Sinn immer von neuem zu forschen. Es ist ernst genug, um den Vorwurf der Tändelei gegenüber dem Dichter zu entkräften, und es besitzt von der heitern, zwang-

losen Lust zum Fabulieren mindestens soviel, daß auch der eifrigste ästhetische Kritiker hier niemals von unkünstlerischer Tendenz, von schulmeisterlicher Lehrhaftigkeit und pedantischer Sittenrichterei zu sprechen wagt.

Als Charakter verdient Chamisso nicht ganz die uneingeschränkte Bewunderung, die ihm, wohl zumeist unter dem Zauber seiner gemütvollen, anmutigen Poesien, von der Mit- und Nachwelt so reichlich gespendet wurde. Sein Verhältnis zu den Eltern und Angehörigen war augenscheinlich recht kühl, fast frostig und unfreundlich, wozu freilich die langjährige örtliche Trennung viel beitragen mochte. Man gewinnt beim Lesen seiner spärlichen persönlichen Bekenntnisse den Eindruck, daß er durch religiöse Gleichgültigkeit und lockern Lebenswandel in den Jünglingsjahren besonders der frommen Mutter viel Kummer und begründete Sorge bereitete. In dem Gedicht „Traum und Erwachen", das auf der Fahrt in der Südsee unter dem Eindruck der Seekrankheit entstand, ruft Chamisso die Erinnerung an diese verhängnisvolle Zeit wach. Das Bekenntnis erscheint hier durch edle Regungen der Reue verklärt, aber der Gedanke, daß es sich bei diesem Rückblick nach der Ansicht des Dichters um eine Art Gespensterseherei handelt, zerstört schließlich den ersten günstigen Eindruck beim Leser:

Ha! dies ist die Schloßkapelle,
Die Heimat. Heil, daß es ein Traum nur war!
Die Tür ist auf; ich spähe von der Schwelle;
Dort kniet ein Weib und betet am Altar. —
O meine Mutter! Ja, du weinst im stillen
Vor Gott um des verlornen Sohnes willen.

Der einz'ge bin ich unter deinen Söhnen,
An welchem du nur Schmerz erlebet hast;
Ich konnt' an diese Welt mich nicht gewöhnen,
Die sich verschloß dem ungefügen Gast;
Ich taugte nicht, in einem Amt zu frönen —
So fiel ich allen und mir selbst zur Last.
Laß, Mutter, mich in Demut und in Treuen
Dir dienen und den Brüdern und bereuen!

O Mutter, Mutter! laß dein Angesicht,
Laß deine lieben Züge nur mich schauen,
Blick her! Es wird auf mich das milde Licht
Des mütterlichen Auges Ruhe tauen;
Beharrst du stumm und starr? Du regst dich nicht?
O, mich beschleicht ein namenloses Grauen! —
Und langsam wendest du — ich atme freier —
Nach mir das Haupt — du greifst nach deinem Schleier. —

Weh mir! Ein Schädel stiert, ein morsch Gebein
Mich an aus Höhlen ohne Stern und Kraft:
Du, Mutter, bist ja tot, ich seh' es ein;
Was aber brichst du aus des Grabes Haft?
Laß ab, nach mir zu langen! — Folgen? — Nein! —
Da, in die dunkle Tiefe? — Schauderhaft!
Du ziehst dir nach hinab mich in die Gruft,
Sie hält mich, schließt sich über mir! — Luft! Luft!

Die Entfremdung gegenüber der Religion seiner Väter hatte schon beim Jüngling so traurige Fortschritte gemacht, daß er seine religiösen Pflichten vernachlässigte, kaum noch eine Kirche besuchte, in Wort und Schrift einer Freigeisterei ähnlich jener seines Freundes Varnhagen huldigte und häufig genug in sarkastischen Ausfällen oder leidenschaftlichen Anklagen gegen das Christentum und gegen die katholische Kirche insbesondere sich erging. Direkt gehässig und unedel liest sich z. B. seine Abhandlung über das Wirken der spanischen Missionäre in Kalifornien im zweiten Teil seiner Reisebeschreibung, von denen er doch selbst gestehen muß, daß sie die Mitglieder der Romanzoffschen Expedition außerordentlich gastfreundlich aufnahmen, allen ihren Wünschen zuvorzukommen strebten und ihnen für die wissenschaftlichen Forschungen unbeschränkte Freiheit und jeglichen Vorschub gewährten. Durch seine protestantische Heirat und die Erziehung der Kinder in der Konfession seiner Frau hat Chamisso später vollends jede Verbindung mit der katholischen Kirche abgebrochen.

Mit den religiösen hängen die sozialpolitischen Ansichten und Vorurteile des Dichters eng zusammen. Auch hierin erwies er sich als der unentwegte Gesinnungsgenosse eines Varnhagen und Hitzig, einer Rahel und Bettina v. Arnim. Chamisso wandte sich von den royalistischen Traditionen seiner Ahnen ab. Er hat sich dafür um so enger an das liberalisierende jüdische Aufklärertum angeschlossen, das während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts in den schöngeistigen Kreisen der preußischen Hauptstadt eine tonangebende Rolle spielte. Chamisso fühlt sich als Demokrat und läßt kaum eine Gelegenheit vorübergehen, ohne daß er gegen die politische und religiöse Reaktion seine abfälligen Bemerkungen macht, die meistens weder besondern Scharfsinn noch die nötigen Kenntnisse auf diesen ihm völlig fremden Gebieten verraten. Die Lebens- und Weltauffassung eines Béranger, dessen leichte Chansons er mit einem andern demokratisch gesinnten Adligen, dem Dichter Franz v. Gaudy, übersetzte, war im wesentlichen auch die seine.

Läuternd haben auf Chamisso die schweren Leiden und Sorgen gewirkt, die ihn in seinen letzten Lebensjahren heimsuchten. Der leichtfertige Spott gegen die Religion verstummte, die Theorien des Liberalismus, die sich als poetisch unfruchtbar erwiesen hatten, traten in den Hintergrund, die Vorliebe für die deutsche Romantik lebte wieder auf. Sie hatte einst seinem Streben ideale Ziele gegeben, ihn zu frohem Schaffen angeregt und seiner Kunst die reichsten Quellen erschlossen, was er nun am Abend seines Lebens in der Zueignung seiner Übersetzung des „Armen Heinrich" im Jahre 1837 an die Brüder Grimm freudig und dankbar mit den Worten anerkennt:

Ihr, die den Garten mir erschlossen,
Den Hort der Sagen mir enthüllt,
Mein trunknes Ohr mit Zauberklängen
Aus jener Märchenwelt erfüllt.

Ich schuld' es euch, daß wie im Traume
Berührt mein Saitenspiel erklang
Und sich dem übervollen Busen
In Schmerz und Lust das Lied entrang.

Der Romantik verdankte Chamisso im Grunde auch die fortschreitende Milderung des Zwiespältigen in seiner Natur, das im Verlust der alten Heimat, des angestammten Volkstums begründet war. Sie spielt in allen Phasen dieses seelischen Prozesses eine bemerkenswerte Rolle. Der romantische Freundschaftsbund mit den jugendlichen Nordsterndichtern lindert für den Knaben und Jüngling die herben Qualen des Heimwehs. Das phantasievolle Zaubermärchen „Peter Schlemihls wundersame Geschichte" hilft ihm in der schlimmsten Zeit der Schicksalsjahre 1813 und 1814 über die innere Zerrissenheit seiner politischen Sympathien hinweg. Der von Chamisso mit der ganzen Glut und der poetischen Einbildungskraft eines echten Romantikers erfaßte Plan einer Weltumseglung war bestimmt, die Wunden zu heilen, die der Krieg von 1815 in der Seele des geborenen Franzosen von neuem aufgerissen hatte. Nach der Rückkehr besingt Chamisso seine Ankunft in Swinemünde im Oktober 1818 mit den innigen Worten:

Heimkehret fernher aus den fremden Landen
In seiner Seele tief bewegt der Wandrer;
Er legt von sich den Stab und knieet nieder,
Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Tränen,
O deutsche Heimat! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:

Wann müd am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

Der Wunsch des Dichters ist bei seinem Tode in Erfüllung gegangen. Dem entschiedenen Bekenntnis zum deutschen Vaterlande aber folgte unmittelbar die Blütezeit von Chamissos Wirken, zunächst auf naturwissenschaftlichem, später auch auf literarischem Gebiete. In seiner Elegie „Berlin" hat er 1831 dafür Deutschland treuherzig gedankt. Ganz überwunden war indes der innere Zwiespalt auch nach der Rückkehr von der Weltreise nicht. Die Wunde war geheilt, die Narbe blieb.

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt:
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt!

Leise Wehmut spricht aus diesen Versen. Doch hat sie den Sänger nicht davon abgehalten, in ruhiger Liebe der alten Heimat zu gedenken. So ist das stimmungsvolle Gedicht „Schloß Boncourt" nicht nur eine der schönsten Perlen romantischer Poesie geworden, es enthält auch den harmonischen Ausklang des langjährigen Kampfes um Nationalität und Heimat —, eines gewinnbringenden Kampfes, der im Dichter das Interesse für fremde Völker und Länder weckte und seinen Blick für die edlen Seiten ihrer Eigenart schärfte:

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen,
Und singen von Land zu Land.

Alois Stockmann S. J.

Zeitgeschichtliche Urkunden.

Friedenskundgebungen Benedikts XV.[1]

1. Ermahnung an die Gläubigen des ganzen Erdkreises[2].

Auf Petri Stuhl erhoben, beteten Wir zunächst, im tiefen Gefühl Unserer Unzulänglichkeit, den verborgenen Ratschluß Gottes an, durch den Unsere bescheidene Person zu solcher Höhe erhoben worden war. Aber fehlte Uns auch der Glanz der erforderlichen Verdienste, so nahmen Wir doch vertrauensvoll die Last der päpstlichen Regierung auf Unsere Schultern, allerdings einzig im Hinblick auf die göttliche Güte, da Wir ja doch Kraft und Hilfe von dem erwarten dürften, der Uns eine so erdrückende Würde übertragen hatte.

Als Wir sodann zum erstenmal von der Höhe des Apostolischen Stuhles Unsere Blicke über die Unserer Hirtensorge anvertraute Herde schweifen ließen, da ergriff unsäglicher Schauder und Kummer Unser Herz beim Anblick des grauenvollen Kriegselends, das Europa weithin durch Eisen und Feuer verwüstet und durch Christenblut gerötet hat. Jesus Christus, der gute Hirte, an dessen Statt Wir die Kirche leiten, heißt Uns alle, Lämmer und Schafe, mit derselben Vaterliebe umfangen. Da Wir also nach seinem Beispiel bereit sein müssen, für deren Heil Unser Leben hinzugeben, so sind Wir fest entschlossen, nichts zu verabsäumen, was zur schleunigsten Beseitigung der schrecklichen Kriegsgreuel beitragen kann. Inzwischen aber, bevor Wir noch nach der Gepflogenheit der römischen Päpste zu Anfang Unseres Pontifikates ein Rundschreiben an die Kirchenfürsten richten, drängt es Uns, auf die letzten Worte zurückzugreifen, welche Unserem heiligmäßigen und unvergeßlichen Vorgänger, Papst Pius X., auf dem Totenbette, beim ersten Aufflammen der Kriegsfackel, sein apostolischer Eifer und echte Menschenliebe erpreßten. Wie er, so mahnen und beschwören auch Wir, Unsere Blicke und Hände zum Himmel erhebend, alle Söhne der Kirche, besonders die Priester, fortzufahren, Gott den Herrn inständig und demütig anzuflehen, jeder im besondern, oder öffentlich im Vereine mit andern, auf daß er die „Geißel seines Zornes", durch die er die Sünden der Völker straft, niederlege. Möge die jungfräuliche Gottesmutter Uns huldvoll und gnädig sein! Heute feiern wir ihre Geburt, welche dem gefallenen Menschengeschlecht als Morgenrot des Friedens erglänzte; sollte sie ja doch jenen gebären,

---

[1] Übersetzt und zusammengestellt von Franz Ehrle S. J.

[2] Ad universos orbis catholicos hortatio. Acta apostolicae Sedis VI (1914) 501 502: „Ubi primum in beati Petri Cathedra . . ."

durch den der ewige Vater alles versöhnen wollte und durch sein Kreuzesblut allen den Frieden brachte auf Erden und im Himmel[1].

Die Lenker der Völker aber bitten und beschwören Wir inständig, sie mögen ihre Streitsachen dem Wohl der Menschheit zum Opfer bringen; sie mögen bedenken, daß das Menschenlos schon Pein und Leid genug in sich schließt, so daß es nicht durch weiteren Kummer und Schmerz belastet werden darf. Mögen sie es bei den bereits angehäuften Trümmern, bei dem bereits vergossenen Blut bewenden lassen; mögen sie baldigst die Hand zum Frieden reichen. Das wird sich für sie und ihre Völker reichlich lohnen, und das ganze Menschengeschlecht wird es ihnen zu unsterblichem Verdienst anrechnen; Wir aber, denen die traurige Kriegslage beim Antritt Unseres Apostolischen Amtes so große Schwierigkeiten bereitet, würden ihnen zum größten Dank verpflichtet sein.

Gegeben im Vatikanischen Palaste, am 8. September, am Feste der Geburt der seligsten Jungfrau Maria, im Jahre 1914.

2. Rundschreiben[2] an Unsere ehrwürdigen Brüder, Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe, Bischöfe und andere örtlichen Ordinarien, welche Friede und Gemeinschaft haben mit dem Apostolischen Stuhle. Papst Benedikt XV. entbietet den ehrwürdigen Brüdern Heil und Apostolischen Segen.

Durch Gottes unerforschlichen Ratschluß, ohne irgend ein Verdienst von Unserer Seite, auf den Stuhl Petri, des Apostelfürsten, erhoben, erachteten Wir die zu Petrus gesprochenen Worte: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe“[3], an Uns selbst gerichtet und wandten mit innigster Liebe Unsere Blicke auf die Unserer Hirtensorge anvertraute Herde — eine ohne Zweifel zahllose Herde, da sie ja alle Menschen umfaßt, wenn auch nicht alle in derselben Weise. Es erkaufte nämlich Christus alle Menschen um den Lösepreis seines heiligen Blutes aus der Knechtschaft der Sünde, und niemand ist von den Wohltaten dieser Erlösung ausgeschlossen; weshalb der göttliche Hirte das ganze Menschengeschlecht entweder bereits glücklich in der Hürde seiner heiligen Kirche gesichert weiß oder es in sie aufs liebevollste einladet gemäß den Worten: „Ich habe noch andere Schafe, welche noch nicht in dieser Hürde sind; auch sie muß ich heranbringen, auch sie werden meine Stimme hören.“[4] Da fühlten Wir sogleich — warum sollten Wir es Euch, ehrwürdige Brüder, verheimlichen —, durch Gottes Gnade angeregt, in Unserem Herzen einen unaussprechlichen Liebes- und Tatendrang zur möglichsten Förderung des Wohles des gesamten Menschengeschlechtes und Wir machten Uns bei der Übernahme des Pontifikates das Gebet des Heilands vor seinem Kreuzestode zu eigen: „Heiliger Vater, erhalte in deinem Namen jene, welche du mir anvertraut hast.“[5]

Sobald Wir sodann von der Höhe des Apostolischen Stuhles einen Blick auf das Getriebe der Menschheit warfen und ihre beweinenswerte Lage er-

---

[1] Kol. 1, 20.

[2] Acta apost. Sedis VI (1914) 565—581: „Ad beatissimi Apostolorum Principis Cathedram . . .“ [3] Joh. 21, 15 17. [4] Joh. 10, 16. [5] Joh. 17, 11.

blickten, erfaßte Uns herber Schmerz. Denn wie könnte das alle umfassende Vaterherz nicht tiefer Gram erfüllen beim Anblick der gegenwärtigen Lage Europas, ja der ganzen Welt, welche seit Menschengedenken noch nie furchtbarer und trauriger war. Scheinen ja doch die Tage gekommen, von denen der Heiland vorhersagte: „Ihr werdet von Kriegen und von Kriegsgerüchten hören, und erheben wird sich Volk gegen Volk und Reich gegen Reich.“ [1] Von allen Seiten tritt Uns das Kriegsgespenst entgegen und es zieht die Gedanken aller in seinen Bann. Die gewaltigsten und durch ihre Kulturschätze mächtigsten Reiche sind es, welche miteinander im wildesten Kampfe liegen. Was Wunder daher, wenn sie sich mit all den ausgesuchtesten Zerstörungsmitteln, welche ihnen die moderne Technik an die Hand gibt, unmenschlich grausam zerfleischen. Noch immer steht kein Ende der Zerstörung und des Mordens in Aussicht; fort und fort rötet neues Blutvergießen die Erde und bedecken immer weitere Verwundete und Tote die Schlachtfelder. Wer könnte in den sich bekämpfenden Kriegern Kinder desselben Vaters, Glieder einer und derselben menschlichen Gesellschaft vermuten, Brüder vermuten, weil Söhne des einen gemeinsamen Vaters im Himmel! Endlose Massenkämpfe erfüllen Städte und Dörfer mit Schmerzen und Weh: der traurigen Ernte solcher Aussaat. Ins Unermeßliche wächst die Zahl der Witwen und Waisen, und infolge der Absperrungen liegt der Handel darnieder, ruht Feldbau und Handwerk. Selbst die Reichen schränken sich ein, es darben die Armen, alles trauert.

In Anbetracht dieser furchtbaren Not hielten Wir es zu Beginn Unseres Pontifikates für Unsere Pflicht, durch die Wiederaufnahme der letzten Worte Unseres heiligmäßigen und unvergeßlichen Vorgängers Unsere apostolische Regierungstätigkeit zu eröffnen und die Lenker und Leiter der Völker zu beschwören, daß sie, im Hinblick auf die bereits geflossenen Ströme von Tränen und Blut, die Segnungen des Friedens ihren Völkern möglichst bald wieder bescheren. Möchte doch jetzt, da Wir eben an seiner Statt die Regierung seiner heiligen Kirche angetreten haben, der allbarmherzige Heiland die durch Engelsmund bei seiner Geburt angestimmte Friedensbotschaft wieder erklingen lassen: „Frieden auf Erden den Menschen, welche guten Willens sind.“ [2] Möchten doch die Herrscher, in deren Händen die Geschicke der Völker liegen, Uns Gehör schenken. Es stehen ja andere Mittel und Wege zur Verfügung, um geschehenes Unrecht zu sühnen. Möchten sie doch diese ehrlich und redlich zur Anwendung bringen nach Niederlegung der blutigen Waffen. Zu dieser Mahnung veranlaßt Uns nicht eigener Vorteil, sondern die liebevolle Sorge für alle. Möchten sie doch diese Mahnung eines Freundes und Vaters nicht unbeachtet verhallen lassen.

Doch [3] die so grauenhafte Kriegslage ist nicht die einzige Quelle des die Völker bedrückenden Unheils sowie Unserer Sorge und Kümmernis. Eine andere Pest-

[1] Matth. 24, 6 7. [2] Luk. 2, 14.

[3] „... At vero, non solum huius cruenti dimicatio belli miserrimos habet populos, Nosque anxios et sollicitos. Alterum est, in ipsis medullis humanae societatis inhaerens, furiale malum; idque omnibus, quicumque sapiunt, est

heute vergiftet den innersten Kern der menschlichen Gesellschaft und flößt allen Sachverständigen die größte Besorgnis ein, da sie nicht nur den Völkern schon unsäglichen Schaden verursacht hat und immer neuen verursachen wird, sondern mit Grund auch als die eigentliche Quelle des gegenwärtigen Kriegselendes gilt. Seitdem nämlich bei der Gestaltung des politischen Lebens die Grund- und Leitsätze der christlichen Religion ausgeschaltet wurden, begannen, da in ihnen die Grundlagen der öffentlichen Ruhe und Ordnung enthalten sind, die Grundfesten selbst der Staatengebilde zu wanken, und es trat eine solche Wandlung, ja ein solcher Niedergang der Gesittung und der Weltanschauung ein, daß, wenn nicht Gott bei Zeiten eingreift, der menschlichen Gesellschaft das äußerste Verderben droht. — Offenkundig fehlt in dem menschlichen Verkehr jegliches Gefühl für Zusammengehörigkeit und gegenseitiges Wohlwollen; die öffentlichen Gewalten sind der Verachtung preisgegeben; die Klassenkämpfe vergiften das öffentliche Leben; maßlos ist das Streben nach dem Irdischen und Vergänglichen, als ob nichts unvergleichlich Höheres dem Menschen in Aussicht gestellt sei. — Dies sind Unseres Erachtens die vier Hauptursachen der die Menschheit bedrückenden Leiden. Sie müssen mit Zusammenfassung aller Kräfte beseitigt werden durch Wiedereinsetzung der christlichen Grundsätze in die ihnen zukommende leitende Stellung, wenn überhaupt die öffentliche Ordnung in gebührender Weise wiederhergestellt werden soll.

(Die Kennzeichnung dieser vier Grundübel und ihrer Bekämpfung bildet den Gegenstand des Hauptteiles des päpstlichen Rundschreibens. Zum Schluß kehrt Benedikt zu unserem Gegenstand zurück:)

Zum Schlusse [1], ehrwürdige Brüder, wiederholen Wir die Bitte, mit der Wir Unser Schreiben eingeleitet haben: es möge der Menschheit, es möge der Kirche

---

formidini, utpote quod, cum alia iam attulerit et allaturum sit detrimenta civitatibus, tum huius luctuosissimi belli semen iure habeatur. Etenim ex quo christianae sapientiae praecepta atque instituta observari desita sunt in disciplina rei publicae, cum stabilitatem tranquillitatemque ordinis illa ipsa continerent, necessario nutare funditus coeperunt civitates, ac talis et mentium conversio et morum demutatio consecuta est, ut, nisi Deus mature adiuvet, impendere iam humanae consortionis videatur exitium. Itaque haec cernimus: abesse ab hominum cum hominibus coniunctione benevolentiam mutuam; despicatui haberi eorum qui praesunt, auctoritatem; ordines cum ordinibus civium iniuriose contendere; fluxa et caduca ita sitienter appeti bona, quasi non alia sint, eaque multo potiora, homini praeposita ad comparandum. His quidem quattuor capitibus causas totidem contineri arbitramur, cur societas humani generis adeo graviter perturbetur. Danda igitur communiter est opera, ut pellantur e medio, christianis nimirum principiis revocandis, si vere consilium est pacare communes res recteque componere. . . ."

[1] „Et nunc, venerabiles Fratres, in harum exitu litterarum, sponte redit animus ad illud, unde initium scribendi fecimus; atque huius calamitosissimi

die Beendigung des grauenhaften Krieges beschieden sein; der Menschheit, damit sie nach Wiederherstellung des Friedens in wahrer Kultur und politischer Reife fortschreite; der Kirche Christi, damit sie, von allen Fesseln befreit, auf der ganzen weiten Welt an allen Menschen ihre Heilsarbeit auswirke. Allerdings entbehrt die Kirche schon seit langem der ihr nötigen Bewegungsfreiheit, zumal seitdem ihr Oberhaupt, der römische Papst, jener Garantien beraubt wurde, welche die göttliche Vorsehung ihm im Laufe der Zeiten zur Wahrung seiner Freiheit verliehen hatte. Als diese Garantie wegfiel, griff mit Notwendigkeit eine arge Beunruhigung unter den Gläubigen Platz. Es verlangen eben alle wahren Söhne des römischen Papstes, fern und nah, mit vollem Recht volle offenkundige Sicherheit in betreff der völligen Freiheit ihres gemeinsamen Vaters vor jeglicher weltlichen Beeinflussung. Wie Wir daher sehnlichst die baldige Wiederherstellung des Friedens unter den Völkern wünschen, so ersehnen Wir auch die Befreiung des Hauptes der Kirche aus seiner ungeziemenden Lage, welche die Ruhe der Völker in mannigfacher Weise beeinträchtigt. Über diese Sachlage erhoben schon Unsere Vorgänger Klage, nicht aus menschlichem Eigennutz, sondern aus Pflichtgefühl, um entsprechend ihrer Amtspflicht die Rechte und Würde des Apostolischen Stuhles zu wahren. Aus denselben Gründen erheben Wir dieselbe Klage von neuem.

Da nun die Herzen der Fürsten und der übrigen Staatsoberhäupter, in deren Macht es ist, dem oben erwähnten Morden und Leiden Einhalt zu tun, in Gottes Hand liegen, so laßt Uns im Namen der ganzen Menschheit zu ihm die flehentliche Bitte richten: ‚Gib uns, Herr, den Frieden in unsern Tagen.' Er wird durch unser Gebet besänftigt alsbald die Sturmeswogen glätten, welche Staat und Kirche bedrängen. Hierzu stehe uns huldvoll die seligste Jungfrau

---

belli finem, tum societati hominum, tum Ecclesiae, iterum omnibus precibus imploramus; hominum quidem societati, ut, reconciliata cum fuerit pax, in omni civili et humano cultu vere progrediatur: Ecclesiae autem Iesu Christi, ut, nullis iam impedimentis retardata, pergat in quavis ora ac parte terrarum opem et salutem hominibus afferre. Ecclesia sane iam multo diutius non ea, qua opus habet, plena libertate fruitur: scilicet ex quo caput eius Pontifex Romanus illo coepit carere praesidio, quod, divinae providentiae nutu, labentibus saeculis nactus erat, ad eandem tuendam libertatem. Hoc autem sublato praesidio, non levis catholicorum turbatio, quod necesse erat fieri, secuta est: quicumque enim Romani Pontificis se filios profitentur, omnes, et qui prope sunt et qui procul, iure optimo exigunt ut nequeat dubitari, quin communis ipsorum Parens in administratione Apostolici muneris vere sit et prorsus appareat ab omni humana potestate liber. Itaque magnopere exoptantes ut pacem quamprimum gentes inter se componant, exoptamus etiam ut Ecclesiae Caput in hac desinat absona conditione versari, quae ipsi tranquillitati populorum, non uno nomine, vehementer nocet. Hac igitur super re, quas Decessores Nostri pluries expostulationes fecerunt, non quidem humanis rationibus, sed officii sanctitate adducti, ut videlicet iura ac dignitatem Sedis Apostolicae defenderent, easdem Nos iisdem de causis hic renovamus. . . ."

bei, welche uns den Fürsten des Friedens gebar. Sie nehme in ihre mütterliche Obhut Unsere arme Person, Unser oberhirtliches Amt, die heilige Kirche und alle durch das Blut ihres göttlichen Sohnes erlösten Menschenseelen.

Gegeben zu Rom bei St. Peter, am Allerheiligenfeste den 1. November 1914, im ersten Jahre Unseres Pontifikates.

Benedikt XV., Papst.

3. Ansprache (allocutio), gehalten im Konsistorium des 22. Januar 1915[1].

Ehrwürdige Brüder!

Wir hielten es für angezeigt, Euch um Uns zu versammeln, um Uns mit Euch über die Besetzung mehrerer Bischofsstühle zu beraten; sind ja doch in der letzten Zeit mehrere Sprengel ihrer Oberhirten beraubt worden, deren Wiederbesetzung bei ihrer Bedeutung, wie Wir glauben, Eure Mitwirkung wünschenswert erscheinen ließ.

Da[2] Wir nun Euch, ehrwürdige Brüder, die Ihr Uns so nahe stehet und Unsere Sorgen und Befürchtungen pflichtgemäß teilt, um Uns versammelt sehen, so können Wir es nicht unterlassen, vorerst dem schweren Seelenschmerz, der, wie Ihr wißt, Unser Herz bedrückt, Ausdruck zu verleihen. Monat um Monat verstreicht, und kein Anzeichen verspricht Uns ein Ende des blutigen Ringens und Mordens. So möge es denn Uns vergönnt sein, da es Uns nicht gelingt, die Beseitigung dieser Kriegsgreuel zu beschleunigen, doch wenigstens dessen schmerzliche Folgen zu lindern. Hierfür haben wir Uns bereits abgemüht und werden damit, wie und wo die Not es erheischt, fortfahren.

Weiteres zu versuchen, verbietet Uns vorerst die Unserer Stellung schuldige Rücksicht. Allerdings kommt es Uns, als dem von Gott bestellten Ausleger und Hüter des ewigen Sittengesetzes, in besonderer Weise zu, zu verkünden, daß die Gerechtigkeit niemals und unter keinem Vorwand verletzt werden darf; was Wir hiermit mit weithin vernehmbarer Stimme kundtun, mit Verurteilung jeglicher

---

[1] Acta apost. Sedis VII (1915) 33—36: „Convocare ad hodierno die . . ."

[2] „. . . Antea vero, cum frequentes vos hic adesse conspiciamus, venerabiles Fratres, qui propter singularem quam habetis Nobiscum coniunctionem, omnium cogitationum curarumque Nostrarum estis iure participes, temperare Nobis non possumus, quin de illa aegritudine animi, qua Nos opprimi intelligitis, aliquid aliud in animos vestros effundamus. Scilicet menses continuantur mensibus, necdum spes ulla ostenditur fore, ut calamitosissima haec dimicatio, vel potius trucidatio brevi conquiescat. Cuius tanti mali si non, ut vellemus, properare finem possumus, utinam Nobis liceat dolores, qui ex eo consequuntur, mitigare. Equidem ad eam rem hucusque, quantum erat in Nobis, laboravimus; item, quoad res postulaverit, laborare non desistemus.

Hoc amplius conari in praesens officii Nostri conscientia prohibemur. Romani quidem Pontificis, ut qui constitutus a Deo sit summus legis aeternae interpres et vindex, maxime est edicere nemini unquam ulla ex causa fas esse violare iustitiam; id quod Nos apertissime edicimus, quaslibet iuris violationes, ubicumque demum factae sint, magnopere reprobantes. At vero ipsis bellantium

derartigen Verletzung. Trotzdem wäre es weder angemessen noch zuträglich, wenn Wir kraft Unserer päpstlichen Autorität in den Völkerzwist eingreifen wollten; es muß ja jedem bedächtigen Beurteiler der Zeitlage klar sein, daß, so teilnahmsvoll Wir auch dem blutigen Ringen folgen werden, Wir doch für keines der kämpfenden Völker Partei ergreifen dürfen; Wir müssen eben als der Stellvertreter dessen, der sein Blut für das ganze Menschengeschlecht vergossen hat, alle in blutigem Streite ringenden Völker mit gleicher Liebe umfassen, und Wir sehen als der gemeinsame Vater der ganzen Christenheit auf beiden Fronten Söhne in großer Zahl, deren Hirtensorge Uns gleichmäßig obliegt. Daher dürfen Wir in diesem Brüderzwist nicht das Trennende ins Auge fassen, sondern nur das alle einigende Band des gemeinsamen Glaubens. Sonst würden Wir, ohne den Interessen des Friedens zu dienen, den Zwist auf das religiöse Gebiet übertragen und die Ruhe und Einigkeit der heiligen Kirche schwer gefährden.

Deshalb umfassen Wir, frei von jeglicher Parteinahme, beide kämpfenden Teile mit gleicher Liebe und folgen mit um so größerem Bangen und Sorgen allen Phasen des blutigen Kampfes, als zu befürchten ist, er werde an Heftigkeit alles Maß überschreiten. Allerdings wird sich diese sorgende Vaterliebe wie von selbst mehr jenen Kindern zuwenden, welche dem gemeinsamen Vater der Christenheit ihre Ergebenheit in besonderem Maße bekundet haben. Dies

---

contentionibus pontificiam miscere auctoritatem hoc sane neque conveniens foret, nec utile. Profecto quisquis est prudens rerum aestimator, videt Apostolicam Sedem in hoc certamine, quamvis sine maxima cura esse non possit, tamen nullius partis esse debere: cum Pontifex Romanus, ut vicem quidem gerens Iesu Christi, qui pro universis et singulis hominibus mortuus est, omnes quotquot dimicant, debeat sua caritate complecti; ut Parens autem catholici nominis, utrobique filios habeat frequentissimos, de quorum omnium salute aeque debet esse sollicitus. Non igitur in eis respiciat oportet rationes ipsorum proprias, quibus inter se dividuntur, sed commune vinculum Fidei, quo copulantur. Si secus faciat, non modo causam pacis nihil adiuvet, sed etiam, quaesitâ in religionem invidiâ, ipsam domesticam Ecclesiae tranquillitatem et concordiam magnis perturbationibus obiiciat.

Verum, neutris addicti partibus, utrasque tamen, ut diximus, habemus Nobis curae; atque horrificos huius belli motus summa sollicitudine atque anxietate prosequimur, praesertim cum timendum sit, ne forte vis inferendae impetus omnem quandoque modum excedat. Utique naturâ fit, ut ubicumque filiorum in communem Ecclesiae Parentem pietas fuerit exploratior, illic studiosior quodammodo eius mens animusque versetur: cuius rei, quod, exempli causa, ad dilectam Belgarum gentem attinet, argumento sunt eaeque quoque litterae, quas haud ita pridem ad Cardinalem Archiepiscopum Mechliniensem dedimus.

Liceat hoc loco eorum, qui in alienos fines pugnando transierint, obtestari humanitatem, ne iis regionibus plus vastationis inferatur, quam ad easdem occupandas necesse sit; neve, quod maius est, incolarum animi in iis quae habent carissima, ut aedes sacras, ut sacrorum administros, ut iura religionis et Fidei,

zeigt unter anderem, in Bezug auf das geliebte belgische Volk, das Schreiben [1], welches Wir vor kurzem an den Kardinalerzbischof von Mecheln gerichtet haben.

Sodann möge es Uns gestattet sein, das Erbarmen jener Heeresmassen anzuflehen, welche auf feindlichem Gebiet stehen, auf daß sie es nicht mehr schädigen, als zur Besetzung erforderlich ist, und es vor allem vermeiden, das anzutasten, was den Bewohnern das Teuerste ist: ihre Kirchen, ihre Priester und ihren Glauben. Ferner verstehen Wir sehr wohl, wie peinlich der Bevölkerung der vom Feinde besetzten Länder die Fremdherrschaft sein muß. Trotzdem müssen Wir diese Bevölkerung mahnen, ihr Los nicht in unüberlegtem Freiheitsdrang durch Auflehnung gegen die neue einmal bestehende öffentliche Gewalt noch um vieles zu verschlimmern.

Doch so furchtbar auch das Kriegselend auf uns lastet, so dürfen wir doch den Mut nicht verlieren; wir müssen vielmehr, je düsterer die Zukunft sich uns darstellt, „mit desto größerem Vertrauen zum Throne der Gnade eilen, auf daß wir Barmherzigkeit und Gnade finden zu rechtzeitiger Hilfe“ [2]. Wir müssen also, wie Wir bereits sagten, verharren in demütigem Gebet zu jenem Gott, der als Lenker und Leiter des Irdischen die Willen der Menschen mit unbesiegbarer Kraft zu dem führt, was er will. Ist ja doch nicht ohne Gottes Wink und Zulassung der Frieden hienieden entschwunden, damit die Menschheit, die ihr ganzes Trachten in das Irdische versenkt hat, in diesem blutigen Morden die Strafe ihrer Gottvergessenheit und Mißachtung finde. Auch noch andere Vorkommnisse der letzten Zeit, wie jenes, dessen Schrecken und Tragik uns jüngst erschütterte [3], mahnen uns, „uns unter die mächtige Hand Gottes zu beugen“ [4].

Da nun aber das gemeinsame Gebet Gott wohlgefälliger und wirksamer ist, so möge niemand vom Gebete ablassen, vielmehr mögen sich alle zum öffentlichen Bittgebet in den Gotteshäusern vereinen. Deshalb haben Wir, wie Euch bekannt ist, damit sich die Gläubigen möglichst zahlreich zum gemeinsamen Gebet zusammenfinden, zwei feierliche Bittandachten angeordnet, eine für den 7. Februar für das katholische Europa und eine zweite am 21. März für die übrige Welt. An jener ersten werden Wir Uns selbst in St. Peter beteiligen, und auch Ihr, ehrwürdige Brüder, werdet Euch ohne Zweifel dabei mit Uns einfinden.

Möge die heilige Gottesmutter, sie, die Zuflucht der Christenheit, diese Unsere Gebete unterstützen und von ihrem Sohne erlangen, daß die Geister sich den Lichtstrahlen der Wahrheit öffnen und die Herzen sich der Gerechtigkeit zuwenden und so Gottes Frieden von neuem hienieden herrsche und fürderhin verharre.

(Den Schluß bildet der auf die Kardinalsernennung bezügliche Teil.)

---

gratuito vulnerentur. Iis vero, quorum terras hostis occuparit, facile existimamus, quam durum sit externis esse subiectos. Sed caveant velimus, ne prae libertatis recuperandae studio, gubernationem praesertim ordinis publici impediendo, suam conditionem faciant multo deteriorem. . . .“

[1] Acta apost. Sedis VI (1914) 668. [2] Hebr. 4, 16.

[3] Das schreckliche Erdbeben von Avezzano vom 13. Januar 1915.

[4] 1 Petr. 5, 6.

4. Schreiben an den Kardinal Serafino Vannutelli, Bischof von Ostia, Porto und Santa Rufina, Dekan des heiligen Kardinalkollegs, über die gegenwärtige, traurige Zeitlage[1].

Herr Kardinal!

Wir hatten beabsichtigt, in den ersten Tagen des nächsten Juni ein Konsistorium anzusagen, um viele, gegenwärtig verwaiste Diözesansitze wieder zu besetzen und eine Gelegenheit zu haben, mit dem heiligen Kolleg über wichtige und dringliche, kirchliche Gelegenheit zu beraten. Leider haben die allen wohlbekannten Vorkommnisse Uns daran verhindert.

Da Wir infolgedessen Unsere Worte nicht an das ganze heilige Kolleg richten können, so halten Wir für angezeigt, dieselben an Sie, Herr Kardinal, zu richten, in der Absicht, daß sie als zu jedem einzelnen Mitglied des heiligen Kollegs, dessen würdiger Dekan Sie sind, gesprochen gelten sollen.

Voll heißen Verlangens, das schreckliche Morden, das Europa entehrt, möglichst bald beendet zu sehen, mahnten Wir in Unserem ersten Rundschreiben die Regierungen der kriegführenden Völker, ihnen in Anbetracht der Tränen und des Blutes, das bereits geflossen, die belebenden Segnungen des Friedens wiederzugeben. Wir schrieben: „Möchten doch die Herrscher, in deren Händen die Geschicke der Völker liegen, Uns Gehör schenken. Es stehen ja andere Mittel und Wege zur Verfügung, um geschehenes Unrecht zu sühnen. Möchten sie doch diese ehrlich und redlich zur Anwendung bringen nach Niederlegung der blutigen Waffen. Zu dieser Mahnung veranlaßt Uns nicht eigener Vorteil, sondern die liebevolle Sorge für alle. Möchten sie doch diese Mahnung eines Freundes und Vaters nicht unbeachtet verhallen lassen.“ [2] Doch die Mahnung des Freundes und Vaters verhallte ungehört, so klagen Wir betrübten Herzens. Der Krieg fährt fort, Europa mit Blut zu röten, und man scheut weder zu Wasser noch zu Land vor Verletzungen der Gesetze der Menschlichkeit und des internationalen Rechts zurück.

Und als ob dieses alles noch nicht genüge, hat sich der Brand auch auf Unser geliebtes Italien ausgedehnt und bedroht es mit der Tränenflut und allen Greueln, welche von jedem Kriege, auch vom siegreichen, unzertrennlich sind.

Während Uns das Herz blutete beim Anblick all des Elends, waren Wir ohne Unterlaß bemüht, die vom Kriege geschlagenen Wunden zu heilen. Gott lohnte Unsere Bemühungen, und es gelang Uns, von den kämpfenden Parteien den Austausch der nicht mehr felddienstfähigen Kriegsgefangenen zu erlangen. Weiterhin bemühten Wir Uns neuerdings, und zwar nicht ohne Hoffnung auf Erfolg, das Los der kranken und verwundeten, nicht ganz dienstunfähigen Kriegsgefangenen besser zu gestalten und ihre völlige Wiederherstellung zu beschleunigen.

---

[1] Acta apost. Sedis VII (1915) 253—255: „Era Nostro proposito convocare . . .“

[2] S. oben S. 362.

Noch mehr als die körperlichen Bedürfnisse nahmen die an Bedeutung weit überragenden geistlichen Unsere Vatersorge in Anspruch. In dieser Absicht statteten Wir die Militärgeistlichen mit den weitestgehenden Vollmachten aus und ermächtigten sie, sowohl bei der Feier der heiligen Messe als auch bei dem den Sterbenden zu leistenden Beistand von allen, auch von den außerordentlichsten Fällen vorbehaltenen Privilegien Gebrauch zu machen. Und zwar sollen diese Vollmachten und Privilegien nach Unserer Absicht nicht nur die als Militärgeistliche angestellten Priester gebrauchen, sondern auch alle andern, die sich aus irgendeinem Grunde im Heere befinden. Diese alle beschwören Wir bei Christi Liebe, sich ihrer wichtigen Sendung würdig zu erweisen und weder Mühe noch Arbeit zu scheuen, auf daß nicht die Soldaten in ihren schweren Kämpfen die unaussprechlichen Tröstungen ihrer heiligen Religion entbehren.

Wir verleben eine schmerzvolle Stunde, und die Zeitlage ist von furchtbarem Ernste. Trotzdem „empor die Herzen"! Senden wir um so häufigere und um so heißere Gebete zu jenem empor, in dessen Händen die Geschicke der Völker liegen. Wenden wir uns an das schmerzhafte und unbefleckte Herz Mariä, der süßesten Mutter Jesu und unser aller, auf daß sie durch ihre mächtige Fürsprache die baldige Abwendung der Kriegsgeißel und die Rückkehr des Friedens und der Ruhe erlange. Und da nach der Mahnung der Heiligen Schrift, um die göttlichen Erbarmungen auf uns herabzuflehen, das eifrige Gebet mit hochherziger und opferwilliger Buße vereint sein muß, so fordern Wir alle Söhne der heiligen Kirche auf, mit Uns nach ihrer Wahl an drei sich unmittelbar folgenden oder voneinander getrennten Tagen nach kirchlichem Brauche zu fasten, und bestimmen, daß mit dieser Übung christlicher Abtötung unter den üblichen Bedingungen ein vollkommener Ablaß verbunden sein soll, der auch den armen Seelen zugewandt werden kann.

Möchte doch Unsere Stimme zu allen Unsern durch die schreckliche Kriegsgeißel heimgesuchten Söhne dringen und ihnen Unser Mitgefühl mit ihren Nöten bezeugen; kann ja doch kein Schmerz den Sohn treffen, den der Vater nicht mitempfände.

Indessen erteilen Wir Ihnen, Herr Kardinal, und allen Mitgliedern des heiligen Kollegs von Herzen mit väterlichem Wohlwollen den Apostolischen Segen.

Im Vatikan, den 25. Mai 1915.

Benedikt XV., Papst.

5. Apostolische Mahnung an die kriegführenden Völker und ihre Herrscher[1] (28. Juli 1915).

Papst Benedikt XV.

Als Wir ohne Unser Verdienst berufen wurden, auf dem Apostolischen Päpstlichen Throne dem so gütigen Papst Pius X. nachzufolgen, dessen tugend- und segensreiche Lebenstage der Schmerz über den eben damals in Europa entbrannten

[1] Acta apost. Sedis VII (1915) 365—368: „Apostolica exhortatio ad populos belligerantes eorumque rectores". „Allorchè fummo chiamati . . ."

Bruderkrieg abgekürzt hatte, da fühlten auch Wir beim Anblick der blutgetränkten Schlachtfelder die Pein des Vaters, der sein Heim durch einen schrecklichen Orkan verwüstet und verödet sieht. Und indem Wir mit unaussprechlichem Herzeleid Unserer Söhne gedachten, die zu Tausenden im Frühling ihres Lebens der Todessichel zum Opfer fielen, da erfüllte Unser durch Gottesliebe erweitertes Herz das Weh der Mütter und der vorzeitig verwitweten Frauen und Bräute und der untröstliche Jammer der allzufrüh der väterlichen Leitung beraubten Waisen. In warmem Mitgefühl mit der ängstigenden Not unzähliger Familien und eingedenk der unerläßlichen Pflichten Unserer hohen Liebes- und Friedenssendung, welche Uns in so traurigen Zeiten anvertraut wurde, beschlossen Wir, ja gelobten dem göttlichen Heiland, der um den Preis seines Blutes alle Menschen zu Brüdern machte, Unser ganzes Können und Tun für die Aussöhnung der kämpfenden Völker einzusetzen.

Friede und Liebe waren die ersten Worte, welche Wir als oberster Seelenhirte an die Völker und ihre Lenker richteten. Doch Unsere Mahnung, die Mahnung eines Vaters und Freundes, so herzlich und eindringlich sie auch war, blieb unbeachtet. So verdoppelte sich Unser Herzeleid, aber Unser Vorsatz wurde nicht wankend. Vertrauensvoll fuhren Wir fort, Uns an den Allmächtigen zu wenden, in dessen Hand die Geister und die Herzen der Völker und Könige sind, auf daß er die schreckliche Kriegsgeißel abwende. Und um seine Wirksamkeit zu steigern, vereinigten Wir mit Unserem inbrünstigen und demütigen Gebet das Gebet und die Bußwerke der Gläubigen. Heute aber, am traurigen Jahrestage des Kriegsausbruchs, entringt sich Unserem Herzen noch inbrünstiger das Sehnen nach baldiger Beendigung des Krieges und ertönt aus dem Vaterherzen noch lauter der Ruf nach Frieden. Möge dieser Ruf das furchtbare Getöse der Waffen übertönen und zu den sich zerfleischenden Völkern und ihren Führern dringen und beide milderen und freundlicheren Gesinnungen zugänglich machen.

In Gottes heiligem Namen, im Namens Unseres himmlischen Vaters und Herrn, beim kostbaren Blute des Heilandes, dem Kaufpreis der menschlichen Erlösung, beschwören Wir euch, welche die göttliche Vorsehung mit der Leitung der kriegführenden Völker betraut hat, haltet ein in dem grausigen Morden, das nunmehr seit einem Jahr Europa schändet. Es ist Bruderblut, das zu Land und Meer geflossen ist. Die herrlichsten Länder Europas, dieses Lustgartens der Welt, sind mit Leichen und Trümmern bedeckt. Wo soeben noch die reichlich lohnende Arbeit der Industrie und des Ackerbaus blühte, da dröhnen jetzt die Geschütze und schonen in ihrer Wut weder Dorf noch Stadt, sondern bedecken alles mit Verwüstung und Tod. Ihr traget vor Gott und den Menschen die furchtbare Verantwortung für Frieden und Krieg. Höret Unser Flehen, höret die Vaterstimme des Stellvertreters des ewigen und höchsten Richters, dem ihr Rechenschaft schuldet sowohl für eure amtlichen Maßnahmen wie für euer persönliches Verhalten.

Allerdings ermöglichen euch die überreichen, vom Schöpfer euren Ländern verliehenen Schätze die Fortführung des Kampfes, aber mit welchem Einsatz?

Hierauf mögen die Tausende jugendlicher Menschenleben Antwort geben, welche täglich auf den Schlachtfeldern erlöschen; es mögen antworten die Trümmer so vieler Städte und Dörfer, so vieler Denkmäler der Frömmigkeit und des Kunstsinnes eurer Vorfahren. Und jene bitteren Tränen, welche in der stillen Heimlichkeit der Familien und zu den Füßen hochverehrter Altäre fließen, auch sie wiederholen, daß groß, ja übergroß der Einsatz des endlosen Kampfes ist.

Man wende auch nicht ein, der grausige Zwiespalt könne nur durch Waffengewalt ausgetragen werden. Man sage sich los auf beiden Seiten von der Vernichtungswut; man bedenke, daß die Nationen nicht sterben, daß sie vielmehr, auch gebeugt und zertreten, knirschend das ihnen aufgezwungene Joch tragen, ihre Befreiung erstreben und als trauriges Erbe den Geist des Hasses und der Rache von Geschlecht zu Geschlecht weitergeben werden.

Warum also nicht schon jetzt mit unbefangener Gewissenhaftigkeit die Rechtstitel und die begründeten Wünsche der Völker prüfen? Warum nicht schon jetzt mit wohlwollender Gesinnung unmittelbar oder mittelbar einen Meinungsaustausch anbahnen, um mit möglichster Berücksichtigung jener Rechtstitel und Wünsche den schrecklichen Kampf zu beenden, wie dies früher in ähnlichen Weltlagen geschehen ist? Gesegnet sei, wer als der erste den Ölzweig des Friedens reicht und dem Feinde durch das Angebot billiger Friedensbedingungen die Hand zur Versöhnung bietet. Das Gleichgewicht der Mächte und die gedeihliche und gesicherte Ruhe der Völker beruht weit mehr auf dem gegenseitigen Wohlwollen und auf der Achtung der Rechte und der Ehre des Nächsten als auf der militärischen Macht und der Unüberwindlichkeit der Festungsgürtel.

Dies ist Unsere Friedensparole, die sich an diesem Tage mit besonderer Macht auf Unsere Lippen drängt, und Wir laden alle Friedensfreunde auf dem ganzen weiten Erdenrunde ein, sich Uns anzuschließen, um die Beendigung des Krieges zu beschleunigen, der seit einem Jahre ganz Europa in ein endloses Schlachtfeld verwandelt hat. Möge unser barmherziger Erlöser auf die Fürbitte seiner schmerzhaften Mutter nach dem schreckenvollen Kriegssturm das lichte und strahlende Morgenrot des Friedens, den Abglanz seines göttlichen Antlitzes, aufsteigen lassen. Mögen recht bald dem Allerhöchsten, dem Geber alles Guten, für die Aussöhnung der Völker Dankeslieder erschallen. Mögen die Völker brüderlich vereint zurückkehren zum friedlichen Wettbewerbe der Wissenschaften, Künste und Gewerke; mögen sie nach der Wiederherstellung der Herrschaft der Gerechtigkeit sich entschließen, in der Folgezeit die Schlichtung ihrer Zwiste nicht mehr der Schärfe des Schwertes, sondern der ruhigen und ernsten Abwägung ihrer Rechtstitel zu überlassen. Dies wäre die schönste und ruhmreichste Errungenschaft.

Im Vertrauen, daß der Friedensbaum recht bald die Welt durch seine langersehnten Früchte erquicke, erteilen Wir allen, welche Unserer Hirtensorge anvertraut sind, Unseren Apostolischen Segen und erflehen auch jenen, welche der Kirche noch nicht angehören, daß der Herr sie mit Uns durch das Band wahrer Liebe vereine.

Rom, im Vatikan, den 28. Juli 1915.

Benedikt XV., Papst.

6. Ansprache an die Kardinäle im Geheimen Konsistorium am 6. Dezember 1915 [1].

Ehrwürdige Brüder!

Die Schwierigkeiten, welche Uns verhindert haben, das heilige Kollegium bereits früher zu einem Konsistorium einzuberufen, sind Euch wohl bekannt; und doch, wenn es Uns heute beschieden ist, Euch in großer Zahl in diesem herrlichen Saale wieder versammelt zu sehen, so geschah dies nicht, weil jene Schwierigkeiten beseitigt sind, sondern weil eine noch längere Verzögerung die Interessen der kirchlichen Verwaltung geschädigt hätte. Zahlreich sind die Lücken, die nach und nach im Verlauf des letzten und des gegenwärtigen Jahres in dem heiligen Kollegium entstanden sind. Wenn nun auch der Verlust so erfahrener Ratgeber und so erprobter Helfer den Papst jederzeit schmerzlich berührt, so muß er Uns um so empfindlicher treffen, als wir die Regierung der Kirche in einer überaus kritischen Periode übernehmen mußten.

Trotz [2] der gewaltigen Ruinen, welche sich im Laufe dieser sechzehn Monate bereits angehäuft haben; obgleich das Sehnen nach Frieden in den Herzen wächst und so viele Familien klagend nach Frieden rufen; obgleich wir keine Gelegenheit unbenutzt ließen, welche die Beschleunigung des Friedens und die Beilegung der Zwistigkeiten versprach, so rast doch der grausige Krieg zu Wasser und zu Land weiter und die unglückliche armenische Nation ist bereits dem Untergang nah. Selbst das Schreiben [3], das Wir am Jahrestag des Kriegsbeginns an die kriegführenden Völker und ihre Häupter richteten, hatte, trotz der achtungsvollen Aufnahme, die es fand, nicht die erhoffte Wirkung.

Als Statthalter dessen auf Erden, der der „friedliebende König" und „der Friedensfürst" [4] ist, müssen Wir naturgemäß ein täglich sich steigerndes Mitgefühl mit den Leiden so vieler Unserer Söhne empfinden, müssen ohne Unterlaß hilfeflehend Unsere Hände zum allgütigen Gott erheben und ihn mit der ganzen Inbrunst Unseres Herzens anflehen, auf daß er endlich dem blutigen Kampfe durch sein Machtwort ein Ende setze. Aber während Wir, wie Euch bekannt ist, nach

[1] Ebd. VII (1915) 509—512. „Nostris profecto quaenam obstiterint causae ..."

[2] „Iamvero cum, hoc sexdecim mensium spatio, tanta sit ruinarum deploranda moles; quamvis percrebrescant in animis almae pacis desideria et pacem cum quaestubus tot familiae deprecentur; etsi nullum Nos officium praetermisimus, quod paci properandae componendisque discidiis esset aliquo pacto profuturum, hoc tamen exitiale bellum terra marique perseverat adhuc; dum miserrima Armeniorum gens prope ad interitum adducitur. Atque litterae ipsae, quas ad belligerantes populos eorumque duces, post annum a bello inito, dedimus, etsi reverenter exceptae sunt, non eos tamen, qui in optatis erant, peperere fructus.

Quoniam autem vices in terris Illius gerimus, qui est Rex pacificus et Princeps pacis, facere non possumus, quin maiore in dies tot filiorum misericordia commoveamur, continenterque ad benignissimum Deum supplices tendamus manus, toto pectore efflagitantes velit iam cruentam dimicationem virtute sua profligare. Cuius mala cum studeamus, quantum in Nobis est, opportunis, ut

[3] S. oben S. 369 ff. [4] Is. 9, 6.

Kräften die schmerzvollen Folgen des Kampfes durch geeignete Maßnahmen zu lindern suchen, veranlaßt Uns Unsere oberhirtliche Amtspflicht, auf jenen Vorschlag zurückzukommen, welcher geeignet scheint, den Kriegsbrand zu ersticken. Einen Frieden anzubahnen, wie ihn die Gesamtheit der Völker so heiß ersehnt, das heißt einen gerechten und dauernden, einen nicht einseitigen, nur einer Partei günstigen, verspricht ohne Zweifel jener Vorschlag, welcher, wie Wir schon dartaten, bereits in ähnlichen Weltlagen ein günstiges Ergebnis erzielte: es sollen nämlich die Parteien in einen direkten oder indirekten Ideenaustausch eintreten, jede von ihnen ihre Rechtstitel und ihre Kriegsziele mit Wohlwollen und Gewissenhaftigkeit offen und klar darlegen; diese sollen alsdann sorgsam erwogen und alles Unbillige und Maßlose ausgeschieden, und das übrige, sei es in sich, sei es durch entsprechende Kompensationen, zugestanden werden. Selbstverständlich müssen, wie bei jeder gütlichen Verständigung, so auch in unserem Fall, beide Teile etwas von ihren Zielen und von ihren errungenen Vorteilen aufgeben und zum Opfer bringen. Zu solchen Zugeständnissen und den damit verbundenen Opfern müssen die verhandelnden Parteien bereit sein, wenn sie nicht vor Gott und den Menschen die überschwere Verantwortung für die Fortdauer dieses grausamen und beispiellosen Mordens auf sich nehmen wollen; wobei zu beachten ist, daß durch diese Fortdauer Europa von der Höhe der Kultur herabgleiten könnte, auf die das Christentum es emporgetragen hat.

Dies sind die Gefühle, welche Uns angesichts des grauenhaften Kriegselendes beseelen, welches weithin auf den Völkern lastet. Werfen Wir aber noch einen

---

nostis, allevare remediis, Apostolico officio nunc iterum impellimur suadere rationem, quae una ad huius belli restinguendum incendium possit conducere. Parandae enim illius pacis, qualem universitas gentium tantopere exposcit, quae iusta scilicet ac stabilis sit, non quae alterutri tantum parti prodesse videatur, ea profecto potest via felicem habere exitum, quam, in rerum temporumque condicionibus haud dissimilibus alias experiendo probatam, in iis, quas diximus, Litteris commonstravimus. Conciliis videlicet utrimque, vel per se vel per interpretes, collatis, suae cuiusque rationes atque optata, volentibus animis et sincera officii conscientia, aperte dilucideque aliquando manifestentur accurateque expendantur, ita sane, ut quae iustitia haud congruant, quae modum excedant, ea quidem tollantur e medio, cetera vero, pactis etiam ex aequo, si res ipsa postulet, compensationibus, admittantur. Per se patet, quemadmodum in quavis hominum controversia quae ipso eorum iudicio dirimi velit, illud plane requiri, utraque ex parte disceptantium, ut de susceptis propositis vel de praecepta utilitatum spe remittatur aliquid seu concedatur; eiusmodi vero concessiones, vel cum aliqua iactura coniunctas, alteri libenter alteris impertiant necesse sit, si nolint id coram Deo et hominibus sibi noxae futurum, quod ista tam cruenta proeliandi immanitas, ad hunc diem inaudita, adeo producatur: qua quidem ex productione exsistere caussae possint, cur Europa de illo humanitatis honestissimo gradu quem ope christianae religionis attigerat, decidere incipiat.

Haec quidem de bello, habita populorum ratione qui tam magna calamitate implicantur. Quod si perpendimus, quaenam certamen istud universarum paene

Blick auf die aus diesem europäischen Ringen der katholischen Kirche und dem Heiligen Stuhle erstehenden Schwierigkeiten, so ist offenkundig, wie bedauerlich und der Würde des römischen Papstes abträglich sie sind. Schon bei anderer Gelegenheit[1] führten Wir, wie es auch Unsere Vorgänger taten, Klage darüber, daß dem Papste seine gegenwärtige Lage die zur Regierung der Kirche unerläßliche Freiheit nicht gewährt. Dies tritt im gegenwärtigen Augenblick viel klarer in Erscheinung. Ohne Zweifel fehlt den italienischen Staatsmännern nicht der gute Wille, um diese Mißstände zu beseitigen; aber gerade diese Tatsache selbst zeigt augenscheinlich, wie sehr die Lage des Papstes von den weltlichen Machthabern abhängig ist und durch jeden Wechsel der Personen und Verhältnisse verschlimmert und beeinflußt werden kann. Und doch ist jedem Billigdenkenden offenkundig, wie sehr eine unsichere und abhängige Lage des Heiligen Stuhles durchaus unwürdig sei. Übrigens mußten sich mit Notwendigkeit noch weitere Unzuträglichkeiten von unbestreitbarem Ernste ergeben. So sahen sich, um von anderem zu schweigen, die bei Uns akkreditierten Vertreter mehrerer Mächte zur Wahrung der Sonderrechte ihres Amtes und ihrer persönlichen Würde gezwungen, das Land zu verlassen, wodurch sich der Heilige Stuhl eines ihm zustehenden, ganz wesentlichen und unerläßlichen Rechtsschutzes und des naturgemäßen und geeignetsten Verkehrsmittel mit den auswärtigen Staaten beraubt sah. Dies war um so bedenklicher, als durch diese Notlage nur zu leicht der Verdacht erregt werden kann, als erwiesen Wir Uns infolge einer gewissen Zwangslage der Partei günstiger, die allein die Möglichkeit besitzt, sich bei Uns

---

Europae gentium rei catholicae et Apostolicae Sedi importarit incommoda, nemo non videt quam gravia ea sint, a dignitate Romani Pontificis quam aliena. Iam alias, Decessorum Nostrorumque exemplo, questi sumus, Romanum Pontificem in ea versari condicione, ut plena nequeat perfrui libertate, qua ad Ecclesiam regendam omnino indiget; verum, quem fugiat, id multo clarius apparuisse hoc tempore? Ea certe voluntas gubernatoribus Italiae non defuit, ut amoverent incommoda: at hoc ipsum plane ostendit, Romani Pontificis sortem a civili potestate pendere, eandemque, mutatione hominum atque rerum, mutari posse atque etiam ingravescere; quam Pontificis conditionem, incertam prorsus et alieno obnoxiam arbitrio, eam esse quae Apostolicam Sedem deceat, nemo prudens affirmaverit. Ceterum fieri non potuit, quin plures, eaeque graves, permanerent difficultates. Ut alia praetermittamus, illud satis sit animadvertere, ex legatis exterorum Principum nonnullos, sui muneris ac dignitatis tuendae caussâ, abire compulsos esse: qua re cum Sedis Apostolicae ius proprium et nativum ac necessarium quoddam praesidium deminutum vidimus, tum sublatum eidem ordinarium apprimeque idoneum instrumentum, quo ad pertractanda cum exteris civitatibus negotia uti solet. Quo in genere, maxime dolendum, eo usque res processisse, ut in altera e partibus belligerantibus exoriri potuerit suspicio. Nos, necessitate quadam, in negotiis quae ad gentes inter se decertantes pertinent, sic iam nunc iudicare, sic agere, quasi iis morem gerentes quorum voces aures Nostras unicae attingant! Quid quod Nostrum

[1] S. oben S. 364.

leichter Gehör zu verschaffen. Jedenfalls ist Uns der Verkehr mit den katholischen Ländern sehr erschwert, und Wir werden vielfach behindert, die zur Entscheidung vieler Angelegenheiten unerläßlichen Erkundigungen einzuziehen.

Hiermit glauben Wir, ehrwürdige Brüder, Euch genügend dargetan zu haben, wie sehr Unser Kummer über das maßlose, an die dunkelsten Zeiten der Geschichte erinnernde Menschenmorden sich mit ihm ohne Unterlaß steigert und wie die Lage des Heiligen Stuhles sich im gleichen Maß verschlimmert. Ihr aber, die Ihr die Sorgen und Arbeiten Unseres Apostolischen Amtes mit Uns teilet, werdet, dessen sind Wir gewiß, mit Uns über die beiden bedauernswürdigen Vorkommnisse trauern, und es wird das ganze christliche Volk an Unserem Schmerz Anteil nehmen. Trotzdem liegt kein Grund vor, den Mut zu verlieren; hat doch Christus, der Fürst der Hirten seiner Kirche, versprochen, er werde sie niemals, zumal nicht in so traurigen und ernsten Zeiten verlassen. — Lasset uns daher zum liebevollsten Erlöser des Menschengeschlechtes Unser inbrünstiges Flehen richten und es mit Werken der Barmherzigkeit und Buße begleiten, auf daß der an Erbarmungen so reiche Gott den Leiden, welche gegenwärtig so schwer auf der Menschheit lasten, baldigst Einhalt gebiete.

(Den Schluß bildet der auf die Kardinalsernennung bezügliche Teil.)

7. Schreiben[1] an den Kardinalpriester Basilio Pompili, unsern Vikar in der Stadt Rom, um die katholischen Frauen und Familien der kriegführenden Völker und der ganzen Welt zu besondern, sowohl privaten als gemeinsamen Gebeten aufzurufen für die Beendigung der unsäglichen Kriegsleiden, insbesondere in der hierzu so geeigneten und Gott wohlgefälligen Fastenzeit.

Herr Kardinal!

In dem furchtbaren Krieg, welcher Europa zerrüttet, konnten Wir als oberster Seelenhirt Uns nicht in teilnahmloses Schweigen hüllen, ohne den Ver-

---

difficilius evasit cum catholico nomine commercium, ac saepius impediti sumus ne de rebus permultis plene cognosceremus, quas quidem esse Nobis prope cognitas magnopere intererat?

Videmur, Venerabiles Fratres, satis significasse, maerorem, quo angimur, sic augeri cotidie, quemadmodum in immensum crescit haec tanta trucidatio hominum, agrestioribus vix digna aetatibus, fitque eodem tempore Apostolicae Sedis condicio deterior. Neque dubitamus, quin vosmet ipsi, ut curas et sollicitudines Apostolici muneris habetis Nobiscum communes, ita Nobiscum utraque de caussa doleatis; immo etiam putamus christianum populum universum aegritudinem Nostram participare. Verum, cur concidamus animo, quando Princeps Pastorum Iesus Christus se Ecclesiae suae nullo tempore, nedum in afflicta adversaque fortuna, defuturum despondit? Fidenter igitur amantissimum humani generis Servatorem supplicibus adeamus precibus, quibus caritatis paenitentiaeque opera comitentur, si forte dives in misericordia Deus velit aerumnis, quibus hominum genus in praesenti premitur, finem quam primum imponere."

[1] Ebd. VIII (1916) 58—60. „Al tremendo conflitto. . . ."

pflichtungen, welche Uns Unsere hohe Sendung des Friedens und der Liebe auferlegt, untreu zu werden. Deshalb bemühten Wir Uns seit den ersten Tagen Unseres Pontifikates, das Herz voll Kümmernis beim Anblick des grausigen Schauspiels, zu wiederholten Malen durch Ermahnungen und Ratschläge die sich bekämpfenden Völker zur Niederlegung der Waffen und zu einer friedlichen Verständigung zu veranlassen, durch welche in einer der menschlichen Würde entsprechenden Weise ihre Streitsachen zum Austrag gebracht werden sollten. Wir warfen Uns sozusagen zwischen die sich bekämpfenden Völker, wie ein Vater zwischen seine miteinander ringenden Söhne; Wir beschworen sie im Namen Gottes, der die ewige Gerechtigkeit und Liebe ist, das gegenseitige Morden abzubrechen und endlich die beiderseitigen Zielpunkte unmittelbar oder mittelbar offen darzulegen; den Wünschen der Völker nach Möglichkeit und Billigkeit Rechnung zu tragen und dabei, soweit erforderlich, zugunsten der Billigkeit und des Gesamtwohles die Eigensucht und die privaten Interessen zu opfern. Dieses war und ist der einzige gangbare Weg, um gemäß den Normen der Gerechtigkeit den grauenhaften Streit zu schlichten und zu einer Verständigung zu gelangen, welche, weil sie nicht nur einer, sondern allen Parteien gerecht wird, Aussicht auf Dauer bietet.

Leider fand Unsere väterliche Mahnung bisher kein Gehör, und der Krieg rast mit all seinen Greueln weiter. Trotzdem dürfen Wir, Herr Kardinal, nicht schweigen. Es darf der Vater nicht aufhören, seine Söhne, welche miteinander in wildem Kampfe ringen, zu mahnen, selbst wenn sie seine Bitten und Tränen mißachten. Außerdem ist Ihnen wohl bekannt, daß, obgleich Unsere Mahnungen zum Frieden ihr Ziel nicht erreichten, sie doch einen starken Widerhall gefunden und sich als Balsam in die Herzen der kriegführenden, ja aller Völker gesenkt und in ihnen ein sehnsüchtiges Verlangen erweckt haben, den blutigen Kampf baldigst beendigt zu sehen. Wir dürfen es daher nicht unterlassen, Unsere Stimme noch einmal gegen den Krieg zu erheben, der Uns wie ein Selbstmord des gesitteten Europas erscheint; dürfen es nicht unterlassen, soweit es die Umstände erlauben, auf jegliches Mittel hinzuweisen, von dem Wir Uns die Erreichung des ersehnten Zieles versprechen können.

Nun bieten Uns, Herr Kardinal, einige fromme Frauen eine günstige Gelegenheit hierzu. Sie haben Uns ihre Absicht kundgegeben, sich in der herannahenden Fastenzeit zu einer Gebets- und Bußvereinigung zusammenzuschließen, um auf diese Weise um so leichter von der unendlichen Barmherzigkeit Gottes die Beseitigung der Kriegsgeißel zu erlangen. Uns mußte dieses Vorhaben sehr erwünscht sein, da Wir ausdauerndes Gebet und christliche Buße mehrfach als einzigen Trost in Unserem und aller Welt Kummer über den schrecklichen Bruderzwist und als wirksamstes Mittel, um vom Herrn den ersehnten Frieden zu erlangen, allen wiederholt eingeprägt hatten. Wir haben daher dieses Vorhaben mit der ganzen Inbrunst Unseres Vaterherzens gesegnet, erteilen mit Freuden das gebührende Lob und wünschen, daß alle Gläubigen sich denselben zu eigen machen. Deshalb hoffen Wir, daß nicht nur in Rom, sondern auch

in ganz Italien, ja in allen kriegführenden Ländern die katholischen Familien, besonders in der nächsten, von der heiligen Kirche der Buße geweihten Zeit, fern von allen Schauspielen und weltlichen Vergnügungen sich zu inbrünstigem und ausdauerndem Gebet und zur Übung christlicher Buße sammeln; zu jener Buße, welche unsere Gebete Gott so wohlgefällig machen und die bei der gegenwärtigen Zeitlage dem Kummer so sehr entspricht, der nun jedes fühlende Herz erfüllt. Ganz besonders aber wenden wir Uns an die Mütter, Gattinnen, Töchter und Schwestern der Krieger, da sie in ihrer zarten und liebevollen Gemütsart lebhafter als andere die maßlosen Leiden dieses schrecklichen Krieges empfinden, auf daß sie durch ihr Beispiel und die stille Macht, welche sie im Schoße der Familien ausüben, alle übrigen Glieder veranlassen, „in dieser Gott genehmen Zeit und in diesen Tagen des Heiles“ [1] zu Gott ausdauerndes und eifriges Gebet und freiwillige Opfer vor dem Throne Gottes darzubringen, um seinen gerechten Zorn zu besänftigen. Ja, es wäre Uns sehr erwünscht, wenn alle katholischen Familien der sich bekriegenden Völker sich an diesen Andachtsübungen beteiligen wollten, zumal am Gedächtnistag jenes hehren Opfers, das die Kinder Adams erlöst und verbrüdert hat. In den wegen des unendlichen Liebesopfers des Gottmenschen ewig denkwürdigen Stunden bitten wir durch die Fürsprache seiner heiligen Mutter, der schmerzensreichen und ungebeugten Königin der Märtyrer, den Herrn um die Gnade, daß wir die Bedrängnisse und schmerzlichen Opfer des Krieges mit Stärke und christlicher Ergebung erdulden mögen, und flehen ihn an um ein baldiges Ende der endlosen und schrecklichen Heimsuchungen.

Da sodann durch Almosen die Sünden getilgt und die göttliche Gerechtigkeit besänftigt wird, so wünschen Wir, daß jede Familie nach Maßgabe ihrer Mittel eine Liebesgabe darbringe zur Unterstützung der dem göttlichen Erlöser so teuern Armen und Unglücklichen und im besondern der armen Waisen, welchen der grausame Krieg ihre Väter geraubt hat.

Mit der Hoffnung, daß sich an diesen christlichen Liebeswerken auch die Familien der neutralen Länder beteiligen werden — wozu edles, natürliches Mitgefühl und noch viel wirksamer die übernatürliche, alle Kinder des gemeinsamen himmlischen Vaters vereinigende Liebe antreiben muß, — erteilen Wir, Herr Kardinal, Ihnen, den erwähnten Frauen und allen katholischen Familien den Apostolischen Segen.

Im Vatikan, den 4. März 1916. Benedikt XV., Papst.

---

[1] 2 Kor. 6, 2.

Besprechungen.

Kirche und Theologie.

Kirche und Volksleben. Hirtenworte über einige kirchliche Aufgaben unserer Zeit. Von Adolf Bertram, Fürstbischof von Breslau. 8° (446) Breslau 1916, Aderholz. In Pappband *M* 4.—; geb. in Leinen *M* 5.—

Es ist ein glücklicher und fruchtbarer Gedanke, den der jetzige Fürstbischof von Breslau, Adolf Bertram, zur Ausführung brachte. Er hat eine Auswahl von Hirtenschreiben und Ansprachen aus seiner zehnjährigen bischöflichen Amtstätigkeit gesammelt herausgegeben, zunächst für den Klerus seiner Diözese als Ersatz für die persönliche Aussprache, die bei der Größe des Sprengels nur in beschränktem Maße möglich ist. Denn „eines Sinnes und eines Strebens mit allen Mitarbeitern im Weinberg des Herrn zu sein, ist jedes Bischofs tiefstes Verlangen". Aber diese Hirtenworte haben ihre Bedeutung weit über die Breslauer Diözese hinaus, besonders für die Priester und überhaupt alle Führer des Volkes; sie handeln ja von kirchlichen Aufgaben, die in der Gegenwart und weit in die Zukunft hinein in allen deutschen Landen dringlich sind: vom Anschluß an Christus, besonders in der Eucharistie, „vom Geiste und Wirken der christlichen Caritas", von „Aufgaben der Jugendpflege", vom Verhältnis des Bischofs zu seinen Diözesanen, von „Kreuzeskraft und Kreuzeslehren in der Kriegszeit". Ein Abschnitt „vom sittlichen Kampfe" bringt zwei Hirtenbriefe, die von größter Bedeutung sind für unser Volksleben und seine Gesundheit: „Frucht des Geistes ist Mäßigkeit und Enthaltsamkeit" und „Der Kampf um den Sonntag". In den Fastenbriefen über das heiligste Altarsakrament werden die Priester reiche Anregung und Wegleitung finden für die seelsorgerliche Behandlung der Kommuniondekrete Pius' X., während für Lehrer, Seelsorger, Präsides von Jugendvereinigungen der Abschnitt über Jugendpflege, der fünf Kundgebungen enthält, eine große Fülle praktischer Winke und prinzipieller Lösungen bringt.

Es sind wahrhaft Hirtenworte, die hier zu unserem Herzen sprechen, warm und ernst und eindringlich. Bischöfliche Kundgebungen haben, ähnlich wie die päpstlichen, auch über den Kreis ihrer unmittelbar verpflichtenden Autorität hinaus immer etwas Bedeutungsvolles. Besonders die Hirtenschreiben sind ein „feierlicher Ausdruck der Sorgen des Hirtenamtes vor der Gesamtheit der Gläubigen" (Vorwort) und erscheinen darum wie losgelöst von den subjektiven, rein menschlichen Empfindungen und Anschauungen des individuellen Verfassers. Die objektive, über allem Persönlichen stehende Wahrheit gibt ihnen etwas Ehrwürdiges und zu ehrfürchtigem Aufmerken Zwingendes.

Peter Lippert S. J.

Die Kulturkraft des Katholizismus. Von Dr. oec. publ. Hans Rost. [Katholische Lebenswerte. Monographien über die Bedeutung des Katholizismus für Welt und Leben. II. Band.] 8° (XVI u. 504) Paderborn 1916, Bonifacius-Druckerei. *M* 5.—; geb. *M* 6.—

Es ist eine wertvolle Gabe, die der verdiente Sozialpolitiker und Statistiker Dr Rost dem katholischen Deutschland in schwerer Zeit gewissermaßen zum Troste und zur Ermutigung darbietet. Jeder, der dazu beiträgt, dem Pessimismus entgegenzuarbeiten und die Freude am Guten und Schönen zu mehren, das unser Volk besitzt, macht sich schon allein dadurch verdient um das Vaterland und im besondern um den Kreis von Menschen, für den das Buch seiner Anlage nach in erster Linie bestimmt ist. Aber auch dem Inhalt nach muß das Buch als eine wertvolle und bedeutende Leistung bezeichnet werden, die im weitesten Maße Beachtung und Verbreitung im katholischen Deutschland verdient.

Im ersten Kapitel schildert der Verfasser mit warmer Begeisterung den ungeheuern Aufschwung, den das deutsche Volk auf allen Gebieten der äußern Kultur, an materiellen und geistigen Werten, in Hygiene und sozialer Fürsorge errungen hat. Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß diese wohl schon vor Ausbruch des Krieges entworfene Schilderung gerade zu einer Zeit veröffentlicht wurde, in der eben diese Kultur der denkbar schwersten Belastungsprobe ausgesetzt wird, die sie bisher glänzend bestanden hat. Rost verkennt aber auch nicht die tiefen Schattenseiten der modernen Kultur, die darin liegen, daß sie nur eine äußere ist und darum wahres Glück nicht vermittelt. Soll unsere Kultur einen beglückenden Inhalt bekommen, so muß die Pflege der ethisch-religiösen Seite hinzukommen, die nach des Verfassers Überzeugung im Katholizismus ihren vollendetsten Ausdruck findet. Im dritten Kapitel „Die Bejahung des Lebens im Katholizismus" wird das aus der innern Natur des Katholizismus, aus der vortrefflichen Lösung des Leidensproblems, dem zuversichtlichen Glauben an unwandelbare feste Glaubensnormen, aus der Lebensweisheit des Katholizismus und seiner Empfänglichkeit für Schönheit und Kunst zu erweisen gesucht, im vierten bis neunten Kapitel aus den Ergebnissen der Moralstatistik.

In der Tat läßt sich nicht leugnen, daß insbesondere die Ergebnisse der Selbstmordstatistik Zeugnis dafür ablegen, daß der Katholizismus einen festen Damm gegen Lebensüberdruß und Pessimismus bildet, da seine Anhänger, wie Rost nachweist, weit seltener als die Angehörigen anderer Konfessionsgemeinschaften ihrem Leben gewaltsam ein Ende machen. Auch die Ehescheidungsstatistik und die Untersuchung über den Geburtenrückgang lassen den segensreichen Einfluß der katholischen Religion deutlich erkennen. Nicht so klar ist das bei den unehelichen Geburten, deren Zahl durch Umstände, die außerhalb der religiös-sittlichen Sphäre liegen, oft maßgebend beeinflußt wird. Im ganzen gewinnt man aber auch aus dem Kapitel über die unehelichen Geburten den Eindruck, daß der katholische Volksteil in dieser Beziehung günstiger steht. Dagegen sind die Ergebnisse der Kriminalstatistik anscheinend für die Katholiken ungünstig. Mit Recht weist aber Rost darauf hin, daß die Kriminalstatistik ihrer ganzen Beschaffenheit nach als

Maßstab der Sittlichkeit nicht gelten kann. Was endlich die Widerstandskraft gegen die materialistische Lebensanschauung und Gesellschaftslehre des Sozialismus angeht, so hat sich die katholische Kirche in Deutschland, wie Rost überzeugend darlegt, als die einzige Macht erwiesen, die der Sozialdemokratie erfolgreich Widerstand leistet, wenn sie natürlich auch nicht hat verhindern können, daß ein — verhältnismäßig kleiner — Teil ihrer Angehörigen der sozialdemokratischen Verführung zum Opfer gefallen ist.

Man wird es daher verständlich finden, wenn der Verfasser im elften Kapitel „Katholizismus und kirchliches sowie öffentliches Leben", in dem noch eine ganze Reihe anderer für den Katholizismus günstiger Symptome zusammengefaßt ist, zu einem optimistischen Gesamturteil kommt. Dies Urteil ist durch die vorausgehenden Ausführungen vollauf gerechtfertigt. Allerdings hat der Verfasser mit Absicht die für die Katholiken günstigen Momente in den Vordergrund gestellt. Das liegt im Zweck der Schrift begründet. Aber es geschieht das keineswegs in tendenziöser Weise, sodaß dadurch das Bild gefälscht oder verzeichnet würde. Über die Beweiskraft einzelner Ausführungen läßt sich streiten. Doch sind die Einwendungen, die man gegen sie erheben kann, meist wenigstens kurz berührt. Eingehender sich damit zu befassen, lag außerhalb des Rahmens. Der Verfasser wollte ja keine statistische Facharbeit bieten, in der alle Umstände mit peinlicher Genauigkeit gegeneinander abgewogen sind, sondern eine für weitere Kreise bestimmte Darstellung der Kulturkräfte des Katholizismus. Die statistische Methode sollte dabei in erster Linie als Hilfsmittel der Darstellung dienen. Das statistische Material ist aber außerordentlich reichhaltig. Der tabellarische Anhang umfaßt volle 90 Seiten, und auch im Text finden sich zahlreiche Tabellen. Als besondern Vorzug möchten wir hervorheben, daß bei den statistischen Darlegungen auf die eigenartigen Verhältnisse in den Städten, namentlich in den Großstädten, immer im weitesten Maße Rücksicht genommen ist.

Die Kapitel „Katholizismus und Wirtschaftsleben" und „Katholizismus und Geistesleben" widerlegen hauptsächlich — und zwar in sehr geschickter Weise — Einwendungen und Schlagwörter, durch die man die kulturfördernde Kraft des Katholizismus herabzusetzen und zu bestreiten versucht hat. Im Kapitel „Hemmungen der Kulturkraft des Katholizismus" werden als wahre Ursachen der weniger günstigen materiellen Lage der Katholiken Säkularisation, Kulturkampf und Imparität besonders hervorgehoben.

Das katholische Deutschland ist dem Verfasser zu großem Dank verpflichtet für dies neue Werk. Es wäre sehr zu bedauern, wenn die Schrift mitten im Kriegslärm nicht die Beachtung fände, die ihr mit Recht gebührt. Möchte sie bei recht vielen katholischen Lesern die Begeisterung für ihre Kirche mehren, die sich als einen so hervorragenden Kulturfaktor erweist, und bei Andersgläubigen die Vorurteile zerstören, die sie an einer richtigen Einschätzung der Kulturkraft des Katholizismus hindern.

Hermann A. Krose S. J.

Manuale theologiae moralis secundum principia S. Thomae Aquinatis. In usum scholarum edidit Dominicus M. Prümmer O. Pr. 3 tomi. gr. 8° (XL u. 424; X u. 540; XII u. 690) Freiburg 1915, Herder. *M* 24.—; geb. *M* 28.—

Der Verfasser dieser neuen dreibändigen Moraltheologie legt für die Art, wie er sein Fach behandeln will, den Nachdruck auf zwei Gesichtspunkte: klare Herausarbeitung der wissenschaftlichen Grundsätze und engen Anschluß an die Methode und Lehre des hl. Thomas von Aquin. Was zunächst den zweiten Programmpunkt angeht, so wird man es als berechtigt anerkennen und begrüßen, daß bei dem regen und erfolgreichen Wettbewerb, der sich schon seit längeren Jahren auf dem Felde der Ethik und Moraltheologie entwickelt hat, auch ein Mitglied des Predigerordens und der engeren Schule des hl. Thomas sich zum Worte meldet. Man hat in diesem Falle das Recht, eine mehr als gewöhnliche Leistung zu erwarten. Dieser Erwartung entspricht das Werk nach unserer Meinung durchaus. Auch darin hat der Verfasser sich den hl. Thomas zum Vorbild genommen, daß er besondern Nachdruck auf Kürze und Einfachheit des Ausdrucks legt (Introd. 9), weil das Buch vor allem als Schulbuch gedacht sei.

Die Betonung des Grundsätzlichen im Gegensatz zu einer rein oder vorwiegend kasuistischen Behandlung der sittlichen Fragen wird wohl auch irgendwo auf Widerspruch stoßen. In der Richtung auf klares Herausheben der leitenden Begriffe und Lehrsätze durch positive und spekulative Beweisführung kann kaum zuviel geschehen. Denn wer die Grundsätze, auf welche es bei dem Urteil über das sittliche Handeln ankommt, richtig und lückenlos verstanden hat, wird bei einiger Fähigkeit des logischen Denkens in der Anwendung nicht leicht und jedenfalls nicht gröblich fehlgreifen. Dagegen wäre der nicht vor Irrtum sicher, welcher ohne Sattelfestigkeit im Prinzipiellen einen vorkommenden Fall lediglich nach Analogie eines mehr oder weniger ähnlichen Kasus des Lehrbuchs entscheiden wollte. Ebenso wahr ist es aber auch, daß sich der Anfänger leicht einredet, er habe einen vorgetragenen Grundsatz völlig verstanden, während er nachher bei Zergliederung kasuistischer Beispiele gewahr wird, daß ihm die Tragweite oder der springende Punkt noch nicht ganz aufgegangen war. Erst in der Verbindung von Kasuistik mit der rationellen Entwicklung der Grundsätze entsteht der Moralist, wie er sein soll. Soweit wird P. Prümmer kaum Widerspruch finden, und der Tadel der Vorrede über ein unberechtigtes Vorwiegen der Kasuistik bei manchen Fachgenossen dürfte sich, soweit er berechtigt ist, nur gegen außerdeutsche Moralisten richten.

Was die Stoffverteilung angeht, so schließt sich der Verfasser dem Gebrauche, wie er seit der Teilung der Theologie in Dogmatik und Moral üblich geworden ist, ohne erhebliche Abweichungen an.

Der erste Band enthält zunächst die Traktate der allgemeinen Moral. Ziel und Ende, sittliches Handeln, Gesetz, Gewissen, Sünde, Tugend; dann weiter die Lehre von den drei theologischen Tugenden und deren Gegensätzen, sowie von der sittlichen Tugend der Klugheit.

Im zweiten Band folgen die drei andern Kardinaltugenden, wobei natürlich der Löwenanteil auf die Gerechtigkeit (Eigentum, Wiedererstattung, Verträge) entfällt. Auch die Tugend der Gottesverehrung und die Familienpflichten (3. und 4. Gebot) werden im Anschluß an den hl. Thomas hier untergebracht.

Der dritte, umfangreichste Band handelt von den sieben Sakramenten nebst Sakramentalien, Ablaß und Kirchenstrafen. Dabei werden die dogmatischen und spekulativen Fragen nur kurz erwähnt, dafür aber die positiven und für die Pastoration wichtigen Punkte möglichst bestimmt und erschöpfend behandelt.

Am Anfang des ersten Bandes steht ein Katalog von reichlich 300 älteren und neuen Moraltheologen, meist mit einer kurzen Kennzeichnung der Art und Bedeutung ihrer Schriften. Aber der dann folgende Überblick über die Geschichte der Moral ist doch wohl allzu mager.

Im ganzen Werke kommt der hl. Thomas oft und, wo es angeht, mit längeren, wörtlich herübergenommenen Stellen zu Wort. Darin liegt schon eine gute Empfehlung und eine starke Anziehungskraft. Andere große Theologen, die an seinen Gedanken weiter bauten, sind ebenfalls reichlich und mit guter Auswahl zu Rate gezogen, besonders der von allen Moralisten hochgeschätzte Niederländer Karl Billuart O. P. Auch der hl. Antonin, Kardinal Cajetan und andere Ordensgenossen, selbst der gelehrte, aber durch seinen leidenschaftlichen Kampf gegen den hl. Alfons und dessen mildere Richtung etwas in den Schatten geratene Concina werden öfters genannt. Doch kann von einseitiger Bevorzugung einer Schule nicht im geringsten die Rede sein. Dem hl. Alfons von Liguori wird kaum weniger Ehre erwiesen als dem Englischen Lehrer, und die andern Namen aus alter, neuer und neuester Zeit, denen man auf Schritt und Tritt begegnet, geben Zeugnis von großer Belesenheit und lobenswerter Unparteilichkeit. Hervorgehoben sei noch die gewissenhafte Berücksichtigung der positiven kirchlichen Bestimmungen und die häufigen sachgemäßen Hinweise auf die Heilige Schrift und die Kirchenväter und anderseits auf die in den verschiedenen Ländern heute geltende bürgerliche Gesetzgebung, für deren Geltung auch vor dem Gewissen in weitem Umfang und durchweg mit guten Gründen eingetreten wird. Gut ist auch das über den Krieg (II 117—119) Gesagte, wobei zu beachten, daß das Werk unmittelbar vor dem Weltkrieg abgeschlossen wurde, wie der Zensurvermerk vom Juni 1914 beweist.

Der Verfasser sucht, wie gesagt, seine Stärke nicht im kasuistischen Verfahren, sondern im grundsätzlichen, theoretischen Gebiete. Mit Rücksicht hierauf wird sich unsere Aufmerksamkeit zunächst der allgemeinen Grundlegung des ersten Bandes zuwenden, und hier erregt natürlich die in neuer Zeit viel verhandelte Frage des Probabilismus ein besonderes Interesse. Nun ist es gewiß richtig, was P. Prümmer betont, daß man der Streitfrage, wie sie seit B. Medina formuliert zu werden pflegt, keine übertriebene Wichtigkeit beilegen darf. Man hat sich zeitweilig durch den mißverständlichen Ausdruck: Lehre vom „Moralprinzip" oder „Moralsystem" (systema morale) verleiten lassen, zu meinen, in dieser Frage handle es sich um den obersten Grundsatz der Sittlichkeit, um das innerste Wesen des Unterschieds zwischen gut und böse. Das ist ganz und gar nicht der

Fall. War doch die Frage des Probabilismus selbst dem hl. Thomas so gut wie unbekannt. Das Ideal einer Moralwissenschaft wäre ein System, das alle Entscheidungen, die allgemeinsten wie die konkretesten, mit strenger Gewißheit darböte und für wahrscheinliche Meinungen überhaupt keinen Raum ließe. Weil nun aber unser Wissen auch auf sittlichem Gebiete leider vielfach Stückwerk ist und manchmal über ein „vielleicht", „wenn ich nicht irre" u. dgl. nicht hinüberkommt, so muß eine für das Leben brauchbare Sittenlehre auch diese Möglichkeit in Rechnung ziehen und Regeln zu finden suchen, wie in derlei Zweifelsfällen zu verfahren sei.

Das haben denn auch die Theologen und die Kanonisten von alters her getan, nur widmeten sie der Frage in ihrer Allgemeinheit keine Bearbeitung ex professo, sondern knüpften ihre Antworten an einzelne Fälle, oder wandten sie nur auf ein beschränktes Gebiet an, wie ja überhaupt in der Moral die Praxis früher war als die wissenschaftliche Theorie und die abstrakten Begriffe und Sätze.

Das hervorzuheben ist nicht überflüssig. Denn P. Prümmer scheint uns zu viel Gewicht auf die Neuheit des Probabilismus zu legen, um daraus seine Entbehrlichkeit herzuleiten. Nach ihm wäre vor dem 16. Jahrhundert der Probabiliorismus die allgemein herrschende Lehre gewesen. Auch die inneren Gründe scheinen ihm durchaus für diese strengere Theorie zu sprechen, und zudem soll der Apostolische Stuhl vor der Zeit des hl. Alfons sie immer begünstigt haben. Um so überraschender nimmt sich sein Endurteil aus. Er verwirft alle bisherigen Systeme, nicht nur den strengen Tutiorismus und den Probabilismus, sondern auch den Probabiliorismus und den Äquiprobabilismus. Er empfiehlt einen ganz neuen Schlüssel zur Lösung der Schwierigkeit: das Prinzip des zureichenden Grundes oder das Kompensationsprinzip. Als Urheber dieses neuen Systems nennt er drei französische Theologen, von denen merkwürdigerweise keiner in dem Katalog des Verfassers zu finden ist. Was zur inneren Begründung gesagt wird, ist überaus schwach. Es kommt, wenn wir die Worte recht verstehen, darauf hinaus, daß grundsätzlich zwar jedes zweifelhafte Gesetz eine unzweifelhafte Verpflichtung auferlege, nur sei diese Pflicht weniger streng als die des gewissen Gesetzes, daher könne der Seelenführer aus einem hinreichenden Grunde ein Auge zudrücken und diese geringe Pflichtverletzung für erlaubt erklären. Ob er auch selber ohne jede sittliche Makel diese Kompensation für sich gelten lassen könne, wird nicht ganz klar. Wir halten diesen Weg für ungangbar und die Bezugnahme auf den Grundsatz vom passiven Zulassen des kleineren Übels in dieser Frage für gefährlich. Denn es ist hier nicht gefragt, was ich demjenigen, der seine volle Pflicht nicht erfüllen will, stillschweigend gestatten oder auch bedingungsweise raten darf, sondern ich will wissen, was ich selbst ohne jede sittliche Makel wählen oder tun darf und somit auch jedem andern für erlaubt erklären kann. Zwischen den vier möglichen Wegen: dem (gemäßigten) Tutiorismus, Probabiliorismus, Äquiprobabilismus, Probabilismus, die nach Prümmer dem katholischen Theologen alle freistehen, wird man eben doch wählen müssen. Sie alle vier verwerfen ist nur dann möglich, wenn man den Nachweis führt, daß die Fragestellung unrichtig oder unvoll-

ständig ist. Diesen Nachweis vermißt man hier. Damit soll nicht gesagt sein, daß in der Behandlung der Frage nicht noch Fortschritte möglich seien. Ein Fortschritt wäre es unseres Erachtens schon, wenn man (mit P. Lehmkuhl) den Gegenstand nicht in unmittelbare Verbindung brächte mit der Lehre vom Gewissen, sondern mit der vom Gesetz, wie es die Kanonisten schon vor Medina taten. Wer mit Peckius (vgl. Hurter, Nomenclator III[3] 331) den Satz aufstellt: Nur ein mit wahrer Gewißheit erkanntes Gesetz besitzt verpflichtende Kraft, der hat die Frage entschieden ohne das Wort probabile in den Mund zu nehmen. Auch nach dem hl. Alfons liegt der Kern der Frage in dem recht verstandenen Grundsatz: lex dubia non obligat. Mag man also immerhin den Ruf erheben: „Los von Medina", so kommt man doch mit dem neuen Ausweg der Kompensation oder des Ausgleichs ebensowenig zum Ziel wie mit dem des gesunden Menschenverstandes. Beide lassen dem subjektiven Ermessen einen zu großen Spielraum.

Aller Anerkennung aber ist es wert, daß auch P. Prümmer deutlich zu verstehen gibt, wenn man einmal zwischen den vier gangbaren Alternativen zu wählen habe, so spreche die größere Folgerichtigkeit heute für den einfachen Probabilismus. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß die Verteidiger dieses Systems sich im Eifer des Streites manchmal von der rechten Mittellinie entfernt und zu berechtigtem Tadel Anlaß gegeben haben. Wenn die Auseinandersetzung auch in Zukunft mit der vom Verfasser bewiesenen Unbefangenheit fortgeführt wird, kann der Nutzen nicht ausbleiben.

Noch bei andern Kapiteln grundsätzlicher Natur legt sich da und dort eine Frage oder ein Zweifel nahe. Angesichts der Fülle des Stoffes und des Strebens nach einer knappen und leichtverständlichen Ausdrucksweise ohne viel Wenn und Aber kann es kaum ausbleiben, daß manche Behauptung allgemeiner und schroffer lautet, als sie gemeint ist. Im Unterricht lassen sich die entsprechenden Klauseln und Voraussetzungen noch immer nachtragen. Wer das Buch zum Nachschlagen benützt, wird darauf zu achten haben.

So fällt auf, daß P. Prümmer bei der Notwehr (II 120) so nachdrücklich betont, diese gelte nur gegen den ungerechten Angreifer (aggressor iniustus). Aber soll das Prinzip vom moderamen inculpatae tutelae wirklich gegen einen unzurechnungsfähigen oder aus unverschuldetem Irrtum handelnden Angreifer oder gegen den, der durch passives Verhalten unabsichtlich meine Rettung unmöglich macht, nicht anwendbar sein? Thomas macht jedenfalls den Unterschied nicht.

Wenig Beifall dürfte auch eine andere Stellungnahme finden: Ein Richter weiß bestimmt, daß der vor ihm stehende Angeklagte unschuldig ist; aber einwandfreie Zeugen beschuldigen ihn so, daß er nach geltender Form Rechtens überführt scheint. Darf der Richter ihn verurteilen? Der hl. Thomas sagt: Ja, er darf es, und P. Prümmer scheint geneigt, ihm zu folgen (II 137, vgl. I 100). Aber eine solche Überschätzung der äußerlichen Rechtsordnung gegenüber der klar erkannten Wahrheit mag aus früheren Zeitumständen erklärlich sein, dem natürlichen Gerechtigkeitsgefühl ist sie doch allzu fremd, besonders wenn es sich um die schwersten Strafen handelt.

Der leichten Verständlichkeit wird nicht selten die sprachliche Schönheit und Richtigkeit zum Opfer gebracht. Außer den im Moralistenlatein schon eingebürgerten Barbarismen wie liceitas u. dgl. stößt man auch auf neue, die nicht gerade notwendig wären. Andere grammatische und orthographische Versehen mögen auf Rechnung der mangelhaften Korrektur fallen und werden samt einigen sonstigen Druckfehlern bei neuen Auflagen zu tilgen sein[1].

Mit Recht hält der Verfasser an der Schreibart synderesis fest. Übrigens steht bei Hieronymus a. a. O. weder synderesis noch synteresis, sondern συνείδησις. Weil aber die mittelalterlichen Abschreiber mit den griechischen Buchstaben gar unbeholfen umgingen, so ist aus συνείδησις schließlich synderesis geworden. Der Nachweis findet sich an den von A. Koch angeführten Stellen. Synderesis und conscientia bedeuten also etymologisch genau dasselbe. Die Form συντήρησις (συντερησις) scheint bei Hieronymus erst von Erasmus eingesetzt zu sein und war den Scholastikern unbekannt, hat also kein Daseinsrecht.

Gezwungen scheint die Auffassung, die zwei Kardinaltugenden Starkmut und Mäßigkeit hätten ihren Sitz im sinnlichen Begehrungsvermögen (subiectum virtutis fortitudinis est appetitus irascibilis, II 473). Die Redeweise scheint auch nicht vom hl. Thomas herzurühren, obwohl er die Tugenden mit den genannten Leidenschaften in Verbindung setzt.

Manche Meinungsverschiedenheiten unter den Moralisten gehen übrigens, wie P. Prümmer an mehreren Stellen betont, nicht über Wortstreite hinaus. Dies dürfte zuweilen selbst da zutreffen, wo er an andern Fachgenossen Kritik übt; doch geschieht das immer ohne verletzende Form.

Auf die veränderten Zeitverhältnisse unserer Tage und die daraus folgende Rücksichtnahme bei der sittlichen Beurteilung ist mehrfach (z. B. bei Zins und Wucher, beim Arbeitsvertrag, der sozialen Frage) gut hingewiesen. Außerdem sind da und dort kurze Winke für das praktische Leben, aszetische und seelsorgerliche Gedanken eingestreut, welche den erfahrenen und klugen Lehrer und Seelenführer verraten. Das Buch wird seinen Weg machen.

Matthias Reichmann S. J.

Tiefer und treuer. Schriften zur religiösen Verinnerlichung und Erneuerung von Franz Weiß, Stadtpfarrer. 12 Bände mit Buchschmuck von Kunstmaler Wilhelm Sommer. kl. 8° I. Band: Der katholische Glaube als Religion der Innerlichkeit. (91) II. Band: Jesus unter uns. (80) III. Band: Kirche und Kirchlichkeit. (87) IV. Band: Verdemütigung und Versöhnung in der Beicht. (109) V. Band: Belebung und Beseligung in der Kommunion. (87) VI. Band: Jesu Leiden und unsere Leiden. (112)

---

[1] Dahin gehören z. B. Formen wie fulcivi (I iv), Isidorus de Sevilla (I 169, cf. 11: I. Hispalensis), vigesies (I 234), caeserit (II 119), statuta emanata (II 201), homo civilizatus (II 244), abluit faciem suam **cum** colore virido (III 10), mappa (purificatorium) ex canape (III 207 209). Statt regno germanico (II 16) wäre imperio zu sagen, denn es gibt im Reich verschiedene regna.

Einsiedeln 1916, Benziger. Jeder Band brosch. 75 *Pf.*; in Original-Einband *M* 1.20

Eine Sammlung wertvoller aszetischer Schriftchen hat der Stadtpfarrer von Zug, Franz Weiß, begonnen: niedliche, sehr geschmackvoll ausgestattete Büchlein, von geringem Umfang, aber bis zum Rande angefüllt mit warmer und heller Begeisterung. Der Gesamttitel „Tiefer und treuer" mutet beim ersten Anhören etwas seltsam an, aber je mehr wir uns in diese Büchlein hineinlesen, um so selbstverständlicher erscheint er uns. Und dann drückt er auch das Programm und Ziel, den Ton und Gehalt dieser Sammlung aufs beste aus: sie will ein tieferes Erfassen der christlichen Glaubenswelt vermitteln; besonders die Person des Gottmenschen und ihr Fortleben in der Eucharistie und in der Kirche soll von der Oberfläche eines toten und tatenlosen Wissens hineingeführt werden in die Tiefe eines lebendigen Glaubensgeistes. Und treuer! „Treuer zu Christus, treuer zu seiner Nähe, treuere Aufnahme und Wiedergabe seines Lebens und seiner Liebe. Treueres Verstehen und Verwerten seiner Leiden."

Von der Sammlung, die auf zwölf Bändchen berechnet ist, liegen bereits sechs Bändchen vor. Das erste, „Der katholische Glaube als Religion der Innerlichkeit", erörtert in drei Kapiteln den „Begriff", den „Beweis" und die „Bewährung" der Innerlichkeit. In die Mitte einer rechten innerlichen Frömmigkeit wird da die „dankende Gottesliebe" gerückt; sie ist „der Beweis der Innerlichkeit", und die Ausführungen des Verfassers sind da von besonderer Bedeutung. Denn gerade der modernen „Religiosität" ist der Begriff und die Übung der dankbaren Liebe abhanden gekommen. Von diesem Mangel rühren ihre großen Schwierigkeiten her, besonders gegenüber dem christlichen Gottesbegriff, ihre Kälte und ihre inneren Widersprüche.

Das zweite Bändchen: „Jesus unter uns", trifft gleichfalls eine der verhängnisvollsten Schwächen der Moderne: daß ihr Christus nicht mehr bedeutet als eine geschichtliche Persönlichkeit, die vor langer Zeit ein schönes Beispiel gegeben hat — oder nicht einmal soviel! Ein innerliches Christentum kann nicht auf einem Toten sich aufbauen. Christus ist auch unser Zeitgenosse. In unserer Mitte lebt er, wandelt und wirkt er als die realste aller Gegenwartsmächte. In fünf Kapiteln behandelt Pfarrer Weiß diese Zeitgenossenschaft Christi: „Jesus in der katholischen Kirche, in der allerheiligsten Eucharistie, in der Familie, in unserer Seele, in unserem Apostolate."

Das dritte Bändchen: „Kirche und Kirchlichkeit", singt das Loblied der Kirche Christi mit einer Begeisterung und zugleich mit einer wohltuenden Milde und Herzlichkeit, die von einer echt priesterlichen und gesunden Kirchlichkeit Zeugnis ablegt. Drei Kapitel enthält das Bändchen: „Tiefere Erkenntnis der Kirche wird treuere Kirchlichkeit"; „Zuversicht und Zukunft der Kirchlichkeit"; „Treue und Tat der Kirchlichkeit". Es ist der ganz übernatürliche, vom reinsten Glauben eingegebene Kirchenbegriff, der diesen hochfliegenden Idealismus trägt, wie er hier verkündet wird. Der Rationalist, der in der Kirche nichts sieht als eine historisch bedingte und gewordene Form religiösen Gemeinschaftslebens, wird das „Tiefer

und Treuer" dieses Büchleins unverständlich finden. Manches ernste Wort wird hier den Katholiken unserer Tage zugerufen, so besonders in der treffenden Schilderung der „kirchlichen Schlafkrankheit". Trotzdem ist auch dieses ganze Bändchen erfüllt von tröstlichem Licht und fester Zuversicht, besonders das Kapitel über die Zuversicht und Zukunft der Kirchlichkeit, die „stets reifende Garben auf dem Felde der Kirche schaut".

Die beiden folgenden Bändchen behandeln jene zwei Sakramente, die für das christliche Leben die wichtigsten sind, die heilige Beicht und Kommunion. Besonders für die Vertiefung und Verinnerlichung unserer Beichtpraxis wird da manches warme und lichte Wort gesprochen. Das sechste Bändchen will „mit Maria am schmerzhaften Rosenkranz gehen". Das fromme Geschlecht mittelalterlicher Betrachter, die so unermüdlich in das bittere Leiden unseres Herrn sich versenkten, hatte hellere Augen, das Rätsel des Leidens zu verstehen, als wir, die wir allzuwenig mehr die heilige Passion verstehen. Und doch gilt auch für uns: „Roter Rosenkranz der Leiden Jesu und meiner Leiden, wenn ich dich bete und betrachte bis auf Golgatha, dann finde und fasse ich auch den weißen, wonnigen Rosenkranz der Glorie Jesu und meines Glückes."

Dieses erste größere Werk des Pfarrers Weiß stammt aus einem tiefen und treuen Herzen, aus einer echt religiösen Tiefe und Treue. Darum wird es auch von einer Frömmigkeit, die ihm verwandt ist durch gleiche Tiefe und Treue, verstanden und dankbar gewürdigt werden.

Peter Lippert S. J.

Das Sühneleiden unseres göttlichen Erlösers von Christian Pesch S. J. (Sechste Folge der Theologischen Zeitfragen.) gr. 8° (VIII u. 178) Freiburg 1916, Herder. *M* 3.—

Das bittere Leiden und Sterben unseres göttlichen Erlösers ist seit den Tagen der Apostel bis heute für die Christen ein bevorzugter Gegenstand frommer Erwägung gewesen. Wir glauben ja, daß es die Genugtuung für die Sünden der ganzen Welt und die Verdienstursache aller Gnaden ist, die wir von Gott empfangen. Aus dem Sühneleiden unseres Erlösers schöpfen die Sünder Zerknirschung und Hoffnung, an ihm entzünden die Gerechten ihre Liebe und befähigen sie zu den größten Opfern, in ihm finden die Betrübten Trost und die Niedergebeugten frischen Mut.

Aber gerade deshalb hört der Unglaube nicht auf, gegen dieses heilbringende Geheimnis anzustürmen und es als einen Widerspruch gegen die gesunde Vernunft und die wahre Sittlichkeit hinzustellen.

Leider haben auch einige katholische Gelehrte sich von rationalistischen Behauptungen wenigstens soweit anstecken lassen, daß sie meinen, wir sollten dem Leiden und Sterben des Erlösers keinen so großen Wert beimessen, die innere Sittlichkeit sei alles, das Leiden und Sterben Christi nur etwas Zufälliges und Nebensächliches; ja, es sei geradezu gefährlich, zu sagen, Christus habe die Strafe für unsere Sünden auf sich genommen und uns so von Sünde und Strafe befreit.

Und doch ist dies eine uralte katholische Lehre, die in der Heiligen Schrift und der kirchlichen Überlieferung klar und entschieden ausgesprochen wird. Hierfür den Beweis zu erbringen ist der Zweck der obigen Schrift. Es ist keine Erbauungsschrift, sondern eine theologische Untersuchung über die Bedeutung des Leidens und Sterbens Jesu Christi und über den sittlichen Wert unseres Leidens mit Christus. Die Lehre der Bibel und der Überlieferung, der Väter und der Theologen über diesen Gegenstand wird ausführlich vorgelegt und erörtert.

Gerade jetzt in dem großen Kriegsleid ist der Aufblick zu dem Gekreuzigten für Tausende das kräftigste Heilmittel gegen Zagen und Verzagen. Wir lassen uns den Trost des Kreuzes nicht rauben, sondern halten fest an dem echt christlichen Grundsatz: Im Kreuz ist Heil.

Christian Pesch S. J.

Deutsche Literatur.

Grünlein. Eine deutsche Kriegsgeschichte von einem Soldaten, einem Gnomen, einem Schuljungen, einem Hunde und einer Großmutter — alten und jungen Leuten erzählt. Von Paul Keller. Bilderschmuck von W. Bayer. 1.—8. Aufl. kl. 8° (80) Breslau 1915, Bergstadtverlag W. G. Korn. Geb. *M* 1.—

Ferien vom Ich. Roman von Paul Keller. 1.—10. Aufl. kl. 8° (364) Breslau 1915, Bergstadtverlag F. W. Korn. *M* 4.—; geb. *M* 5.—

Ritas Briefe. Von E. v. Handel-Mazzetti. Mit einer Einleitung von Joh. Mumbauer. kl. 8° (115) Saarlouis 1915, Hausen. 50 *Pf.*

Vor zehn Jahren hat Paul Keller seinen ersten „Ritt ins romantische Land" des Märchens mit viel Glück gewagt. In dem „letzten Märchen" schaute dem früheren Volksschullehrer wirklich „die Kinderseele aus den Augen", und alt und jung und alles, was noch Sinn für Märchenschönheit besitzt, konnte sich an den unterirdischen Wundergebilden der Wichtelwelt sattsam erlustigen. Ganz anderer Art gibt sich das „Grünlein", das man am besten ein Kriegsbuch für Kinder nennen möchte. Darin gehört nur das Grünlein, von seiner grünen Mütze so geheißen, als Gnom zum uralten deutschen Zwergenvolk; natürlich erfreut es sich auch der Tarnkappe. Die andern Gestalten haben Fleisch und Bein wie wirkliche Wesen, stehen aber allesamt unter der schützenden Macht des Gnomen Grünlein. Seine Aufgabe ist die Heimbringung eines deutschen Soldaten, dem die Russen schon „die Grube scharren" wollten. Welche Rolle der Hund dabei zu spielen hat, ist kein Rätsel; ebensowenig, was die Großmutter und ihr Enkel, „der Schuljunge", zu Hause für die Rettung des Vaters tun.

„Hubert, es ist schwer draußen; aber die Heimat ist so schön, und was drin lebt, ist so lieb, daß es sich lohnt, zu leiden und zu sterben." Mit diesen Worten an seinen Sohn schließt der reiche Müller bei seinem Heimaturlaub die rührende Geschichte. Vielleicht wird mit dem ernsten Satz die Nebenabsicht des Dichters ausgesprochen, als etwas Höheres, das über den Gedankenkreis des Kindes

hinausgeht, so daß dadurch die Aufschrift des Dichters gerechtfertigt wird: „alten und jungen Leuten erzählt". — Immerhin bleibt es eine heikle Sache, eine Kriegsgeschichte in ein Märchen einzuhüllen; ob sich der fürchterliche Ernst des Krieges in dies heitere Gewand kleiden läßt, ohne etwas von seiner Größe einzubüßen?

Der nicht karge Bilderschmuck bringt mit gutem Geschick das Märchenhafte treu zum Ausdruck.

Ob dieser neueste Roman Paul Kellers, den der Verfasser zuerst in seiner „Bergstadt" unter großem Beifall veröffentlichte, auch als seine beste Dichtung gelten mag, läßt sich nicht mit einem kurzen Worte abtun; daß er bei dem vollgerüttelten Maß von sonnig verklärter Heiterkeit, in der richtigen Mischung mit tiefem Ernst für unsere Zeit paßt, soll ohne Bedenken zugestanden sein.

Die kurze Aufschrift „Ferien vom Ich" gibt im knappsten Ausdruck den Inhalt des Romans, einer reinen Dichtung in der „Ich"-Form. Ein Schiffsarzt gründet mit dem Geld eines amerikanischen Krösus eine Art Dorf-Stadt als „Ferienheim für die Müden, für die, die das Leben in seiner Hast und Hohlheit nicht mehr freut, für die, die gerne noch einmal mit frischen Kräften von vorne anfangen möchten". Das Heilverfahren in dieser „Ferienpause des Lebens" besteht kurz darin, daß „Namen, Rang, Titel, moderne Bekleidung, das Geld, die Uhr, die Zeitung, das unnütze Briefschreiben — Verwandtschafts- und Bekanntschaftsfesseln — ausgeschieden, dafür die stillen Freuden an gesunder Beschäftigung in frischer Luft, mit einer einfachen, wohltuenden Lebensweise, in reichster Abwechslung geboten werden". Der Roman schildert mit breitem Behagen und zum Malen anschaulich die segensvollen Wirkungen der Wunderheilanstalt an den vielen, „die auf irgendeine Weise vom Leben vergiftet sind", stellt an eigenartigen und fein gewählten Beispielen dar, wie „alle erlöst werden von allem Eitlen und Hohlen ihres bisherigen Daseins, von der drückenden Last öffentlichen und privaten Lebens, von unnützen Bedürfnissen, auch von ihren Krankheiten, Lebenssünden und Lebensschwächen, von unfruchtbarer Sorge, Angst und Reue, wie sie dagegen Kraft im Frieden und die kostbare Fähigkeit zur Freude wiedergewinnen". Da hat die fruchtbare Gestaltungskraft eines Dichters, mit der untrübbaren Heiterkeit des Gemütes und der biegsamen Sprache eines Paul Keller das weiteste Feld zum Zaubern, daß es der Wirklichkeit gleicht. Und gerade darin sieht das noch immer maßgebende Kunsturteil des streng geschulten O. Ludwig die eigentlich „ideale Art des humoristischen Romans, die nicht eine wirklich dagewesene oder noch vorhandene, sondern eine Welt abspiegelt, die der Autor für eine wünschenswerte hält und gehalten wissen will, und die er abspiegelt, um auf eine Neugestaltung oder Besserung der eben bestehenden nach Kräften hinzuwirken". So erscheinen all die kränkelnden Gestalten und Gebrestenbilder vielseitig belehrend, warnend und tröstend, ohne es mit Worten aussprechen zu müssen.

Daß sich für solcherart Darstellung die „Ich"-Form am besten eignet, leuchtet ein. Der Leser lauscht mit Spannung den Erlebnissen des Schiffsarztes, weiß

aber zu gut, daß es der Dichter Paul Keller ist, der ihm die duftigen Luftgebilde wie Wirklichkeit vorzaubert. In dieser gutwillig hingenommenen Täuschung gestattet man dem nur vorgespiegelten „Ich"-Erzähler vielleicht manches, was man dem feinfühligen Dichter nicht durchgehen ließe. So wurde dem Dichter seine „Schlacht bei Waltersberg" als eine etwas „rohe Prügelei" aufgemutzt und auch die „krummbeinige Medizin" mit den Dackeln als zu wenig dichterisch getadelt; doch abgesehen davon, daß in solchen Feinheiten der persönliche Geschmack oft das gerechte Urteil trübt, stören weder „die Schlacht bei Waltersberg" noch die „krummbeinige Medizin" im Zusammenhang den vollen, reinen Kunstgenuß, der den Leser dem Dichter gegenüber zum herzlichsten Danke verpflichten muß.

Hausens 50 Pfg.-Bücherei hat mit der jüngsten Schöpfung der österreichischen „Volksepikerin" einen besonders glücklichen Griff getan. Zur Empfehlung des Büchleins wagt eine der Dichterin sonst nicht übermäßig gewogene religiöse Zeitschrift folgenden Erguß: „Etwas so Kindliches, Zartjungfräuliches, psychologisch Feines und köstlich Unterhaltendes haben wir schon lange nicht gelesen." Mag auch das Lob vielleicht aus einer Augenblicksbegeisterung geflossen sein, übertrieben darf es deshalb doch nicht genannt werden. Der Herausgeber belehrt in seiner Einleitung (S. 1—15) über die Entstehung des Schriftchens und seine innere Beziehung zum dichterischen Schaffen der österreichischen Künstlerin, insbesondere zu ihrem Wiener Roman „Brüderlein und Schwesterlein". Die ruhig abwägende Beurteilung schließt mit dem Satze: „Ich zweifle nicht, daß alle Verehrer der vornehmen Kunst Handel-Mazzettis — und zu diesen darf man wohl alle literarisch Interessierten rechnen — ‚Ritas Briefe' so hoch bewerten werden, wie ich sie aus Überzeugung schätze." Man wird verpflichtet, zu dieser Beurteilung persönlich Stellung zu nehmen, „weil es von der Aufnahme, die das vorliegende Bändchen bei der Leserschaft findet, abhangen soll, ob sich die Dichterin dazu entschließen wird, noch weitere Briefe als Fortsetzung zu schaffen". — „Je eher, je lieber!" wird da wohl der einstimmige Wunsch lauten, zumal die bis jetzt so einzig meisterhafte Seelenschilderung Ritas gerade bei der spannendsten Entscheidung abbricht. Und so darf man mit dem Herausgeber „hoffen, daß das Bild der kleinen jungfräulichen Himmelsbraut bald vollendet vor uns stehen wird".

Nikolaus Scheid S. J.

Umschau.

Die wirtschaftliche Annäherung Deutschlands und Österreich-Ungarns.

Mit dem Jahre 1917 geht der Handelsvertrag zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn zu Ende. Sein Zustandekommen hat Mühe genug gekostet, und man kann trotzdem nicht sagen, daß er allseitige Befriedigung gefunden habe. Als in den neunziger Jahren die europäischen Handelsverträge abliefen, da trat man an die Erneuerung heran unter dem Druck des maßlosen Hochschutzzollsystems der Vereinigten Staaten. Zollunionsgedanken lagen nicht fern. Schon in den achtziger Jahren waren Molinari, Brentano und andere mit dem Plane, die mitteleuropäischen Staaten zu einem Handelsbunde zusammenzufassen, hervorgetreten, und als Caprivi dem Reichstag den Vertrag vorlegte, da sprach er von dem Kampf der großen Weltmächte gegen die kleinen Staaten; auch in den nachfolgenden Parlamentsverhandlungen war viel die Rede von einem handelspolitischen Zusammenschluß der europäischen Mittelmächte. Diese Stimmung schlug jedoch bald um, der gegenseitige wirtschaftliche Abschluß steigerte sich in beiden Reichen; selbst der amerikanische Dingleytarif von 1896 änderte daran nichts, und als es in den Jahren von 1904 bis 1906 zur Erneuerung des Handelsvertrages kam, da konnte das nur geschehen unter Einbeziehung agrarisch-schutzzöllnerischer Gesichtspunkte. Unionsfreundliche Tendenzen waren geschwunden.

Diese Stimmung hielt an bis in die letzten Jahre. Da kam der Krieg und mit ihm, wie auf so manchem andern Gebiete, ein Umlernen auch in handelspolitischen Dingen. Der bekannte Bismarcksche Satz, politische Freundschaft und wirtschaftliche Gegnerschaft könnten ganz wohl zusammengehen, wurde in seiner Allgemeingültigkeit nicht mehr anerkannt. Die in Feuer gehärtete Waffenbrüderschaft rief mit elementarer Gewalt auch nach wirtschaftlicher Annäherung; man wollte, daß Mitteleuropa nicht bloß politisch und militärisch, sondern auch wirtschaftlich sich einige und zusammenhalte; und nicht bloß für die Kriegszeit, sondern dauernd.

Die wirtschaftliche Entwicklung weist seit langem hin auf die Notwendigkeit gemeinsamen wirtschaftlichen Handelns. Daher das Streben, möglichst große Wirtschaftskörper einheitlich zusammenzufassen; es sei nur erinnert an Rußland, Nordamerika, England mit seinen Kolonien. Wirtschaftlicher Zusammenschluß gibt wirtschaftliche Kraft. Das gilt vor allem für Deutschland und Österreich-Ungarn. Die geographische Einheit schafft an sich schon tausendfache Gemeinsamkeiten. Auf sich allein gestellt, werden sie auf die Dauer nicht konkurrieren können; nur vereint, in Zusammenfassung ihrer Kräfte, werden sie sich behaupten und ihre großen gemeinsamen Wirtschaftsinteressen erreichen können. Dazu kommt

das Bestreben der feindlichen Mächte, einen großen Wirtschaftsblock zu schaffen, um auch nach dem Kriege die Mittelstaaten handelspolitisch möglichst zu isolieren. Die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Interessen der Kontrahenten sowie die Unmöglichkeit, den internationalen Handel dauernd zu unterbinden oder ihm nach Gutdünken eine andere Richtung zu geben, scheint ein solches Vorgehen überhaupt auszuschließen. Der ganze Plan mit all seinen Konsequenzen betrachtet erscheint vielmehr als Ausfluß von viel Haß und wenig wirtschaftlicher Überlegung. Das Gute aber hatte er, daß er den Gedanken einer wirtschaftlichen Zusammenfassung von Deutschland und Österreich-Ungarn in den weitesten Kreisen zu außerordentlicher Popularität verhalf. Ein ganzer Berg von Literatur liegt bereits vor, Publikationen der verschiedensten Art, allen voran als Rufer im Streit Friedrich Naumann mit seinem prächtig geschriebenen „Mitteleuropa".

In einem Punkte herrscht völlige Übereinstimmung: eine wie auch immer geartete Annäherung muß stattfinden, und zwar jetzt während des Krieges. Allgemein wirtschaftliche Erwägungen wie die neuen Erkenntnisse, die der Krieg gebracht hat, weisen in gleicher Weise auf dieses Ziel hin.

Ebenso unklar ist man aber bis zur Stunde über den „Weg nach Mitteleuropa", und das ist nicht zu verwundern. Wie sich gemeinhin das Schwergewicht des Bestehenden dem Neuem entgegenzusetzen pflegt, so zumal bei wirtschaftlichen Fragen von solcher Bedeutung, bei der so viele Personen und so viele Interessen mitsprechen. Schmoller legt den Gedanken nahe, auch für manche beteiligte Beamte sei das Umlernen — und ein solches würde eine grundlegende Änderung der wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Länder doch bedingen — recht schwer. Dazu kommen die schutzzöllnerischen Sonderinteressen, die, teils berechtigt teils unberechtigt, in den letzten Jahren sich immer mehr ausgebildet haben. Gewiß werden durch eine Neuordnung der Dinge einzelne Erwerbszweige zurückgehen, andere ganz fallen, aber anders ist ein technischer und organisatorischer Fortschritt und damit ein Nutzen für das große Ganze nicht zu erwarten.

Freilich sind bei der Neuregelung auch die Klagen der Pessimisten und der Interessenten zu hören, um niemandem Unrecht zu tun; aber ebenso sehr und noch mehr ist ein kühner Optimismus am Platz, der nicht vor jeder wirklichen oder auch vermeintlichen Schwierigkeit zurückschreckt. Ohne sich mit all seinen Vorschlägen zu identifizieren, muß man doch sagen, es ist ein Verdienst von Friedrich Naumann, diesen Optimismus in die weitesten Kreise getragen zu haben. Das ist ein hoch zu bewertender Umstand: ohne eine solche Stimmung wäre auch der alte deutsche Zollverein nie zustande gekommen. Als die preußischen Finanzmänner Motz und Maaßen zu Anfang der dreißiger Jahre bedeutende wirtschaftliche Augenblicksopfer zugunsten einer nationalen Zukunft vorschlugen und auch durchsetzten, da haben sie selber nicht geahnt, daß aus dem damaligen Zollverein das spätere Deutsche Reich erwachsen würde, und als zur selben Zeit die Gegner des Zollvereins die Erdrückung der württembergischen und bayrischen Gewerbe durch die rheinisch-westfälische Industrie prophezeiten, da haben selbst die tapfersten Verteidiger des Zollvereins nicht erwartet, daß anstatt des prophezeiten Ruins ein erheblicher Aufschwung eintreten würde.

Zu Anfang des Krieges redete und schrieb man viel von einer Zollunion. Theoretisch betrachtet wäre das gewiß die einfachste Lösung. 120 Millionen Menschen auf einem einheitlichen Wirtschaftsterritorium mit gemeinsamer Zollgrenze, das würde im Wirtschaftskampf der Zukunft einen gewaltigen Faktor bedeuten. Der Gedanke ist allgemach in den Hintergrund getreten. Die Geschichte lehrt, daß durchweg die politische Einigung der Handelseinigung voraufgeht und diese zu bedingen pflegt. So war es in Frankreich, in den Vereinigten Staaten, in England, in der Schweiz, in Österreich-Ungarn; und bei der Gründung und Weiterentwicklung des deutschen Zollvereins, der ja freilich den umgekehrten Weg gegangen ist, haben doch bewußt oder unbewußt politische Motive im Hintergrund gestanden. Zudem handelte es sich nur um das deutsche Volk innerhalb der Grenzen des heutigen Deutschen Reiches. Der einstige Anlauf zu einem Zollbündnis zwischen dem deutschen Zollverein und Österreich-Ungarn ist gescheitert.

Wie die Entscheidung auch immer fallen möge, zwei Aufgaben werden vor allem ins Auge zu fassen sein: Schutz des inneren Marktes und Sicherung der internationalen Handelsbeziehungen; Aufgaben, die wegen der Vielseitigkeit zumal der deutschen Wirtschaft an sich schon wichtig und schwierig genug, durch den Krieg nur noch komplizierter geworden sind. Mag von deutscher Seite noch so sehr betont werden, für den Absatz der Industrieprodukte und für den Bezug der Rohstoffe seien andere Staaten wichtiger als Österreich-Ungarn, und daher müsse vor allem der Weg nach England, nach Nord- und Südamerika, nach China und Japan offen gehalten werden, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß der Verkehr mit der Nachbarmonarchie der sicherste ist. Gerade der Krieg hat uns wieder gelehrt, um wie viel wichtiger die Zunahme des inneren als des äußeren Marktes ist. Freilich wäre es ein Irrtum, nun hinzusteuern auf eine wirtschaftliche „Autarkie". Ob bei intensiverer Pflege der Landwirtschaft in Österreich-Ungarn beide Länder vereint in der Lage sind, für ihre Nahrungsversorgung aufzukommen, ist eine Frage für sich; jedenfalls sind nach dem Kriege die Fäden des internationalen Handels, auch mit den jetzt feindlichen Ländern, dort wieder aufzunehmen, wo sie vor dem Kriege abgebrochen sind. Internationaler Handel ist keine Liebhaberei, die vom Gutdünken abhängt, sondern ist bedingt durch wirtschaftliche Notwendigkeit.

Jede handelspolitische Annäherung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn wird, wie immer sie auch sonst geartet sein mag, diese beiden Gesichtspunkte zu berücksichtigen haben. Das ist ein äußerst schwieriges Problem. Nur nach genauester Prüfung und Abwägung der einschlägigen Verhältnisse wird man an die Lösung der Frage, wie die Dinge nun im einzelnen zu regeln seien, herantreten können. Naturgemäß liegt daher auch in der neuesten Fachliteratur der Schwerpunkt der Darlegungen in der Erörterung und Prüfung der Konkurrenzverhältnisse der Hauptberufe und Gewerbezweige beider Länder. Fragen, wie nach der Art und Bedeutung der österreichisch-ungarischen Agrareinfuhr nach Deutschland und deren Einfluß auf die deutsche Landwirtschaft, die Konkurrenzverhältnisse

der deutschen Industrie in allen ihren einzelnen Zweigen gegenüber der österreichischen, die Absatzverhältnisse, zumal der deutschen Industrie im Auslande, erheischen eine klare Antwort, bevor die praktische Lösung in Angriff genommen werden kann.

Es kann selbstverständlich nicht die Aufgabe sein, auf alle diese Dinge hier im einzelnen einzugehen.

Die Geschichte ist die beste Lehrmeisterin. Man wird auch heute, so wie früher im Zollverein, an die Ausführung eines gewissen Vorzugssystems herantreten müssen; eine Union ist wegen des heftigen, unmittelbaren Wechsels nicht angängig. Es muß im gegenseitigen Verkehr ein gewisser Zoll belassen werden, der niedriger ist als der Außenzoll, aber zunächst doch ausreicht, um den ersten Konkurrenzstoß abzuschwächen. Die früher gemachten Fehler müssen vermieden werden, und ferner, die Annäherung darf sich nicht beschränken auf das Gebiet der Zölle, sondern sie muß sich auch erstrecken auf alle sonstigen Maßnahmen gesetzlicher und verwaltungstechnischer Natur, die zur Entwicklung der Produktion, des Handels und Verkehrs sowie der Finanzwirtschaft der beteiligten Länder notwendig erscheinen. Ob dann später einmal die Zwischenzölle weiter herabgesetzt werden, ob sie ganz fallen können, ob im Laufe der Zeit aus diesem Wirtschaftsverhältnis eine Union erwächst, darüber ist heute noch kein Beschluß zu fassen.

Schmoller hat bereits vor zwanzig Jahren und neuestens H. Schumacher in ausführlicherer Weise dieses Vorzugssystem in Form eines Dreitarifsystems dargelegt und empfohlen. Drei Tarife: der Generaltarif, der gilt, wenn kein Vertrag zwischen Ausland und Inland zustande kommt, der allgemeine Begünstigungstarif, in dem die Resultate der Verträge mit der Mehrzahl der andern Staaten niedergelegt sind, der allen fremden Vertragsstaaten zugute kommt; daneben nun noch der dritte Tarif, der weitere größere Konzessionen enthält, die zudem nicht auf das Zollwesen beschränkt zu sein brauchen, die man aber nur den benachbarten und besonders befreundeten Staaten einräumt. Dieser „Weg nach Mitteleuropa" kann natürlich sehr verschieden weit sein, je nachdem er sehr vorsichtig oder sehr energisch betreten wird. Jedenfalls müßten die gegenseitigen Vergünstigungen so groß sein, daß sie beiden Reichen Vorteile bringen, daß der gegenseitige Verkehr erheblich wächst und daß seine Segnungen die Schädigungen, die aus der verstärkten Konkurrenz für einzelne Landwirtschafts- und Gewerbezweige erwachsen, weit überwiegen.

Gegen das Vorzugssystem führt man gern die Meistbegünstigungsklausel ins Feld; heute vielleicht nicht mehr mit derselben Berechtigung wie ehemals. Je weiter die internationalen Handelsbeziehungen und Verträge gehen, um so schwieriger wird es sein, allen Staaten, mit denen man Handelsverträge schließt, die ganz gleichen Begünstigungen als Folge der herkömmlichen Klausel der sogenannten Meistbegünstigung einzuräumen. Meistbegünstigung und Zollunterscheidung mögen früher absolute Gegensätze gewesen sein. Seitdem man in England an die Einführung eines Schutzzolles denkt, wird die herkömmliche Auffassung von der

Meistbegünstigung als Irrtum angesehen; in der Praxis haben sich England und die Vereinigten Staaten längst auf diesen Boden gestellt. H. Schumacher kann man zustimmen, wenn er sagt: „Nur durch Beelzebub kann der Teufel vertrieben werden. Nur durch eine unterschiedliche Ausgestaltung der Meistbegünstigung ist die volle Meistbegünstigung zu erlangen und zu erhalten."

Franz Rauterkus S. J.

Grundbegriffe für die Kirchenliedpraxis.

Schon wiederholt hat der Verfasser dieser Zeilen gewisse Leitsätze über die neuzeitliche Kirchenliedpraxis aufgestellt (in den „Stimmen der Zeit", Bd. 90, S. 324 und im Vorwort zu seinem Liederbuch „Unsere Kirche"), die vielleicht manchem als willkürlich und von einer besondern Geschmacksrichtung diktiert erscheinen mochten. Heute möchte ich meiner Ansicht eine tiefere Begründung geben und zeigen, daß sie auf einem sichern theologischen Fundament aufgebaut ist. Wer einmal an dem Ungenügen unserer heutigen Kirchenliedpflege gelitten hat, weiß, daß die Frage wichtig genug ist, um sie bis in ihre Wurzel hinein zu verfolgen.

Die Schöpfung des Menschen hat zum Endzweck die Verherrlichung und den Dienst Gottes und die Erlangung des ewigen Heiles. Alle übrigen irdischen Dinge sind geschaffen, um dem Menschen Hilfsmittel zur Erreichung seines Endzweckes zu sein. Als praktische Regel folgt daraus, daß wir die Dinge dieser Welt in dem Maße benützen sollen, als sie uns für unser übernatürliches Ziel dienlich sind.

Damit der Leser nicht lange im unklaren bleibe, wozu diese Fundamentalsätze aus dem Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius hieher gesetzt sind, wollen wir gleich die Folgerungen für unsern Fall ziehen. Auch Kunstwerke gehören zu den „übrigen irdischen Dingen", die uns Mittel für unser übernatürliches Ziel sein sollen. Gewiß haben Kunstwerke als ersten Zweck ästhetisches Gefallen. Aber dieser erste Zweck ist dem höheren unterzuordnen. Auch der ästhetische Genuß soll dem Christen ebenso wie die ganze sinnlich und geistig wahrnehmbare Schöpfung eine Stufenleiter zu Gott sein. Das gilt von jeder, auch von der profanen Kunst, um so mehr natürlich von der kirchlichen, die ja gerade deswegen so sehr von der Kirche bevorzugt wurde, weil sie ihren übernatürlichen Zwecken so fügsam ist.

Aus diesen Grundsätzen würde also ohne weiteres als Zweck der kirchlichen Kunst folgen, daß sie dem Menschen zu dienen habe für seine übernatürlichen Aufgaben.

Aber hat die Kirchenmusik nicht vor allem den Zweck, Gott zu verherrlichen, und erst in zweiter Linie die Aufgabe, religiös auf die Gläubigen einzuwirken? Man hört diesen Einwand sehr oft, besonders von solchen, die kirchen-musikalische Lieblingsideale durchgeführt wissen wollen ohne Rücksicht darauf, ob die Gläubigen Nutzen davon haben oder nicht. Sie meinen, der erste und vornehmste Zweck, die Ehre Gottes, würde dann doch erreicht. Vielfach liegt solchen Anschauungen eine gewisse anthropomorphistische Gottesidee zugrunde; man meint,

Gott hätte an menschlichen Kunstwerken eine Art Freude und Wohlgefallen. Ganz unmöglich. Gott ist ein unendlich vollkommenes Wesen, das gar keinen Zuwachs an Freude erlangen kann. Zum Wesen der Ehre und des Ruhmes gehört es aber überhaupt nicht, daß der Geehrte Freude über die Ehrung empfindet, ja es kann sein, daß er selbst gar nichts von seinem Ruhme weiß. Nehmen wir den Fall, ein Künstler, der früher völlig unbeachtet geblieben war, verfällt in unheilbare Geistesumnachtung. Unterdessen erkennt die Welt seine Bedeutung, und überall verkündet man sein Lob. Hier haben wir ein klares Beispiel dafür, daß das Wesen der Ehre im Ehrenden liegt und nichts anderes ist als die Anerkennung der überragenden Größe des andern (clara cum laude notitia).

Ähnlich besteht also das Wesen der Verherrlichung Gottes in der Anerkennung seiner ewigen Größe von seiten der vernünftigen Geschöpfe. Daraus folgt ohne weiteres, daß die kirchliche Kunst die Ehre und Verherrlichung Gottes nur fördern kann, wenn sie die Menschen zu dieser Anerkennung anregt. Niemals kann ein Kunstwerk an sich die Verherrlichung Gottes fördern. Zwar trägt dasselbe ebenso wie alle geschaffenen Wesen Spuren der Schönheit und Güte Gottes an sich, aber diese Spuren erfüllen ihren Zweck erst dann, wenn sie einer vernünftigen Kreatur gezeigt werden und diese zum Lobe des Schöpfers anregen. So notwendig ist dieses letztere, daß Theologen zur Überzeugung gekommen sind, Gott hätte eine rein materielle Welt gar nicht schaffen können, weil sie ihren Zweck nicht hätte erfüllen können.

Also wird die Verherrlichung Gottes durch die Werke der kirchlichen Kunst in proportionalem Verhältnis bewirkt zur Zahl derer, die durch dieselbe eine religiöse Einwirkung erfahren und zur Intensität dieser Einwirkung.

Nun kann es allerdings der Fall sein, daß ein religiöses Kunstwerk, das sonst dem Empfinden des Volkes vollkommen fern liegt, Ausdruck einer besonders lebhaften religiösen Stimmung des Künstlers ist. Dann bewirkt dieses Kunstwerk die Verherrlichung Gottes eben nur in dieser Künstlerseele und allenfalls noch bei denen, die ihm nachempfinden. Dieser Grad der Verherrlichung Gottes reicht aber nicht aus bei kirchlichen Kunstwerken, die für die Allgemeinheit bestimmt sind. Hier kommt alles darauf an, daß von den dargebotenen Kunstwerken möglichst alle religiös beeinflußt werden. Unter dieser Rücksicht ist es gut möglich, daß ein Werk für kirchlichen Gebrauch vorzuziehen ist, das künstlerisch nicht so hoch steht als ein anderes. Die Kirche hat die Kunst eben nur als Mittel für ihre übernatürlichen Ziele beigezogen, und was sich als ein besonderes Mittel dafür erweist, verdient den Vorzug.

Damit stimmen die Lehren der großen Theologen sowohl wie die der Kirche überein. So sagt z. B. der hl. Thomas (Summa theol. 2, 2, qu. 91, a. 2): „So war es eine heilsame Einrichtung, den Gesang zum Lobe Gottes beizuziehen, damit das Gemüt des schwachen Menschen mehr zur Andacht gestimmt wird." Thomas zitiert dabei den hl. Augustinus, der sich ähnlich ausspricht. Das Konzil von Trient hat in seiner Sessio 22, cap. 5 sehr klar dargelegt, daß alle Zere-

monien usw. nur Hilfsmittel zur Erhebung der Gläubigen sind, wohl wissend, daß dadurch und dadurch allein auch die Ehre Gottes gefördert wird.

Ziehen wir die Folgerungen für das Kirchenlied. Denn obwohl die dargelegten Grundsätze für das gesamte Gebiet der kirchlichen Kunst gelten, sind sie für das Kirchenlied heute von besonderer Bedeutung, da dieses im Vordergrund der Diskussionen steht. Die Frage, die ein Kirchenliedpraktiker zu stellen hat, ist: Welche Lieder sind am besten geeignet, unser Volk religiös zu erheben? Nach dieser Norm hat sich die Auswahl zu richten, denn die Lieder, die am meisten zur Erbauung beitragen, bewirken auch am meisten die Ehre Gottes. Man darf als nicht von vornherein festsetzen, daß die Pflege des alten Kirchenliedes ihrem Umfang nach die des neuen zu übertreffen habe (Musica sacra, Maiheft 1916, S. 66), denn vorher müßte das alte Lied seine bessere Zwecktüchtigkeit für unsere Zeit erwiesen haben.

Nun hat aber die Erfahrung gelehrt, daß es ein völlig fruchtloses Bemühen ist, das alte Lied als solches wieder lebendig zu machen. Gewiß gibt es unter den alten Liedern eine erkleckliche Zahl, die auch unserem Volksempfinden noch entsprechen und überhaupt ewig menschlichen Gehalt besitzen; diese sind und bleiben immer modern. Man kann sie darum nicht genug pflegen. Wer aber unser Volk kennt, wird nach Durcharbeitung der vier Bände Bäumker nur verhältnismäßig wenig finden, was einen Versuch der Wiedereinführung lohnen könnte, und selbst vom Standpunkt des mittelalterlichen Musikempfindens aus ist die Zahl der Liederperlen nicht sehr groß. Verfasser hat seine Erfahrung gemacht mit dem Drevesschen Büchlein „O Christ, hie merk". Es war in den Häusern der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu eingeführt. Aber schon bald zeigte sich, daß der Griff kein glücklicher war. Man half sich vorerst mit autographierten Blättern, und nach einem guten Jahrzehnt mußte ein neues Gesangbuch nach ganz andern Grundsätzen ausgearbeitet werden. Diese Erfahrung ist nicht vereinzelt, sondern typisch, denn jedermann weiß, daß das Drevessche Gesangbüchlein heute überall außer Gebrauch ist und sein Dasein nur mehr in den Bibliotheken fristet. Man darf eben nicht vergessen, daß das Volk als Ganzes wenig historischen Sinn hat. Man mag ihm noch so oft vorreden, wie altehrwürdig eine Weise ist, es wird dieselbe ablehnen, wenn sie ihm nicht gefällt. Das Volk erziehen zu wollen, seinen Geschmack zu historisieren, ist ein ganz aussichtsloses Beginnen. Das „psychologische Bedenken" gegen eine umfangreichere Verwendung neuer Lieder, das der Verfasser des zitierten Artikels aus der Musica sacra geltend macht, wandelt sich nach diesen Gesichtspunkten in eine Empfehlung derselben. Denn wenn es wahr ist, daß gerade das neuere Lied auf die Gläubigen besonders hinreißend wirkt, und die Pflege des alten Liedes darunter leidet, so beweist das neuere Lied dadurch eben, daß es für die übernatürlichen Aufgaben, die von der Kirche dem Volkslied zugedacht sind, besser geeignet ist.

Also nochmals: Die erste Norm bei Auswahl kirchlicher Volkslieder ist ihre Zweckdienlichkeit für die religiöse Erhebung der Gläubigen, und zwar für die Gläubigen unserer Zeit. Die Ehre Gottes folgt dann ganz von selbst. Und die künstlerische Norm? Auf diese Frage ist leider zu sagen, daß es eine brauch-

bare Ästhetik des Volksliedes noch nicht gibt. Sonst wäre es nicht möglich, daß Fachleute über ein und dasselbe Lied ganz entgegengesetzte Urteile äußern. Diese Ästhetik von morgen wird vermutlich dem Volksempfinden gerechter als so manche unbewiesene Kirchenliedtheorie von heute. Man hat vergessen, daß die Ästhetik die Tochter und nicht die Mutter der Praxis ist. Josef Kreitmaier S. J.

Arbeitsausschuß der Kriegerwitwen- und -waisen-Fürsorge.

Wie wir im vergangenen Jahre berichteten[1], hatte am 16. und 17. April 1915 in Berlin eine „Allgemeine Deutsche Tagung über Soziale Fürsorge für Kriegerwitwen und -waisen" stattgefunden. Ihr Ziel war, Verständnis dafür zu wecken, daß „zahlreichen Hinterbliebenen unserer gefallenen Krieger neben der Rentenversorgung soziale Fürsorge nottue, und daß zur Vermeidung von Kraftvergeudung und Zersplitterung einheitliches Vorgehen erforderlich sei". Die fünfte der auf der Tagung aufgestellten Richtlinien hatte einen Arbeitsausschuß zur weiteren Durchführung dieser Gedanken vorgesehen. Tatsächlich wurde ein „Hauptausschuß der Kriegerwitwen- und -waisen-Fürsorge" ernannt. Dieser setzt sich unter Zuziehung der Behörden aus den Vertretern der führenden Zentralorganisationen zusammen. Seinerseits wählte der Hauptausschuß wieder einen Arbeitsausschuß, dessen Leitung Professor Dr. Francke, der Vorsitzende der Gesellschaft für soziale Reform, übernahm. Geschäftsführerin ist Fräulein Helene Simon. Die Geschäftsstelle ist in Berlin SW, Bernburgerstraße 24/25. Selbstverständlich muß der Arbeitsausschuß von der an örtliche Verhältnisse gebundenen praktischen Fürsorgearbeit absehen. Er will das zentrale Bindeglied der dezentralisierten und individualisierenden Bezirks- und Gemeindefürsorge sein und deren Ausübung in einem einheitlichen sozialen Geiste dienen. Mit Hilfe der staatlichen und kommunalen Behörden und der ihm angeschlossenen Verbände gewinnt er die Unterlagen, die ihn zur allgemeinen Auskunfts- und Beratungsstelle für alle Fragen der Hinterbliebenenfürsorge machen sollen. In diesem Rahmen hat der Ausschuß auch bereits Ersprießliches geleistet, und es ist wünschenswert, daß seine Veröffentlichungen weite Beachtung finden[2]. Die Geschäftsstelle hat außerdem schon eine recht beträchtliche Auskunftstätigkeit entfaltet.

Der Kriegshinterbliebenen-Fürsorge im allgemeinen gilt das zweite Heft der Veröffentlichungen. Es enthält die Berichte über die Organisationsformen der Kriegshinterbliebenen-Fürsorge in sechzehn Städten nach dem Stand von Ende 1915. Ist dies auch nur ein kleiner Ausschnitt aus dem großen Gebiet, so erhält man doch ein Bild von den mannigfachen Organisationsmöglichkeiten der Kriegshinterbliebenen-Fürsorge unter den verschiedensten Verhältnissen. Städte, die bereits in Friedenszeiten gut ausgebaute öffentliche oder private Wohlfahrtsorganisationen besaßen, treten auch hier hervor. So finden wir in Magdeburg im Anschluß an das bekannte dortige städtische Wohlfahrtsamt die Kriegshinter-

[1] Diese Zeitschrift Bd. 89, S. 201.

[2] Schriften des Arbeitsausschusses der Kriegerwitwen- und -waisen-Fürsorge. Herausgegeben im Auftrag des Hauptausschusses. Berlin, Heymann. Bisher 2 Hefte

bliebenen-Fürsorge organisiert. Eine kommunale Fürsorgestelle mit amtlichem Charakter besitzt Berlin-Schöneberg. Eine Mischung von kommunaler und privater Tätigkeit im Anschluß an bereits bestehende Einrichtungen findet sich z. B. in Charlottenburg und Nürnberg. Andere Städte haben das Rote Kreuz auch mit der Arbeit für die Kriegshinterbliebenen betraut. In Berlin stehen die Zentrale für private Fürsorge und der Nationale Frauendienst im Vordergrund der Bestrebungen. Den Berichten der einzelnen Gemeinden ist ein Verzeichnis der bis Drucklegung des Heftes bekannt gewordenen Fürsorgestellen für Kriegshinterbliebene angefügt. Auf Grund der verschiedenen Erfahrungen und Besprechungen werden schließlich Richtlinien zur Organisation der örtlichen Kriegswitwen- und -waisen-Fürsorge mitgeteilt. Wie sich die kirchliche Arbeit, besonders die der kirchlichen Vereine, in diesen Rahmen eingliedern kann, haben wir andern Orts[1] dargelegt. Voraussetzung dieser notwendigen Mitarbeit seitens der kirchlichen Organe ist natürlich das Vorhandensein lebensfähiger kirchlicher Organisationen an allen Orten.

Von Einzelgebieten wurde seitens des Arbeitsausschusses zuerst die Kriegerwitwenfürsorge näher bearbeitet. Die Schrift „Frauenerwerb und Kriegswitwe" bietet drei beachtenswerte Vorträge: Berufsberatung und Kriegshinterbliebene von Josephine Levy-Rathenau, Die Kriegswitwe im Großbetrieb, Handwerk und Hausgewerbe von Gewerberat Dr. Syrup, Kriegswitwe und Heimarbeit von Dr. Käthe Gäbel. Namentlich der zweite Vortrag zeigt aus der Fühlung mit dem Erwerbsleben heraus, welch ernste und schwere Fragen in der Frauenerwerbsarbeit in nächster Zukunft der Lösung harren. Eine oder die andere etwas aprioristische Forderung des ersten Referats erhält hierdurch eine glückliche Ergänzung. Die Ausführungen der auf ihrem Gebiete bestbekannten Dr. Gäbel gipfeln im Satze: Im Lohnproblem steckt das ganze Heimarbeitsproblem.

Neben andern Arbeiten, so z. B. einer Eingabe betreffend den Entwurf eines Kapitalabfindungsgesetzes in seiner Anwendung auf Kriegswitwen, einer sehr billigen Ausgabe der Verhandlungen der Berliner Tagung, hat der Ausschuß nach den Kriegswitwen im Gewerbe seine Aufmerksamkeit besonders den Bestrebungen für die Kriegswitwen auf dem Lande zugewandt. Eine Rundfrage will Material beischaffen, wie der Gefahr der Landflucht der Witwen entgegenzuarbeiten ist, und wie die Verpflanzung von Kriegswitwen und ihren Kindern auf das Land anzubahnen ist. Auch hier wurden bereits Richtlinien ausgegeben. Ein besonderes „Landheft" ist in Vorbereitung.

Wie sich aus diesem kurzen Überblick ergibt, erweist sich die Geschäftsstelle des Arbeitsausschusses als ein geeignetes Organ, die Gemeinschaftsarbeit zwischen den öffentlichen — kirchlichen, staatlichen, kommunalen — Verbänden und den Vereinen verschiedenster Art in der Arbeit für die Kriegshinterbliebenen zu fördern und die verschiedenen Erfahrungen und Kräfte dem großen Ganzen nutzbar zu machen.

[1] Kommunal-politische Blätter 1916, Heft 4.

Constantin Noppel S. J.

Max Reger.

Ein altes und bewährtes Wort sagt, der Stil ist der Mensch. Es wird bei einer Würdigung des unlängst verstorbenen Max Reger gut sein, das Wort umzudrehen und aus der Prägung seiner Persönlichkeit die Prägung seines Stiles zu erschließen, denn der Mensch Reger ist entschieden leichter zu erfassen als seine Kunst.

Max Reger war ein katholischer Lehrerssohn aus der bayerischen Oberpfalz. Auch er wollte Lehrer werden, aber seine bereits frühzeitig sich offenbarende musikalische Begabung brachte ihn, bevor noch sein religiöses Leben genügend gefestigt war, in Berührung mit der modernen Welt, ihren Lockungen und freiheitlichen Anschauungen. Nie hat er sich theoretisch mit diesen Anschauungen auseinandergesetzt, er wäre dafür auch intellektuell nicht genügend geschult gewesen. Aber auf sein praktisches Leben gewannen sie nur zu bald Einfluß und schließlich die Oberhand, ohne die religiösen Keime ersticken zu können, die seit seinen Jugendjahren in ihm schlummerten. So blieb Reger in den wichtigsten Fragen des Lebens innerlich zwiegespalten. Seine Wurzeln steckten in der alten Kirche, seine Äste und Zweige im modernen, ganz aufs Irdische gerichteten Leben.

Diese Zwiespältigkeit zeigt auch sein musikalisches Schaffen, nicht nur in den Gegenständen, die er behandelt, und die bald profaner, bald religiöser Natur waren, sondern auch in der künstlerischen Form.

Sein Lieblingsinstrument blieb zeitlebens die Orgel, deren eigentümliches Kolorit selbst durch seine Orchesterwerke hindurchscheint. Es zog ihn ferner immer wieder zu geistlichen Texten, die er bald in schlichter und volkstümlicher Weise vertonte, wie etwa „Mariä Wiegenlied", oder aber in seiner oft schrillen Dissonanzensprache, wie in dem Lied „Meine Seele ist still zu Gott", die einen nicht wie der Genuß heiligen Gottesfriedens anmutet, sondern wie ein erschütterndes Jammern nach dem verlorenen Ideal; ein andermal greift er wieder zu feierlich ernsten Choralweisen, wie in dem stimmungstiefen „Grablied". Den Höhepunkt in dieser Art geistlicher Musik bildet wohl der 100. Psalm, der freilich an Verständnis und Mitempfindung übermenschliche Forderungen stellt. Noch erinnere ich mich der Aufführung dieses Werkes im Kölner Gürzenich (Mai 1911). Steinbach hatte mit gewohnter Meisterschaft alles getan, um dem Werk zum Sieg zu verhelfen; als aber am Schluß der Komponist an die Rampe trat, um sich zu bedanken, mußte er die peinliche Wahrnehmung machen, daß sein Werk ebenso lauten Widerspruch wie Beifall fand. Als Reger Ende März dieses Jahres zu Amsterdam weilte, äußerte er in vertrautem Kreise: „Mein einziger heißester Wunsch wäre, noch so lange zu leben, um das Vater unser im großen Stil für Soli, Chor und Orchester komponieren zu können. Die Gnade bitte ich mir von meinem Schöpfer noch aus. Das Amen soll der Schlußstein meines künst-

lerischen Schaffens sein; hier möchte ich noch alles hineinlegen, was meine Seele erfüllt." [1]

Der eigentliche Grund, warum Reger zu den umstrittensten Künstlerpersönlichkeiten unserer Zeit gehört, ist die Zwiespältigkeit seiner künstlerischen Form. Im Grunde genommen war Reger, im Gegensatz zu Bruckner, aber ganz im Sinne eines Bach und Brahms, eine scholastische Natur. Ein klares, scharf umrissenes System bildet die Grundlage; die einzelnen Elemente dieses Systems werden genau untersucht, analysiert, die Begriffe, in unserem Falle die tonalen und akkordlichen Verhältnisse, zerpflückt und neue Kombinationen gemacht. Während aber Bach und Brahms das konstruktive und architektonische Element stets klar zur Geltung bringen und ihnen das gesamte Tonmaterial nur Mittel für diesen Zweck ist, legt Reger auf die musikalische Analyse der Einzelteilchen ein so großes Gewicht, daß nicht selten die Konstruktionsgelenke verdeckt und unkenntlich gemacht werden. Er „malt" darüber hinaus. Es ist klar, daß ein Zusammenfügen zweier so verschieden gearteten Kompositionsprinzipien, des konstruktiven der alten Polyphoniker und des malerischen der Neuzeitler, Unzuträglichkeiten zur Folge haben muß, die der Hörer unbewußt empfindet. Insofern haben jene recht, die Reger den Barock-Brahms nennen, wobei nur zu bedenken ist, daß der architektonische Barockstil ästhetisch ganz anders wirkt als der musikalische. Das Auge überschaut einen barocken Raum auf einen Blick, während ein musikalisches Werk sich zeitlich abwickelt.

Auch die kontrapunktische Meisterschaft der alten Polyphoniker hat sich Reger in einem Grade zu eigen gemacht, daß ein Mehr wohl nicht möglich ist und seine Schöpfungen nicht selten ins maßlos Verworrene und Unästhetische abgleiten. Man kann in seinen Werken oft lange Strecken wandern, ohne anderes zu finden als ein geniales Virtuosentum, bei dem die Mache die Empfindung ertränkt. Was Reger dabei an Akkordumdeutungen und chromatischen Verwicklungen leistet, ist zu viel, als daß der Hörer, selbst mit Anspannung aller Kräfte, noch zu folgen vermöchte. Wenn dann ein solches Stück — ich denke an ein bestimmtes Violinkonzert — über eine Stunde dauert, dann wird die ästhetische Seligkeit, die man zu finden hoffte, zur ästhetischen Qual. Hugo Riemann, der Lehrer und Anreger unseres Komponisten, spricht nicht nur seine Erfahrung aus, sondern die Erfahrung vieler, wenn er im Musiklexikon schreibt: „Er (Reger) häuft bewußt die letzten harmonischen Wagnisse und modulatorischen Willkürlichkeiten in einer Weise, welche dem Hörer das Miterleben zu einer Unmöglichkeit macht."

Noch in einer besonderen Hinsicht zeigt sich Reger als Nachkomme der alten Meister: in der Verwertung der Orchesterinstrumente. Er hat nicht den beson-

[1] So der Bericht des Wiener Professors Hans Wagner im Neuen Wiener Tagblatt vom 14. Mai, der auch in deutschen Blättern die Runde machte. Darnach hat Reger, von Todesahnungen erfüllt, seine Rechnung mit dem Himmel durch eine reumütige Lebensbeichte abgeschlossen.

dern Klangsinn für die Orchesterfarben, den die moderne Musik so glänzend ausgebildet hat. Er ist kein Klangfarbenkontrapunktiker, sondern ein Tonkontrapunktiker nach alter Art. Daß Reger von der Orgel herkommt, können seine Orchesterwerke, wie schon bemerkt, nicht verbergen. Auch seine Instrumental-Solowerke werden der Eigenart des Instrumentes nicht immer gerecht. Seine Cellosonate (op. 116) z. B. gibt dem Cellisten, der nicht nur technische Schwierigkeiten überwinden, sondern auch die schlummernden Seelenkräfte seines Instrumentes wecken möchte, keine sehr dankbare Aufgabe.

Nun ist Reger im Alter von 43 Jahren, reich an Ehren und Titeln dahingegangen. Kann man von vernichteten Zukunftshoffnungen sprechen? Kaum. Denn Reger hätte bei seinem starken Produktionstrieb gewiß noch vieles geschrieben, aber dieses Viele hätte sein Bild nicht mehr wesentlich ändern können. Den Höhepunkt hatte er erreicht. Daß er einer der gewaltigsten „Könner" aller Zeiten war, müssen auch jene zugestehen, deren Inneres durch manche seiner Werke nicht zum Mitschwingen gebracht wird.

Für den Theologen und Religionspsychologen bietet der bereits erwähnte Bericht Hans Wagners über die Todesahnungen Regers und seine unter so merkwürdigen Umständen abgelegte Lebensbeicht so viel des Interessanten und Rätselhaften, daß ich von dem Wiener Geistlichen Rudolf Nowowiejski, dem Reger nach diesem Bericht sein Inneres aufgedeckt hatte, nähere Aufklärungen erbat. Darauf erhielt ich ein sehr ausführliches Antwortschreiben, aus dem das Wesentliche hier mitgeteilt sei:

„Als der Artikel über den verstorbenen Generalmusikdirektor Max Reger im Neuen Wiener Tageblatt erschien, war ich ganz überrascht, wie Professor Wagner meine Schilderung vom 24. März über die durch Max Reger bei mir am Tage vorher abgelegte Lebensbeichte wortgetreu niedergeschrieben, und ich kann die ganze Begebenheit als der vollen Wahrheit entsprechend unterschreiben."

„Die Sache verhielt sich so: Wir drei Wiener Herren, Professor Wagner, Professor Ringberger (ein Priester) und ich, wurden anläßlich der Aufführung des dramatischen Oratoriums meines Bruders Felix Quo vadis in Wien und zum Anhören des zweiten Oratoriums ‚Die Kreuzauffindung' (die auch bei Regers Verleger Leuckart[Sander]-Leipzig erschienen ist) am 22. und 23. März in Amsterdam von unserem k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht dorthin gesandt, um die dortige mustergültige ‚Christelijke Oratorienvereeninging' zu studieren und hernach in Wien eine ähnliche Organisation ins Leben zu rufen, die den Zweck verfolgt, die christliche Oratorienkunst den breiteren Massen des Volkes gegen mäßige Preise zu erschließen und dadurch das religiöse, ethische und künstlerische Empfinden des Volkes, das durch Kino, Variété und Operette immer mehr verflacht wird, zu läutern, zu beleben und zu befestigen."

„Nach der glanzvollen, mit durchschlagendem Erfolge gekrönten Aufführung des Oratoriums meines Bruders begaben wir uns alle in unser American Hotel, um dort das Abendessen einzunehmen. Es war schon gegen halb 12 Uhr. Um Mitternacht kam Max Reger mit Herrn Verleger Sander auch in die Restauration,

und beide Herren setzten sich zu uns. Kaum hatte mich Reger gesehen, frug er mich sofort, ob ich katholischer Priester sei. Als ich ihm dies bestätigte, und noch hinzufügte, daß ich die Regensburger Kirchenmusikschule unter Haberl besuchte ebenso wie mein Bruder, bat er mich dringend, unter vier Augen mit ihm ein Weilchen sein zu dürfen. Wir begaben uns sogleich an einen andern Tisch, und Max Reger sprach mir jetzt zum erstenmal von den Todesahnungen, die ihn schrecklich quälten; er müsse noch in dieser Nacht Abrechnung machen mit dem Himmel und verlange bei mir eine Lebensbeichte abzulegen.... Und das sagte er so offenherzig und zugleich so erschütternd, daß ich natürlich sofort zusagte und ihm zu erkennen gab, nach Verlassen des Saales werde ich ihn auf sein Zimmer begleiten. — Wir gingen wieder an den andern Tisch. Alle waren verwundert ob des Ernstes und der Erregung, die uns beide beseelte, und es war uns beiden schwer, das geführte Tischgespräch über Musik fortzusetzen.... Max Reger blieb schon in seinem Ideengang und sprach wieder heimlich zu mir von seinen Todesahnungen und dann laut zu allen, er möchte noch gerne, falls ihm der Schöpfer das Leben schenkt, das Vaterunser komponieren als Oratorium und dann im Schlußamen noch alles hineinlegen.... Als um 2 Uhr die Restauration geschlossen wurde, begleitete ich Max Reger in sein Zimmer, und hier fällt er mir sofort zu Füßen und bittet und beschwört mich, indem er mir die Hand küßt, ihm doch zu helfen, da er seit seiner Jugend nicht mehr gebeichtet hätte. ‚Ich fühle den Tod in meinen Adern, Hochwürden, und will mich gleich mit meinem Gott und Schöpfer aussöhnen.' Und nun begann eine lange Lebensbeichte. Ich erteilte ihm die Absolution.

„Am nächsten Morgen gegen halb 11 Uhr besuchte ich ihn wieder.... Als ich hineintrat, stand er auf und bat mich, mit ihm die Buße zu verrichten. Wir knieten uns nieder und beteten laut die Gebete. Nachher sagte er mir zum zweitenmal: ‚Hochwürden, nein, ich nenne dich von nun an meinen besten Freund, denn du hast mich gerettet, da ich schon lange von Todesahnungen gequält werde und sicher bald sterben muß. Nun bin ich glücklich und beruhigt. Zur heiligen Kommunion kann ich ja ein andermal gehen und wo anders. Hauptsache ist, daß ich nichts mehr auf dem Gewissen habe. Aber noch etwas: Du, lieber Freund, ich sagte gestern, ich werde, solange ich lebe, das Vaterunser komponieren — ich möchte dieses Gesagte zurücknehmen und lieber das Salve Regina zu meinem Begräbnisse zur Ehren der Gottesmutter, die dich zu mir geführt hat, komponieren; denn wenn ich auch nie meinen Glauben betätigte, so betete ich von Zeit zu Zeit ein Ave Maria...'"

„Ich bin glücklich, daß er mit Gott ausgesöhnt starb, und hoffe bestimmt, daß er einen gnädigen Richter gefunden.... Ganz sicher hat ihn die liebe Gottesmutter, zu deren Ehren er ja auch ein Lied schrieb, in ihrem Monat Mai zu sich genommen." ...

Soweit der Brief, für den ich dem Verfasser auch an dieser Stelle herzlich danken möchte. Reger hatte also seinen Seelenfrieden wieder gefunden, und wir

dürfen zuversichtlich hoffen, daß der Tod zu ihm kam als Freund. Sein ergreifendes Grablied aber, das er einst gesungen, bekam jetzt erst seinen tiefsten und schönsten Sinn:

Sonne, Mond und liebe Sterne
Fahret wohl mit eurer Pracht!
Denn ich reis' in weite Ferne,
Reise hin zu jenem Glanz,
Worin ihr verschwindet ganz. (E. M. Arndt.)

Josef Kreitmaier S. J.

UT TESTIMONIUM PERHIBEAM VERITATI

Gegründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.

Volkstum und Menschentum.

Die schönste und stolzeste Erwartung, die je in die Wissenschaft gesetzt wurde, hat im belagerten Paris im Jahre 1870 der junge Gaston Paris ausgesprochen, daß sie nämlich „hoch über den Schranken der feindlichen Nationalitäten ein großes Vaterland bilden werde, das kein Krieg befleckt, kein Eroberer bedroht, und wo die Geister jene Zuflucht und Einigung finden, welche zu andern Zeiten die Civitas Dei ihnen geboten hat". Ein deutscher Hochschullehrer, der Professor für romanische Philologie in Berlin, Dr. Heinrich Morf, ein Schüler von Gaston Paris, hat in unsern Tagen, unter dem Eindruck des erbittertsten aller Kriege, diese Hoffnung seines verehrten Lehrers wieder aufgegriffen: Civitas Dei! Das Reich der Wissenschaft soll ein Reich Gottes sein, ein Paradies des Friedens. In seiner Rede zu Beginn des Wintersemesters 1914/15 hat er sich frei und männlich zu dem schönen Bekenntnis gestellt, mit dem im Dezember 1870 Gaston Paris seine Vorlesung am Collège de France einleitete: „Im allgemeinen glaube ich nicht, daß der Patriotismus irgend etwas mit der Wissenschaft zu tun habe.... Ich vertrete uneingeschränkt und ohne Vorbehalt die Lehre, daß die Wissenschaft als einziges Ziel die Wahrheit, die Wahrheit um ihrer selbst willen, anerkennen soll, ohne irgend darum besorgt zu sein, daß diese Wahrheit in der Praxis gute oder schlimme, bedauerliche oder erfreuliche Folgen haben kann."

Eine bedeutende Anzahl deutscher und neutraler Universitätsprofessoren hat für diesen „Glauben an die Macht und Dauer der Civitas Dei der Wissenschaft" Zeugnis abgelegt, und den Wunsch ausgesprochen, daß nach dem Krieg alsbald die internationalen Beziehungen in der Gelehrtenwelt im alten Umfang wieder aufgenommen werden möchten. „Was man um der Würde der Wissenschaft willen zu wünschen hat, ist nur, daß dies nicht erst allmählich, unter dem Zwang der sachlichen Notwendigkeit, sondern sogleich aus freier Entschließung aller Beteiligten geschehen möchte" (Geheimrat Prof. A. Schmidt in Potsdam).

Noch eine andere Civitas Dei ist den sehnsüchtigen Augen der gehetzten Völker in unsern Tagen erschienen: die Liebesmacht der christlichen Religion,

verkörpert in der allumfassenden und allüberragenden Menschenliebe des Papsttums. Die Stadt auf dem Berge hat ihre Tore aufgetan, um die kampfmüden Menschenkinder in ihren Frieden aufzunehmen, und selbst dort, wo solche Einladung sonst nicht verstanden wurde, hat sie jetzt ein gewisses Aufmerken gefunden. „Wenn dieser neue Papst die Stimme der Freundschaft zwischen den Menschen, die wir aus seinem Munde gehört haben, fort ertönen ließe, und zwischen den Menschen Nachsicht und erhöhende Liebe forderte, wie bisher, so könnte er es sein, der in diesem Kriege der Sieger bliebe.... Wäre das nicht ein Trost? Eine Stelle, die die Schmerzen sieht, ohne sich in ihre Ursachen zu verlieren, und die welthistorische Betrachtung umkehrt, indem sie die Ursachen für vergänglich hält, aber den Chok der Kreatur, den Leidesabgrund der gegenwärtigen Menschheit als Befehl einer erneuerten und tieferfassenden Liebe erkennte?" So schrieben im Mai 1915 „Die weißen Blätter".

Jawohl, es müßte „ein Trost und eine Erquickung" sein, sich in ein einiges Gottesreich des Friedens retten zu dürfen, das nicht durch die Grenzen feindlicher Völker zerrissen wäre. In das Gottesreich der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe und der Religion. Aber sofort erhebt sich eine quälende Frage, die uns dieses Paradies wieder zu rauben droht: Welchen Sinn und Wert hat dann noch, angesichts einer solchen Civitas Dei, unser opferreicher, heldenmütiger Kampf, unser unverzagtes Sterben für das irdische Vaterland? „Der Patriotismus hat nichts mit der Wissenschaft zu tun", erklären die berufenen Vertreter der Wahrheitsforschung. Also vor der Wahrheit und dem Wahrheitsinteresse muß Volk und Vaterland schweigen! Und so auch auf andern Gebieten. „In Dingen der Ästhetik gibt es keinen Patriotismus", schrieb Eberhard Gothein, und der Berliner Physiker Max Planck schrieb im März dieses Jahres an H. L. Lorentz in Haarlem: „Was ich aber Ihnen gegenüber mit besonderem Nachdruck zu betonen wünsche, ist die feste, auch durch die Ereignisse des gegenwärtigen Krieges nie zu erschütternde Überzeugung, daß es Gebiete der geistigen und sittlichen Welt gibt, welche jenseits der Völkerkämpfe liegen." Nicht bloß Wissenschaft und Kunst, sondern auch, und vor allem, die Sittlichkeit und die Religion sind diese Jenseitsreiche, die nichts wissen von politischen Grenzen, nichts von besondern Ansprüchen und Vorrechten eines Volkes gegenüber dem andern. Nun sind aber Wahrheit und Güte, Schönheit und Treue, Gerechtigkeit und Religion gerade unsere absoluten Werte: sie sind das Köstlichste, was wir besitzen, weil sie das Unveränder-

liche und Ewige, das Göttliche sind. Wenn also gerade unsere absoluten Güter jenseits des Patriotismus liegen, dann ist dieser selbst etwas Relatives, etwas Begrenztes, Vergängliches, Zufälliges, was nur in gewisser Hinsicht und unter besondern Verhältnissen möglich und berechtigt und schätzenswert ist. Und so verliert er seine ungeteilte Stoßkraft, seine hinreißende Wucht; er bringt, so möchte man meinen, die unbedingte und unbedenkliche heilige Rücksichtslosigkeit nicht mehr auf, die auch gar kein Opfer scheut; die Hinopferung der Menschenleben müßte nun als Wahnsinn oder als sündhafte Verschwendung erscheinen. Wo wir ihm aber eine volle Kraft und Energie belassen, da ist es uns, als machten wir ein Zugeständnis an eine Illusion, die augenblicklich sehr zweckmäßig, ja vielleicht notwendig und unentbehrlich, die in ihrer Art auch erhaben sein mag, die aber doch eine Illusion ist. Für die Zeit der Kriegsnot peitschen wir unsere Seelen auf, daß sie ihr Höchstes einsetzen und ihr Letztes hergeben, und dabei wissen wir oder ahnen wir schon, daß wir sogleich nach dem Friedensschluß zu einer Nüchternheit erwachen müssen, die uns weit höhere Werte erkennen und schätzen läßt, als die, für welche wir jetzt Millionen ihr Einziges und Alles opfern lassen.

Wahrlich, das ist ein unerträglicher Gedanke! Wie sollen unsere deutschen und verbündeten Krieger, und auch die heldenmütigen Kinder Frankreichs, die wir in so erschütternder Tragik verbluten sehen, wie sollen sie den Gedanken ertragen, daß sie nur für relative Werte verbluten, daß sie nicht für wirklich allerhöchste und allerbeste Güter sich opfern?

Es läßt sich auch nicht annehmen, daß die Begeisterung und der harte, zähe Siegerwille der Kämpfer eine Art Massenhypnose sei, ein Nervenkrampf, der die Leiber wie ein blinder Wirbelsturm dahinreißt unter die Mündungen der Kanonen. In diesem Falle müßten wir uns erst recht all dessen schämen, was in diesem Kriege an Heldentum aufgeboten wurde. Es wäre nur leerer Schein, nur Sinnlosigkeit oder beklagenswerter Fanatismus gewesen. Wir müssen ohne weiteres glauben, daß die Begeisterung, von den Augusttagen 1914 an bis heute, gekommen ist aus den Seelen, daß sie ihren Weg genommen hat über Verstand und Willen, ja wir glauben sogar, daß sie zu ihrem größten Teil geflossen ist aus edlen und hochgemuten Herzen, daß sie etwas Geistiges gewesen ist. Wie kam sie also in unsere Seelen, in unser Denken und Wollen, wie hat sie Aufnahme in den Bestand unseres innersten Wesens gefunden? Wie hat sie uns das Leben abverlangen, so gebieterische und unbedingte Forderungen

stellen können, wie wir sie sonst nur von der absoluten Wahrheit und von den sittlichen Imperativen vertragen? *Wie können wir sterben müssen und sterben wollen für das Volkstum, wenn doch unser Höchstes jenseits davon liegt, im reinen Menschentum?* Das ist die Frage.

Die Erkenntnis ist nicht zu vermeiden, daß alle die Güter, die unmittelbar den Siegespreis eines Krieges darstellen, die politischen Ziele, die wirtschaftlichen Vorteile, die Erhaltung und Entfaltung des Volkstums und des Rassengutes nicht die höchsten sind, die wir kennen, daß sie nicht in die Reihen jener Köstlichkeiten gehören, denen wir einen absoluten, unbedingten und in sich selbst ruhenden Wert und Sinn zuerkennen. Sie sind in der Tat nur relative Größen. Der Verlauf der politischen Grenzen hat gewiß unabsehbare Bedeutung für das äußere, das materielle, wirtschaftliche, auch das soziale Wohlbefinden vieler Menschen. Dieser Verlauf kann für Jahrhunderte die Unterdrückung und Peinigung oder auch die Entfaltung und Macht eines Volksstammes bedeuten. Aber — in das Innerste der Menschen reicht dieser Einfluß nicht hinein. Auch in einem geknechteten und unterdrückten Volke kann das Beste nicht ausgelöscht werden. Die Iren und Polen sind dafür Beweis genug. Aber auch umgekehrt, alle politische Freiheit und aller wirtschaftliche Aufschwung kann das Volk nicht ohne weiteres und im selben Verhältnis bereichern, bessern, stärken und heben. Ja erfahrungsgemäß bedeutet er vielmehr eine Gefahr, selbst für die gesündesten und kraftvollsten Völker — die Gefahr der Überkultur, der die besteingerichteten und mächtigsten der antiken Staaten erlegen sind.

Was wesentlich und entscheidend ist für das Glück und den Wert eines Volkes wie des einzelnen Menschen, nämlich der hochpersönliche innere Besitz, die Charakterkräfte, die geistigen Kräfte, gerade die sind nicht völlig abhängig von Zeit und Raum, von Rassenzugehörigkeit und Nationalität. Wahrheit und Weisheit, Liebe und Treue, Heroismus und Heiligkeit sind nicht gebunden an die Wohnsitze und die Blutmischung. Ja selbst die geistige Begabung ist nur in geringem, kaum wahrnehmbarem Grade bestimmt durch Rassenmerkmale; das Genie wie die dumpfen und unfruchtbaren Gehirne sind in unberechenbarer Weise verstreut über alle Völkertypen. Es waren und sind, trotz Sir Ray Lankester, auch den Deutschen „originelle Leistungen nicht fremd"; „die kühne, unabhängige Spekulation ist ihnen nicht versagt". Sie haben intuitiv begabte und bahnbrechende

Pioniere des Fortschritts und erfolgreiche Pfadfinder des Geistes; wie auch anderseits das bewegliche gallische Temperament zu einer ganz ungeahnten Zähigkeit und einem erstaunlich geduldigen Warten und Ausharren fähig ist. Wir erleben das täglich mit Verwunderung und ehrlichem Respekt. Das charakteristisch Völkische, Rasseneigentümliche, Nationale in den Erzeugnissen des Geisteslebens, von dem man so viel Aufhebens macht, verschwindet gegenüber dem allgemein Menschlichen. Es besteht auch nicht in diskreten, festen Wirklichkeiten, die nicht ausgetauscht werden könnten von Volk zu Volk, sondern in stetig ineinander verfließenden und wellenförmig über den Völkern und Rassen auf- und abwogenden Qualitätsunterschieden. Es gibt auf geistigem Gebiete keine Monopole auf bestimmte Begabungen und Lebensformen. Was bei einem Volke sich offenbart, kann jederzeit und unvermutet auch bei einem andern hervorbrechen. Das allgemein Menschliche wird zwar immer nur individualisiert auftreten, aber nicht in sog. Gesamtpersonen, sondern in Einzelpersonen, die allein wirkliche Individuen sind. Michelangelos Kunst ist etwas Einmaliges, Unvertauschbares, Unübertragbares, aber nicht weil sie italienisch oder romanisch oder abendländisch, sondern weil sie eben Michelangelos Kunst war.

Aber auch das Böse und Minderwertige kann nicht mechanisch nach Nationalität und Rassenmischung verteilt werden. Das Unkraut findet sich ausgestreut über alle Teile der Saatfelder Gottes. Gewiß üben die Umgebung, die Erziehung, die Schulverhältnisse, die allgemeine Disziplin, die Sauberkeit und Hygiene, ja auch die Erde und das Wasser, der Himmel und die Luft einen bedeutenden Einfluß auf das Menschengewächs aus. Aber entscheidend ist das alles nicht. Es gibt Helden und Verräter, Heilige und Verbrecher, blutsaugende Ausbeuter und aufopfernde Menschenfreunde unter jedem Himmelsstrich. Darum ist es so unmöglich, ein ganzes Volk und überhaupt eine Gemeinschaft verantwortlich zu machen für die Bosheit und Erbärmlichkeit einzelner Genossen, oder für die Übeltaten, die in des Volkes Namen geschehen. Das Böse wie das Gute quillt zuletzt nur aus Individuen, und auch diese selbst sind wiederum bis in unbegrenzte Tiefen differenziert. Es gibt auch in der geistigen und moralischen Welt keine Atome, keine undifferenzierten Einheiten; in jedem Menschen und in jeder seiner Taten und Regungen bis ins Unendliche hinein läßt sich immer wieder Gutes und Böses, Wertvolles und Unnützes unterscheiden. Noch viel mehr also in jedem Volk.

So erscheint also die Volkszugehörigkeit und das Volkstum fast als etwas Gleichgültiges, Unwesentliches? So viel müssen wir allerdings zugeben, daß es nicht das absolute und vollwertige Gut des Menschen ist. Und auch für die Menschheit im ganzen bedeutet es durchaus nicht den größten Glücksfall, daß sie in Nationalitäten gespalten ist. Die tiefsinnige Erzählung der Bibel sieht in der Sprachenteilung, die heute als Grundlage aller nationalen Werte und Eigenarten gilt, eine Sprach„verwirrung", als Strafe für frevelhaften Übermut.

Wie bekommen also die Interessen des Volkstums, seine Erhaltung, seine politische Geltung, seine Freiheit und Macht, wie bekommt all das Macht über den Menschen? über seinen Leib und sogar über seine Seele? Eine so beispiellose Macht, wie wir sie in diesem Kriege wirksam sehen?

Die seelischen Triebe und Kräfte des Individuums können aus einer doppelten Richtung auf die Volkstumsinteressen gelenkt werden: von unten wie von oben. Das Volkstum kann sich mit den Dingen verschmelzen, die unter der Gewalt und dem Herrschaftsbereich des Individuums liegen; oder auch nach oben mit den Kräften und Zielen, deren Herrschaft das Individuum selbst unterworfen ist und denen es dient. Die erste Gruppe ist die der egoistischen Interessen; sie bilden den Bereich des privaten Nutzens. Die zweite Gruppe bildet den Bereich der überindividuellen und übermenschlichen Normen, Gesetze und Werte, der Ideale. Daß in vielen Fällen die Staats- und Volksinteressen beim Individuum Anklang finden nur durch Verschmelzung mit seinem privaten Nutzinteresse, ist zweifellos; und in dieser Verbindung kann selbst ein für das Volk im ganzen unglücklicher Krieg bewußt gewollt und gemacht sein von einzelnen abgrundtief verworfenen Individuen. Das ist ja gerade der bittere Vorwurf, den wir über den Kanal und das Atlantische Meer hinüber erheben, daß zu den Triebkräften, die diesen Krieg entfesselt haben und ihn immer noch verlängern, großenteils, vielleicht vorwiegend Geschäftsinteressen einzelner Lieferanten und Finanzmänner gehören. Und auch bei uns fehlt es nicht an solchen Wichten, denen des Deutschen Reiches „Macht und Geltung", seine äußere und seine innere Gestaltung nichts anderes ist als ein Faktor in ihren privatwirtschaftlichen Rechnungen. Auch der Größenwahn einzelner Chauvinisten, wie sie sich allerorts finden, gewisser öffentlicher Meinungen, der „sacro egoismo", den die Völker zuweilen an den Tag legen, ist ein solcher Fall von Bemäntelung des Privatnutzens einzelner mit patriotischem Gebaren, bestenfalls aber nicht mehr als eine Art von Partei-Egoismus

oder Familienstolz. Es mag sein, daß auch diese privaten, kapitalistischen oder parteiegoistischen Interessen auf große Strecken sich decken können mit den Interessen des Staates und Volkes, wenigstens mit den rein äußeren, materiellen und zivilisatorischen Interessen. Doch es kann und wird auch irgendwo zu Gegensätzen kommen, und dann wehe dem Volke, wenn etwa das internationale Kapital oder der internationale Presseklüngel oder die kopflose, von Leidenschaften und Schlagworten berauschte internationale Demokratie über sein Schicksal entscheiden oder gar seinen aufrichtig gemeinten Patriotismus in einen Krieg hetzen.

In allen diesen Fällen ist das Volkstum in der Tat entwürdigt und herabgezogen; gegenüber dem privaten Eigennutz der Individuen müßten seine Güter und Werte unerreichbar hoch stehen. Vor allem dann, wenn diese Privatinteressen sich international verbündet und vertrustet haben. Alle derartigen „internationalen Werte" müssen zurücktreten vor der Rücksichtnahme auf das Staats- und Volkswohl. Und zwar bedingungslos. Die vaterländischen Werte und Forderungen erlangen hier eine ähnlich gebieterische Geltung wie die absoluten Werte der Wahrheit und Sittlichkeit. Frei und souverän treten sie auf und gebieten jeder Hand und jedem Herzen.

Ein solch absoluter Volks- und Vaterlandsdienst ist aber nur möglich, weil das Volkstum sich verbünden kann mit den Mächten, die über der Seele stehen, mit dem Überindividuellen, Überirdischen, Übermenschlichen, Göttlichen, eben jenen absoluten Werten, denen jedes Leben zu dienen hat. Sie bilden die Gesamtheit der sittlichen und geistigen Güter des Menschen.

Wie eindringlich und gewaltig diese absoluten Werte, Recht und Treue, Liebe und Religion den Dienst am Vaterlande predigen können, den Gehorsam gegen die staatliche Autorität, die freudige und selbstlose Teilnahme am Gemeinschaftsleben, die aufopfernde Hingabe an das Gemeinwohl und selbst den rücksichtslosen Einsatz des Lebens zum Schutz der Heimat und ihrer durch Blut und Gemeinschaftsbande zusammengehörigen Bewohner, all das ist längst, bevor es von der christlichen Moralphilosophie und Moraltheologie systematisch vorgetragen wurde, Gemeingut aller Elementarschulen der Kirche gewesen. All das ist besonders in diesen beiden Kriegsjahren unaufhörlich verkündet worden von allen Kanzeln und Kathedern.

Weniger deutlich ist vielleicht gesagt worden, daß diese Güter allein die absoluten sind und erst die Teilnahme an ihnen auch den Vaterlandsdienst emporträgt zu einer Art absoluter Geltung; daß es also auch von diesen letzten und berufungslosen Maßstäben abhängt, wie weit des Vater-

landes Interesse uns gebieten darf. Es ist undenkbar, daß Gerechtigkeit, Liebe und Wahrheit etwa zurückstehen müßten hinter patriotischen Erwägungen, hinter „geheiligten Aspirationen" einer Nation oder Rasse. So weit die Wissenschaft den Interessen der Wahrheit und Wahrheitsforschung dient, hat sie in der Tat mit irgend welchem Opportunismus nichts zu tun, auch nicht zugunsten des Patriotismus oder der Kriegführung. Und es ist nicht bloß ein kurzsichtiger, sondern in seinen letzten Konsequenzen auch unsittlicher und wahrheitsfeindlicher Standpunkt, wenn eine deutsche Zeitung die Forderung erhoben hat: „Auch in der Wissenschaft keine Ausländerei mehr!" Und jener persönliche Zwist, der die Gelehrtenrepublik sofort bei Kriegsausbruch zu zerreißen begann, die Leidenschaft und Gehässigkeit, der selbst die Träger glänzender Namen und Ordensabzeichen zum Opfer fielen, die Kleinlichkeit, mit der selbst für die kommende Friedenszeit der Ausschluß deutscher Gelehrten von wissenschaftlichen Kongressen gefordert wurde, all das ist nicht nur ein tragikomischer Zusammenbruch der vielgerühmten „Voraussetzungslosigkeit" der modernen Wissenschaft, es enthält auch eine prinzipielle Verleugnung der höchsten und absoluten Werte, denen wir Anbetung und unbedingte Huldigung schulden — eine wirkliche Abgötterei steckt darin. Ein neutraler und edel denkender Forscher, Prof. Gerhard Gran-Christiania, glaubt diesen Abfall und Bruch, den er selbst bitter beklagt, entschuldigen oder wenigstens erklären zu können mit der Tatsache, „daß jeder Forscher oder Künstler Sohn des Landes ist, in dem er geboren ist, Bürger derjenigen Gesellschaft, in der er lebt, daß er erfüllt ist von derselben Liebe und demselben Hasse wie der Rest seiner Landsleute, daß er, wenn das Vaterland in Gefahr ist, von derselben Verteidigungsleidenschaft ergriffen wird, von demselben Opferwillen verschlungen wird — von derselben Blindheit geschlagen wird. Jeder Gelehrte war Patriot, bevor er zum Forscher wurde. Die Liebe zu Land und Volk ist älter, ursprünglicher und stärker als die Liebe zur objektiven Wahrheit." Diese „Entschuldigung" ist aber in der Tat vernichtend für die Vertreter der wissenschaftlichen Wahrheit, in denen die Liebe zu Vaterland und Volk stärker ist als die Liebe zur objektiven Wahrheit. Aber auch vernichtend für den Patriotismus selbst. Denn so stellt er einen Atavismus dar, einen Rückfall in vormenschliche Barbarei von unfaßbarer Abgründigkeit. Wir können uns ja keine Stufe menschlicher Entwicklung vorstellen, wo die objektive Wahrheit hinter irgend eine Rücksicht zurücktreten mußte.

Noch eine andere Folgerung ist vielleicht zu wenig betont worden. Die absoluten Werte, denen selbst des Vaterlandes Dienst und Liebe untergeordnet ist, sind allgemeinmenschliche Werte, kein Volkstum. Sie gehören zur notwendigsten Ausstattung eines jeden Menschenwesens in jeder Zone und jeder Rasse. Wenn also sie es sind, welche dem patriotischen Gedanken den besten Hort und die sicherste Verankerung gewähren, dann führt der Weg zu Volkstum und Volkskraft notwendig über die Bildung und Erziehung des Individuums zum allgemeinmenschlichen Geiste. Nur der Mensch, der in Wahrheit und Gerechtigkeit, Liebe und Treue, in Gott und Gottes ewigen Normen gegründet ist, vermag dann Quelle und Träger eines ganz lautern Patriotismus zu sein. Ein überraschendes, aber unwiderlegliches Paradoxon: Das Allgemeinmenschliche, diese echteste aller Internationalen, ist gerade die Quelle des wahrhaft nationalen Geistes. Gott, das universalste Gut, ist am wenigsten in den Schranken eines Volkstums befangen, und doch führt der Weg zum Volke gerade über Gott. Wer immer sein Volk wahrhaft entdecken will, der muß an Gott vorüberkommen, denn Gott steht auf jeder Brücke, die zwischen Menschen erbaut ist.

Menschen und Völker, die für diese allgemeinmenschlichen Ideale keinen Enthusiasmus mehr aufbringen, werden auch dem vaterländischen Ideal immer nur befangen, geteilt, unzuverlässig, als kühle Rechner und Geschäftsleute gegenüberstehen, die sich nicht allzu weit auf persönliche Opfer einlassen. Darum ist es maßlose Torheit und Kurzsichtigkeit, diese allgemeinmenschlichen Werte aus nationalem Übereifer ausschalten oder auch nur an die zweite Stelle drängen zu wollen. Wie kann man zum Beispiel nur erwarten oder verlangen, die Jugend patriotisch und national zu erziehen, ohne sie vorher und vor allem sittlich und religiös gebildet zu haben? Es ist unmöglich, den volkstümlichen Sinn direkt zu pflegen mit Umgehung und auf Kosten jener Motive, welche erst im Herzen des Menschen das Erdreich bereiten müssen. Gewiß könnte der künstlich hervorgerufene, leidenschaftliche Rauschzustand eines exaltierten Chauvinismus außergewöhnliche Stoßkräfte entfalten. Aber doch nur für kürzere Zeit und wenn er getragen wird von blendenden Erfolgen. Die wahren Interessen der Nation sind dauernd und gut nur in den Idealen des individuellen Seelenlebens aufgehoben; sie müssen eine Heimstätte haben in den Heiligtümern, welchen die reine Liebe und Ehrfurcht der Seele gilt.

Diese erhabensten Werte sind aber, wie gesagt, übermenschlich und darum auch allmenschlich. Menschheitsgut! Sie sind also nur dem zu-

gänglich, der sie in dem unverminderten Umkreis der ganzen großen Menschenfamilie sucht. Die Menschheitsgemeinschaft ist für diese Güter wie eine Art alleinseligmachender Kirche: Wer sich im Sinne des fanatischen Nationalismus von ihr ausschließt oder sie auflösen will in partikulare Sekten, der exkommuniziert sich selbst durch eigenen Bannspruch und gräbt Zisternen, die kein Wasser halten.

Diese Gemeinschaft in der Menschheit ist aber eine Seelengemeinschaft. Sie besteht nicht allein in der Teilnahme an Weltkongressen, in Auslandsreisen, in der Lektüre oder im Studium ausländischer Literaturdenkmäler. Sie ist im besten Sinne ein Eingehen in die Menschheitsseele. Zu Seelen aber hat immer nur eine Seele Zutritt. Ein solche Gemeinschaft ist inwendiges Verstehen, ist Teilnahme im eigentlichen Sinne dieses schönen deutschen Wortes: sie ist „teilnehmend", sie ist herzlich und liebreich, erbarmend und helfend. Sie ist ein in Liebe und Achtung wurzelndes Verstehenwollen. Und wer diese Bande der Achtung und Liebe, der selbstlosen, dem Menschen und dem Menschheitsgenossen allerorten geschenkten Teilnahme zerreißt, und wäre es auch nur in Gedanken oder auch nur während eines Krieges, der schließt sich und seinen Lebenskreis aus von den Quellen des universalen Lebens, der schädigt zuletzt selbst sein Volk, dessen Interessen er angeblich dienen will durch seine völkisch, national und patriotisch sich gebärdende Intoleranz.

Noch eine letzte Folgerung ergibt sich, und sie führt wieder zum Ausgangspunkt unserer Untersuchung zurück: nur die Bürger der Civitas Dei sind glückliche und friedreiche Einwohner in irdischen Vaterländern. Das rückhaltlose Bekenntnis zur überpolitischen und übernationalen Wahrheit entfremdet sie nicht der heißen Liebe und dem flammenden Opfersinn für Volk und Vaterland. Und anderseits verlieren sie selbst in den frevelhaftesten Kriegen, in die sie verwickelt werden, nicht die seelische Heimat einer allmenschlichen Liebes- und Wahrheitsgemeinschaft. Auch unter den rauschenden Fahnen ihres Volkstums hören sie noch die Gebote eines reinen Menschentums. Gerade die Weltkirche ist also das „hochragende Wahrzeichen der Nationen", wie das Vatikanische Konzil sich ausdrückt; und den Landsmann verstehen wir am besten im Herzen desjenigen, der nach keiner Landsmannschaft sich nannte, des Menschensohnes.

Peter Lippert S. J.

Wie Neuitalien Verträge schließt und hält.

I. Abschluß der Septemberkonvention.

Alte Kammerverhandlungen wirken, wenn sie zu Zwecken historischer Forschung massenhaft genossen werden müssen, zumeist erstaunlich anödend; zuweilen aber sind sie lehrreich wie ein politischer Anschauungsunterricht, ergötzlich oder ergreifend wie ein spannendes Drama. Sie können einen tragischen Einschlag bekommen, wenn eine Mehrheit Unrecht beschließt und eine Minderheit schonungslos niedertrampelt. Indes kommen Liebhaber unwillkürlicher Lustspiele zum Glück häufiger auf ihre Rechnung. Die allzumenschlichen Hintergründe der Politik werden nicht selten durch die Berufspolitik selbst in grelle Beleuchtung gerückt. Je erhabener die Berufspolitiker sonst im wallenden Prunkgewand politischer Hochziele einherschreiten, um so verblüffender wirkt der Gegensatz. In verhüllender Redepracht sind die italienischen Politiker von je geborene Meister gewesen, ein Epigonengewimmel ciceronianischer Schleusenberedsamkeit; wehe, wenn sie losgelassen. Im Juni des Jahres 1863, und zwar am 12., 13., 15., 16., 17., 18., 19., 20., hat in der Turiner Kammer die Interpellation Macchi und Ricciardi alle Schleusen aufgezogen: bald strömten in breitem Behagen hundertmal gehörte Gemeinplätze endlos dahin, bald haben erregte Worte lebhafte Szenen hervorgerufen. Das Nationalthema, die römische Frage, trug fast allein die Kosten der mehr als fünfzigstündigen Unterhaltung. Mittendrin, am 13., 16. und 19., bezogen sich zwei folgende Redner auf den Ausspruch eines namhaften Vorredners. Stellt man diese Äußerungen nebeneinander, so könnte man darin das Motiv zu einem Lustspiel finden: der Radikalismus ein Hungerzustand. Wie der Hunger naturnotwendig aufhört, wenn die Essenstätigkeit einsetzt und zu voller Sättigung fortschreitet, so weicht naturnotwendig der Radikalismus, der Machthunger ist, wenn sein Bekenner sich Machtmittel, welche sie seien, einzuverleiben in die Lage kommt. Ja sogar die sichere Erwartung, die begründete Hoffnung solcher Mahlzeit wirkt sänftigend und sittigend auf den Radikalismus ein.

Da erhob sich der Außenminister Visconti Venosta und sprach unter anderem die denkwürdigen Worte: „Ich meine, daß Italien nicht eine ununterbrochene Revolution inmitten von Europa sein soll; wir sind nicht bloß das Ergebnis einer Revolution, vielmehr sind wir der Ertrag einer großen nationalliberalen Bewegung, an deren Spitze stets die Regierung stand." Allein dieser Bürgerstolz vor dem Thron der Volkssouveränität sollte dem Herrn Minister nicht gut bekommen. Zwei Tage später sprach La Farina, der Vertraute Cavours, der Mitwisser von tausend Geheimnissen, der Veranstalter vieler Heimlichkeiten. Er nahm ausdrücklich Bezug auf die angeführten Worte Visconti Venostas und sagte: „Ich nehme diese Ansicht nicht an, glaube vielmehr, daß wir eine der größten Revolutionen der modernen Zeiten gemacht haben." Nun tat er die Tore seiner persönlichen Erinnerungen an eigene Erlebnisse weit auf, wies nach, wie „ultrarevolutionär die Eroberung Siziliens und Neapels gewesen ist, und wie ultrarevolutionär sie von der Turiner Regierung betrieben wurde, wie ultrarevolutionär der Einmarsch in die Marken und in Umbrien war, wie ultrarevolutionär das Nationalprogramm Roma capitale erscheint. Nie dürfe man seine Mutter verleugnen, „und unsere Mutter ist die Revolution". Er stand aber doch auf dem Standpunkt, daß die Geburtswehen Sache der Mutter sind, nicht die der Söhne und Erben. Deshalb fügte er bei: „Aber freilich, wenn die Revolution Regierung geworden ist, dann ändert sie natürlich ihr Benehmen, ihr Vorgehen." „Am Tage, da die Revolution Regierung wird, braucht sie Ordnung, um sich festzusetzen." Dem halbsatten La Farina sprang, abermals nach zwei Tagen, ein hungriger Panther in den Nacken, Bertani, der Freund Garibaldis. Scharf wies er die Behauptung zurück, daß die Revolution ihre Aufgabe erfüllt habe und Regierung wurde. Noch stehe Venedig und Rom aus, noch sei die Revolution „unvermeidliche Erlöserin"; noch immer müsse sie angerufen, müsse gesegnet und gepriesen werden usw. usw. Wann sei die Revolution Regierung geworden? Erst dann, wenn Mitglieder der Revolutionsparteien die obersten Stellen besetzen, wenn sie Minister geworden sind. Das war deutlich.

Es gab in der Kammer gar manche Mitwisser und Mittäter der großen Revolution, die da gesegnet und gepriesen wurden. Nun sie „Ehrenwerte" geworden waren und auf festen Abgeordnetenstühlen saßen, wollte jeder dabei gewesen sein, mehr wissen als die andern. Wenn Revolution Trumpf war, spielte jeder den wilden Mann. Keinem lag diese Rolle besser als

dem General Bixio. Auch er sagte seinen Spruch: „Jede Regierung steht bei uns im Dienst der Revolution. Wenn morgen in Italien eine ernst zu nehmende Revolution ausbricht, wird die Regierung gezwungen sein, sie zu unterstützen. So war es in Sizilien und anderwärts; so wird es sein, wenn in Triest oder Südtirol oder, wie ich es herbeisehne, in Rom die Revolution ausbricht, wenn die Franzosen von dort nicht weggehen" (er hätte hinzufügen können, erst recht, wenn sie weggehen). „Wo immer es losgeht, die Regierung wird dem Land folgen müssen."

Indes war die römische Frage damals auf einem toten Punkt angelangt, und alle Redeströme vermochten es nicht, sie wieder in Fluß zu bringen. Das sollte erst im nächsten Jahre geschehen. Nach langen geheimen Verhandlungen kam der berühmte Vertrag zwischen Frankreich und Italien zustande, der nach seinem Datum (1864, September 15) die Septemberkonvention heißt. Sie war ein Werk der Regierung, nicht der Revolutionsparteien. Die erwähnten Kammerverhandlungen des Jahres 1863 weisen aber deutlich darauf hin, wie die italienische Politik aufs engste mit der Tätigkeit der Revolutionsparteien zusammenhängt. Ein Überblick über die italienische Außenpolitik des Jahres 1864, deren Hauptergebnis die Septemberkonvention war, wird versuchen müssen, Einblick in die geheime Werkstatt Garibaldis und Mazzinis zu erlangen, ehe er die Küchengeheimnisse des Auswärtigen Amtes zu ergründen unternimmt.

* * *

Am Nachmittag des 3. Januar 1864 verhaftete die Pariser Polizei vier Italiener, die sie seit deren Ankunft auf Schritt und Tritt beobachtet hatte. Als diese Leute nämlich am 24. Dezember 1863 von der Schweiz kommend unterwegs nach Paris die Grenze überschritten, erkannte die Grenzpolizei einen von ihnen namens Raffaeli Trabucco und meldete ihn in Paris zum voraus an. Dieser Allerweltsabenteurer, 1857 in Paris wegen Betrugs zu einem Jahr Gefängnis, 1861 in London wegen Diebstahls zu drei Monaten Haft verurteilt, ist indes nicht der Rädelsführer gewesen. Der, welcher die andern angeworben hatte, war Pasquale Greco. An ihn kamen drei Tage nach der Verhaftung 500 Franken von seiten eines Londoner Bankhauses, das in bekannten und nahen Beziehungen zu Giuseppe Mazzini stand.

Es handelte sich um einen besonders bösartigen Anschlag wider das Leben des Kaisers. Der Staatsanwalt faßte das Ergebnis der Untersuchung wie folgt zusammen: Meines Wissens ist nie ein Verbrechen mit

größerem Geschick vorbereitet, sind nie Verschwörer besser ausgewählt, mit schrecklicheren Waffen ausgerüstet worden; nie war ein bei Zeiten entdecktes Attentat näher am Vollzug. Die Gerichtsverhandlungen fanden in den letzten Tagen des Februar statt. Angeklagt waren fünf Individuen: Pasquale Greco, genannt Fioretti, 27 Jahre alt, Musiklehrer aus Pavia; Raffaeli Trabucco, 40 Jahre alt, Waldhornlehrer aus Città d'Aversa; Natale Agostino Imperatori, 33 Jahre alt, Buchhändler aus Lugano; Angelo Scaglioni, genannt Muscoli, 22 Jahre alt, Student aus San Giuseppe bei Pavia. Greco und Trabucco wurden zu lebenslänglicher Strafverschickung verurteilt, Imperatori und Scaglioni zu 20 Jahren Gefängnis. Die Verhandlung wider den Fünften vollzog sich in Abwesenheit des Beklagten. Es war kein Geringerer als Giuseppe Mazzini, derzeit in London. Am 30. März sprach ihn das Assisengericht des Seinedepartements der Urheberschaft des Attentatsplanes schuldig, verurteilte in Abwesenheit auch ihn zur Strafverschickung, überdies zu den Kosten des Verfahrens wider Greco und Genossen. Es ist das zweite Mal gewesen, daß ihn in Frankreich dieses Urteil traf; denn schon 1857 war er im Prozeß gegen Tibaldi und Genossen des gleichen Verbrechens schuldig befunden und zur nämlichen Strafe verurteilt worden. Seinen Einfluß meinte man auch im Prozeß gegen Donati (1858) wahrgenommen zu haben. In beiden Fällen handelte es sich ingleichem um Attentate gegen Napoleon III. Greco, Imperatori und Scaglioni waren Garibaldianer a. D.; die zwei Letztgenannten trugen zudem das Erinnerungsabzeichen der Unternehmung gegen Sizilien, des Zuges der „Tausend". So kam es, daß die beiden großen Namen der italienischen Aktionspartei im Gerichtssaal öfters nebeneinander genannt wurden, deren Träger im Leben sich sonst fremd und feind genug gegenüberstanden, Garibaldi und Mazzini; der eine, der nach den Worten des Staatsanwaltes „seine Aspirationen und seinen Haß hinausruft" — jedermann in Frankreich mußte sich damals noch an Garibaldis Wutausbrüche gegen Napoleon III. aus dem Sommer 1862 erinnern — „der andere, der im verborgenen Geheimbünde leitet". Der journalistische Anhang der beiden zeterte wie üblich über die Höflingsjustiz, von Schergen des Despotismus gehandhabt; als aber die freie und neutrale Schweiz sich mit einem Verdikt einfand, versagte die Walze. Am 15. April 1864 erklärte der Bundesrat, „das Verbannungsdekret gegen Mazzini werde aufrechterhalten und erneuert"; das geschehe „in Erwägung der Tatsache, daß Mazzini schon zu wiederholten Malen und erst neuerdings

im vergangenen Sommer zu Lugano das ihm gewährte Asyl in einer Weise mißbraucht habe, welche die Sicherheit der Schweiz in ihren Außenbeziehungen zu stören geeignet erscheine". Das Pariser Gericht wollte festgestellt haben, daß im Sommer 1863 zu Lugano Greco mit Mazzini verkehrte, der Attentatsplan ausgeheckt, die Anwerbung der Spießgesellen in die Wege geleitet worden sei. Die Erklärung des Schweizer Bundesrates veröffentlichte der Pariser Moniteur am 18. April. Und tags zuvor fand in Teddington bei London unter dem gastlichen Dach des russischen Flüchtlings Herzen eine Begegnung Garibaldis und Mazzinis statt, von der unter den Anhängern der beiden Versöhnung hier befürchtet, dort erhofft wurde.

In England hatte das Vorgehen der Gerichte gegen Mazzini, das nach den Prozeßakten der Sache Greco unvermeidlich war, peinliches Aufsehen erregt, umsomehr als zugleich Sir James Stansfeld aufs schwerste bloßgestellt schien, der nicht bloß Mitglied des Parlaments, sondern auch als Junior Lord der Admiralität Mitglied der Regierung gewesen ist. Er mußte seine Stellung niederlegen; im Unterhause wurde die Ausweisung Mazzinis mit knapper Mehrheit abgelehnt. Mazzini leugnete alles ab, schrieb an die „Times" einen Brief zugunsten Stansfelds, dem auch Lord Palmerston im Parlament hohes Lob spendete. Die erste Erregung war verraucht, als in England eine Sensation losbrach, die alles übrige verschwinden ließ: der Garibalditaumel, der mit der Landung des Generals in Southampton am 3. April 1864 4 Uhr nachmittags anhub, mit dem Triumphzug durch die Straßen Londons am 11. April in Paroxysmus ausartete, in diesem Zustand bis zum 22. sich erhielt, in der plötzlichen Abreise des vergötterten Helden dann einen jähen Abschluß fand, der zu vielerlei Streitigkeiten Anlaß bot. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn Minghetti über diese „höchst merkwürdige Episode der Zeitgeschichte" schrieb: „Ich glaube nicht, daß ein Herrscher oder ein Eroberer je mit solcher Begeisterung empfangen und höher geehrt worden ist von der Regierung, der Aristokratie, dem Volk. Es waren Kundgebungen, die lärmender nicht sein konnten und jedes Maß überschritten." Garibaldi wohnte während der Londoner Tage in Staffordhouse beim Herzog von Sutherland; fast sechs Stunden nahm der Zug vom Bahnhof bis dorthin in Anspruch; eine halbe Million Einwohner bildeten nach den „Times" Spalier. In diesem Festzug wie bei folgenden Festlichkeiten waren die Freimaurer durch die Memphisloge vertreten; auch Arbeitervertretungen fanden sich ein, die aber von der

vornehmen Welt, die Garibaldi förmlich in Pacht genommen hatte, sehr in den Hintergrund gedrängt wurden. Zwei Feste zu Ehren des Heros wurden im Kristallpalast veranstaltet; das erste am 16. April, wie ausdrücklich gesagt wurde, für die oberen und reichen Kreise; das andere, am 19., wurde als the people's reception bezeichnet, fiel aber neben dem ersten stark ab. Wer die gemessene Haltung unserer vornehmen Welt kennt, schrieb ein Berichterstatter, der kann beurteilen, was es heißt, daß unter deren Beifallsgetobe das Gebäude zu wanken schien. Noch aufgeregter wurden die hohen Herrschaften bei der Festvorstellung in Her Majesty's Theatre. Als da die neue Garibaldihymne erklang, wurde deren letzte Strophe, in der Garibaldi als Erlöser gefeiert wird und die in den Ruf „Zu den Waffen" ausklingt, vom ganzen hocherlesenen Publikum mitgesungen: this was sung, or rather vociferated by the whole company with a demonstrative energy, that could not possibly be misunderstood („Times" vom 20. April 1864 Nr. 24 851). Einen Gipfel erreichten die Ehrungen durch den Besuch, den der Thronfolger am 22. April mittags in Staffordhouse dem General abstattete; es war das erste Mal, daß der damals 23jährige nachmalige Eduard VII. einen Schritt tat, der europäisches Aufsehen erregte. „Mit aufrichtiger Befriedigung wird dieser Besuch im ganzen Land aufgenommen werden", schrieben die „Times"; „dergleichen ist schmachvoll", dagegen der Tuileriengünstling Mérimée an seinen Freund Panizzi, den Direktor des Britischen Museums, der beim Jubeltrubel redlich mitgemacht hatte. Wenige Tage darauf brach im französischen Senat der Marquis de Boissy eine Gelegenheit vom Zaune, um zu erklären: „Die englische Flagge, die hassen wir alle"; dem Prinzen von Wales widmete er die nicht minder deutlichen Worte: „Wir sahen jüngst den Erben einer Krone sich entehren, indem er einem Freibeuter die Hand drückte. Er sehe sich vor, der unvorsichtige Prinz, die Revolution gibt keinen Pardon, sie beutet nur erst aus!" Programmgemäß sollte Garibaldis Triumphzug durch ganz England fortgesetzt, der Günstling der Herzoge und Herzoginnen vor dem People zur Schau gestellt werden; mehr als dreißig Städte rühmten sich bereits, seine Zusage zu haben. Mit einemmal brach er seinen Aufenthalt ab, verließ fast heimlich London und segelte von Plymouth am Morgen des 27. April ab. Im Greco-Prozeß machte der Verteidiger Scaglionis geltend, die Jugend verfalle dem unwiderstehlichen Zauber des legendären Helden, für Scaglioni sei Garibaldi ein Gott. Er ahnte nicht, welche Massenbestätigung diese Worte binnen kurzem

finden sollten. Weit von der Apotheose waren die Londoner Vorgänge nicht. Im Roman von Robert Hugh Benson „Der Herr der Welt" ist der Eindruck, den das Erscheinen des maurerischen Präsidenten von Europa hervorruft, beschrieben: „. . . . Tausende jubelten ihm zu und priesen ihn als ihren Herrn und Gott"[1]. Wer da meint, das gebe es nur in Romanen, der vergegenwärtige sich aus allen erreichbaren Beschreibungen von Teilnehmern den englischen Taumel, der Garibaldi umbrauste und vergötterte.

Als Garibaldis Besuch unmittelbar bevorstand, schrieb Mérimée an Panizzi: Passen Sie auf, daß er bei Ihnen nicht gar zu arge Dummheiten sagt; das nämlich ist ihm so naturgemäß, wie dem Apfelbaum, daß er Äpfel trägt. Die Apfelernte fiel denn auch reichlich aus. Man kann leider nicht annehmen, daß er seine Zuhörer dazu brachte, sich statt seiner zu schämen, wenn er ausrief: England sei die Zuflucht und Hoffnung aller unterdrückten Völker der Welt! Nicht uneben bemerkte ein zeitgenössischer Publizist zu derlei Unstimmigkeiten: Längst baumelte Garibaldi an der Takelage eines englischen Schiffes, wenn er Iren und Hindus die Hälfte von dem gesagt hätte, was er gewohnheitsmäßig Polen, Ungarn, Südslawen vordeklamiert. Es konnte aber wohl der Regierung nicht angenehm sein, wenn im Augenblick, wo die Diplomaten Europas in London sich zu Verhandlungen einfinden sollten, in denen man das Völkerrecht nicht grundsätzlich als Luft behandeln durfte, Garibaldi immer wieder mit peinlicher Inbrunst beteuerte, ohne englische Hilfe hätte er nie vermocht, den König von Neapel um seinen Thron zu bringen. Dazu kam, daß England diese Hilfe offiziell stets ableugnete. Ist dieses der Grund gewesen, daß englische Ärzte mit einemmal erklärten, die Gesundheit des Generals, dieser Weltwert, sei den Maßlosigkeiten seiner Verehrer nicht gewachsen? Großer Streit erhob sich darüber im Ober- und Unterhaus, in den Klubs, in Zeitungen und Zeitschriften; Lords erhoben sich wider Lords, Komitees gegen Komitees, Ärzte gegen Ärzte. Der Leibarzt des Helden, Basile, erklärte, nie sei der General wohler gewesen, das Vorschützen von Gesundheitsrücksichten sei fauler Zauber. Die Tatsache blieb, daß Garibaldis Aufenthalt plötzlich abgebrochen wurde und die Öffentlichkeit keinen andern Grund erfuhr, als den Dr. Fergusson, der englische Arzt, öffentlich kundgab. In weiten Kreisen wollte man aber nicht glauben, daß dies maßgebend gewesen sei.

[1] Deutsch von H. M. von Lama (1911) 385.

Im Wirbel der Festlichkeiten war die Begegnung bei Herzen nicht sonderlich beachtet worden; die Veranstalter hatten klugerweise den englischen Sonntag dafür gewählt. Die Turiner Unità brachte die Trinksprüche. Also sprach Mazzini: „Der Freiheit, der Verbrüderung der Völker; dem Mann, der heut diesen Gedanken verkörpert, Giuseppe Garibaldi!" „Den Polen, die seit einem Jahr für die Freiheit kämpfen und sterben!" „Dem neuen Rußland, das das Andenken an ein zarisches Rußland vernichten wird!" Garibaldi erwiderte u. a.: „Ich will heute eine Erklärung abgeben, welche ich schon lange hätte abgeben sollen." Als ich noch jung war, suchte ich, „wie der Durstende eine Quelle", einen Ratgeber, und fand ihn. „Er hat gewacht, als alle schliefen", „mein Freund, mein Lehrer, Giuseppe Mazzini". Die nämliche Unità beurteilte Garibaldis Abreise wie folgt: „Polen, Ungarn, Slawen, Venetianer, Römer, alle unterdrückten Völker, welche sich bereit hielten, unter Garibaldis Führung die letzte Schlacht zu schlagen, sie alle sind verwirrt, betroffen." Bringt man ihn nach Caprera, so kann er „seine feierlichen Versprechungen nicht halten", „unsere Hoffnungen sind vernichtet", „die unter schweren Opfern getroffenen Vorbereitungen zur Revolution werden nutzlos sein".

Was sollte das heißen? War es leeres Gerede? Durchaus nicht. Die Einkreisung Österreichs durch Revolutionen in Serbien, Rumänien, Ungarn, Polen, um dann den Angriff auf Venetien zu wagen, ist ein Erbstück Cavourscher Politik. Der Abgeordnete Coppino hat in der Kammer zu Turin am 11. November 1864 einen Nachruf Kossuths auf Cavour mitgeteilt: So ist der Titan hingegangen, der die Aspirationen aller unterdrückten Völker unterstützte! Eine Minenreihe zog sich von Italien an der Ostküste des Adriatischen und Jonischen Meeres, dann durch die Balkanländer und die Donau aufwärts. Er war der Mann, sie springen zu lassen und die Throne der Erbmonarchien mit einem Flammenmeer zu umgeben, in dem sie untergehen sollten. Die Erwähnung des Jonischen Meeres bezog sich darauf, daß die Revolution in Griechenland erwartet wurde. Als sie eintrat, war ein Eingreifen Garibaldis geplant und stand nahe bevor. Indes mit dem Ruf Roma o morte, der am 1. August 1862 zum erstenmal ertönte, wurde die Bewegung abgelenkt und wider Rom geworfen. Da griff der König von Italien ein, der nichts weniger wollte als die Proklamierung der Republik auf dem Kapitol. Bei Aspromonte wurden die Freischaren zersprengt, Garibaldi verwundet und gefangen. Man gab ihn aber bald wieder frei. Aus der Zeit der Vorbereitung

dieser Revolutionierung Osteuropas im Jahre 1862 teilt Kossuth die Worte Kaiser Napoleons mit: „Von den längs der Donau wohnenden Völkern haben nur die Ungarn und Serben meine Sympathie; aber ich frage mich oft, wäre es nicht leichter, unter Michael ein starkes kriegerisches Südslawien zu bilden, als unter ich weiß nicht wem ein ungarisches Königreich?" Kossuth selbst fügt hinzu: „Es ist nämlich beschlossene Sache, daß Serbien im Frühling seinen Unabhängigkeitskampf beginnt. Aus Paris hat man Michael Artillerieoffiziere geschickt. Vierhundert neue Kanonen sind da. Da man Waffen wegen des englisch-türkischen Seevertrags nicht senden konnte, gingen Maschinen und Arbeiter ab; in Petersburg sind Schritte getan worden, damit von dort Waffen geliefert werden." Als nun 1863 die polnische Erhebung eintrat, meinten die Führer der garibaldinischen Aktionspartei wie auch Mazzini, nie könne ein günstigerer Augenblick kommen. Während aber die einen zuerst die Revolution im Osten wollten und Garibaldi für den Zauberer hielten, der nur zu erscheinen brauche, um Wunder des heiligen Nationalegoismus zu wirken, ging Mazzinis Plan dahin, daß in Venetien begonnen werden müsse. Einige Erfolge auf diesem Schauplatz würden den großen Losbruch im Osten herbeiführen, deshalb müsse Garibaldi in Italien bleiben und die Venetianer befeuern. Beide Pläne wurden unabhängig von einander und ohne gegenseitiges Einverständnis betrieben. Vielleicht der Einzige, der beide genau kannte, beide heimlich und wirksam begönnerte, war König Viktor Emanuel.

Mit diesen verwickelten Angelegenheiten hängt nun Garibaldis Apotheose in England wie auch seine plötzliche Abreise zusammen. Marco Minghetti, damals italienischer Ministerpräsident, dem vielleicht alle Umtriebe, jedenfalls ein großer Teil davon bekannt war, und der auch wußte, daß der König sich damit befaßte — schreibt er doch, während das alles sich noch im Fluß befand, sehr deutlich darüber an La Marmora und andere —, stellt die Sache so dar, daß ein Teil von Garibaldis Anhang besorgt wurde, der General möchte in London von Mazzini gewonnen werden und die östlichen Pläne fahren lassen. Deshalb habe sich Klapka nach London begeben, ihn an seine feierlichen Versprechungen erinnert und zur Abreise bewogen. Es scheint indes zwischen Mazzini und Garibaldi nur zum Austausch von Höflichkeiten gekommen zu sein und nicht zu einer Aussprache über die Ziele. Als nun bald darauf Garibaldi in Ischia eintraf, angeblich wegen der dortigen Bäder, war die Meinung weit verbreitet, das sei das sichtbare Zeichen für den bevorstehenden Eintritt großer

Dinge. La Marmora, der in Neapel kommandierender General war und dringend in Turin gewünscht wurde, erklärte, so lange Garibaldi in Ischia bade, könne er seinen Posten nicht verlassen. Die alten und jungen Anhänger des Generals Garibaldi, sein Generalstab, sammelten sich um ihn; die Spannung steigerte sich täglich. Da trat am 10. Juli eine Entspannung ein, die im höchsten Maß überraschend war. Im „Diritto", dem Hauptorgan der Aktionspartei, erschien ein Artikel, den Minghetti einen „hinterlistigen" Streich Mazzinis nennt; es kann indes sein, daß der Artikel, der ganz im Sinn Mazzinis gehalten war, nicht von ihm herrührte. Es hieß darin, daß Italiener, welche sich auf weit abliegende, ferne revolutionäre Unternehmungen einlassen, das Interesse des Vaterlandes schädigen und nur dem Interesse von Herrschern dienen, welche solche fernabliegende Unternehmungen begünstigen. Kein Land und kein Volk sei für einen revolutionären Freiheitskampf geeigneter als Italien und sein Volk. Jedermann wußte, daß diese feierliche, in den Formen eines Manifestes gehaltene Erklärung nicht die Schreibübung eines beliebigen Anonymus ist. Die fernabliegenden Pläne waren öffentlich kundgegeben, der König in grausamer Weise bloßgestellt, der Zwist zwischen den Häuptern der Revolutionspartei enthüllt; alles war in die Luft gesprengt: die Möglichkeit des Zusammenwirkens, die Ausführbarkeit aller Pläne. Der König war entrüstet. Garibaldi verließ nach einem Gespräch mit dem Königsboten Porcello sein Hauptquartier im Badeort, verzog sich in den Schmollwinkel Caprera; sein Anhang wurde verabschiedet. Der Plan, den neuen Königspurpur Italiens mit roten Hemden stilvoll zu ergänzen und zu erweitern, mußte aufgegeben werden.

* * *

Mittlerweile hatten vier kluge Diplomaten Italiens, der Ministerpräsident Minghetti, der Außenminister Visconti Venosta, der Botschafter in Paris, Nigra, und der damalige Botschafter in Petersburg, Marquis Pepoli, Verhandlungen mit Frankreich so weit gefördert, daß sie dem Abschluß nahe waren. Der große Vorteil des verbrieften Abzugs der französischen Garnison aus Rom mußte jedoch mit hohem Kaufpreis bezahlt werden, mit der Verlegung der Reichshauptstadt von Turin nach Florenz. Indes dünkte Kundige kein Kaufpreis zu hoch, wenn es galt, die Franzosen aus Rom fortzubringen. Davon abgesehen, daß man den Preis in falschen Münzen bezahlen konnte — inwieweit das geschah, wird sich aus dem folgenden ergeben — wußte man wohl, welche Aussichten

sich dann auftun. „Sobald die Franzosen fort sind, machen die Römer eine Revolution, veranstalten ein Plebiszit, und Rom ist unser." Ist es ein Mitglied der Linken gewesen, G. Lazzaro, der dieses am 16. Juni 1863 in der Kammer zu Turin redete, so hat Kaiser Napoleon in der Heimlichkeit freundschaftlicher Aussprache mit Francesco Arese einige Monate früher sachlich das nämliche gesagt: „Seid ruhig, schläfert den Papst ein, gebt ihm die Zuversicht, daß ihr ihn nicht angreifen werdet; mir ist nichts lieber, als wenn mir so ermöglicht wird, meine Truppen (aus Rom) fortzunehmen. Und nachher werdet ihr tun, was euch beliebt." Dem Außenminister Kaiser Napoleons blieb dieser gütige Rat seines Herrn wohlverborgen. Der Außenminister König Viktor Emanuels legte die kaiserliche Richtschnur zu seinen wertvollsten Akten, aus deren Geheimfächern sie später veröffentlicht wurde.

* * *

Die seit mehr als 15 Monaten ruhenden Verhandlungen mit Kaiser Napoleon wieder aufzunehmen, dazu boten im Frühjahr 1864 die üblen Nachrichten Anlaß, welche den baldigen Tod des Papstes erwarten ließen. Fest stand, daß man diese Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen dürfe. Aller Wahrscheinlichkeit nach durfte keine Zeit mehr vertan werden. Man würde aber nur dann vom Eintritt des Ereignisses nicht überrascht, wenn man einen festen, fertigen Plan hatte. Das Annexionssystem war ja ausgebildet und hatte sich an die sechsmal bewährt. Unruhen hervorrufen, im Namen der Humanität einschreiten, unter militärischer Bewachung das Plebiszit in Szene setzen, und schon lobt das Werk den Meister. Im Fall der römischen Frage sind aber zwei Schwierigkeiten zu überwinden gewesen: Wie stellen sich die französischen Truppen zu diesen Vorgängen? war die eine; die andere: Überläßt man es der Aktionspartei, die Unruhen beizustellen, so kann man mißliche Überraschungen republikanischer Prägung und jakobinischer Wut erleben. Wenn die ersehnte Gelegenheit sich bietet, daß die Scharen Garibaldis über das herfallen, was der General, dieser hochgemute Idealist und Philanthrop, „das schwarze Gespei" nannte!

In großer Aufregung, die ihm sonst fremd war, schrieb Nigra: Der entscheidende Augenblick ist da. Stirbt der Papst, so befinden wir uns in der schwierigsten Lage, in der sich je eine Regierung befand" (3. Juni 1864 an Minghetti). Nigra fährt fort, man solle sich doch keiner Täuschung hingeben. Wenn italienischerseits der Einmarsch auf päpstliches Gebiet erfolgt, italienische Truppen der französischen Garnison gegenüberstehen, so

läßt der Kaiser schießen. Man meine nicht, daß er sich überrumpeln oder einschüchtern lasse. „Ich beschwöre Sie, der Lage geradeaus ins Auge zu sehen. Man gibt hier zu, daß die Römer ihre Rechte in Anspruch nehmen. Man gibt nicht zu, daß wir ein Recht auf Rom beanspruchen. Die Initiative muß daher von den Römern ausgehen und nicht von der italienischen Regierung. Das brauchte indes Minghetti nicht gesagt zu werden. Am nämlichen Tage, an dem Nigra in Paris an ihn den gedachten Brief schrieb, schrieb er selbst in Turin an La Marmora nach Neapel genau im nämlichen Sinn. Man müsse wissen, was im Fall des Todes Pius' IX. zu geschehen habe. Der Aktionspartei dürfe man die Initiative nicht überlassen. Daß sie beim Eintritt des Ereignisses sich ruhig verhalte, daran denke kein Mensch. Man sei ihr also zuvorzukommen genötigt. Das geschehe durch feste Abmachungen mit Römern, die geeignet sind, ohne Frankreich zu verletzen, ein diplomatisches oder militärisches Eingreifen Italiens so herbeizuführen, daß die Regierung nicht bloßgestellt wird.

Da mittlerweile die Gesundheit des Papstes sich indes erheblich gebessert hatte, scheint der Brief an La Marmora vornehmlich den Zweck verfolgt zu haben, dem General klar zu machen, nichts sei wichtiger, nichts dringender, als den Abzug der Franzosen durchzusetzen. Das ließ sich nicht erst beim Eintritt des Todes Pius' IX. bewerkstelligen; ist es bis dahin nicht erreicht, so verstreicht diese einzige Gelegenheit; darum muß das jetzt gemacht, und schließlich, wenn es sein muß, jeder Preis dafür bezahlt werden.

Minghetti wollte zum voraus La Marmora für die Grundlinien der Septemberkonvention gewinnen; er hätte lebhaft gewünscht, daß ein großer Piemontese wie La Marmora im Kronrat säße, wenn Turin enthauptet werden soll.

Wenige Tage nach diesem Briefwechsel wurden die vier Bestimmungen der Septemberkonvention in Fontainebleau zwischen Kaiser Napoleon einerseits, Pepoli und Nigra anderseits verabredet.

Die Grundlage der Besprechungen bildeten Vorschläge, welche in den letzten Wochen vor Cavours Tod von beiden Seiten für annehmbar angesehen worden waren. Frankreich gab seinerseits die Zusage, in bestimmter Frist seine Truppen aus Rom zurückziehen zu wollen; in Fontainebleau sprach der Kaiser von zwei Jahren. Soviel Zeit meinte er ausbedingen zu müssen, damit mittlerweile dem Papst die Möglichkeit offen stehe, eine eigene Armee anzuwerben. Italien gab seinerseits das Versprechen, das päpstliche Gebiet nicht anzugreifen, noch einen Angriff gegen es zuzulassen,

keinen Einspruch gegen die Anwerbung der päpstlichen Armee zu erheben, einen entsprechenden Teil der Staatsschuld des Kirchenstaates zu übernehmen, oder, wie man das vorsichtig ausdrückte, es sprach seine Bereitwilligkeit aus, in Verhandlungen betreffs Übernahme eines Anteils an der päpstlichen Staatsschuld einzutreten. Was bei den Vorbesprechungen in Fontainebleau neu hinzukam und schließlich dem vielumstrittenen Vertrag seine Eigenart gab, war die florentinische Klausel. Napoleon III. bestand darauf, es müsse eine greifbare Bürgschaft, ein Faustpfand gegeben werden, welches dem Versprechen volles Gewicht verleihe, daß Italien den Kirchenstaatsrest weder selbst angreifen wolle noch einen Angriff zulassen. Fehle es an einem Pfande, so werde alle Welt schreien, das sei eine abgekartete Komödie und bedeute die Preisgabe des Papstes von seiten Frankreichs. Da erwähnte Pepoli wie gelegentlich — wahrscheinlich ist es vorher so mit dem Kaiser beredet gewesen — man habe in den italienischen Regierungskreisen bereits öfter die Absicht gehegt oder erörtert, die Reichshauptstadt von Turin wegzuverlegen. . . . Kaiser Napoleon . . . überlegte; dann griff er erstaunlich fest zu und ließ bis zur Unterschrift nicht mehr locker: wird die Hauptstadt verlegt, so steht dem Vertragsabschluß nichts mehr im Wege, sonst sind die Verhandlungen vergeblich. Hatten die Vorbesprechungen in Fontainebleau ein festes Ergebnis erzielt, so galt es nun, ihnen die richtige Form zu geben und die diplomatischen Beilagen zu verfassen, welche den Gang der Verhandlungen und den Abschluß des Vertrags für die Öffentlichkeit frisieren. Das stellte Minghetti, Visconti Venosta und Nigra vor außerordentlich schwierige Aufgaben, vor so schwierige Aufgaben, daß auch das ungewöhnliche Geschick des Triumvirats, das die Septemberkonvention machte, sie nicht restlos zu lösen vermochte. Das Bedenken La Marmoras, man könne nicht versprechen, jeden Angriff auf das päpstliche Gebiet zu verhindern, weil man dieses Versprechen im eintretenden Fall nicht zu halten vermöge, das scheint ihnen nicht viel Pein bereitet zu haben.

Drei andere Nüsse aber galt es zu knacken. Die Verlegung der Hauptstadt ist von französischer Seite entweder als conditio sine qua non gemeint oder nicht. Wenn ja (und das war zweifellos der Fall), so greift Frankreich in rein innere Angelegenheiten Italiens ein, und zwar in einem Vertrag, dessen gemeinsame Grundlage das Nichtinterventionsprinzip sein soll. Wenn aber nicht, wie konnten dann italienische Unterhändler es zugeben oder gar vorschlagen?

Die zweite und größte Schwierigkeit ergab sich aus dem Nationalprogramm Roma capitale. Es hatte sich zu einem politischen Dogma verdichtet, auf das jeder Neupatriot Neuitaliens wie eingeschworen sein mußte. Sollte die Verlegung der Hauptstadt fort von Turin, sollte näherhin die Wahl einer neuen Hauptstadt ein sichtbares und greifbares Pfand dafür sein, daß man Rom weder selbst angreifen noch einen Angriff zulassen wolle, so mußte die Wahl der neuen Hauptstadt den Sinn haben, daß man auf Rom als Hauptstadt verzichte. Mit diesem Geständnis konnte, durfte, wollte man weder vor die Öffentlichkeit noch vor das Parlament treten. Erklärte man aber ausdrücklich die neue Hauptstadt als provisorische, so verlor das Frankreich gegebene Pfand den einzigen Wert, wegen dessen es von Frankreich gefordert worden war.

Wir sagten, mit dem Verzicht auf Roma capitale konnte kein Ministerium vors Parlament treten, ohne in einer Zyklone von Wutgeheul und Hohngelächter unterzugehen.

Hier lag die dritte große Schwierigkeit. Den Vertrag mit einer auswärtigen Macht schloß der König. Die Verlegung der Hauptstadt erfolgte durch königliches Dekret. Da die Durchführung aber erhebliche Kosten verursachte, mußte das Parlament sie bewilligen. Bei dieser Gelegenheit wurde selbstverständlich die ganze Frage nebst Zugehör aufgerollt. Man stand also, wenn die Schwierigkeiten alle gelöst waren, noch vor der Aufgabe, den Vertrag auf dem schwachen Schiff der Ministerbank durch Orkane in den Hafen des Majoritätsbeschlusses zu steuern. Das Schiff scheiterte vor der Ausfahrt; nicht mehr als acht Tage überdauerte das Ministerium Minghetti den Abschluß der Septemberkonvention. Die andern Hindernisse aber räumte es weg, so weit das die Beschaffenheit eines Vertrags gestattet, dessen Kontrahenten die stillschweigende Übereinkunft getroffen zu haben scheinen, kontradiktorisch entgegengesetzte Wünsche Mitbeteiligter durch zweideutige Bestimmungen gleichzeitig zu befriedigen. Kaiser Napoleon wünschte, daß sogar etwa Veuillot ihm nicht vorhalten könne, er habe den Papst preisgegeben, und Minghetti wünschte, daß auch Garibaldi nicht allzu rasend werde, und jedenfalls, daß ein Parlament, das nicht umhin kann, sich nahezu einstimmig für Roma capitale zu erklären, ihm die Gelder für Firenze capitale bewillige.

Mit einem formalen Auskunftsmittel kam man an der ersten Klippe vorbei. Es wurden zwei gesonderte Schriftstücke hergestellt: der Vertrag und ein Protokoll. Im Vertrag standen die Abmachungen über den

Abzug der Franzosen, die Anwerbung eines päpstlichen Heeres, die beiden Versprechungen Italiens, einen Angriff wider Rom weder vorzunehmen noch zuzulassen, und die Zusage betreffs der päpstlichen Staatsschulden. Im Protokoll stand, der vorstehende Vertrag erhalte erst Gesetzeskraft, wenn der König von Italien die Übertragung seiner Hauptstadt in eine von ihm zu bestimmende Stadt verfügt habe, doch müsse die tatsächliche Hauptstadtverlegung binnen sechs Monaten durchgeführt sein. Der Charakter einer rein inneren Angelegenheit wäre der Hauptstadtverlegung besser gewahrt geblieben, wenn im Protokoll einfach gestanden hätte, der König von Italien zeigt dem französischen Kaiser die Verlegung seiner Residenz an. Man zog vor, zu sagen, der Vertrag habe erst Geltung, wenn die Verlegung verfügt ist. So wurde ein internationaler Vertrag eben doch von einer rein nationalen inneren Angelegenheit abhängig gemacht. Das hätte genügen können. Allein es wurde auch noch für die reine Verwaltungsmaßregel der Durchführung eine bestimmte Frist festgesetzt, ausbedungen. Da konnte man zum voraus die Linke lärmen hören „französische Knechtschaft"! Mit ungemeinem Geschick hat Nigra es versucht, in der behufs Vorlage ans Parlament ausgearbeiteten Note den Charakter der conditio sine qua non, der dieser inneren Maßregel eignete, so abzuschwächen, daß keine zu schreiende Einmischung Frankreichs in innere Angelegenheiten dabei herauskam. Er legte es so dar, daß die aus strategischen und aus Verwaltungsgründen geplante Verlegung der Hauptstadt in den Verhandlungen erwähnt worden sei. Darin habe Kaiser Napoleon eine neue Lage der Dinge erblickt, die ihm gestatte, den Abzug seiner Truppen ins Auge zu fassen. . . .

Von Rom war im Wortlaut des Vertrags nicht die Rede, nur vom territoire actuel du St. Père, von den États pontificaux, welche die Mehrzahl kaum mehr verdienten. Rom selbst war so gar nicht genannt, daß es gegen den Wortlaut der Texte nicht verstoßen hätte, wenn König Viktor Emanuel Rom zur neuen Hauptstadt erklärt und zugleich eröffnet hätte, daß ihm ein Angriff auf den Kirchenstaat fernliege, und daraufhin ruhig in Turin verblieben wäre. Und doch war Roma capitale der Angelpunkt der ganzen Angelegenheit. Hat die Wahl von Florenz nicht den Sinn eines Verzichtes auf Rom, so hat sie den Sinn nicht, um dessentwillen der Kaiser zum Vertrag Ja sagte. Darauf tüftelte man auf italienischer Seite eine Antwort aus, die den Stempel einer Notstandsaktion zu tragen scheint. Wir verzichten darauf, Rom mit physischen, mit Gewalt-

mitteln zur Hauptstadt Italiens zu machen, und dafür ist die Verlegung der Hauptstadt als Bürgschaft anzusehen. Das ist dem Nationalprogramm nicht bloß nicht entgegen, sondern durchaus gemäß; denn Cavour hat nie anders gesagt als so: „Nicht physische, sondern moralische Mittel sollen uns die Tore Roms öffnen." Unter den moralischen Mitteln versteht man vornehmlich den „Kulturfortschritt", der allgemach mittelalterliche Ideen beseitigt. Diese Wirksamkeit werde bei der geringeren Entfernung zwischen Florenz und Rom besser zur Geltung kommen als bei der Distanz Turin-Rom, so wurde zur Beruhigung der Sturmgeister gesagt.

Kaum war die Septemberkonvention bekannt geworden, so hieß es überall: Florenz Haltestelle unterwegs nach Rom!

Der französische Geschäftsträger in Berlin, Herr von Rayneval, berichtete bereits am 29. September nach Paris, das Losungswort, das gegenwärtig von einem großen Teil der europäischen Presse aufgegriffen wurde, Florenz Haltestelle unterwegs nach Rom, hat den vollen Beifall der hiesigen demokratischen Presse. Gramont schreibt aus Wien nach Paris, auch dort sage man „Florenz Haltestelle". Aus Rom kam die Nachricht, Kardinal Antonelli sehe in Florenz nur eine Haltestelle. Der französische Minister Drouyn de Lhuys mochte noch so nachdrücklich erklären, das entwerte den Vertrag für Frankreich, es war nicht dagegen aufzukommen. Einer der beiden italienischen Unterhändler und Bevollmächtigten, dessen Unterschrift unter dem Vertrag stand, der Marquis Pepoli hochpersönlich, erklärte bei einem Bankett in Mailand am 9. Oktober 1864, die Septemberkonvention beeinträchtige in nichts irgend einen Teil des nationalen Programms. Ja, König Viktor Emanuel sagte selbst, wie della Rocca bezeugt: Firenze non è che una „tappa", e a Roma ci andremo; und della Rocca schreibt anderwärts, der König habe Florenz gewählt, weil es ihn Rom näher bringe, das aufzugeben er nicht im geringsten beabsichtigte.

Die weiteren Schicksale der Septemberkonvention von ihrem Abschluß bis zu ihrem Bruch sollen im nächsten Heft erzählt werden. Hier mögen die Urteile zweier Antipoden den Schluß bilden, die aus sozusagen antipodalen Ursachen sich für den Vertrag zu interessieren gehalten waren, das Urteil Giuseppe Mazzinis und das des Grafen zu Rechberg, Außenministers Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef. Mazzinis Urteil ist seinem Brief vom 24. September entnommen, der als Manifest gedacht war, in Italien aber nicht gerade große Verbreitung erlangte. Er nennt die Kon-

vention ein Aspromonte in permanenza; diese Formel ist in den Redeschlachten des November 1864 von zwei Rednern der Deputiertenkammer in Turin verwendet worden, ohne daß ihr Urheber genannt worden wäre. Das ist die Konvention, wenn sie gehalten wird; eine beständige Androhung abermaligen Bürgerkrieges. Wenn das Königreich aber die Konvention nicht hält, was dann? Was nach Mazzini dann eintreten muß, liest man heute mit besonderem Interesse: Die Folge werde sein, daß man in Europa nie mehr irgend einem Versprechen Italiens trauen wird.

Rechbergs Urteil findet sich im Bericht des Herzogs von Gramont, des französischen Botschafters in Wien, an seinen Chef Drouyn de Lhuys (17. Oktober 1864). Gramont versichert, er gebe Rechbergs Äußerungen sovielmöglich mit dessen eigenen Worten wieder. Rechberg äußerte Bedenken betreffs der Absichten und der Vertragstreue Italiens. Der Bevollmächtigte Italiens, derjenige, der den Vertrag verhandelte und unterfertigte, habe erklärt, der Vertrag stelle keinen Punkt des nationalen Programms in Frage und löse nur das letzte Glied der Kette, das Frankreich mit den Feinden Italiens verband[1]. Daraus folge zweierlei. Das Nationalprogramm bedeutet Roma capitale. Man bleibt also dabei, das zu wollen, was nach dem Vertrag und Frankreichs ausgesprochener Absicht ausgeschlossen sein soll. Ferner der Heilige Stuhl, dessen Schutz Italien vertragsmäßig übernimmt, wird vom Bevollmächtigten Italiens der Feind Italiens genannt. Es soll dem Vertrag zur Empfehlung gereichen, daß es gelang, diesen Feind durch den Vertrag zu isolieren.

Unter diesen Umständen bedauert Rechberg, daß die im Vertrag enthaltene, durch Frankreichs hochgewertete Unterschrift verbürgte Sicherstellung

---

[1] In der vom französischen Ministerium des Auswärtigen herausgegebenen Dokumentensammlung „Les origines diplomatiques de la guerre de 1870/1871" (IV [1911] 260—265). Zu den Worten Gramonts (Rechbergs) bemerken die Herausgeber, sie wüßten nicht, auf welche Aussprüche oder Berichte Nigras oder Pepolis sich das bezöge. Das Zitat ist wörtlich dem Mailänder Trinkspruch Pepolis entnommen, auf den wir schon früher hingewiesen haben. In der Herausgebernote liegt ein Schulbeispiel dafür, daß Editoren, die über unermeßliche Schätze von Archivalien nebst Zugehör an Hilfsmitteln frei verfügen, der gedruckten Literatur zuweilen nicht die ausreichende Aufmerksamkeit schenken; in diesem Fall sind die führenden Zeitungen Europas „gedruckte Literatur", die intensiv zu benützen wäre. Und da hätten die Editoren (bald nach dem 10. Oktober) überall Pepolis Rede gefunden, auf die sich übrigens auch Massimo d'Azeglio u. a. beziehen.

des Heiligen Stuhles eine Lücke aufweist. Es ist nur von Angriffen die Rede, die von außen kommen. Solche weder vorzunehmen noch zuzulassen verspreche Italien. Jedermann weiß aber, durch welche Mittel man in einem Staat wie dem des Heiligen Stuhles nach und nach durch fortgesetzte Einzeleinwanderung unter dem Schutz der beliebten Verkleidungen eine künstliche Einwohnerschaft schaffen kann, die in einem bestimmten Augenblick in Masse auftritt, das Revolutionsbanner schwingt, von jenseits der nahen Grenze moralisch und durch Geldzufluß unterstützt wird, die Absetzung des Papstes ausruft, und, durch die Maschen des Vertrags durchschlüpfend, eine vollendete Tatsache herbeiführt, deren Vorteile man sich anzueignen nicht verfehlen wird. Das Wiener Kabinett würde eine Bürgschaft Frankreichs wider derlei Gefahren mit Freude begrüßen. Gerade das, was Rechberg befürchtete, war der Plan Minghettis, wie oben aus Minghettis Briefen an La Marmora gezeigt wurde, wofür noch viel andere Beweise zu Gebote stehen. Rechberg sah den italienischen Ränken auf den Grund. Als Durando Außenminister Italiens war, sagte Rechberg in bezug auf eine Bürgschaft Italiens: „Diese Versprechungen haben nicht einmal den Wert des Fetzens Papier, auf dem sie geschrieben stehen. Und ich möchte meinen, General Durando sei auch dieser Ansicht."

Robert von Nostitz-Rieneck S. J.

Sozialversicherung und Wohlfahrtspflege.

Das zweite Kriegsjahr war schon fast wieder voll geworden und doch zeitigte es durch Herabsetzung der Bezugsberechtigung für die Altersrente vom 70. auf das vollendete 65. Lebensjahr und den weiteren Ausbau der Hinterbliebenenversicherung ein neues Reis am Friedensbaum der Sozialversicherung. Es ist dies ein Zeichen dafür, wie tief diese Einrichtung im deutschen Volke Wurzel geschlagen hat. Mehr als ein Menschenalter hindurch konnte sie in ungestörtem Frieden ihre Kräfte entfalten und ihre segensreiche Arbeit festigen. So war die Sozialversicherung instand gesetzt, auch während des Krieges ihre unmittelbaren Aufgaben zu erfüllen, ja noch zu erweitern und darüber hinaus in mannigfache Kriegsnot helfend einzugreifen. Die vielfache Hilfsbedürftigkeit, die der Krieg geschaffen hat, macht es aber auch allen Volksfreunden zur Pflicht, die Sozialversicherung in ihrer Eigenart zu kennen und zu nützen und den breitesten Volksmassen möglichst nahe zu bringen.

I.

Das nächste Ziel der Sozialversicherung wird schon durch die Titel der Hauptversicherungszweige gegeben: Kranken-, Unfall-, Invaliden- (Alters-) und Hinterbliebenenversicherung. Welch gewaltige Leistungen in Verfolgung der unmittelbaren Aufgaben durch die Sozialversicherung getätigt wurden, zeigt eine knappe Zusammenstellung durch den Präsidenten des Reichsversicherungsamtes: „Bei Ausbruch des Krieges, also über 30 Jahre seit Einführung der Arbeiterversicherung, waren von einer Gesamtbevölkerung von über 66 Millionen rund 18 Millionen gegen Krankheit, 25 Millionen gegen Unfall und 16 Millionen gegen Invalidität und Alter versichert. Bis zum Schlusse des Jahres 1914 wurden nahezu 11,7 Milliarden Mark Entschädigungen (Krankenfürsorge, Renten usw.) an etwa 127 Millionen Versicherte und deren Angehörige gezahlt, wozu die Versicherten selbst etwa 6,4 Milliarden beitrugen. Der tägliche Aufwand in den drei Versicherungszweigen belief sich 1914 auf über 2,4 Millionen Mark.“ [1]

[1] Dr. Paul Kaufmann, Soziale Fürsorge und deutscher Siegeswille, Berlin 1915, 12. Abdruck.

Da die Versicherten auf diese Leistungen einen Rechtsanspruch haben, müssen diese Leistungen auch in erster Linie durch eine kluge Vermögensverwaltung der Versicherungsträger sichergestellt werden. Es ist darum auch durchaus gerechtfertigt, wenn die Reichsversicherungsordnung bei Aufwendungen für allgemeine Maßnahmen seitens der Versicherungsanstalten eine Genehmigung der Aufsichtsbehörden (Reichs- bzw. Landesversicherungsamt) vorschreibt. Daß diese Aufsicht nicht engherzig ist, zeigt am besten der Blick über die entsprechenden Aufwendungen der Versicherungen.

Soviel Gutes auch die Renten, bzw. die Anstaltsbehandlung an deren Stelle, stiften, volkstümlich und beliebt wird die Versicherung so recht erst durch die vorbeugenden Maßnahmen der verschiedensten Art[1]. Dies gilt namentlich von der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung. Dank den großen Kapitalien, die sich bei den Versicherungsanstalten, den Trägern der Invalidenversicherung, ansammeln, sind diese in hervorragendem Maße befähigt, vorbeugend zu wirken. Durch Einleitung sog. Heilverfahren sofort bei den ersten Anzeichen der Krankheit läßt sich vielfach die Gesundheit wieder völlig herstellen oder doch dem Krankheitsverlauf Einhalt gebieten und die Arbeitskraft noch für Jahre erhalten. Namentlich die drei großen Volksfeinde, Schwindsucht, Trunksucht und Geschlechtskrankheiten, können auf diesem Wege energisch bekämpft werden. Am schärfsten war bislang der Kampf gegen die Schwindsucht. Wenn auch die Frage nicht entschieden ist, wie groß der Anteil der neuzeitlichen Heilbehandlung an dem erfreulichen Rückgang der furchtbaren Krankheit ist, so ist er doch wohl sicher vorhanden und nicht zu verachten. Die Versicherungen wandten vor allem ihr Augenmerk der Heilstättenbehandlung zu, um die Erkrankten wieder erwerbsfähig zu machen. Neuerdings legt man auch mehr Wert darauf, die vorgeschrittenen Kranken möglichst zu asylieren und dadurch die bei den engen Wohnungsverhältnissen der meisten Versicherten besonders große Ansteckungsgefahr möglichst zu mindern. Ende 1914 besaßen die verschiedenen Versicherungsanstalten neben 41 eigenen Sanatorien, Genesungsheimen, Krankenhäusern mit über 4000 Betten 42 Lungenheilstätten mit über 5000 Betten. In der Absonderung der Schwerkranken hat namentlich die Versicherungsanstalt der Rheinprovinz gute Ergebnisse erzielt. Die Sterblichkeit an Tuberkulose ging während dieser Zeit von 30,95 auf das Tausend der Bevölkerung

[1] Vgl. Kaufmann, Schadenverhütendes Wirken in der deutschen Arbeiterversicherung, [2] Berlin 1914.

in Preußen im Jahre 1876 auf 13,95 im Jahre 1913 herab. Der Kampf gegen die Trunksucht wird geführt durch Unterstützung der Bestrebungen zur Trinkerrettung und -heilung. Es werden auch hier Heilverfahren in Trinkerheilstätten eingeleitet, vor allem auch der Anschluß an Enthaltsamkeitsvereine gefördert. Von 1902 bis 1912 wurden beispielsweise 4074 Alkoholiker auf Kosten der Versicherungsanstalten behandelt. Die Reichsversicherungsordnung sieht außerdem vor, daß Trinkern an Stelle der Geldrente Sachleistungen gegeben werden. Der dritten großen Volkskrankheit, den Geschlechtskrankheiten, ließ der Krieg besondere Aufmerksamkeit zukommen[1]. Zwar war man auch früher nicht achtlos daran vorbeigegangen, man war jedoch noch zu keinem festen Plan gelangt. Auf Anregung des Generalgouverneurs von Belgien, Freiherrn v. Bissing, wurde angesichts der durch den Krieg verschärften Gefahren für das Volkstum das Problem neu aufgegriffen und ein schon früher ausgesprochener, in Hamburg bereits am 1. Januar 1914 in die Tat umgesetzter Gedanke wieder aufgenommen. Es handelt sich hierbei hauptsächlich um die Errichtung von Beratungsstellen durch die Versicherungsanstalten. Zur Wahrung möglichster Verschwiegenheit sollen diese unter Ausschaltung der Krankenkassen für größere Bezirke eingerichtet werden. Durch enge Fühlungnahme mit den militärischen Stellen soll eine geeignete Weiterbehandlung der zur Entlassung gekommenen Mannschaften gewährleistet werden. In bescheidenerem Maßstabe beteiligten sich verschiedene Versicherungsanstalten auch an der Pflege von Rheumatikern, Skrophulösen, Blinden, Krüppeln usw.

Nicht so leicht wie die geschilderten Maßnahmen, aber kaum von geringerer Bedeutung, sind die mittelbaren Vorteile der Sozialversicherung für die Volksgesundheit. Dies gilt besonders von der Erziehung der breiten Volksmassen zu gesundheitsmäßiger Lebensweise, zur Wertschätzung und Benützung ärztlicher Hilfe und sachkundiger Pflege. Unschätzbare Dienste haben die Heilbehandlung, namentlich die Erfahrungen in der Unfallbehandlung, jetzt für die Heilung unserer erkrankten und verletzten Krieger geleistet. Auch für die Beschäftigung der Verletzten lagen einige Erfahrungen vor, wenn auch gerade dieses Gebiet erst kürzlich von der Unfallversicherung eingehender berücksichtigt wurde[2].

---

[1] Kaufmann, Krieg, Geschlechtskrankheiten und Arbeiterversicherung, Berlin 1916.

[2] Vgl. Kaufmann, Schadenverhütendes Wirken usw. 110.

Über den Kreis der Versicherten hinaus wirken auch die Aufwendungen der Versicherungsanstalten für die allgemeine Wohlfahrtspflege, namentlich das Wohnungswesen. Diese Aufwendungen sind durch § 1274 der Reichsversicherungsordnung ermöglicht als Mittel „zur Hebung der gesundheitlichen Verhältnisse der versicherungspflichtigen Bevölkerung". Sie werden gewöhnlich in Form von Darlehen zu niedrigem Zinsfuß gewährt. Die gesamten Darlehen für gemeinnützige Zwecke beliefen sich bis Ende des Jahres 1914 auf 1266,8 Mill. Mark. Hiervon sind für den Bau von Arbeiterfamilienwohnungen 505,6 Mill., für den Bau von Ledigenheimen, Hospizen, Gesellenheimen usw. 26,9 Mill. ausgeliehen worden. Zur Befriedigung des landwirtschaftlichen Kreditbedürfnisses (für Bodenverbesserung, Ent- und Bewässerung, Moorkultur, Aufforstung, Wegebau, Kleinbahnen, Hebung der Viehzucht, Linderung der Futternot usw.) wurden bis Ende 1914 von 26 Landesversicherungs- und zwei Sonderanstalten 128,9 Mill. Mark ausgegeben. Wichtig an dieser Stelle sind besonders die Darlehen zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrtspflege. Sie betrugen bis Ende 1914 insgesamt 605,4 Mill. Mark. Hiervon wurden geliehen:

a) für den Bau von Kranken- und Genesungshäusern, Volksheilstätten, Invaliden- und Erholungsheimen, Siechenhäusern und für Kranken- und Invalidenpflege überhaupt 144,4 Mill. Mark;

b) zur Förderung der öffentlichen Gesundheitspflege, insbesondere zum Bau von Volksbädern, Schlachthäusern, Wasserleitungen usw. 193,5 Mill. Mark;

c) für Erziehung und Unterricht, Hebung der Volksbildung 97,6 Mill. Mark;

d) für sonstige Wohlfahrtszwecke 169,9 Mill. Mark. Hierunter fallen vorzugsweise kommunale Einrichtungen, daneben aber auch Darlehen zum Bau von Kirchen, kirchlichen Gemeindehäusern, christlichen Vereins- und Versammlungshäusern, Heimen für Gemeindeschwestern, Lehrerinnen, Arbeiter und Arbeiterinnen, Seeleute, für Volks- und Jugendheime, Kinderbewahranstalten, für Taubstummen- und Blindenanstalten, zur Beschäftigung brotlos gewordener Arbeiter, Arbeiterkolonien, Wanderarbeitsstätten, für Asyle, Fürsorgeheime und Zufluchtsstätten aller Art, für Volksküchen und endlich für verschiedene Einrichtungen zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs[1].

[1] Vgl. „Concordia" 1915, 161/162.

Nicht minder von Bedeutung sind die Mittel, die durch die Versicherungsanstalten in weitherzigster Auslegung ihrer Bestimmung für die Kriegshilfe flüssig gemacht wurden. Nachstehende Aufstellung der „Concordia" (1915, S. 218) bietet die Aufwendungen etwa während des ersten Kriegsjahres (bis 1. Juni 1915): 1. Zuschüsse an das Rote Kreuz a) Zentralkomitee 447 000 *M*, b) Provinzialvereine usw. 1 395 984 *M*. 2. Beschaffung von Wollsachen für das Feldheer und sonstiger Liebesgaben 1 670 962 *M*. 3. Unterstützung von Arbeitslosen und Hilfsbedürftigen a) unmittelbar 985 127 *M*, b) mittelbar durch Gemeinden, Vereine usw. 4 993 984 *M*. 4. Unterstützung an die Landesversicherungsanstalt Ostpreußen aus Anlaß der ihr durch den Russeneinbruch zugefügten Schädigungen 304 000 *M*. 5. Förderung der Kriegsversicherung 208 854 *M*. 6. Ausrüstung von Lazarettzügen 374 763 *M*. 7. Ehrengaben an die Hinterbliebenen von gefallenen oder ihren Wunden erlegenen Kriegsteilnehmern 954 326 *M*. 8. Sonstige Zwecke (u. a. 109 000 *M* für Bade- und Desinfektionswagen) 1 483 085 *M*. Zusammen 12 775 085 *M*. Auf Beschluß der Vertreter der Landesversicherungsanstalten wurde als Höchstgrenze für derartige Aufwendungen mit dem Reichsversicherungsamt fünf vom Hundert des Buchwertes des Gesamtvermögens der einzelnen Versicherungsanstalt am 31. Dezember 1913 festgesetzt. Bei voller Verausgabung würde dies 73,22 Mill. Mark ergeben. Außerdem erklärten sich die Versicherungsanstalten bereit, „sich an der Kriegsbeschädigtenfürsorge in größtmöglichem Umfange zu beteiligen, und zwar nicht nur auf dem Gebiete der ärztlichen Fürsorge (Heilverfahren), sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiete (Berufsberatung, Berufsschulung, Arbeitsvermittlung usw.)[1].

Aus diesem kurzen Überblick der Leistungen der Sozialversicherung im allgemeinen wie besonders auch für die eigentliche Wohlfahrtspflege geht ihre große Bedeutung für alle Wohlfahrtsbestrebungen hervor. Es ist deshalb von großer Wichtigkeit, die Eigenart der Sozialversicherung innerhalb der Wohlfahrtspflege zu erkennen, um sie so möglichst zweckentsprechend werten und nützen zu können.

II.

In seinem Aufsatz über „die ethischen Grundlagen der Versicherung" (diese Zeitschrift Bd. 88, S. 433—457) hat Heinrich Koch S. J. bereits

[1] Ferner vgl. hierzu E. Witowski, Reichsversicherungswesen und Kriegsfürsorge, Berlin 1915.

auf den zweigeteilten Ursprung der Sozialversicherung hingewiesen: einerseits der Bismarcksche Gedanke staatlicher Fürsorge, patriarchalisch und kommunistisch zugleich, andererseits bei der Volksvertretung das Bestreben, auf genossenschaftlicher Selbsthilfe aufzubauen. Bismarcks Gedanken kommen in der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 zum Ausdruck: „Daß der Staat sich in höherem Maße als bisher seiner hilfsbedürftigen Mitglieder annehme, ist eine Pflicht der Humanität und des Christentums, von welchem die staatlichen Einrichtungen durchdrungen sein sollen." Aber der Staat soll dies Christentum ausführen. Wenn nicht ganz, so doch in starkem Maße. Große Reichsanstalten oder vom Reich geschaffene, von ihm abhängige Korporationen, Reichszuschüsse, eine fast sozialistische oder kommunistische Zuwendung an die Arbeiter — derartiges stand im Mittelpunkt seiner Pläne (Koch). Demgegenüber wurde von der Reichstagsmehrheit die Selbsthilfe der Erwerbstände schärfer betont. Die Besserung des Lohnverhältnisses, das Rücklagen für die verdienstlosen Zeiten des Arbeiterlebens ermöglichen soll, wurde zur Voraussetzung einer echten Versicherung der Arbeiter (Koch ebd.).

Aus dieser ihrer Doppelquelle erklären sich manche Eigentümlichkeiten der Sozialversicherung. Am klarsten ist die Idee der Unfallversicherung, die ganz von den Berufsgenossenschaften der Arbeitgeber getragen wird. Von diesen werden sämtliche Kosten aufgebracht. Auch die Krankenversicherung bewahrte den Charakter einer echten Versicherung, wenn auch mit Beitrittszwang, ziemlich rein. Eine Erweiterung nach der allgemeinen Fürsorge hin brachte ihr eigentlich erst der Krieg durch Ausgestaltung der angegliederten Wochenhilfe. Diese wurde durch die Bundesratsverordnungen vom 3. Dezember 1914, 28. Januar 1915 und 23. April 1915 allmählich zu einer allgemeinen Kriegs-Mutterschaftsversicherung ausgebaut. Hatte schon die erste Verordnung vorgesehen, daß die Leistungen, mit Ausnahme des Wochengeldes, der Kasse durch das Reich wieder ersetzt würden, so dehnte die letzte Verordnung die Leistung auf alle minderbemittelten Kriegerfrauen dankenswerterweise aus. Während es sich aber bei der Krankenversicherung nur um Kriegserscheinungen und -zahlungen, wenigstens vorläufig, handelt, war die Invalidenversicherung schon von Anfang an mit Reichszuschüssen ausgestattet. Für den, der in der Sozialversicherung ein Werk ständischer Selbsthilfe, wenn auch unter staatlichem Zwang und staatlicher Aufsicht, sehen wollte, bot die theoretische Begründung dieses Zuschusses stets einige Schwierigkeit. Er ließ sich einigermaßen rechtfertigen

als Aufwendung zur Förderung des allgemeinen Volkswohls, dem die Sozialversicherung mittelbar dient. Tatsächlich kommt hier jedoch der Gedanke der Staatsfürsorge zum Durchbruch. Auch bei jeder Einzelrente und Leistung der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung wird solch ein staatlicher Zuschuß gewährt, ohne daß, wie z. B. beim Heeresdienst, dem Staate unmittelbar eine Leistung gewährt worden wäre. Trotzdem kommt im Einzelfall dieser Frage keine besondere Bedeutung zu, da der Charakter der Rente durch die überwiegenden Beiträge der Unternehmer und Arbeiter bestimmt wird. Wohl aber ist dieser Einschlag in der Versicherung als Ganzes zu beachten. Einmal liegt in den beträchtlichen Reichszuschüssen 1891—1911 z. B. über 693 Mill. Mark, die Berechtigung und auch eine gewisse Verpflichtung für die Versicherungsanstalten, ihrerseits wieder zum allgemeinen Wohl Aufwendungen zu machen. Durch die Ausdehnung der Tätigkeit der Sozialversicherung auf immer weitere Kreise, das Bestreben, möglichst weit die Bedürfnisse der Versicherten zu erfassen, wie es sich z. B. in der Familienfürsorge, in der namentlich durch die Versicherungsanstalt der Hansestädte ausgebauten Kinderfürsorge, in dem von Professor Schmittmann vorgeschlagenen Plan einer Wohnversicherung mit Sparpflicht, in der Mutterschaftsversicherung, die den Krieg überdauern dürfte, zeigt, wird die Frage immer mehr von Bedeutung, wie weit die Versicherungsmittel für die Allgemeinheit und allgemeine Mittel für die Versicherungen aufzuwenden sind. Es ist eben das Eigentümliche an der Sozialversicherung, daß sie einen großen, ja den größten Teil der minderbemittelten Bevölkerungskreise umfaßt, aber doch nicht alle, und zwar nur zu oft die allerärmsten nicht, daß sie ferner die erfaßten Kreise in mannigfacher Hinsicht fördert und unterstützt, aber doch nur innerhalb eines notwendigerweise beschränkten Umkreises. Es ergeben sich hieraus mancherlei Berührungs-, öfter aber auch Reibungsflächen mit den übrigen Faktoren der Wohlfahrtspflege, öffentlichen wie privaten, die, je mehr der Ausbau der Versicherungen voranschreitet, um so mehr ein in den Endzielen und Aufgaben der einzelnen Faktoren klares Zusammen- und Handinhandarbeiten verlangen.

Es braucht nicht erst betont zu werden, daß es nur zu begrüßen ist, wenn die Versicherungsanstalten mit ihren großen Mitteln, ihrem weittragenden Einfluß in den breiten Volkskreisen, ihren frischen Gedanken sich möglichst weit an der allgemeinen Wohlfahrtspflege beteiligen. Auf eine Gefahr, die sich bei zu selbständigem Vorgehen der Versicherungs-

träger indessen ergeben kann, wies der Direktor der Landesversicherungsanstalt der Hansestädte, Geheimrat Bielefeld, auf einer Versammlung der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge im Anschluß an ein Referat über die Kinderfürsorge der Versicherungsanstalten selbst hin: für die von den städtischen Behörden losgelöste Fürsorge besteht die große Gefahr der Uferlosigkeit. Vorbeugung allein ist in der Tat ein sehr dehnbares Kriterium. Immerhin dürfte aber die Aufsichtspflicht des Reichsversicherungsamtes genügen, um die Versicherungsanstalten selbst vor Schaden zu bewahren. Aber ein mehr oder weniger rücksichtsloses, allzu selbständiges Vorgehen kann andere Schädigungen hervorrufen, auf die z. B. Ratsassessor Dr. Brachmann-Dresden in einem Aufsatz „Armenverbände und Versicherungsträger" (Zeitschrift für das Armenwesen 1915, 54—58) verweist. Er glaubt schreiben zu dürfen: „Bei diesen (den Versicherungsträgern) ist von jeher eine gewisse Voreingenommenheit gegen die Armenverbände zu beobachten gewesen. Von ihrem Standpunkt aus ist es auch durchaus berechtigt, wenn sie ihre Leistungen nach Möglichkeit den Versicherten selbst zuzuwenden suchen. Aber das kann auch übertrieben werden. Es wird verkannt, daß im Grunde die Armenbehörden, besonders durch ihre zahlreichen Kranken-Versorgungs- und Erziehungsanstalten, ebenso wie die Versicherungsträger zur wirtschaftlichen, gesundheitlichen und kulturellen Hebung des Volkes dienen und daß deshalb beide einander in die Hände arbeiten müssen. Ebenso wie die Armenverbände immer mehr Fürsorge dafür treffen, daß niemand aus Not seine Versicherungsrechte verfallen läßt, so müssen auch die Versicherungsträger bestrebt sein, ihnen durch ihre Leistungen die Unterhaltung ihrer immer kostspieliger werdenden Fürsorgeanstalten zu erleichtern und damit deren stets wünschenswerte Erweiterung zu ermöglichen. Den Vorteil werden mittelbar auch die Versicherungsträger haben. Außerdem wird durch die Unterstützung dieser Anstalten das Geld oft besser und zweckmäßiger zum Wohl des Ganzen verwendet als durch die Auszahlung an den einzelnen, der es vergeudet. Es gibt Versicherungsanstalten, die in der großzügigsten Weise selbst Heilanstalten unterhalten und Heilverfahren bewilligen und die um jeden Groschen feilschen, wenn ein Armenverband sich des Versicherten annimmt."

Die hier gezeichnete Tendenz, alle Leistungen den Versicherten auch selbst zuzuwenden, findet sich natürlich nicht überall, ist aber an sich naheliegend. So unerwünscht und hemmend sie für die städtische Armen- und Wohlfahrtspflege ist, ebenso unerwünscht ist sie es für die kirchliche

und freie Liebestätigkeit. Es braucht hier nicht erst die Notwendigkeit dieser Anstalten betont zu werden. Aber wenn sie notwendig sind, müssen sie auch leben können. Was oben von städtischen Anstalten gesagt wurde, gilt hier noch in erhöhtem Maße. Die privaten Anstalten sind ja noch weit mehr auf die Leistungen ihrer Pfleglinge angewiesen. Und gerade ihrer vornehmsten Aufgabe, den Allerärmsten zu dienen, können sie nicht nachkommen, wenn ihnen so große zahlungsfähige Kreise, wie sie die Versicherten darstellen, entzogen würden oder die Pflege für diese nur ungenügend entschädigt würde. Es kommt noch der auch im Interesse der Versicherten selbst liegende Gesichtspunkt der geistigen Fürsorge hinzu. Die Versicherungsträger haben, solange sie nur die rein materielle Seite im Auge behalten, keinen Anlaß, auf die verschiedenartigen geistigen Bedürfnisse und Richtungen ihrer Mitglieder Rücksicht zu nehmen. Sobald aber mehr als ärztliche Hilfe und Wochengeld gewährt wird, sobald Pflege in Haus oder Anstalt, Anschluß an Vereine, wie in der Trinkerheilung, Aufnahme in Asyle oder gar Unterbringung und damit Erziehung von Kindern in Betracht kommt, verlangt auch die geistige Seite der Fürsorge Berücksichtigung. Dadurch, daß man die Anstalten jedes konfessionellen Charakters beraubt oder, wie z. B. von der schlesischen Landesversicherungsanstalt bezüglich der Landkrankenpflege berichtet wird, nur interkonfessionelle Vereine unterstützt, ist natürlich nicht geholfen. Selbst ausdrückliche Wünsche, in einer konfessionellen Anstalt untergebracht zu werden, finden dann Ablehnung mit dem Begründen, daß man eigene Anstalten habe und diese besetzen müsse. Einem derartigen Monopolbetrieb gegenüber, dem man in der öffentlichen Fürsorge hin und wieder begegnen kann, erscheint es als ein sehr geeignetes Verfahren, wenn die Versicherungsanstalten, wie das mancherorts geschieht, Vereine, Genossenschaften usw. durch billige Darlehen in ihrer Tätigkeit unterstützen und sich dafür eine gewisse Zahl von Plätzen für die Versicherten ausbedingen. Auf diese Weise können die Interessen aller Beteiligten wohl am besten gewahrt, das allgemeine Wohl darum auch am meisten gefördert werden. Dies harmonische Zusammenarbeiten ist um so mehr zu wünschen, als bei völlig selbständigem Vorgehen aller Beteiligten die deutsche Wohlfahrtspflege noch mehr, bis fast zur Unübersichtlichkeit, zerhackt und zerspalten würde.

Diese Zusammenarbeit wird um so ersprießlicher sein, je mehr von allen Seiten darauf hingearbeitet wird und namentlich auch von der kirchlichen und privaten Wohlfahrtspflege die Versicherungen in An-

spruch genommen werden. Professor Dr. Schmittmann-Köln, Landesrat a. D., hat diesen Gedanken besonders warm wiederholt vertreten und erst neuerdings wieder darauf aufmerksam gemacht in der Flugschrift: „Die sozialen Hilfsquellen des Staates und die Gegenwartsaufgaben der katholischen Caritas. Eine Gewissensfrage für die deutschen Katholiken" (Freiburg i. Br. 1916). Was hier vielfach von der kirchlichen Fürsorge versäumt wird, zeigt ein Beispiel ebenda. Wieviel hier (in der Heilfürsorge) von der Regsamkeit privater Organisationen und Vereine abhängt, geht daraus hervor, daß die eine Stadt Barmen mehr an Heilfürsorge seitens der Versicherungsanstalt Rheinprovinz erhält als die ganzen Regierungsbezirke Koblenz und Trier zusammen, dank der Wirksamkeit eines in der genannten Stadt mustergültig arbeitenden privaten Vereins. Ähnlich erhält die Stadt Elberfeld weit mehr an Heilfürsorge als alle Landkreise des Regierungsbezirks Köln zusammen. Ganz ähnlich geht es mit der erst kürzlich in Angriff genommenen Heilfürsorge für kranke oder gesundheitlich geschwächte Kinder.

Es ist also Aufgabe der freiwilligen und kirchlichen Liebestätigkeit, zunächst die Leistungen der Versicherung für den einzelnen Versicherten diesem auch wirklich zu erwirken, durch Aufklärung über seine Ansprüche, Eingaben usw. Ein besonderes Augenmerk ist auf die Aufrechterhaltung der Rentenansprüche wie auch die Möglichkeit der freiwilligen Versicherung zu richten. Dann müssen aber auch die Verbände, Vereine, Anstalten usw., soweit ihre Zwecke den allgemeinen Zielen der Versicherung, besonders der „Hebung der gesundheitlichen Verhältnisse der Versicherungspflichtigen Bevölkerung", entsprechen, an die Versicherungsträger, also vor allem die Landes- und Provinzialversicherungsanstalten herantreten und um Darlehen für ihre Zwecke nachsuchen. Neben der Wohnungspflege dürfte sich hier besonders die Förderung von Ferienkolonien, Seehospizen u. a., Kinderheimen für schwächliche, kranke Kinder der minderbemittelten Kreise empfehlen, da gerade hier unsere Anstalten noch weit hinter dem Bedürfnis zurückbleiben.

Im großen und ganzen kann man wohl schon jetzt von einem beiderseits vorhandenen Bestreben ehrlicher Zusammenarbeit reden. Aber gerade unsere katholischen Vereine und Anstalten müssen noch weit mehr aus ihrer Zurückhaltung heraustreten. Hier liegen große Mittel, die geeignet sind, der freiwilligen Liebestätigkeit ihre Arbeit ungemein zu erleichtern und über die Klage der Mittellosigkeit hinwegzukommen. Die Gelder, die vor

angesammelt sind, stammen ja zum guten Teil aus unsern eigenen Kreisen. Man wird auch, was Schmittmann besonders betont, nicht zu fürchten haben, durch die Nutzung der Gelder in drückende Abhängigkeit von den Versicherungsanstalten zu kommen, wenn auch natürlich bei Abmachungen und Verträgen erfahrener Rat einzuholen ist. Dagegen wird gerade durch die gegenseitige Bindung von Kräften und Mitteln verhütet, daß die so wichtige Arbeit der Sozialversicherung in der Wohlfahrtspflege auf eigene und uns fremde Bahnen gelenkt wird. Es wird eine Hauptaufgabe der aufblühenden Caritas-Organisationen sein, gerade diese Zusammenarbeit in die Wege zu leiten und zu fördern.

Constantin Noppel S. J.

Übersicht.

Ein Meisterwerk der christlichen Archäologie.

Kaum ist ein Dutzend Jahre verstrichen, seit Prälat Wilpert die gelehrte Welt durch sein großes Katakombenwerk in Staunen gesetzt hat, und schon wieder tritt er mit einer wissenschaftlichen und organisatorischen Riesenleistung vor die Öffentlichkeit, die noch weit mehr unsere Bewunderung erregt und noch wichtiger für die christliche Altertumswissenschaft ist als die gelehrte Arbeit über die Katakombenmalereien [1].

Als Stephan Beissel vor etwas über zwanzig Jahren in dieser Zeitschrift (46. Bd. der „Stimmen aus Maria-Laach") seinen Aufsatz „Die ältesten Mosaiken der römischen Kirche" schrieb, mußte er darüber klagen, daß es so schwer sei, diese altchristlichen Kunstwerke zu studieren und zu würdigen. „Viele sind mit dicken Krusten von Schmutz bedeckt oder nicht mehr hinlänglich beleuchtet; andere haben durch wiederholte Restauration ihre Würde und Einheit verloren. Wenige sind als Ganzes mit derjenigen Umgebung erhalten, ohne die sie weder für das Auge noch für das Herz zur vollen Wirkung gelangen." Hätte Beissel die Herausgabe des Wilpertschen Werkes erlebt, dann würde er zu seiner Freude sehen, daß all diese Schwierigkeiten, welche die Originale selbst der Forschung bieten, nunmehr beseitigt sind. Wilpert hat den schönsten und besten Teil seiner Lebenskraft geopfert und keine Kosten gescheut, um ein Werk erstehen zu lassen, das dem Archäologen weit mehr bietet als einen Ersatz für die Originale in ihrem oft so mangelhaften Zustand und das Studium dieser Wurzeln christlicher Kunst so bequem wie nur möglich macht. Denn was selbst einem bewaffneten Auge vor den Originalen nicht möglich ist, nämlich die späteren Zutaten und die Restaurierungen in Stuck als solche zu erkennen, zeigen die Wilpertschen Tafeln auf den ersten Blick. Spätere Ergänzungen in Mosaik hat Wilpert durch bloße Malerei wiedergegeben, und die Stuckausbesserungen, die oft so sorgfältig ausgeführt sind, daß erst genauere Untersuchungen an Ort und Stelle sie als solche erscheinen lassen, sind ganz weggelassen worden, weil sie ja doch wertlos sind. Man kann eine glücklichere Methode, das Originalwerk von seinen Zutaten zu scheiden, gewiß nicht ausfinnen.

---

[1] Joseph Wilpert, Die Römischen Mosaiken und Malereien der kirchlichen Bauten vom 4. bis 13. Jahrhundert. Unter den Auspizien und mit allerhöchster Förderung Seiner Majestät Kaiser Wilhelms II. Zwei Bände Text (1226 Seiten mit 542 Textbildern) und zwei Bände mit 300 farbigen Tafeln. Freiburg 1916, Herder. *M* 1000.—

Die Reproduktionen selbst sind das Ergebnis eines langwierigen, Zeit und Geduld nicht weniger als Geld verschlingenden Prozesses. Zuerst mußten Gerüste gebaut und photographische Aufnahmen (bei Wölbungen von verschiedenen Seiten) gemacht werden. Diese Aufnahmen wurden vergrößert und auf ganz besonderem Papier matt kopiert, um als Grundlage für die darüber zu legenden Farbwerte zu dienen. Dann mußten die Farben für jedes einzelne Steinchen aufgetragen werden. Welche Arbeit das bedeutet, mag man daraus ermessen, daß die Durchschnittszahl der Steinchen eines Mosaiks 50000 beträgt. Die Steinchen selbst waren erst von jahrhundertealtem Schmutz zu reinigen, um den ursprünglichen Ton mit annähernder Treue wiedergeben zu können. Malereien mußten Teil für Teil befeuchtet werden, um die eingeschlagenen Farben in möglichster Frische wieder aufleuchten zu lassen. Wilpert hatte sich für diese Arbeiten einen Maler herangebildet, der seit zwei Jahrzehnten ausschließlich für ihn arbeitete: Carlo Tabanelli. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser Maler, der zudem stets unter der persönlichen Kontrolle Wilperts stand, allmählich eine erstaunliche Sicherheit und Fertigkeit gewann.

Waren auf diese Weise die Unterlagen für die mechanische Wiedergabe gewonnen, so galt es nun, in den besten deutschen, österreichischen und italienischen Reproduktionsanstalten Kräfte heranzuschulen, die einer so ungewohnten Aufgabe gerecht wurden. Immer wieder mußten die Blätter aufs neue nachgearbeitet werden, bis sie auch den höchsten Wünschen des Herausgebers entsprachen, so daß sie in der vorliegenden fertigen Form Musterleistungen moderner graphischer Technik darstellen. Für die Mosaiken wurde Vierfarbendruck, für die Malereien Farbenlichtdruck verwendet. Die autotypischen Wiedergaben im Text sind zumeist nach photographischen Aufnahmen des Verfassers gefertigt. Neben den Kopien zugrunde gegangener Originale sind dort auch alle jene Bildwerke untergebracht, die auf den behandelten Gegenstand Licht werfen können, wie z. B. viele griechische Miniaturen, die den Unterschied zwischen griechischer und römischer Kompositionsweise klarzulegen geeignet sind.

Für seine eingehenden Forschungen und Vorarbeiten kamen dem Verfasser sowohl seine hochangesehene Stellung beim römischen Klerus wie auch das besondere Interesse Pius' X. zugute. So erhielt er die Erlaubnis, Denkmäler zu untersuchen, die als kostbare Schätze und als Gegenstände öffentlicher Verehrung hinter mehrfachen Verschluß gesetzt sind, und deren wissenschaftliche Untersuchung von manchen — auch sehr einflußreichen — Kreisen geradezu als sakrilegischer Eingriff empfunden wurde und peinliche Auftritte zur Folge hatte. Ein weniger energischer und zielbewußter Forscher hätte unter solchen Umständen wohl lieber auf die Untersuchung verzichtet. Wilpert aber ließ sich durch keinerlei Schwierigkeiten abschrecken. Das Erlöserbild vom Prozessionstriptychon in der Kapelle Sancta Sanctorum, das Schweißtuch Christi in der Peterskirche, das Franziskusbild in S. Francesco a Ripa und die hervorragendste römische Ikone, das Bild Mariä-Schnee in S. Maria Maggiore mußten die Schleier des Geheimnisses fallen lassen. Für das letztere Bild hatte der Gelehrte nicht weniger als vier

Permessi nötig: vom Papst, vom Kardinalerzpriester, vom Kapitel und vom Fürsten Borghese, dem Besitzer der Kapelle, in welcher das Bild aufbewahrt wird.

Und nun der wissenschaftliche Gehalt! Ein Archäologe muß etwas von dem Spürsinn und der Kombinationsgabe des Paläontologen besitzen. Wie dieser aus einem aufgefundenen Zahn oder Knochen Gattung und Art des Lebewesens herausfinden soll, dem sie zugehörten, so muß auch der Archäologe imstande sein, aus wenigen Überresten, die dem Laien unentwirrbare Rätsel aufgeben, das Originalbild in seinen wesentlichsten Bestandteilen zu rekonstruieren. Dazu gehört nicht nur eine ganz besondere natürliche Veranlagung, sondern auch eine reiche Erfahrung in dem ikonographischen Ideenkreis des Altertums. Wer nicht die Gesamtheit der noch vorhandenen Bestände innerlich verarbeitet hat und über jedes einzelne Element im gegebenen Augenblick verfügt, kommt notwendig in unfruchtbares Phantasieren hinein. Die vielen Irrlichter, die da und dort in der christlichen Altertumswissenschaft aufblitzen und eine Zeitlang auch ganz gelehrte und gescheite Leute zu narren wissen, verdanken diesem Mangel archäologischer Grunderfordernisse ihr Entstehen und ihren Kredit. Sehr viel Unheil haben auch die nicht unbedingt verlässigen Kopien eines Garrucci und de Rossi angerichtet, so bewundernswert die Leistungen dieser Forscher für ihre Zeit auch waren. Aber die Mängel der damaligen Reproduktionstechnik wie auch nicht genügend gründliche Untersuchung mancher Objekte haben zahlreiche irrige Meinungen in der archäologischen Wissenschaft verbreitet, die erst durch Wilpert berichtigt werden konnten.

Andere Irrtümer ergaben sich aus der heute so modern gewordenen falschen Grundvoraussetzung, daß die altrömische christliche Kunst vom Orient, von Byzanz inspiriert sei. Wir werden noch sehen, wie das Werk, ohne voreingenommene Tendenz und einzig durch die Wucht der Tatsachen, auf eine Apologie der künstlerischen Vorherrschaft Roms hinausläuft.

Ein Historiker vom Range Wilperts kennt nicht nur die Denkmäler, sondern auch die literarischen Quellen. Alles nur irgendwie Erreichbare, Handschriftliches und Gedrucktes, ist gewissenhaft beigezogen. Manches konnte der Verfasser dabei verwerten, was bisher übersehen oder unrichtig aufgefaßt wurde. Auch alte graphische Kopien wurden fleißig benutzt. Große Verdienste um solche Kopien altchristlicher Bilder haben sich der spanische Dominikaner Alfonso Ciacconio, Kardinal Francesco Barberini und der päpstliche Notar Giacomo Grimaldi erworben.

Wir wollen nun im folgenden vorerst den Inhalt kurz skizzieren und dann einige der wichtigsten Resultate Wilperts nach festen Gesichtspunkten geordnet mitteilen.

1. Inhalt.

Das erste Buch enthält in fünf Kapiteln allgemeine Untersuchungen zur konstantinischen, nachkonstantinischen und mittelalterlichen Monumentalkunst Roms, und zwar über die altchristlichen Bilderzyklen und ihre gemeinsamen Gegenstände, über Gewandung, Nimbus und Gebärden. Wenn Kraus (I 383) behauptet,

daß die großen Bilderzyklen zuerst in Wandmalerei, dann in Mosaik und schließlich in Miniaturmalerei ausgeführt worden seien, so mag das für die Provinz zutreffen, keinesfalls aber für Rom, wo für die künstlerische Ausschmückung der Kirchen gerade zu Anfang Mosaiken zur Anwendung kamen. Sehr eingehend wird die Technik der musivischen Arbeiten behandelt. Als gemeinsame Gegenstände der altchristlichen Zyklen ragen hervor das konstantinische und das jüngere, aber weniger verbreitete kreuzförmige Monogramm Christi, das Labarum Konstantins, die apokalyptischen Buchstaben, allein oder auch in Verbindung mit dem Monogramm, das Kreuz, bald in einfacher Form, bald als Gemmenkreuz, als Handkreuz, zum erstenmal in S. Vitale zu Ravenna, seit dem 5. Jahrhundert auch als Brustkreuz, ferner Monogramm Christi und Kreuz mit Evangelisten und Aposteln, das Firmament (entweder durch eine Fläche, oder durch eine runde Scheibe, oder auch durch Wolken dargestellt), Insignien der Königswürde Christi (Thron, Schriftrolle, Purpur und Krone), der Kranz als Siegespreis. Im Kapitel über die Gewandung werden behandelt die Galagewänder des Kaisers und der Kaiserin, Tunika und Pallium (palla), die Philosophen- und Soldatentracht, Beamtenchlamys und Paludamentum (Kaisermantel), die Gewandung der Juden, der päpstlichen Hofbeamten und des Klerus. Die Trachten der kirchlichen Würdenträger sind beispielsweise streng auseinander gehalten auf dem Bilde, in S. Clemente, das die Übertragung der Reliquien des hl. Klemens durch Cyrillus und Methodius (11. Jahrh.) schildert. Besonders wertvoll für Form und Farbe der Gewänder sind die Mosaiken im Oratorium des hl. Venantius am lateranensischen Baptisterium.

Im zweiten Buch behandelt der Verfasser in dreizehn Kapiteln die hervorragendsten kirchlichen Denkmäler mit Bilderzyklen: den Lateran (Palast und Basilika), die Taufkirche des hl. Johannes in Neapel und ihr Vorbild, die alte Taufkirche am Lateran, das Mausoleum der Constantina (nicht Constantia, wie Wilpert überzeugend nachweist), die Doppelkirche der hll. Silvester und Martin von Tours, die Basilika des heiligen Kreuzes, die des hl. Petrus, S. Maria Maggiore, die Basiliken des hl. Klemens und des hl. Paulus, Haus- und Titelkirche des Pammachius (S. Giovanni e Paolo), S. Maria Antiqua und vier Kapellen am lateranensischen Baptisterium.

In der konstantinischen Basilika des heiligen Kreuzes wurden 1913 bei der Einrichtung des elektrischen Lichtes zahlreiche alte Fresken aus der Zeit Lucius' II. (1144—1145) über dem heutigen Gewölbe entdeckt, die Wilpert sehr eingehend nach Inhalt und Form bespricht. Die Malereien am Triumpbogen müssen, nach den vorhandenen Resten zu schließen, als das Original der unlängst entdeckten Fresken an der Apsiswand der Basilika in Tivoli betrachtet werden. — Die Kapitel über S. Maria Maggiore und S. Maria Antiqua mit den zugehörigen Tafeln dürften wohl die glänzendsten Partien des Werkes sein. Besonders gründlich beschäftigt sich der Verfasser mit den alttestamentlichen Darstellungen an den Hochwänden von S. Maria Maggiore. Diese Mosaiken haben zwar durch Witterungsverhältnisse stark gelitten, sind aber archäologisch von unschätz-

barem Werte, weil man die späteren Zutaten leicht von den ursprünglichen Teilen ausscheiden kann. Von den 42 Liberianischen Darstellungen sind noch 27 erhalten, die sämtlich in Tafeln wiedergegeben sind. Das beste von allen Bildern ist wohl die Steinigung des Moses, wo besonders die Gruppe der Steinschleuderer ganz großartig wirkt. Die Besiegung der fünf Könige (Tafel 27) ist ein ganz prächtiges, dramatisch belebtes Schlachtenbild. Überhaupt verdienen diese Zyklusbilder in keiner Weise den Vorwurf schlechter Arbeit, den de Rossi und Kraus erhoben haben. Sie bedeuten vielmehr gegenüber den zömeterialen Malereien einen wesentlichen Fortschritt. Der wichtigste Moment der Handlung ist überall herausgegriffen; die Details sind häufig, ganz dem monumentalen Charakter entsprechend, absichtlich vernachlässigt, die Kenntnis des menschlichen Organismus ist bewundernswert, feine psychologische Züge sind nicht selten, und auch die Farbengebung ist meist recht gut. An einem der Bilder zählte Wilpert nicht weniger als 48 Farbenstufen außer Gold. — Eines der größten Ereignisse in der christlichen Kunstgeschichte war die Wiederentdeckung der Kirche S. Maria Antiqua im Jahre 1900, weil sie Malereien aus den verschiedensten Jahrhunderten enthält (vom 4. bis 10. Jahrh.). Da Wilpert selbst bei der Aufdeckung dieser Kunstschätze hervorragenden Anteil hatte, verstehen wir die liebevolle und eingehende Behandlung dieses Monumentes.

Das dritte Buch ist für die Ikonographie von der größten Bedeutung. Es enthält Untersuchungen über einzelne Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament, über Christus und die Heiligen, über das Sonder- und Weltgericht und das Paradies. Das dritte Kapitel, über Darstellungen von Märtyrern in den Katakomben, will ein Nachtrag zu dem großen Katakombenwerk des Verfassers sein. Dem leider stark zerstörten Weltgerichtsfresko Cavallinis in S. Cecilia widmet Wilpert wegen seiner hohen Bedeutung — selbst Raffael hat in seiner Disputa Züge daraus entnommen — nicht weniger als 18 ganz herrlich ausgeführte Tafeln. Das Bild verdient in vieler Hinsicht den Vorzug vor Giottos Weltgerichtsbild in der Capella degli Scrovegni. Die mühevolle Arbeit des Kopierens hat fast ein halbes Jahr in Anspruch genommen.

Im vierten Buch werden die Tafelgemälde behandelt, die uns aus der alten Zeit erhalten sind. Nach einigen Vorbemerkungen über die Technik der alten Tafelgemälde und über bemalte Kirchenvorhänge, die nicht immer genügend von den Tafelbildern unterschieden wurden, behandelt Wilpert unter den Darstellungen Christi das Damasus-Triptychon (Geburt, Leiden und Triumph Christi), den noch erhaltenen Teil des Prozessionstriptychons in der Kapelle Sancta Sanctorum sowie Nachbildungen dieses Triptychons, das bisher noch unbekannte Brustbild Christi in der vatikanischen Galerie und das Sudarium Christi. Ein Abschnitt über das Aussehen Christi führt zu der Erkenntnis, daß es nur Idealbildnisse gibt. Die Sage von dem übernatürlichen Ursprung gewisser Bilder, die deshalb Achiropiten genannt wurden, war in den drei ersten Jahrhunderten unbekannt und ist orientalischen Ursprungs. Der Umstand, daß es sich dabei meist um Marienbilder handelt und diese dem hl. Lukas zugeschrieben werden, gibt uns Fingerzeige für

die Entstehung der Sage. Lukas hat nämlich das Leben Mariä am ausführlichsten beschrieben, und so lag es für die phantasievollen Orientalen nahe, aus dem Erzähler in Worten auch einen Schilderer in Farben zu machen.

Die Darstellungen Mariä werden vom Verfasser in zwei Gruppen behandelt: Bilder Mariens mit dem Kind, die sich in den Katakomben bis in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts verfolgen lassen, und die Bilder der großen Fürbitte. Darstellungen römischer Glaubenszeugen, welche in der Monumentalkunst häufig sind, finden wir in der Tafelmalerei nicht mehr; sie sind wohl alle zugrunde gegangen. Dagegen sind in Rom noch drei Bilder des hl. Franziskus von Assisi aus dem 13. Jahrhundert vorhanden. Die zwei vatikanischen hat bereits Gustav Schnürer in seiner Franziskusmonographie veröffentlicht, das im Kloster S. Francesco a Ripa konnte Wilpert, wie bereits bemerkt, zum erstenmal aus dem Glasschrein nehmen und gut reproduzieren.

2. Wissenschaftliche Ergebnisse.

Künstlerische Vorherrschaft Roms.

Als Rest semitischer Anschauungen erbte sich im Orient ein gewisser Widerwille gegen bildliche Darstellungen fort, der später zu den bekannten Bilderstreitigkeiten führte und im Mohammedanismus seinen krassesten Ausdruck fand. So erklärt sich auch die gleichgültige und nicht selten feindliche Haltung griechischer Väter und Kirchenschriftsteller gegenüber den Bildern im Gegensatz zum Abendlande, wo ein Papst und drei namhafte Kirchenschriftsteller sogar Inschriften für Bilderzyklen verfaßten. Schon dieser Umstand macht die Behauptung verdächtig, daß die altchristliche römische Kunst vom Orient stamme. Aber Wilpert bringt außerdem noch so viele positive Beweise für die Ursprünglichkeit der römischen Kunst, daß die Frage ein für allemal erledigt ist. Auch die provinziale Kunst verdankt Rom ungleich mehr als dem Orient. Die Ansicht, „daß Ravennas Kunst eine Fortsetzung der altchristlichen und der römischen ist", die schon Beissel vertreten hat („Stimmen aus Maria-Laach", 47. Bd.: Die Mosaiken von Ravenna), erhält durch Wilpert ihre feste Begründung.

Bereits im 4. Jahrhundert, in der konstantinischen Zeit, kann Rom zahlreiche Bilderzyklen aufweisen in Basiliken, Mausoleen und Baptisterien, die sich auf den Traditionen der zömeterialen Kunst weiterbauen. Der Unterschied zwischen der letzteren und der römischen Monumentalkunst, den manche Autoren hervorheben, besteht nicht. Wenn man bedenkt, daß unter Papst Liberius nicht nur der gewaltige alttestamentliche Zyklus in S. Maria Maggiore geschaffen wurde, sondern auch ein ähnlicher mit 88 Darstellungen aus der Bibel in der alten Petersbasilika, dann beweist dieser Umstand allein den regen künstlerischen Geist, der im damaligen Rom herrschte. Man hat neuerdings wieder behauptet, daß griechische Künstler diese Arbeiten ausgeführt hätten; aber Rom brauchte keine Anleihen von den Provinzen. Zudem fehlen in dem Zyklus gänzlich die bei den Griechen so beliebten Personifikationen. Wo man römische mit griechischen Kompositionen vergleicht, sind letztere stets im Nachteil. Auch die griechischen

Münzen der damaligen Zeit stehen an künstlerischem Wert den römischen nach. — Man hat bis in die jüngste Zeit gewisse Unterscheidungsmerkmale zwischen römischer und griechischer Kunst feststellen wollen, so z. B. die mit Perlen und Edelsteinen überreich geschmückten Prachtgewänder. Aber mochte Byzanz immerhin tonangebend gewesen sein im Luxus des realen Lebens, künstlerisch war es noch nicht soweit, um sich an solche Aufgaben wagen zu können. Ebensowenig beweisen gewisse Gebärden byzantinisches Kolorit, weder der Gestus der Prostration und des Kniefalls noch der des Zeigens, der Trauer und des Schmerzes oder des Verhüllens der Hände. Nur der sog. griechische Gestus des Segnens, wobei die Spitze des Daumens die des Mittelfingers berührte, ist orientalischen Ursprungs, kommt aber selten und erst seit dem Anfang des 8. Jahrhunderts vor. Aber um diese Zeit hatte die römische Kunst längst ihre wesenhafte Selbständigkeit bewiesen. — Bei der Behandlung des Thrones Christi betont Wilpert sehr nachdrücklich, daß die römische Kunst dessen ursprüngliche Bedeutung bis ins Mittelalter festgehalten hat, während die griechische Kunst aus dem Herrscherthron den Thron des Weltenrichters gemacht und dabei sogar die Taube des Heiligen Geistes festgehalten hat, die hierfür gar nicht paßt. In Rom findet sich diese griechische Auffassung nur auf dem Apsismosaik Honorius' III. von S. Paolo, aber die Arbeit wurde von orientalisch beeinflußten Mosaizisten aus Venedig gefertigt. — Die altchristlichen Bilderzyklen in Neapel, Nola, S. Prisco, Ravenna und Mailand sind alle von Rom abhängig. Die künstlerischen Verstöße im Baptisterium der Orthodoxen zu Ravenna kann man nur dadurch erklären, daß die Künstler ihr römisches Urbild mangelhaft verstanden haben. — Man hat auch für den Nimbus orientalische Einflüsse geltend machen wollen; allein die Denkmäler, auf die man sich beruft, beweisen nichts, denn der Berliner Sarkophag stammt erst aus dem 5. Jahrhundert, weil die Apostel Bücher statt Rollen in den Händen tragen, und die Londoner „Konstantin-Schale" ist eine Fälschung, welche ein italienischer Antiquar, vermutlich ein Neapolitaner, mit Benutzung der Anfangsminiatur der Exultet-Rolle von Mirabella Eclano verfertigt hat. — Manche haben auch bei den Mosaiken der Taufkirche zu Neapel an den Orient gedacht, weil auf den Photographien einige Verrenkungen zu sehen waren. Diese sind aber in Wirklichkeit nicht vorhanden und gehen nur auf mangelhafte Aufnahmen zurück. — Manche Motive finden wir nur in der römischen und der von dieser abhängigen Kunst, wie die Krönung Mariä in S. Maria Maggiore, die Scheibenornamente mit eingezeichnetem Kreuz (eucharistisches Brot) in dem wundervollen Deckenmosaik der Kapelle des hl. Johannes Evangelist am lateranensischen Baptisterium, die Freisprechung der Ehebrecherin, bei Gerichtsbildern das Motiv des Altars, der die Verworfenen von den Seligen scheidet usw. Auch das Bild der Maria Regina ist ebenso selten in der byzantinischen Kunst wie häufig in der römischen. — Wo sich wirklich orientalische Einflüsse zeigen, werden sie von Wilpert ganz objektiv als solche gekennzeichnet. So glaubt er, daß der Typ des bekleideten Crucifixus aus dem Orient stammt, weil sich das älteste Beispiel im syrischen Rabulas-Kodex findet. — Besonders interessant ist die Feststellung, daß die Mosaiken der auf Konstantin zurückgehenden

Sophienkirche zu Konstantinopel auf römischen Ursprung hinweisen. Die Annahme liegt ja auch nahe genug, daß Konstantin bei der Verlegung seiner Residenz römische Künstler beigezogen hat; und die Wiederholung der hauptsächlichsten Darstellungen der lateranensischen Erlöserkirche in der Hagia Sophia erklärt sich um so leichter, als diese Kirche gleichfalls dem Erlöser geweiht war. Auch unter den Tafelbildern glaubte man vielfach byzantinische Ikonen zu erkennen. Wilpert weist solchen Anschauungen gegenüber darauf hin, daß bei einem dieser Bilder, dem Prozessionstriptychon von Trevignano, zwei römische Bürger als Maler ausdrücklich genannt wurden.

So bleibt nichts übrig, als die Behauptung vom byzantinischen Ursprung der römischen Kunst für immer ins Reich der Fabeln zu verweisen.

Treue der mittelalterlichen Kopisten.

In einem eigenen Abschnitt behandelt der Verfasser den Zweck religiöser Bilder nach römischer Auffassung. Es war ein ausgesprochen lehrhaft-erbaulicher. Die Zyklen bildeten eine Art Katechismus, eine Glaubenslehre in Bildern, eine Biblia Pauperum. Darin lag wohl der tiefste Grund für die große Pietät, die man den alten Bildern entgegenbrachte. Es waren Zeugen des heiligen Glaubens und Träger der Tradition. Darum durften sich mittelalterliche Künstler, die mit Ergänzung oder Erneuerung alter Mosaiken beauftragt waren, keine inhaltlichen Abänderungen der Urbilder erlauben; Klerus und Volk wachten gleicherweise darüber, daß das Alte wieder neu erstand. Darum haben auch die mittelalterlichen Kopien alter Mosaiken einen so großen archäologischen Wert im Gegensatz zu solchen aus späteren Jahrhunderten, bei denen subjektive Willkür einen immer breiteren Raum einnahm. Der Sinn für den heiligen Eifer war abhanden gekommen, mit dem das Mittelalter über das Erbe der Väter wachte. Warum Wilpert auf diesen Punkt so großes Gewicht legt? Man hat beim Bestreben, die römische Kunst von der orientalischen abzuleiten, eben auch darauf hingewiesen, daß von den Urwerken zu wenig mehr vorhanden wäre, um bindende Schlüsse zu ermöglichen, die Kopien aber nichts beweisen könnten. Wie falsch das ist, muß jedem beim Studium des Wilpertschen Werkes offenbar werden. Unsere These ist aber in diesem Lichte betrachtet nichts anderes als eine Unterthese der künstlerischen Vorherrschaft Roms. Die Treue in der Wiedergabe bezog sich freilich in erster Linie auf den Inhalt der Darstellungen, denn stilistisch konnten auch die Künstler des Mittelalters nicht aus dem Empfinden ihrer Zeit heraus. Verschiedene Denkmäler werden vom Verfasser zum Beweise seiner Behauptung beigezogen. So das von Leo XIII. zerstörte Apsismosaik in der Lateranbasilika, das von Torriti und seinem Gehilfen im Geiste des Originals wiederhergestellt war. Dieser Franziskanerkünstler hatte nur den Papst Nikolaus IV. sowie die hll. Franziskus und Antonius in kleiner Gestalt beigefügt, so daß sie als Zutaten sofort kenntlich waren, trotzdem hatte er den Unwillen der Zeitgenossen aufs heftigste erregt. Ebenso pietätvoll hat Torriti auch das Apsismosaik aus der Zeit Sixtus' III. in S. Maria Maggiore kopiert. Als treue Wiedergabe erweist sich

ferner das Apsismosaik in der alten Petersbasilika, unter Innozenz III. gefertigt, das durch eine notariell beglaubigte Kopie — Wilpert bringt sie als Textabbildung — erhalten ist. Die mittelalterlichen Kopisten des Apsismosaiks von S. Clemente haben sogar die Akanthusranken mit herübergenommen, obwohl diese von den Theologen der damaligen Zeit als Weinstock, das Symbol der Kirche, erklärt wurden. Hätten sie ihr Urbild weniger treu wiedergeben wollen, dann hätten sie sicher Weinranken an Stelle der Akanthusranken gesetzt. Auch Cavallinis Malereien im Mittelschiff von S. Paolo waren treue Kopien ihrer Urbilder; denn die Art, die Cavallini hier zeigt, hat wenig Ähnlichkeit mit seiner sonstigen, wo er frei schaffen konnte. Darauf hatte schon de Rossi hingewiesen. Es ist das um so auffälliger, als man sich bei den Malereien immerhin mehr Freiheiten erlaubte als bei den Mosaiken.

Chronologie.

In den verwickelten chronologischen Fragen weiß Wilpert überall feste Orientierungspunkte zu gewinnen. Bald sind es stilistische oder technische Eigentümlichkeiten, dann wieder ikonographische Momente, bisweilen auch die Form der Buchstaben, die ihm den Weg weisen für sichere oder wahrscheinliche Datierung. Für jedes Jahrhundert vom 4. bis zum 14. hat er typische Beispiele zur Hand, mit deren Hilfe er verwandte Erscheinungen gewissen Jahrhunderten zuweisen kann. So bedeutet sein Werk geradezu ein unentbehrliches Korpus altchristlicher Stilkritik.

Für die Zeitbestimmung der alten Mosaiken ist die Farbe der Hintergründe bedeutsam. Eingehend widerlegt Wilpert die nach dem Vorgange Eugen Müntz' viel behauptete Ansicht, die blauen und goldenen Hintergründe seien ein sicheres Zeichen späteren Ursprungs; die Goldflecken in den Liberianischen Bildern von S. Maria Maggiore seien spätere Zutaten. In Ravenna allerdings kommen die Goldwürfel erst später zu reicherer Verwendung, aber das beweist nichts gegen die römische Kunst. Wegen des Goldes und der blauen Hintergründe hatte Müntz auch die Mosaiken in der Taufkirche zu Neapel in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts verlegt. Wilpert hält dagegen das 4. Jahrhundert aufrecht und kann diese Datierung durch die Tatsache stützen, daß der Engel auf ihnen noch des Nimbus entbehrt. — Wo die apokalyptischen Buchstaben, sei es allein oder in Verbindung mit dem Monogramm Christi, auftreten, kann das Bild kaum vor 340 entstanden sein. Diese Buchstaben waren eine Opposition gegen die arianische Irrlehre. Deshalb datiert der Verfasser auch die Basilika des hl. Klemens in die Mitte des 4. Jahrhunderts. — Auch die Form der Nimben gibt chronologische Anhaltspunkte. In der ersten Zeit wurde der Nimbus als heidnisches Zeichen von den Christen verschmäht; erst in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts finden wir den großen Nimbus, der die ganze Figur umgibt, in den Katakomben, im 4. Jahrhundert auch zweimal im Liberianischen Zyklus von S. Maria Maggiore. Der strahlenförmige Nimbus begegnet uns zuerst in S. Paolo in der Mitte des 5. Jahrhunderts. Der kleine Nimbus um den Kopf wurde zuerst ausschließlich bei Christus und dann bei Engeln verwendet,

vom 5. Jahrhundert an auch bei Heiligen. Seitdem erhielt aber Christus als besondere Auszeichnung den kreuzförmigen Nimbus. Seit der Mitte des 7. Jahrhunderts umgibt der runde Nimbus mit eingezeichnetem Kreuz stets das Haupt des Heilands. Auch Könige, selbst ein Herodes, erhielten bisweilen den Nimbus zum Zeichen ihrer Herrscherwürde. Der muschelförmige Nimbus erscheint erst seit dem 13. Jahrhundert. Bei lebenden Personen (Stiftern, Päpsten) wurde vielfach der in der byzantinischen Kunst unbekannte viereckige Nimbus gebraucht. — Die Mosaiken der Nischen im Mausoleum der Konstantina hält Wilpert für gleichzeitig mit denen des Tonnengewölbes, was auch Müntz, freilich auf Grund irriger Beweise, annahm. — Über die Datierung des großen alttestamentlichen Mosaikenzyklus in S. Maria Maggiore war man bisher immer noch im unklaren. Weil sie so hoch angebracht sind, daß man selbst mit bewaffnetem Auge nur weniges sehen kann, besonders bei dem jetzigen, vielfach schadhaften Zustand, weil ferner einige von diesen Darstellungen beschnitten sind, haben manche Archäologen die Meinung ausgesprochen, daß diese Bilder zuerst anderswo angebracht und dann später in die Marienkirche übertragen worden seien. Allein die Beschneidung erweist sich nur als eine Verdeckung der Randpartien durch die in der Renaissance aufgeführten Pilaster, und die Höhe ist immerhin noch geringer als die der Mosaiken am Triumphbogen, die man doch allgemein für ursprünglich hält. Es ist auch von vornherein unwahrscheinlich, daß die zentnerschweren Mosaiken erst später auf die Wände gebracht worden wären. So kommt der Verfasser zur festen Überzeugnng, daß diese Mosaiken aus der Zeit des Liberius stammen, während die des Triumphbogens (Darstellungen aus der Kindheitsgeschichte Jesu) erst im 5. Jahrhundert unter Sixtus III. entstanden sind. — Von den Papstbildnissen in S. Paolo weist Wilpert die Medaillons der Südwand dem Papst Formosus (891—896) zu, während de Rossi und andere sie Leo d. Gr. zugeschrieben hatten. Die Bildnisse aus dem Ende des 9. Jahrhunderts sind deshalb von besonderer Bedeutung, weil sie die einzigen erhaltenen Malereien aus dieser Zeit sind. In dem Magazin der Kirche fand Wilpert noch vier Papstbildnisse aus dem 13. Jahrhundert, die als unmittelbare Vorläufer der Kunst Cavallinis wichtig sind. Die 88 biblischen Darstellungen an den Hochwänden dieser Basilika hält Wilpert für Schöpfungen der letzten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts und glaubt, daß sie von Abt Sextus unter Johannes XXI. in Auftrag gegeben worden seien. — Gegen Rushforth weist der Verfasser schlagend nach, daß die Kirche S. Maria Antiqua die älteste Marienkirche Roms, aus dem Ende des 4. Jahrhunderts, ist. — Auch die literarischen Quellen, aus denen die altchristlichen Darstellungen geschöpft sind, geben manche chronologische Winke. Während man früher nur die Evangelien benutzte, kommt seit dem 4. Jahrhundert die Geheime Offenbarung vor, seit dem 5. auch die Apokryphen, vorerst freilich nur für bestimmte Darstellungen. — Wichtig für die Datierung altchristlicher Werke sind ferner neu aufgefundene Märtyrerdarstellungen in den Katakomben: das Bild der Turtura aus dem Jahre 528 und eine graffierte Darstellung der Krönung der hl. Merita wohl aus der Wende des 4. zum 5. Jahrhundert. Dadurch werden auch die Malereien in der Katakombe des Ponzian chronologisch be-

leuchtet. — Das Gerichtsbild in St. Johannes a Porta Latina ist laut Inschrift aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. Es steht künstlerisch so hoch, daß man es aus rein formellen Erwägungen sicher ein Jahrhundert später angesetzt hätte. So ist dieses Bild für die Chronologie bedeutsam. — Die Himmelsdarstellung in der Apsis von S. Maria in Pallara, bei deren Datierung man zwischen dem 6. und 13. Jahrhundert schwankte, stammt nach den neuesten Forschungen aus den siebziger Jahren des 10. Jahrhunderts. — Das Erlöserbild von Tivoli weist Wilpert auf verschiedene Beweisgründe hin in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts oder ins angehende 12. — Das Brustbild Christi in der vatikanischen Sammlung dürfte dem 12. Jahrhundert angehören. Der Heiland hat auf diesem Bilde wohl Backenbart, aber keinen Schnurrbart. — Bei Besprechung der Bilder Mariä mit dem Kinde weist der Verfasser darauf hin, daß das Fehlen der Sandalen wenigstens bei der römischen Kunst (nicht so sicher bei der provinzialen) ein Zeichen späteren Ursprungs ist. Das Marienbild in S. Maria in Aracoeli ist nach Wilpert das älteste noch erhaltene auf Holz gemalte Marienbild Roms und stammt aus dem 10. Jahrhundert. — Das wohl porträtähnliche Bild des hl. Franziskus in S. Francesco a Ripa ist von Margaritone da Arezzo nach 1260 gemalt. Auch in dem Bild des hl. Augustinus in der alten Bibliothek des Lateranpalastes, wahrscheinlich unter Gregor d. Gr. entstanden, glaubt der Verfasser ein Porträt des Heiligen vermuten zu dürfen, weil es der Beschreibung, die wir von ihm kennen, entspricht. — Das Erlöserbild in der Kapelle Sancta Sanctorum kann wegen des Kreuznimbus nicht vor 450 entstanden sein.

Rekonstruktionen und neue Deutungen.

Es ist in der wissenschaftlichen Welt bereits bekannt, daß Wilpert das Labarum Konstantins rekonstruiert hat. Nach seinen Plänen wurden von Künstlern der Beuroner Kongregation im Auftrage des Deutschen Kaisers zwei Exemplare angefertigt, von denen das eine für Pius X. (für die Kreuzkirche) bestimmt war. — Tafel 125 bringt das Bild der Personifikation Roms aus dem Lateranpalast. Die Kopie ist frischer als das Original, weil bei der Wiedergabe die einzelnen Stellen des Bildes vom Künstler zuerst befeuchtet wurden. Kardinal Rampolla hat das Bild beschrieben, aber nach einer andern Kopie, die in manchen Punkten vom Original aus der konstantinischen Zeit abweicht. — Die Mosaiken der Taufkirche zu Neapel wurden bereits von Garrucci, freilich unvollständig und fehlerhaft, wiedergegeben. Dem Verfasser gelang es, nach Analogien einige Lücken auszufüllen, nämlich den Apostel, der bei der Brotvermehrung dem Heiland den Brotkorb reicht, sowie die Szene der Rettung Petri aus den Fluten, während man bisher nur den wunderbaren Fischfang dargestellt glaubte. — Rohaults Rekonstruktionsversuch der alten lateranensischen Taufkirche hält Wilpert für verfehlt. Die Kopie des einen Apsismosaiks der Vorhalle des Baptisteriums im Codex Escurialensis verdient vollen Glauben; es war verwandt mit dem Apsismosaik in S. Clemente, das wohl nach dem lateranensischen gebildet sein

dürfte. Auf Grund dieses letzteren hat Wilpert auch die Mosaiken in S. Aquilino zu Mailand rekonstruiert, ebenso an der Hand alter Kopien und der Mosaiken von S. Clemente, Neapel, S. Apollinare in Classe das Mosaik der westlichen Apsiswand in der Vorhalle des lateranensischen Baptisteriums. — Die wenigen ursprünglichen Reste der Mosaiken im Mausoleum der Constantina hat der Verfasser mit Hilfe einer Beschreibung des Pompeo Ugonio und einiger älterer Skizzen vervollständigt. Daß die Mosaiken der Nischen später falsch überarbeitet wurden, wird aus der Beschreibung Ugonios nachgewiesen. Auch in der Kuppel konnten die fehlenden Darstellungen ergänzt werden. Es waren nach dem Zeugnis Ugonios alt- und neutestamentliche Szenen. Die Beschreibung Ugonios wurde von Wilpert hier zum erstenmal ganz veröffentlicht und mit kritischen Bemerkungen versehen. — Die Doppelkirche der hll. Silvester und Martin von Tours enthält in der Nische über der bischöflichen Kathedra ein Mosaik, das bisher fälschlich für eine Madonna gehalten wurde; in Wirklichkeit ist es ein Bild des Papstes Silvester. — Auch die Lücken, die Grimaldis Skizzen des Liberianischen Zyklus an den Hochwänden der Petersbasilika aufweisen, kann der Verfasser mit Hilfe anderer Skizzen ausfüllen, ebenso die Lücken im Liberianischen Zyklus von S. Maria Maggiore. Unter den Darstellungen des letzteren erhalten manche erst von Wilpert ihre richtige Deutung, wie die Bilder aus der Geschichte Dinas und die drei Freistädte Moses'. Im Zyklus Sixtus' III. in S. Maria Maggiore findet sich eine weibliche sitzende Figur mit einer Rolle in der Hand und eingehüllt in einen dunkeln Purpurmantel. Wilpert hält auf Grund apokrypher Schriften diese bisher unverstandene Figur mit Viktor Schultze für die hl. Anna. Das Bild ist somit die erste Darstellung der Anna Selbdritt. — Unter den Fresken der alten Klemensbasilika, welche die Übertragung der Reliquien des hl. Klemens durch Cyrill und Method schildern, konnte Wilpert eine Darstellung, von der nur mehr die unteren Partien erhalten sind, als ein Bild der Inthronisation des hl. Klemens feststellen. In der zugehörigen Textabbildung sind die Ergänzungen angebracht. — Im Apsismosaik der Paulsbasilika weiß Wilpert die ursprünglichen Bestandteile von den mittelalterlichen zu trennen. — Der Vergleich zwischen den Malereien des Mittelschiffs von S. Paolo und den unlängst wieder entdeckten von St. Johannes a Porta Latina sowie den Mosaiken des Doms von Monreale und den Elfenbeinreliefs des Altarvorsatzes in der Kathedrale von Salerno ist sehr lehrreich; die Zyklen ergänzen und beleuchten sich gegenseitig. — Einige Mißdeutungen von Bildern im Hause des Pammachius, die ungefähr 385 gefertigt wurden, werden richtiggestellt; die Legende von den hll. Johannes und Paulus erfährt durch die Funde keine Stütze. — Besonders interessant sind Wilperts Rekonstruktionen des sog. Palimpsestes in S. Maria Antiqua. — Ein Bild in der Kirche S. Maria in Via Lata wird von dem Verfasser mit Hilfe eines Reliefs am Silberkästchen von S. Nazaro in Mailand als das Urteil Salomos festgestellt. — Die scharfsinnigste Ergänzung ist vielleicht die des bereits erwähnten Katakombenbildes der hl. Merita. — Bei der Untersuchung der zwei hervorragendsten Exemplare bemalter Kirchenvorhänge kann Wilpert manche Irrtümer richtigstellen. So wird das Vorhangbild der Basilika des hl. Stephan

von Uzalis, das man schon seit dem 5. Jahrhundert als eine Szene aus dem Leben des hl. Stephan annahm, zum erstenmal richtig als Christus der Drachentöter bezeichnet und bewiesen. Bei späteren Malereien wäre eine solche Verwechslung nicht mehr möglich gewesen, weil für Christus der Kreuznimbus eingeführt wurde. — Was die Archäologen bisher über das Erlöserbild vom Prozessionstriptychon in der Kapelle Sancta Sanctorum geschrieben haben, war bloße Vermutung. Das Bild war für die Gelehrten unzugänglich. Erst Wilpert konnte es genau untersuchen und die zwei fehlenden Flügel mit Hilfe anderer Prozessionstriptychen ergänzen: es waren Maria und Johannes der Täufer. — Ebenso genau und auch zum erstenmal konnte der Verfasser das Sudarium Christi, eine der großen Reliquien der Peterskirche, untersuchen. Es stellt sich dabei heraus, daß ein Bild Christi nicht darauf war. Die Sage ist erst im Mittelalter, und zwar dadurch entstanden, daß man dem Schweißtuch einen gemalten Kopf auflegte. — Das Gegenstück des Marienbildes von Aracoeli ist nicht mehr vorhanden, konnte aber von Wilpert mit Hilfe anderer Beispiele inhaltlich als Christusbild festgestellt werden.

* * *

Alles, was wir hier in gedrängtester Übersicht bieten konnten, ist nur weniges aus der schier überreichen Stoffülle, die in den vier gewaltigen Foliobänden aufgehäuft ist. Wir konnten überall nur andeuten; die Beweise bleibt Wilpert nicht schuldig. Nie hat bei ihm eine ausschweifende Phantasie die Zügel ergriffen, sondern stets bleibt der kühl berechnende Verstand Lenker und Führer. So ist unter der Hand des bescheidenen Forschers ein monumentum aere perennius entstanden, ein Jahrhundertwahrzeichen deutschen Gelehrtenfleißes, deutscher Gründlichkeit und — deutschen Opfersinns. Denn trotz des stets warmen und gebefreudigen Interesses, das Seine Majestät der Deutsche Kaiser an dem Fortgang des wichtigen Werkes nahm, und trotz namhafter Beiträge des verewigten Kardinals Kopp und der Familie Krupp blieben fast zwei Drittel der etwa eine halbe Million betragenden Herstellungskosten zu Lasten des Verfassers. Auch das ist ein „Wehrbeitrag", nicht für Kanonen und Panzerschiffe, sondern für die Geltendmachung deutscher Geistesarbeit. So erhält die Widmung des Werkes an Kaiser Wilhelm II. einen besonders bedeutungsvollen Sinn.

Josef Kreitmaier S. J.

Besprechungen.

Philosophie.

Der Begriff der Religion im System der Philosophie. Von Hermann Cohen [Philosophische Arbeiten, herausgegeben von H. Cohen und P. Natorp. X. Band, 1. Heft]. 8° (VIII u. 164) Gießen 1915, Töpelmann. *M* 5.—

Dünn stehen die Halme auf gemähtem Waizenfeld. So wenig zahlreich dürften die Leser sein, die Ausdauer genug haben, um Cohen in seinen religionsphilosophischen Untersuchungen zu folgen. Tiefgründig und unheimlich dunkel, holperig und schwindelnd kühn zugleich erscheinen die Pfade. Wir müssen O. Külpe recht geben, wenn er (Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland[6] 1914, S. 139) schreibt: In Cohens System „tritt uns eine markante philosophische Persönlichkeit entgegen. Sie schreitet auf hohem Kothurn einher, mit schweren Akzenten, lapidaren Sätzen, in getragener, . . . mit eigenartigen, eines gewissen Tiefsinnes nicht entbehrenden Bildern geschmückter Rede . . . umschlungen von mannigfaltigem orientalem Beiwerk. . . . Manche Darlegungen klingen etwas orakelhaft und fordern einen Kommentar".

Diese Beurteilung gilt den Schriften Cohens aus seiner Marburger Zeit. Im Jahre 1875 als Nachfolger F. A. Langes nach Marburg berufen, begründete er die „logizistische" Richtung der Kanterklärung, die zahlreiche Anhänger gewann. Kant sah in der Allgemeingültigkeit der naturwissenschaftlichen Kenntnisse einen nicht von der Erfahrung gewährleisteten Faktor. Er wird vom Verstand zum Erfahrungsstoff hinzugebracht. Somit wird für Kant das a priori, die Unabhängigkeit von der Erfahrung, zur Subjektivität. Cohen hat gesehen, daß erkenntnistheoretisch lediglich das logische a priori, die Unabhängigkeit der Geltung, zu bestimmen ist. $7 + 5 = 12$ hat Geltung unabhängig von der Erfahrung wie vom Dasein eines erkennenden Subjektes. Indem nun Cohen alles Sein in logische Geltung auflöst, stellt er der Philosophie die Aufgabe, aufzuhellen, von welchen logischen Voraussetzungen aus, mit welcher „Grundmethodik" der reine Verstand die gegebene Wissenschaft gewinnt. Diese Aufgabe hat die Logik zu leisten, und in ihr läßt Cohen die ganze theoretische Philosophie beschlossen sein. Daher die Bezeichnung „logizistische" Richtung.

Seine Marburger Tätigkeit schloß Cohen 1912. Seither hält er an der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums" in Berlin Vorlesungen und Übungen über jüdische Religionsphilosophie und Ethik. In hohem Alter also hat sich der unermüdliche Forscher an ein neues Gebiet gewagt und uns das

angezeigte Buch geschenkt, das in seinen philosophischen Grundlagen ganz in logizistischem Sinne gehalten ist.

Cohen nimmt eine ablehende Haltung ein gegen die Methode der Religionsgeschichte, die den Begriff der Religion induktiv aus den Tatsachen herleiten will, wie gegen die Metaphysik, die von gegebenen Begriffen ausgeht. Er will den Begriff Religion „systematisch" begründen. Darunter versteht er die Untersuchung, ob sich unter den vom Bewußtsein erzeugten Kulturgebieten ein selbständiges Feld der Religion abgrenzen lasse. Das einheitliche Bewußtsein entfaltet sich in reinem Denken, Wollen und Fühlen. Entsprechend gibt es drei Glieder der systematischen Philosophie: Logik, Ethik, Ästhetik. Die Religion bildet kein eigenes Lehrgebiet, sondern sie ergänzt — darin besteht ihre Eigenart — die Probleme aller Kultur, „die lückenhaft und schadhaft bleibt ohne die Beziehung aller ihrer Probleme auf die Einzigkeit Gottes" (S. 137).

Im einzelnen dem Gedankengang Cohens nachzugehen, ist für Kreise, die außerhalb der Marburger Schule stehen, ohne viel Interesse. Österreich hat in Friedrich Überwegs Grundriß IV[11] S. 381 der Ästhetik Cohens die Note „reich an Willkürlichkeiten" gegeben. Deren ermangelt auch das vorliegende Buch nicht. Wer z. B. Cohens Bibelexegesen nachgeht, wird sich füglich über die Kühnheit mancher Behauptungen wundern. Es sei eine Probe (S. 33) herausgehoben. Cohen will im Ursprung der Religion ihre Blutsgemeinschaft mit der Ethik erkannt haben. Denn jeder Kultus ist ein Überbleibsel des Götterdienstes, der den Zorn und Neid der Götter zu beschwichtigen sucht. Solange Gott als Dämon den Menschen unterworfen hält, ist von Religion keine Rede. Sie entsteht erst, wenn der Mensch Gott gleichsam ebenbürtig zur Seite tritt. In diesem Stadium werden die bisherigen Begriffe der Religion, Gott und Mensch, durch einen abstrakten Begriff ersetzt. Diesen Wendepunkt bildet das Wort des Propheten Micha: „Er hat dir verkündet, o Mensch, was gut sei." Ein Begriff mit dem Schwergewicht der Abstraktion — das Gute — tritt damit in den Mittelpunkt der Religion. Ja mit diesem Begriff entsteht die Religion, und zwar als Monotheismus. Wir sind folglich religiös und Monotheisten, weil wir sittlich sind.

Mit ähnlicher Kühnheit weiß Cohen aus dem Dornbuschereignis Mosis die Beziehung der Religion zur Logik herzuleiten, und S. 17 hören wir: „Auch das Drama, ja sogar die Lyrik ist eine Mitschöpferin der Religion; dafür genügt der Gedanke an die Psalmen."

Auch vom Wahrheitsgehalt der Religion spricht Cohen. Es lohnt sich die Untersuchung, ob nicht dem ehrwürdigen Namen Wahrheit der alte Sinn genommen und ihm das Kuckucksei eines völlig veränderten Sinnes untergelegt ist.

Wir können uns mit einer Erkenntnis zufrieden geben, wenn wir die Einsicht haben, daß unsere Auffassung mit dem von uns unabhängigen Sachverhalt übereinstimmt. Eine solche Gewißheit verlangen wir auch für unsere religiösen Erkenntnisse. Diesen Standpunkt hat Kant verschoben. Wir erkennen die Dinge nur, sofern sie mit subjektiven Zutaten bereichert sind; wir erkennen sie nur mittels Anwendung der dem Erkenntnisvermögen zukommenden Formen des

Raumes, der Zeit, der Verstandeskategorien; wir erkennen nur die Erscheinung des Dinges und können nie wissen, ob die Formen unseres Denkens auch an den Dingen selber sind. Die Objekte der Naturwissenschaften existieren also, sind aber in sich nicht erkennbar. Daneben läßt Kants Erkenntnistheorie auch die Möglichkeit von Gegenständen offen, auf die wir die subjektiven Formen der Anschauung und des Denkens nicht anwenden können: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Ja er glaubt ihrer von einer andern Seite her gewiß zu werden: sie sind Bedingungen für die Möglichkeit der ethischen Gesetze, die für jedermann ebenso klar und verbindlich sind wie die Gesetzmäßigkeit des Erkennens. So entspringt der Glaube einer Quelle, die nicht in dem Gebiete des kritischen Verstandes liegt, sondern ihm gleichgeordnet ist und daher von ihm nicht angezweifelt werden kann.

Cohen geht über Kant hinaus. Anschauen und Denken bringen mittelst ihrer Formen nicht erst Ordnung in den Erfahrungsstoff hinein, sondern der ganze unteilbare Inhalt des Denkens ist das Erzeugnis des Denkens. Das Objekt, das Gegebene, hat nur die Bedeutung des bestimmbaren x. Indem das Denken sich in bestimmten Richtungen, „Kategorien", bewegt, erzeugt es jene Gestalten, in denen die Objekte im wissenschaftlichen Denken uns entgegentreten. Es liegt der Einwurf nahe: dann sind unsere Erkenntnisse von der spezifischen Organisation des menschlichen Erkenntnisvermögens bedingt. Cohen gibt zur Antwort: Den mathematischen Sätzen wird dadurch kein Abbruch getan, daß man ihre Abhängigkeit von den Axiomen anerkennt, auf deren Grundlage sie aufgerichtet sind; ebenso ist die Methode des Denkens über allen Verdacht der Subjektivität erhaben und von unbedingter Geltung, weil anders die Forschung überhaupt nicht anfangen kann, das Denken nicht möglich ist. Doch können diese und andere Wendungen die klare Tatsache nicht verdunkeln: wenn einmal das Sein zum Erzeugnis des Denkens gemacht ist, kann sich das Denken nicht mehr nach dem Sein richten, und einer objektiven, absoluten Wahrheit ist der Boden entzogen.

Am Schlusse spricht Cohen „Die Erziehung des Menschengeschlechtes zur Erkenntnis der systematischen Philosophie" (= Marburger Philosophie) als das Problem einer nicht nahen Zukunft an. Wir wollen dem Schulhaupt den Trost nicht nehmen. Wenn aber als nähere Aufgabe bezeichnet wird: „Der Begriff des einzigen Gottes in seiner logischen und ethischen Eindeutigkeit ist zum Mittel- und Schwerpunkt des Religionsunterrichtes innerhalb der Volksbildung zu befestigen", so wird der Volksbildner mit Cohens eindeutig geltenden, dem Dasein nach unerwiesenen Gott den geistigen und sittlichen Bedürfnissen der Massen wenig entsprechen können.

Alois Rauchenberger S. J.

Aufgaben und Methoden der modernen Religionspsychologie. Ein Beitrag zur Einführung. Von Dr. Georg Wunderle. [1. Beiheft zu „Christliche Schule".] gr. 8° (IV u. 103) Eichstätt 1915, Verlag der „Christlichen Schule". *M* 2.60

Professor Wunderle schenkt uns als erster auf katholischer Seite ein Buch zur Einführung in die moderne Religionspsychologie. Hervorgewachsen aus mehreren

gleichlautenden Veröffentlichungen trägt die Arbeit auf jeder Seite den Stempel allseitigen, sorgsamsten Studiums und erfreulicher Selbständigkeit des Standpunktes. Der erste Teil schildert die geschichtliche Entwicklung der Religionspsychologie. Eingehend wird zunächst dargestellt, wie sich gewisse Richtungen der protestantischen Theologie zu einer „theologischen Religionspsychologie" auswuchsen. Dann werden die Bemühungen der „genetischen Religionspsychologie", wie sie namentlich Wundt vertritt, geschildert und endlich die Mannigfaltigkeit der bedeutsamsten religionspsychologischen Betätigungen, die „individualisierende" Religionspsychologie, im Überblick gekennzeichnet. Der zweite Teil wählt die Form einer kritischen Würdigung der „Hauptrichtungen der Religionspsychologie in der Gegenwart", um gleichzeitig die wichtigsten Prinzipien- und Methodenfragen zu erörtern, überall mit offenem Blick, sicherem Urteil und unzweideutiger Betonung der katholischen Grundsätze.

Über die Einordnung der Religionspsychologie in den Kreis der Wissenschaften konnte unter katholischen Autoren nie ein Zweifel herrschen: sie ist nur ein Teil der Religionswissenschaft und für die Theologie nicht mehr als eine Hilfsdisziplin. Nicht so einhellig äußerte man sich über die Bedeutung der Wahrheitsfrage in der Religionspsychologie. Hat die Religionspsychologie über die Wahrheit einer religiösen Anschauung zu entscheiden? Das Wahrheits*bewußtsein*, so kann man mit Wunderle sagen, ist zwar Gegenstand der Religionspsychologie, nicht aber die Wahrheits*frage*. Ist doch die Religionspsychologie nur eine Tatsachen-, nicht eine Normwissenschaft. Ein anderes Problem ist es freilich, ob sich diese Tatsachenwissenschaft in allweg betreiben läßt, ohne jemals die Lösung der Wahrheitsfrage *vorauszusetzen*. Wunderle geht darauf nicht ein. Auf einen Fall, wo die Wahrheitsfrage entschieden sein muß, ehe die Religionspsychologie einen weiteren Schritt tun kann, wurde in diesen Blättern schon früher hingewiesen, nämlich auf die Einreihung mystischer Erlebnisse in die Kategorie der normalen oder krankhaften Vorgänge. Hier werden die Religionspsychologen, je nach ihrem philosophischen Standpunkt, wohl immer auseinandergehen. Allein diese Grenzfälle hindern nicht eine ausschließliche Tatsachenforschung auf weiten und bedeutungsvollen Gebieten. — Zur „vollen Religionspsychologie" rechnet Wunderle auch das Studium der Seelenvorgänge unter dem unmittelbaren, übernatürlichen Einfluß Gottes. Wir möchten diese Wissenschaft als rein natürliche lieber auf das beschränkt wissen, was aus ihren eigensten und darum natürlichen Quellen fließt.

Anregend und beachtenswert sind auch die methodischen Ausführungen Wunderles, wenn man ihm auch nicht in allen Stücken zustimmen wird. In der Beurteilung der experimentellen Selbstbeobachtung dürfte er vielleicht zu eng der Führung G. E. Müllers gefolgt sein, dessen Ausführungen sich doch zunächst auf Gedächtnisuntersuchungen beziehen, wo die Selbstbeobachtung schon infolge der Ausdehnung der Versuche nur untergeordneten Wert hat. Wir halten daran fest, daß die systematische Selbstbeobachtung unter gewissen Bedingungen sehr wohl zu exakten Ergebnissen führen kann. Hingegen unterstreichen wir im völligen

Einverständnisse mit dem Verfasser die tatsächlich bestehenden Schwierigkeiten und Mühseligkeiten einer wirklich wissenschaftlichen Forschung und halten es mit ihm für einen Gewinn, „wenn sich Unberufene durch sie von dilettantischen Versuchen abschrecken ließen".

Johannes Lindworsky S. J.

Die christliche Persönlichkeit im Idealbild. Eine Beschreibung sub specie psychologica. Von Dr. Gabriele Gräfin Wartensleben 8° (71 S.) Kempten 1914, Kösel. *M* 2.—

Ist es auch nicht leicht, zu der vorliegenden Studie Stellung zu nehmen, so wäre es doch unrecht, achtlos an ihr vorüberzugehen. Sie enthält so viel Gedankenarbeit, so viel Anregendes und so viel mutiges Wagen, daß sie schon darum jedem, der etwas selbständiger und tiefer in die Verknüpfungen tugendhaften Strebens hineinblicken will, angelegentlich und aufrichtig empfohlen sei. Übrigens braucht es unserer Empfehlung kaum, da dem Büchlein ein lobendes Begleitschreiben eines deutschen Kirchenfürsten beiliegt. Schwierig wird indes die Beurteilung, sobald man die Untersuchung ausschließlich vom Standpunkt der Religionspsychologie betrachtet. Zwar ist die Verfasserin auf dem Gebiet der modernen Psychologie wohl zu Hause und dem Fachmanne durch gediegene experimentelle Arbeiten längst bekannt. Dennoch stieß die vorliegende Studie, wie Vorwort und Begleitschreiben durchblicken lassen, auf mancherlei Widerspruch. Auch Wunderle (Aufgaben und Methoden der modernen Religionspsychologie S. 17) teilt nicht die Auffassung der Gräfin von der Religionspsychologie. Man scheint vorab die Methode der Untersuchung beanstandet zu haben. Gewiß mit Unrecht. Wer religiöse Ideale schildern will, muß dies mit den authentischsten Dokumenten tun: bei Einzelpersönlichkeiten mit deren Bekenntnissen, bei religiösen Gemeinschaften mit deren Symbolen und klassischen Dokumenten. Auch an der psychologischen Analyse, soweit sie vorgenommen wird, wüßten wir nichts Wesentliches auszustellen. Womit wir uns aber nicht befreunden können, ist die Verquickung heterogener Gesichtspunkte, die es nicht erlauben, an die Arbeit einen einheitlichen Maßstab anzulegen. Die Verfasserin verspricht eine Bekenntnisdarstellung. Die leistet sie auch, und darin besteht der eigentliche und primär religionspsychologische Beitrag. Gleichzeitig und ungesondert wird nun aber *an den Bekenntnisdaten* eine psychologische Analyse unternommen. Sie ist zum Teil wohl gelungen, tritt aber der Darstellung in den Weg. Ich möchte sie als primär psychologisch und nur sekundär religionspsychologisch bezeichnen. Innerhalb dieser psychologischen Analyse an religiösem Material kreuzen sich nun wiederum die verschiedensten Betrachtungsweisen. Verfasserin geht aus von einer Gestalttheorie, die sich natürlich mit der *Gestaltauffassung* beschäftigt. Gegenstand der Studie aber ist *nicht die Auffassung* der Gestalt der christlichen Persönlichkeit, sondern ihr realer Aufbau, wie er sich unabhängig von jedem erkennenden Subjekt vollzieht. Dabei bemüht sich die Verf. um eine Zerlegung der christlichen Gesamttugend in deren elementaren Züge — wohl der interessanteste Teil der Untersuchung. Aber mitten in die Elementaranalyse drängen sich un-

vorbereitet so komplexe Dinge wie die ‚intellektuelle Zentrierfähigkeit' u. ä., die ein wenig an die alte Vermögenspsychologie gemahnen. Desgleichen vermengen sich Natürliches und Übernatürliches, psychologische und theologische Erwägungen, Forschung und fromme Betrachtung. Als religionspsychologische Arbeit wird man darum die Studie in dieser Gestalt kaum gelten lassen, und es ist nur zu begrüßen, daß Verf. die ursprünglich für das ‚Archiv für Religionspsychologie' bestimmten Ausführungen wieder zurückzog und als selbständige Schrift herausgab. Denn ein so schwieriges Unternehmen wie besagtes Archiv kann sich nur bei peinlichster Beschränkung auf den fachwissenschaftlichen Standpunkt bewähren. Anderseits wissen wir der Verf. Dank, daß sie uns ihre Studie nicht vorenthalten hat, die vielleicht gerade infolge der Vermengung der Gesichtspunkte des Anregenden und Schönen die Fülle bietet.

Johannes Lindworsky S. J.

Allgemeine Philosophie des Seins und der Natur. Von Dr. Joseph Geyser. 8° (VIII u. 479) Münster 1915, Schöningh. *M* 8.40

Noch vor wenigen Jahrzehnten hatte es den Anschein, als seien Scholastik und moderne Philosophie zwei feindliche Heerlager, zwischen denen jede Verbindung ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Die Vertreter der Scholastik waren geneigt, die ganze neuzeitliche Philosophie nach den in ihr enthaltenen Irrtümern und den metaphysischen Kunststücken der spekulativen Naturphilosophie zu bewerten, während anderseits die Anhänger der neueren Philosophie mit Vorliebe in der Scholastik einzig ein System von rein aprioristischen Definitionen und Deduktionen, von naturphilosophischen Anschauungen aus grauer Vorzeit, voll dogmatischer Gebundenheit, erblickten. Die Folge war, daß man sich gegenseitig entweder gar nicht kannte oder wenigstens nicht verständnisvoll prüfte und objektiv beurteilte.

Doch allmählich hat sich eine Änderung in den Anschauungen angebahnt. In modernen Kreisen ist es vorzüglich die Schule von Brentano-Husserl, bei der sich eine gewisse Annäherung an aristotelisch-scholastisches Denken vollzieht. Ein stets wachsendes historisches Interesse trägt das Seine dazu bei, daß Kenntnis und Verständnis der Scholastik auch dort zu finden ist, wo man dies kaum erwarten sollte. Es sei nur daran erinnert, welchen Anklang die geschichtlichen Arbeiten eines v. Hertling, Baeumker, Grabmann, Baumgartner auch auf seiten der Gegner gefunden haben. Anderseits können sich die Freunde scholastischer Denkrichtung nicht mehr der Einsicht verschließen, daß in der modernen Philosophie mit ihrer eingehenden Begriffsanalyse, ihrem engen Anschluß an die Erfahrung und die gesamten Naturwissenschaften und dem ausgeprägt kritisch-historischen Sinn eine wertvolle Korrektur und Ergänzung zu der überkommenen Lehre enthalten ist. Es bleibt das große Verdienst des greisen Prälaten Gutberlet, schon vor Jahrzehnten auf diesen Wert unserer Philosophie hingewiesen zu haben.

In neuester Zeit hat neben andern vorzüglich Geyser, der verdiente Professor der Philosophie an der westfälischen Wilhelms-Universität, viel dazu beigetragen, in beiden Lagern Verständnis und Hochschätzung für die Gegenseite zu wecken und zu fördern. So begrüßen wir es freudig, daß dem „Lehrbuch der allgemeinen Psychologie" und den „Grundlagen der Logik und Erkenntnislehre" nunmehr auch eine „Allgemeine Philosophie des Seins und der Natur" nachfolgt.

Der Verfasser bekennt sich gleich zu Anfang seines Werkes zur aristotelischen Philosophie, ja er weist selbst den Titel eines Scholastikers nicht zurück. Und in der Tat ist Geyser meines Erachtens Scholastiker im besten Sinne des Wortes; denn er hält fest an den Grundprinzipien der Scholastik, vor allem an einem gesunden, in der Erfahrungswelt fest verankerten Realismus, und er ist von dem Geist beseelt, der in den großen Führern des scholastischen Mittelalters und ihren würdigen Nachfolgern zur Zeit der spanischen Restauration lebte.

Der Verteidigung des kritischen Realismus bei der Erkenntnis der Außenwelt ist der ganze erste Abschnitt seiner Naturphilosophie gewidmet. All die verschiedenen modernen und modernsten Systeme, die der Empirismus und der Idealismus zur Deutung der Naturwirklichkeit aufgestellt haben, finden eine übersichtliche, eingehende Darlegung und treffende Widerlegung. In seinem eigenen Lösungsversuche geht der Verfasser davon aus, daß die einzelnen Sinnesqualitäten formell subjektiv sind, wenn sie auch auf durchaus objektiver Grundlage beruhen. Folglich weicht unser Wahrnehmungsinhalt von dem Objekt an sich auch positiv ab. In der Sinneserkenntnis erreichen wir das Ding nicht direkt und unmittelbar in sich, sondern nur indirekt in seiner Wirkung, in einer Art von Abbild. Jedoch wäre es völlig verfehlt, wenn man glaubte, wir gelangten durch Schlußfolgerung zur Erkenntnis der Außenwelt; nein, mit dem Empfang der Wahrnehmungseindrücke verbinden wir ein gewissermaßen instinktives Erfassen der Realursachen dieser Eindrücke. Dabei bleibt bestehen, daß die Existenz der Außenwelt bewiesen werden kann, ja für eine wissenschaftliche Auffassung der Natur bewiesen werden muß.

Geyser paßt hier mit manchen Neuscholastikern die thomistische Lehre von der sog. species expressa auf die Sinneserkenntnis an, meines Erachtens mit gutem Grund. Nach dieser Theorie nämlich erkennen wir nicht unmittelbar das Ding in sich, sondern wir formen in uns ein geistiges Abbild des Erkenntnisgegenstandes, und in diesem Abbild erkennen wir das Ding in sich. Der Gegensatz, in dem sich Geyser mit diesen Neuscholastikern zu finden glaubt, dürfte nur scheinbar sein. Auch nach ihnen wird das Ding in seinem Abbild gesehen. Sie sprechen trotzdem von direkter Wahrnehmung, um die Meinung auszuschließen, als bedürfe es eines neuen Aktes, einer Schlußfolgerung, die uns zu dem Ding an sich hinüberführte. — Mit der von Geyser vertretenen Ansicht, als nehme schon der hl. Thomas bei der äußeren Sinneswahrnehmung eine solche species expressa an, vermag ich mich nicht zu befreunden. Die vom Verfasser selbst schon vor Jahren angeführten Stellen[1] sprechen

[1] „Wie erklärt Thomas von Aquin unsere Wahrnehmung der Außenwelt?" Philos. Jahrb. XII (1899) 132 136 f.

zu klar für das Gegenteil. Die im Lehrbuch gegebenen Beweisstellen können nach meiner Ansicht teils unschwer anders erklärt werden, teils müssen sie es. Auf eine nähere Begründung dieser Behauptung und auf damit zusammenhängende Fragen kann ich an diesem Orte nicht eingehen.

Der gleiche entschiedene Realismus gibt sich in den Untersuchungen über die Beschaffenheit der Außenwelt kund. Freilich betont der Verfasser mit vollem Recht, daß unsere Wahrnehmungsinhalte nicht einfachhin eine Photographie der Wirklichkeit sind, sondern daß es die Aufgabe des Denkens ist, uns ein Weltbild zu liefern, das sich mehr und mehr der transzendenten Wirklichkeit angleicht. Eine Reihe von „Invarianten", wie z. B. Ausdehnung und Räumlichkeit der Naturdinge, lassen sich bereits heute mit voller Sicherheit feststellen.

Auch aus den rein metaphysischen Untersuchungen weht uns echt scholastischer Geist entgegen. Geyser liegt nichts ferner als der resignierte Verzicht auf alle Wahrheit, die über die Erfahrung hinausgeht. Er ist sich auch wohl bewußt, daß gerade auf dem Gebiete des metaphysischen Denkens die Scholastik Hervorragendes geleistet hat. So begegnet uns überall im engen Anschluß an die Scholastik ein tiefes Eindringen in metaphysische Probleme. Die Begriffe des Daseins, der Notwendigkeit, Tatsächlichkeit, Möglichkeit, die innere Möglichkeit des transzendenten Seins werden eingehend untersucht. Ebenso findet die neuerdings wieder heiß umstrittene Frage nach dem Verhältnis von Sosein und Dasein eine geschickte Darlegung. Geyser schließt sich denen an, die im Gegensatz zum hl. Thomas und den Thomisten eine reale Zusammensetzung des Seienden aus Sosein und Dasein verneinen.

Die Untersuchung über die Relationen zählt, so glaube ich, zu den besten Kapiteln des ganzen Buches. Geyser kehrt zur aristotelischen Auffassung zurück: es gibt nicht allein bei dem Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung, sondern auch bei den sog. Vergleichsrelationen der Ähnlichkeit, Gleichheit usw. neben subjektiven auch objektive Relationen.

So gehört Geyser gewiß zu jenen, die pietätvoll auf dem Erbe der Vergangenheit aufbauen. Ja ich glaube, er ist mehr Scholastiker, als er selbst meint; denn mehrfach, z. B. in den Fragen nach dem Verhältnis der Relation zu ihrem Fundamente und der Individuation zum spezifischen Sein, in der Auffassung der Materie als einer bereits ausgedehnten Substanz und der Universalien glaubt er sich im Gegensatz zur Scholastik, wo es sich nur um ein Abweichen von der thomistischen Erklärung handelt. Es geht aber doch gewiß historisch nicht an, die herrlich blühende ältere und jüngere Franziskanerschule, den Eklektizismus mancher Lehrer aus dem Weltklerus, ja selbst den gemäßigteren Nominalismus als unscholastisch zu bezeichnen. Eine solche Auffassung hätte niemand ferner gelegen als dem hl. Thomas selbst. Darum, glaube ich, wäre es für eine allseitige, geschichtliche Behandlung der Probleme von großem Vorteil, wenn allgemein mehr Rücksicht auf die außerthomistischen Anschauungen und Lösungsversuche genommen würde. Nach den verdienstvollen Arbeiten der Franziskanerschule von Quaracchi, der Schulen von Hertling-Baeumker und de Wulf dürften die Schwierigkeiten für manche Punkte nicht mehr unüberwindlich sein. Hohen

Wert behalten auch noch für lange Zeit die metaphysischen Untersuchungen von Suarez und seine Abhandlung über die Seele. Obgleich beide Werke den historischen Ansprüchen unserer Tage keineswegs genügen, so bieten sie eben doch eine reiche Übersicht über all das, was die ältere Scholastik an Problemen und Lösungsversuchen zutage gefördert hat. Wenn die großen Scholastiker nicht alles Heil von der Vergangenheit erwarteten, sondern den Bau der Väter prüften, erneuerten und weiterführten, so darf man es Geyser gewiß nicht verargen, daß er sich gegenüber den bisherigen Leistungen der Scholastik sein selbständiges Urteil bewahrt. So verwirft er, wie schon gesagt ist, den „naiven Realismus" der meisten Scholastiker. Ebenso sieht er die verschiedenen Antworten, welche die Fragen nach dem Individuationsprinzip und nach der Zusammensetzung der Körper gefunden haben, als nicht genügend an. Freilich dürften seine eigenen Lösungen ebenfalls auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen.

Nicht minder wichtig als die ruhige und selbständige Kritik ist das ausgesprochene Bestreben, die philosophische Forschung zu fördern. Schon rein methodisch betrachtet, bietet das Buch Geysers für manche Kreise reiche Anregung. Die Begriffe und Definitionen werden nicht als etwas bereits ein- für allemal Gegebenes angesehen, sondern in stetem Hinblick auf Sprachgebrauch und Erfahrung entwickelt und so zum geistigen Eigentum gemacht. Ähnliches gilt von von der Behandlung der Probleme. Der Verfasser schlägt den häufig einzig richtigen Weg ein: an der Hand der Geschichte stellt er die Entwicklung des Problems dar und zeigt, wie oft Jahrhunderte an der Lösung einer Frage gearbeitet haben. Auf diesem Wege wird ein viel tieferes Verständnis der Frage angebahnt und zugleich ein selbständiges Urteil über den Wert der gegebenen Lösung ermöglicht.

Ein Wunsch sei hier ausgesprochen: Könnte nicht ähnlich wie in Psychologie und Logik ein Abriß beigegeben werden, der die wichtigsten Definitionen und Beweismomente enthielte? Wenn ein solcher Anhang auch einigen das Studium des Werkes selbst „ersetzt", so fällt dies gegenüber dem Nutzen, den er andern für die Übersicht und die Wiederholung des Wichtigsten bietet, kaum in die Wagschale.

Sachlich wird die Förderung der philosophischen Arbeit zuerst dadurch erreicht, daß die verschiedenen neueren Systeme in ihrem Zusammenhang durchaus klar und eingehend entwickelt werden. Geyser vermeidet hier einen Fehler, der in manchen älteren scholastischen Werken begangen ist. Im Bestreben, das Falsche zu widerlegen, ging man nicht selten zu weit. Daher verkannte man leicht die wirklich richtigen und fruchtbaren Gedanken, die neben all dem Schiefen und Falschen sich fanden; man unterzog sich nicht der Mühe, das System als Ganzes zu würdigen, und gelangte so bisweilen dahin, dem Gegner Ansichten zuzuschreiben, die er nie vertreten hatte. Bei Geyser wird das Wahre und Gute rückhaltlos anerkannt, das Falsche und Irreführende aus dem Zusammenhang um so wirkungsvoller widerlegt.

Wichtiger noch, freilich auch schwieriger, ist die Verwirklichung der ausgesprochenen Absicht, mit dem Alten die gesicherten Ergebnisse modernen Denkens

und modernen Forschens, die vor einer gerechten Kritik standhalten, organisch zu verbinden. Mit rein äußerlichem Anfügen neuerer Forschungsergebnisse, wie man es hier und da in Lehrbüchern findet, ist freilich wenig erreicht. Das Bestreben, das Neue wirklich in das Ältere hineinzuarbeiten, macht sich bereits in manchen Kapiteln der Seinslehre, besonders aber in der Naturphilosophie, fast in jedem Abschnitte geltend, so beim Daseinsbegriff und den Relationen, bei der Erörterung des Raum- und Zeitproblems und nicht zuletzt bei den Fragen nach der Lebensentelechie und der Struktur des Stoffes. Niemand wird erwarten, daß dies Bestreben überall vollkommen zum Ziele gelangt ist. Dazu gehört die Geistesarbeit ganzer Generationen. Aber wir sind Geyser zu Dank verpflichtet, daß er wieder einmal mit aller Entschiedenheit auf den Weg hingewiesen hat, der zur Erneuerung und Vervollkommnung der Scholastik führt. Durch seine wertvolle Arbeit sind wir der Verwirklichung des großen Zieles um einen Schritt näher gekommen. **Franz Pelster** S. J.

Der Boykott. Eine sozial-ethische Untersuchung von Dr. Anton Retzbach. gr. 8° (XII u. 144) Freiburg 1916, Herder. *M* 2.—

Die Schrift ist eine Sonderausgabe aus der von Retzbach geleiteten Zeitschrift „Soziale Revue". Name und Begriff des Boykotts (S. 1 ff.) führt auf die Kämpfe des irischen Volkes gegen die englische Gewaltherrschaft. Im Jahre 1879 erklärte die irische Landliga den Verruf gegen den strengen Güterverwalter Charles Cunnigham Boycott, Verwalter und Agent des Lords Erne in Lough, Grafschaft Mayo. Infolge der Verrufserklärung kündigten alle Arbeiter unmittelbar vor der Ernte, die Dienstboten verließen sein Haus. Die Fuhrwerksbesitzer wollten ihn nicht fahren, die Hotelbesitzer ihm keine Unterkunft gewähren. Die Eisenbahngesellschaft weigerte sich, sein gemästetes Vieh für den englischen Markt zu verladen. Schlächter, Bäcker und Kaufleute verkauften ihm keine Lebensmittel. Trotz des militärischen Schutzes blieb Boycott nichts übrig, als nach New York überzusiedeln. Einige Jahre später kehrte er nach Irland zurück und vertrat fortan den Standpunkt der Pächter, gewann sogar eine gewisse Popularität. Er starb 1897 (S. 19).

Das heute oft angewandte Kampfmittel des wirtschaftlichen Lebens ist jedoch älter als jener Boycottfall. Als Strafe findet sich der Verruf im kirchlichen Interdikt sowie in dem Verbot des bürgerlichen Verkehrs, das mit dem großen Kirchenbann verbunden sein kann (S. 8). Die mittelalterlichen Verbände der Kaufleute und Handwerker bedienten sich der Verrufserklärung in dem Hansenbann, der die Verkehrssperre gegenüber den Hansebrüdern zur Folge hatte, und in dem Schelten, der Unredlichkeitserklärung gegen Meister oder Gesellen (S. 10). An die Erwähnung dieser boykottähnlichen Vorgänge in früherer Zeit schließt R. die Darstellung des Boykotts in der neuen Zeit. Mit dem Auftreten des Boykotts in einzelnen Ländern, Irland, Nordamerika, Deutschland, der Schweiz und Polen werden die besonderen Arten desselben, das Labelwesen, der Boykott vermittelst der Kontroll- oder Schutzmarken, beschrieben. Die volkswirtschaftliche

Bedeutung des Boykotts wird kurz gezeichnet. In dem anschließenden Abschnitt, Boykott und Ethik, bespricht R. die Stellungnahme der Literatur, die Grundfragen des Problems, Boykott und Gerechtigkeit, Boykott und Liebe. Die Grundsätze der Gerechtigkeit im wirtschaftlichen Verkehr werden in den Äußerungen über gerechten Preis und gerechten Lohn dargelegt. Den Abschluß der Schrift bildet das von Dr. W. Stein, Leipzig, verfaßte Kapitel über Boykott und Recht.

Die sittliche Beurteilung des Boykotts entbehrte bisher der eingehenden Untersuchung, was die Aufgabe Rs. erschwerte. Die Schwierigkeit wird durch Begleiterscheinungen der Verrufserklärung vergrößert. Mag der Boykott an sich sittlich einwandfrei sein, so wird dieser Vorzug durch Gewalttätigkeit oder Ungerechtigkeit, welche die Ausführung des Boykotts begleiten, nicht selten in Frage gestellt. Die mit Ausführung des Boykotts verbundenen Gewalttätigkeiten veranlaßten das Heilige Offizium, das Vorgehen der irischen Pächter zu mißbilligen (S. 22 ff.). Ein Verbot der Vereine „Ritter der Arbeit" in Nordamerika wurde 1885 von Leo XIII. wieder aufgehoben (S. 28). Die Schrift Rs. hebt die bei der sittlichen Beurteilung des Boykotts in betracht kommenden Gesichtspunkte treffend hervor.

Joseph Laurentius S. J.

Erziehungswissenschaft.

Wollen eine königliche Kunst. Gedanken über Ziel und Methode der Willensbildung und Selbsterziehung. Von Prof. Dr. Martin Faßbender. Zweite und dritte, umgearbeitete Auflage. 8° (XII u. 282) Freiburg 1916, Herder. *M* 2.60; geb. *M* 3.40

Bedeutend erweitert und vertieft erscheint Faßbenders prächtiges Buch: „Wollen eine königliche Kunst". Nicht bloß äußerlich stellt sich die Schrift im neuen Gewande stattlicher dar, inhaltlich vor allem hat sie eine durchgreifende Umarbeitung erfahren. Was diese Blätter (84. Bd., S. 235) beim ersten Erscheinen schrieben, gilt in erhöhtem Maße von der Neuauflage: „Das Büchlein verbindet die Altersweisheit vergangener Geschlechter und die wissenschaftlich systematische Beobachtung modernster Psychologie zu einem einheitlichen, geschlossenen und brauchbaren System der heute leider oft vernachlässigten Willensbildung."

In der Einleitung wird als Ziel jeder wahren Bildung die Harmonie aller Kräfte des menschlichen Wesens hingestellt. Alle Erziehung muß sein „Erziehung zur Selbsterziehung", d. h. „zur Herrschaft des Geistes durch innere Selbstbestimmung aus Liebe zu Gott und zu erfolgreicher Arbeit im Dienste der großen Menschheitsgilde, zum Streben nach Verwirklichung dieses sittlichen Lebensideals" (S. 5). Antike und moderne Bestrebungen zur Pflege der Willenskultur werden vorgeführt. Mit Recht bemerkt aber der Verfasser: „Wollte man eine Geschichte der Methode der Willensbildung schreiben, dann müßte man eine Geschichte der umfangreichen aszetischen und mystischen Literatur des Christentums mit einer Geschichte der gesamten Pädagogik zu vereinigen suchen" (S. 8).

Was heißt Wollen? Dieser Frage wird eine eingehende Untersuchung gewidmet. „Wollen ist das mit Selbstbestimmung sich vollziehende, von Wert

urteilen über das Ziel begleitete, mit dem Bewußtsein von der Möglichkeit der Erreichung des Zieles verbundene und auf die mit freier Wahl bestimmten Beweggründe gestützte sowie die Mittel zur Erreichung des Zieles fest ins Auge fassende Streben" (S. 25 26). In dieser Begriffsbestimmung des Wollens erkennt der Verfasser als die wichtigsten Grundlagen und die Voraussetzungen aller Willensbildung die Schulung der Urteilsfähigkeit, die Schärfung des Verantwortlichkeitsgefühls, die Steigerung des Vertrauens in die eigene Leistungsfähigkeit, den Entschluß, die Mittel zum Ziele zu erfassen und folgerichtig anzuwenden. — Die Bedeutung der Willensfreiheit für das Problem der Willensbildung wird klar hervorgehoben und den rätselhaften Erscheinungen im Machtbereich des Willens, den Störungen und Hemmungen, den Selbsttäuschungen und Angstzuständen sorgsame Aufmerksamkeit geschenkt [1].

In einem eigenen Kapitel: Des Willens seelische Verflechtung, wird das Verhältnis des Willens zu den Vernunftschlüssen, zu dem vielverzweigten Triebleben, zu den sinnlichen Strebungen und den geistigen Trieben, zum Gemüt mit seinen Stimmungen, Launen und Leidenschaften, zu Temperament und Naturell, zu Gedächtnis und Phantasie sowie zu den früheren Willensbetätigungen dargelegt. Die Aufgabe der Erziehung in der Richtung der Willenserziehung muß demnach sein „planmäßige und dauernde Beeinflussung des gesamten Seelenlebens behufs Gewöhnung an zweckvolles und zielstrebiges, stetiges und ausdauerndes, der sittlichen Idee entsprechendes Handeln". Auf dieser Grundlage läßt sich dann das Ziel der christlichen Willensbildung bestimmen als „das planmäßige Streben nach Verwirklichung des christlichen Lebensideals in lebendiger und tatkräftiger Gottes- und Nächstenliebe, als die Erziehung zu lebendigem Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl, zu Berufs- und Arbeitsfreudigkeit und sozialem Gemeinschaftsempfinden — das alles aber wurzelnd in dem lebendigen Gottesgedanken, dem Leben in Gott, mit Gott, für Gott" (S. 70 f.).

Willensschwäche und planmäßige Willensbildung. Die Selbsterziehung zum Wollen hat vor allem die Willensschwäche in ihren verschiedenen Gestaltungen und Abstufungen zu überwinden. Dazu dienen die Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf das Willensobjekt, die Anknüpfung an die natürlichen Strebungen, an das Glücks-, Leistungs- und Freiheitsstreben, vorab die Übung des Wollens. Denn „daß das richtige, feste Wollen auch gelernt werden muß, das bedenken nur wenige Menschen. Man will ja immer etwas, aber ein bestimmtes Etwas mit Entschiedenheit und Ausdauer wollen, das kann man nicht von selbst" (S. 82).

„Wille und Umwelt" zeigt die Beeinflußbarkeit des Willens durch die Umgebung, zumal auf dem Wege der Rede- und Erziehungskunst, und enthält wertvolle Winke für Eltern, Lehrer, Erzieher und Seelsorger.

---

[1] Vgl. als wertvolle Ergänzung Jul. Beßmers Schrift: „Das menschliche Wollen", Freiburg 1915, Herder, die in systematisch-wissenschaftlicher Weise die grundlegenden Fragen des menschlichen Willenslebens behandelt.

Willensrichtung und Lebensziel. Daß die Lebensanschauung auf die Willensrichtung bestimmend wirken muß, ist wohl klar. Das christliche Sittlichkeitsideal nimmt alle berechtigten menschlichen Bildungs- und Kulturbestrebungen auf und hebt sie auf eine höhere Stufe. Als Richtschnur für das Wollen des nach dem christlichen Lebensideal strebenden Menschen bezeichnet der Verfasser „Hingabe an Gott und Gottinnigkeit, Leben in der Sammlung des Geistes und im Gedenken an Gottes Gegenwart, Gottvertrauen und Furchtlosigkeit, Gemütsruhe und Gleichmut, Ergebung in Gottes Willen und Geduld gegenüber allem, was nicht zu ändern ist. Bezüglich der Menschheit aufrichtige Herzensgüte als reines, wahres, brüderliches Wohlwollen gegen alle Menschen in Gesinnung und Benehmen, Worten und Handlungen, Erfüllung der Berufspflichten und außerberufliche Tätigkeit im Dienste der Gemeinschaft. Die Seele soll erfüllt sein von Demut als dem Gefühl des Mangels gegenüber dem sittlichen Ideal. Aber nicht soll sie infolge dieses Gefühls in Mutlosigkeit versinken, sondern aus der Demut soll der Mensch das Streben nach Fortschritt zum Ideal gewinnen. In zuversichtlicher Hoffnung auf die Hilfe Gottes und im Wohlwollen gegen alle Menschen hilfreich sich erweisend, wo immer es möglich ist, soll der Christ in Heiterkeit und Hochherzigkeit, Freudigkeit und Freundlichkeit seinen Lebensweg wandeln" (S. 153).

Christliche Aszese und natürliche Willensbildung. Das Streben und Ringen nach dem sittlichen Ideal durch Anwendung der in Verbindung mit dem Einfluß der göttlichen Gnadenwirkung zur Beseitigung der Hindernisse der Tugend dienlichen Hilfsmittel wird im christlichen Sprachgebrauch „Aszese" genannt. „Aszese ist die nach Motiv, Ziel und Mittel theozentrisch und christozentrisch orientierte Willensbildung" (S. 179). Das Gebiet der Wissenschaft vom sittlichen Handeln umfaßt drei Teile, die Ethik, die Moraltheologie und die Aszetik. Letztere ist „die Darlegung der christlichen Tugendlehre oder der Lehre von den aus dem Idealbegriff der christlichen Sittlichkeit ableitbaren Bestimmungen der christlichen Lebensführung" (S. 182). „Wollen wir die Aszese in der Ganzheit ihrer Erscheinungsformen als Mittel zur Bestimmung der Willensrichtung und zur Erwerbung sittlicher Tatkraft erfassen, so müssen wir ausgehen von der Psychologie der Willensbildung" (S. 188). Zwei Gesetze des psychischen Lebens kommen hier zur Anwendung. Das Gesetz, „daß aus Erwägungen des Verstandes und Regungen des Gemütes der Wille seine Motive nimmt", „daß eine Idee mit mechanischer Kraft und automatischer Wirkung nach ihrer Einführung in die Seele sich durchzusetzen sucht auch dann noch, wenn der Mensch sich der ursprünglichen Absicht nicht mehr bewußt ist. Die Stärke der Wirkung steht im geraden Verhältnis einerseits zu der Aufmerksamkeit, welche in der Seele durch einen Gedanken oder eine Vorstellung erregt wurde, und anderseits zu der Tiefe des Eindrucks, der im Gemüte durch die Idee gemacht worden ist" (S. 188 189). „Diese psychischen Tatsachen hat die christliche Aszese von den Zeiten des Urchristentums her zur Erziehung des Menschengeschlechtes verwertet. Durch Ablenkung der Aufmerksamkeit von den das

christliche Leben gefährdenden Gedanken, Vorstellungen und Gefühlen. Durch Verstärkung der den sittlichen Fortschritt fördernden Ideen sowie durch stetige Reproduktion der in der Richtung auf das sittliche Ideal sich bewegenden Vorstellungs- und Gedankenwelt. Das ist der Grundgedanke, welcher die aszetische Betrachtung in der Form der Consideratio als verstandesmäßige Erwägung, in der Form der Meditatio als gemütsvolle Überlegung und in der Form der Contemplatio als beschauliches Nachsinnen über religiöse Gegenstände kennzeichnet. ... Der Wille wird aber niemals die für die Ausgestaltung eines mannhaften Charakters notwendige Kraft gewinnen, wenn er nicht stetig geübt wird. Deshalb muß jeder, der es mit seiner Selbsterziehung ernst meint, sich außer dem eben gehörten psychischen Gesetz von der Macht der Idee als zweites Gesetz folgendes einprägen: Die bei einer sittlichen Handlung in Betracht kommenden Willensakte müssen als solche für sich und in ihrer Verbindung besonders geübt werden. Alle Handlungen, welche wiederholt ausgeführt werden, nehmen allgemach den Charakter der Gewohnheit an. Sie werden dadurch nicht allein mit größerer Leichtigkeit ausgeführt, sondern die Gewohnheit erregt als solche in der Seele eine freudige Stimmung, und die Seele gewinnt vor allem bei jeder neuen Wiederholung ein gesteigertes Selbstvertrauen zur eigenen Kraft" (S. 190 191).

Gott und die Seele. Gotteswille — Menschenwille. Ziel der christlichen Aszese ist es, den Menschen in ein lebendiges Verhältnis zu Gott zu bringen. Die große Schule der Willensbildung in der Richtung zu Gott sind nach dem Verfasser die Exerzitien. Das Buch der „Geistlichen Übungen" des hl. Ignatius von Loyola ist ein „ausführliches und vollständiges methodisches Lehrbuch, ein praktischer Kursus, eine Übungsschule religiöser Willensbildung, eine Zusammentat aller wirksamen Mittel der Technik der Willensgymnastik auf religiöser Grundlage, mit religiösen Mitteln und mit religiösen Zielen" (S. 210). Die Exerzitien nach der ignatianischen Methode sind nichts anderes als „ein Kursus planmäßiger Erziehung zur Freude an der Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes, zum wahren Seelenfrieden durch Aufnahme des göttlichen Willens in den menschlichen Willen" (S. 219). „Die geistlichen Übungen wollen in geordneter, zielstrebiger Weise die Erwägungen über den Sinn des Lebens im Lichte der Ewigkeit zu einem tief ergreifenden ‚Erlebnis' gestalten. Mit einem einzelnen Erlebnis ist allerdings an sich nicht viel erreicht. Die Willensbildung bedarf einer stetigen Arbeit" (S. 227), stetiger Arbeit zur Erwerbung dauernder Tüchtigkeit und Tatkraft.

Das Geheimnis der Tatkraft. Es liegt in der täglichen Selbstüberwindung. „Wer nicht wagt, sich selbst Gewalt anzutun, kann kein guter Mensch werden" (S. 228). Zur Treue in der Selbstüberwindung hilft vor allem die tägliche Gewissenserforschung, die Selbstschau, die sich der Vergangenheit zuwendet, um die begangenen Schwächen zu bereuen, und den Blick in die Zukunft richtet, um im Augenblick der Versuchung den Vorsatz der guten Tat zu verwirklichen. „Eine solche sorgsam, mit Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit gegen

sich sowie mit Ausdauer, in geistiger Selbstzucht geübte Schau ist das sicherste Mittel, den Sieg des Göttlichen im Menschen zu verwirklichen" (S. 232). Die sog. Enge unseres Bewußtseins bedingt es ferner, daß wir einem bestimmten Fehler, einer bestimmten Schwäche Tag für Tag längere Zeit hindurch die besondere Aufmerksamkeit zuwenden. „Indem wir genau bei einem bestimmten Fehler klarstellen, wie oft wir in denselben verfallen, außerdem die Veranlassung des Falls genau untersuchen und den Vorsatz ernsthafter Besserung gerade bezüglich dieses Fehlers immer wieder mit aller Entschiedenheit fassen, indem wir weiter mit dem Vorsatz einer bestimmten Handlungsweise die Vorstellung von der Schönheit der letzteren zu einer Bewußtseinseinheit verschmelzen, die als Ideenassoziation wieder auftaucht, wenn die Zeit des Handelns gekommen ist — auf diesem Wege gewinnen wir Willenskraft und gelangen zu starker, gesunder Sittlichkeit" (S. 237). Dieses Verfahren der täglichen und stündlichen Willensübung haben die christlichen Aszeten mit dem Namen examen particulare bezeichnet. Die dazu notwendige Tatkraft wird nach katholischer Auffassung getragen und gespeist durch die göttliche Gnadenhilfe, die aus dem Born der heiligen Sakramente fließt. Nur auf fester und entschiedener religiöser Überzeugung und Betätigung kann sich echte, allseitige Charakterbildung aufbauen.

Dieser kurze Überblick dürfte genügen, um anzudeuten, welch reichhaltige Fülle von Gedanken und Anregungen das vorliegende Buch enthält. Wenn wir einige Vorzüge desselben namhaft machen sollen, heben wir folgende hervor. Vorab die feine psychologische Begründung der Forderungen der christlichen Aszese. Die höchsten aszetischen Regeln und Anweisungen erscheinen hier nicht losgelöst vom Boden der Wirklichkeit, sondern hervorgewachsen aus seelischen Tatsachen und aufgebaut auf der Grundlage des gesunden Strebens nach dem christlichen Lebensideal. Dadurch gewinnen sie ungemein an Natürlichkeit, Selbstverständlichkeit und Anziehungskraft. — Zeitgemäß ist ferner die energische Betonung tatkräftiger Willensübung und -schulung in hohem Maße. Denn wenn die zwei letzten Kriegsjahre irgend eine Tatsache uns zum Bewußtsein gebracht, so ist es die von der unbedingten Notwendigkeit starker Willenserziehung. Die Willensstärke, die zähe Ausdauer, der kühne, mutige Angriff, die Treue in der Pflichterfüllung, das Wagen und Ertragen haben die Schlachten ausgefochten und werden den Endsieg erringen. — Bezeichnend ist endlich für die Schrift die verständnisvolle Beurteilung und Verwertung des Exerzitienbüchleins des hl. Ignatius, dem im Anhang ein interessanter geschichtlicher Exkurs gewidmet wird als „Kurze Anleitung zum Studium der in der katholischen Kirche gebräuchlichen Methode der Willensbildung". Man wäre versucht, den Titel des Buches näher zu bestimmen als die Kunst des Wollens nach der Anleitung der „Geistlichen Übungen". Mit seltenem Geschick sind die psychologischen Grundlagen des ignatianischen Exerzitienbüchleins hervorgehoben und dargelegt. Überzeugend ist die Zeitgemäßheit der „Geistlichen Übungen" dargetan. Gerade in unserer Zeit, in der das Bedürfnis nach Religion sich leider all zu oft äußert als ein Auf-

gehen in religiösen Gefühlsmomenten, als ein Zerfließen und Verschwimmen religiöser Gedanken in nebelhafte, pantheistisch angehauchte Gebilde mit Neigungen zur Theosophie, zum Buddhismus oder unklaren, halbmystischen Systemen, ist ein Betonen der Ausbildung des Willens nach klaren Überzeugungen und mit bestimmten Zielen um so notwendiger und zeitgemäßer. Soll das religiöse Streben und Sehnen unserer Tage in die richtigen Bahnen gelenkt werden, so ist die Rückkehr zur Klarheit ignatianischer Willensbildung eine der wichtigsten Vorbedingungen. Schon so oft im Verlauf der Religionsgeschichte ist viel Zeit und Kraft vergeudet worden auf den Neben- und Abwegen religiösen Lebens. Was Ignatius aber will, ist gerade eine weise, ökonomische Verwendung unserer Seelenkräfte für das eine klar erkannte Ziel, auf das es ankommt. Modern im besten Sinne des Wortes ist diese Methode, die alle innere Seelenkraft in bewußter und berechneter Beschränkung auf dieses Ziel hinlenkt: Erziehung zur Freude an der Erfüllung des Willens Gottes.

Paul v. Chastonay S. J.

Lehrbuch der Pädagogik für Oberlyzeen und verwandte Anstalten. Von Dr. Wilhelm Nicolay. IV. Teil: Geschichte der Pädagogik. 8°. (114) Münster i. W. 1915, Schöningh. Geb. *M* 1.60

Nicolays Lehrbuch ist nach den amtlichen Bestimmungen vom 8. August 1908 bearbeitet. Die drei ersten Teile: Grundlegender Unterricht in der Psychologie; Systematische Psychologie, Logik und Erziehungslehre; Allgemeine Unterrichtslehre und Schulkunde, haben viel Anerkennung gefunden. Kein Geringerer als der verstorbene E. Meumann hat im Pädagogischen Jahresbericht von 1911 S. 118 über den ersten Teil geschrieben: „Der Verfasser gibt eine geschickte und klare Einführung in unsere gegenwärtige Psychologie und Kinderpsychologie, die dem gegenwärtigen Stand unserer Forschung gerecht wird." Nun liegt auch der vierte Teil vor, der die Geschichte der Pädagogik enthält. Der Verfasser ist vor allem bemüht, die Erziehungsziele der verschiedenen Zeiten und der bedeutendsten Erzieher mit kräftigen Strichen zu zeichnen und das bleibend Wertvolle hervorzuheben. Die vorchristliche Zeit ist nur mit wenigen Worten berührt. Auch die christliche Zeit findet sich erst vom Zeitalter des Humanismus an ausführlicher dargestellt. Entsprechend der Bestimmung des Buches für Oberlyzeen wird die Mädchen- und Frauenbildung besonders berücksichtigt. Der einzigartige Einfluß des Christentums auf die Erziehung ist gebührend hervorgehoben; nur könnte man in dem Abschnitte, der eigens davon handelt, einen Hinweis auf die erzieherische Bedeutung der Gnade, des Gebetes, der Sakramente und des Kultes vermissen. Kirchliches und außerkirchliches Erziehungswesen kommen beide zu ihrem Rechte. Durch geschickte Auswahl von Einzelzügen aus dem Leben großer Erzieher und Erzieherinnen ist reichlich Gelegenheit geboten, den Unterricht religiös und ethisch anregend zu gestalten. So kann das Buch aufs beste empfohlen werden. Es ist ein Beweis für die Fortschritte, die das Mädchenschulwesen in den letzten Jahren gemacht hat.

Theobald Fritz S. J.

Länder- und Völkerkunde.

Dreißig Jahre am Kongo. Sitten und Gebräuche der Kongoneger. Von John H. Weeks. Deutsche Bearbeitung von Anna Gräfin von Zech. gr. 8° (271) Breslau 1914. *M* 8.75; geb. *M* 10.—

Die äußeren Kulturzustände der Naturvölker sind heute schon ziemlich allseitig erforscht und bekannt. Dasselbe läßt sich nicht von ihrem geistigen Leben sagen. Reisende, die sich nur einige Wochen oder Monate bei einem Naturvolke aufhalten und seine Sprache gar nicht oder nur unvollkommen kennen, sind nicht imstande, tiefer in seine Psychologie einzudringen. Nur jahrelanger Aufenthalt bei einem Volke, tagtäglicher vertrauter Umgang mit ihm, gründliche Kenntnis der Volkssprache, sorgfältige und dauernde Beobachtung seines Charakters und seiner Gebräuche können einen tieferen Einblick in sein Seelenleben gewähren. Alle diese Bedingungen sind aber vorwiegend bei Missionären vorhanden, die schon um ihres Apostolates willen genötigt sind, sich ganz in die Anschauungen und Gewohnheiten ihrer Pflegebefohlenen hineinzuleben, und die auch am leichtesten das Vertrauen der Leute gewinnen. Deshalb sind alle ethnographischen Monographien von Missionären über die Stämme, bei denen sie lange gelebt, mit Freuden zu begrüßen. Eine solche Monographie ist die vorliegende. Weeks ist Baptisten-Missionär und hat sich als solcher 30 Jahre lang am Kongo aufgehalten, davon 8 Jahre in San Salvador (Portugiesisch-Kongo) und 14 Jahre am Oberkongo in Monsembe zwischen Lulanga und Neu-Antwerpen (Diboko). Hier wohnen die Boloki, einer von den vielen Bangalastämmen, die uns der Missionär aus langjähriger Erfahrung beschreibt. Zwar bringt er gelegentlich auch manche Bemerkung über die Neger am untern Kongo, aber der Hauptteil seiner Ausführungen, der dem Werke den eigentlichen Wert verleiht, gilt den Boloki.

Interessant ist, was Weeks über die Erlernung der Bolokisprache sagt. Er zeigt uns, welche Mühe das erste Erlernen einer ganz fremden Sprache oft kostet, und mit welcher Vorsicht die kurzen „Vokabularien" aufzunehmen sind, denen man in manchen Werken der Reisenden begegnet. Weeks und sein Gefährte Stapleton wollten wissen, wie „der Tisch" in der Bolokisprache heiße, und zeigten dabei auf einen Tisch. Von den fünf bis sechs Jungen, die herumstanden, antwortete der eine: dodela, ein anderer: etanda, der dritte: bokali, der vierte: elamba, und der fünfte: meza. „Wir schrieben die verschiedenen Wörter nieder und freuten uns des Reichtums dieser Sprache, die für einen so einfachen Gegenstand fünf verschiedene Ausdrücke besaß. Doch bald sollten wir zur Erkenntnis unseres Irrtums kommen. Ein Tisch sollte herbeigebracht werden, und auf gut Glück eines der fünf Worte wählend, sagte ich: Benga bokali, ‚bringe den Tisch'. Verständnislos starrten uns die Leute an. Wir nahmen nun die Wörter der Reihe nach durch, und erst bei dem allerletzten, meza, fanden wir das gewünschte Wort. Nun lag uns selbstverständlich daran, den Sinn der übrigen Wörter kennenzulernen, und da stellte sich heraus: dodela hieß ‚klopfen', das schien dem einen der Jungen das gewünschte Wort, weil wir den Tisch mit dem Finger berührt hatten. Ein anderer hatte gemeint, wir wollten wissen, aus was der Tisch an-

gefertigt sei, und hatte uns etanda = Brett genannt. Wieder ein anderer hatte verstanden, es handle sich um die Decke, welche auf dem Tische lag, und hatte deshalb das Wort elamba beigesteuert. Noch ein anderer hatte unsere Frage dahin ausgelegt, wir wollten die ‚Härte' des Tisches bezeichnen, weil dadurch das Geräusch beim Klopfen verursacht wurde. Er gab uns das Wort bokali an. Unser Befehl Benga bokali bedeutete also tatsächlich: ‚Bringt die Härte', und diesem Verlangen standen sie natürlich ratlos gegenüber. Der letzte der Jungen, welcher auf unsere Frage mit meza antwortete, wußte möglicherweise nichts anderes mehr zu sagen, und so verdankten wir vielleicht nur einem Zufall das richtige Wort" (S. 35).

Beim Erlernen jeder Sprache durch Fragen und Antworten allein sind solche Mißverständnisse unvermeidlich, namentlich wenn der Gedankengang und die Anschauungsweise des Fragenden von denen der Gefragten so ganz verschieden sind. „Gerade weil mir dieses Hemmnis so oft entgegengetreten, bin ich etwas mißtrauisch den Reisenden gegenüber, welche nach nur kurzem Aufenthalt im Lande sich einer vollkommenen Beherrschung der Sprache rühmen und über ihre Unterredungen mit den Eingebornen berichten."

Zu diesen Schwierigkeiten kam noch absichtliche Täuschung von seiten der Eingebornen. „Wir befanden uns schon seit mehreren Monaten in Monsembe, als wir die sehr unliebsame Entdeckung machten, daß uns die Eingebornen über ihre Sprache absichtlich falsche Auskunft gaben." Fast wie durch Zufall kamen die Missionäre dahinter. Da sie nämlich nicht als Beamte kamen und auch keinen Handel treiben wollten, konnten sich die Boloki deren Aufenthalt in ihrer Mitte nicht erklären und kamen zum Schluß, diese Fremden hätten Schlimmes im Sinn, und deshalb dürfe man sie nicht die Bolokisprache lehren. Als die Missionäre endlich nach jahrelangen Bemühungen die Sprache vollkommen erlernt hatten, erkannten sie, „daß die Eingebornen des Kongo keineswegs ein affenartiges Kauderwelsch reden, sondern daß ihnen eine Sprache zu Gebote steht, deren Reichtum der Ausdrucksweise jeden Kenner mit Bewunderung erfüllen muß."

Sehr eingehend schildert nun der Verfasser, was er auf Grund seiner langjährigen Erfahrung von dem Leben und Treiben der Boloki kennenlernte: ihre Heiraten und Familienverhältnisse, ihre soziale Organisation, ihre Gesetze und Gewohnheitsrechte, ihre Kriegführung, Jagd und Fischfang, ihre Künste und Handwerke, ihre Gebräuche bei Krankheiten, beim Tod und Begräbnis. Wir heben nur einiges heraus, was sich auf ihre religiösen Vorstellungen bezieht.

Die Boloki glauben, wie alle Kongoneger, an ein höheres Wesen, wenn auch in etwas unbestimmter Form. Sie nennen es Njambe (wohl auch Nzambi) oder zuweilen auch Libanza, ein Name, den sie wahrscheinlich dem Nachbarstamm der Bopoto entlehnt haben. Mit diesen Namen bezeichnen die Eingebornen ein Wesen, das mit Kraft, Reichtum und Weisheit begabt ist; es gilt ihnen als der Schöpfer der Welt und alles dessen, was in ihr ist. So vollkommen ist es in seinen Werken, daß geistig minderwertige oder verkrüppelte Menschen, mißgestaltete Tiere und Pflanzen nicht als seine Schöpfung, sondern als die eines

Halbgottes, Kombu, angesehen werden (S. 188—189). Dieses hohe Wesen in weiter Ferne kümmert sich wenig um die Erde. Njambe ist auch so gut, daß es nicht nötig ist, ihn durch Opfer oder Gebete zu versöhnen. Darum erweisen sie ihm keine Verehrung. Nur in wenigen Fällen gebrauchen sie seinen Namen. So sagen sie: awi na Njambe, „er starb durch Gott"; ein Weib in großen Nöten ruft: „Nzambi, erbarme dich meiner."

Fest glauben die Boloki an eine Geisterwelt, Longa, die irgendwo „da unten" ist. Dort geht es zu wie in den Dörfern auf Erden. Nur ist der Unterschied: hier auf Erden kann ein Mann so mächtig sein, daß er der Strafe entgeht, in der Unterwelt aber entrinnt keiner seiner Strafe für alles, was er auf Erden Übles getan (S. 190). Fetischismus herrscht natürlich bei den Boloki wie bei allen Kongonegern.

Im übrigen verweisen wir den Leser auf das lehrreiche Buch selbst. Da kann er die Neger kennen lernen, wie sie wirklich sind. Weeks bringt viele konkrete Züge aus dem Leben der Neger, die besser als lange Erklärungen ihren Charakter und ihre Anschauungen kennzeichnen.

Nicht gefallen hat uns der Vermerk „Deutsche Bearbeitung" auf dem Titelblatt. Es wird nirgends gesagt, worin diese „deutsche Bearbeitung" besteht. Hat die Übersetzerin bloß einiges ausgelassen oder gekürzt, oder hat sie Änderungen am Text vorgenommen? Das ändert den Charakter des Buches und ist geeignet, seinen wissenschaftlichen Wert zu beeinträchtigen; denn der Leser will wissen, was der afrikanische Missionär, nicht aber, was die deutsche Übersetzerin von den Kongonegern zu sagen hat. Ferner sind die Darlegungen nicht genügend sachlich geordnet. Zwar begegnen wir Kapiteln mit den Überschriften „Heirat", „Tod und Begräbnis", „Religiöse Vorstellungen" usw., aber es wäre irrig, zu meinen, in diesen Kapiteln sei alles zusammengestellt, was sich auf die genannten Gegenstände bezieht. Man begegnet ihnen wiederholt auch in andern Kapiteln. Das erschwert den Gebrauch des sonst trefflichen Buches und hat manche unnütze Wiederholung zur notwendigen Folge. — Endlich sei noch bemerkt, daß Weeks die großen Mißstände, die zweifelsohne am Anfang unter der Herrschaft des Kongofreistaates vorgekommen sind, zu sehr verallgemeinert. Er stützt sich auch nur auf englische Zeugnisse, und diese sind mit großer Vorsicht aufzunehmen. Dem Feldzug, den eine gewisse englische Presse gegen den Kongofreistaat unternahm, lagen nicht sowohl ideale als vielmehr politische und wirtschaftliche Interessen zugrunde, und die Grenzen der Wahrheit wurden von ihr nicht immer genau beobachtet.

Viktor Cathrein S. J.

Aus goldenen Tagen. Wanderungen in Österreich. Von Prof. Dr. F. Zschokke. Verlag von Rascher & Co. in Zürich, 1916. 221 Seiten mit 26 Illustrationen. *Fr* 5.35

In den „Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins" behandelt im ersten Aufsatz des laufenden Jahrgangs Herr Dr. O. Mayr (München) „neue Reiseziele" und mahnt: „Kein guter Deutscher darf in den nächsten Jahren nach dem Kriege in die Länder unserer Feinde reisen." Zunächst ist hierbei an Italien gedacht und als Ersatz dafür auch auf den Südosten der österreichisch-

ungarischen Lande hingewiesen. „Wie wenig von Österreich-Ungarn kennen wir Reichsdeutsche", und, hätte der Verfasser hinzufügen können, die Bewohner der Doppelmonarchie. — Vom 18. Januar bis 11. Februar ließ die Wiener Universität im Prachtsaal der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften von fünf Professoren Vorträge halten unter dem gemeinschaftlichen Titel: Unser Süden. Der Reinertrag wurde zur Unterstützung armer, aus dem südwestlichen Kriegsgebiet geflohener österreichischer Untertanen verwendet, der Hauptzweck aber war derselbe, den Dr. Mayrs Arbeit hatte: Bekanntmachen mit allem, was zum Besuch dieser bisher so sehr übersehenen Länder dienen kann. Die oben angezeigten Wanderungen des früheren Rector magnificus der Basler Universität sind in hervorragendem Maße geeignet, dieselben Ziele zu fördern. Das ist ein Buch nicht eines Österreichers, sondern eines Schweizers, der mit warmem Empfinden die Heimat liebt, eines Mannes, der weit in der Welt umhergekommen und stets offenen Auges gereist ist, und der dennoch gesteht, daß ihn „der Weg des Gedenkens fast regelmäßig in die Grenzen von Österreich zurückführt", wenn ihm die Vergangenheit „durch die Erinnerung mit rosigem Schimmer verklärt" wird (S. 5). Von innen heraus hat es den feingebildeten Professor gedrängt, diese Erinnerungen niederzuschreiben, ein „Buch, den Freunden in Österreich gewidmet als kleiner Dank für große Gaben" (S. 5).

Hat man das prächtige Bändchen durchgelesen, so glaubt man es dem liebenswürdigen Führer gern, daß ihm „Land und Leute in Österreich vertraut geworden. Fast meine ich heimatliche Luft zu atmen im frischen Seewind der Adria und im Schneesturm des Ortlergipfels" (S. 13). Man wundert sich nicht mehr, daß Zschokke das erste Kapitel „O du mein Österreich" überschreibt und daß er mit Bewunderung jetzt auf „den österreichischen Nachbar im verheerenden Wettersturm" hinschaut, wie „in mannhafter, opferwilliger Entschlossenheit sich die Volksstämme der Monarchie gegen das drohende Ungewitter zusammengefunden haben" (S. 15). So erwächst aus der Zeitlage heraus dem anspruchslosen Buche keine geringe Bedeutung. Und doch verdient es zu jeder Zeit einen bevorzugten Platz unter den Reisebüchern. In einer oft einzig schönen Sprache erzählt uns Zschokke ebenso erquickend wie packend von der Pracht der Alpen wie von dem Zauber der Adria und der eigenartigen Schönheit des Karstes. Der Naturforscher Zschokke sieht und sagt manches, was wir bei einem andern vergebens suchten, und bietet trotzdem so vieles über die reichen Kunstschätze des Südens, vertieft sich so liebevoll in die Geschichte seiner Volksstämme, daß man glauben könnte, nicht Planktonnetz und Mikroskop, sondern Palette und Pinsel seien sein tägliches Handwerkszeug. Niemand wird Zschokkes Wanderbuch aus den Händen legen ohne das Verlangen, auch einmal in den Lagunen des Isonzo, auf den Hochflächen des Karst, im Märchenzauber seiner Höhlen eine Welt kennenzulernen, die ihm bis dahin kaum dem Namen nach bekannt war. Und wer innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle seine Heimat hat, wird dem Verfasser zum Abschied in aufrichtiger Dankbarkeit die Hand drücken, vielleicht ein wenig beschämt darüber, daß einer von da draußen kommen mußte, ihm die Augen zu öffnen für die Schönheit seines Vaterlandes. **Gottfried Nichen** S. J.

Spanien. Reisebilder von Johannes Mayrhofer. 8° (XII u. 258 mit 17 Bildern und einer Karte). Freiburg 1915, Herder. *M* 4.20; geb. *M* 4.60

Mayrhofers „Spanien" hat eine so allseitig günstige Beurteilung gefunden, daß die künftigen Spanienreisenden dem Wunsche des Verfassers ohne Wagnis entsprechen und sein Büchlein als treuen Begleiter in ihren Reisekoffer legen können. Es will laut Vorwort zwar kein „kunsthistorisches Kompendium" sein, und doch, mit welch feinem Verständnis erschließt es uns die unvergänglichen Kunstdenkmäler des alten Kulturlandes und ihre historische Bedeutung, mag es uns die einzigartige Kathedrale von Cordoba, die unvergleichliche Mezquita, beschreiben mit ihrem Wald von annähernd 900 Säulen, die in allen Farben des Marmors, Porphyrs und Granits erglänzen, oder uns in die unermeßlich reichen Sammlungen Madrids und in seine Museen der Kunst führen; in die „Königliche Akademie der schönen Künste" oder in das „Prado-Museum" mit 10 Gemälden von Raffael, 40 von Tizian, 25 von Veronese, einigen von Dürer, 60 aus Rubens' Schule; Anton van Dyck ist vertreten mit 21, Velazquez mit 64, von Murillo stammen 50, von Ribera 58. Von kulturhistorischen Sammlungen seien erwähnt die Armería, in der das ganze Rittertum in seinen glänzendsten Rüstungen wie lebendig vor uns steht; das Artillerie- und Marinemuseum; die Nationalbibliothek mit ihren 30 000 Handschriften, unter denen uns die bedeutendsten Namen der spanischen Literatur begegnen; das Nationalarchiv mit etwa 200 000 Urkunden, und das archäologische Museum, das einen überraschenden Einblick gewährt in die Entwicklung spanischen Lebens seit den altiberischen Zeiten.

Wer über ältere Erdgeschichte Aufschluß sucht, der möge an seinem Buche vorübergehen, gesteht der Verfasser in der Vorrede. Dafür aber schildert er mit poetischem Sinn die erlesensten Südlandsherrlichkeiten. Zum Wundervollsten, was z. B. die Stadt Cordoba bietet, zählt Mayrhofer die Patios, die Innenhöfe, die der Stadt des Kalifen einen so eigenen Zauber verleihen. „Stelle dir die wundervollste Symphonie vor aus Säulenhallen, Statuen, Marmorbrunnen, Himmelsblau und Sonnengold, saftigem Grün und Blumenwundern vom zartesten Lila bis zum leidenschaftlichsten Rot, und du ahnst, was es um die Patios von Cordoba ist."

Dann führt er uns wieder hinauf zur sagenreichen Welt des heiligen Berges, des Monsalwatsch, der die Gralburg barg, zum Montserrat, dieser ungeheuern Felsenburg, „auf der die Riesenzinnen einzeln aufstreben, als hätte eine Säge von unvorstellbaren Dimensionen mit Urweltkraft die Felsenmassen zerschnitten."

Auch in die Seele des spanischen Volkes hat Mayrhofer einen tiefen Blick getan. Mit gesundem Humor schildert er ein südländisch heiteres Volksleben, wenn er uns z. B. den poetischen, aber unpraktischen Brunnen vor dem Museum in Cordoba zeigt, an dem die Mädchen die aus lustiger Höhe herabfallenden Wasserstrahlen in langen Röhren auffangen und in ihre Tonkrüge leiten. Wir vernehmen den Akzent südländischen Lebens, wenn er uns ins primitive Variététheater führt, in dem das Publikum „ohne Gage" mitspielt, in lautem Zuruf seine Zufriedenheit kundgibt und vor Begeisterung in Ermangelung der Lorbeer-

kränze seine Hüte auf die Bühne wirst; oder wenn er uns das hygienische Trinken braver Landleute Sagunts sehen läßt, bei denen eine dickbauchige gläserne Flasche mit spitz zulaufender Röhre an der Seite im Kreise herumgeht, aus der jeder in weitem Abstande vom Munde ihre edle Flüssigkeit hervorsprudeln läßt und diese so tadellos geschickt auffängt, daß kein Tropfen auf die Kleidung fällt. Aber auch wenn er uns das Volk in seinen Prozessionen und glanzvollen kirchlichen Festen zeigt, wenn er uns bei der Schilderung der Semana Santa, der Karwoche, erzählt, wie der Kardinal im Kreise der Geistlichen seinen Einzug in den Dom hält und wenige Minuten später demütig und doch nicht erniedrigt vor zwölf armseligen Bettlern Sevillas im Staube liegt, ihnen langsam, ohne jede Übereilung andächtig die Füße wäscht, sie abtrocknet mit dem Leinentuch und ihnen die Füße küßt, so daß jeder fühlt, daß der Abendmahlssaal und die Kathedrale in Sevilla eins sind.

Auch das soziale Leben Spaniens wird vom Verfasser nicht übergangen. Er läßt uns z. B. einen Blick tun in das hochmoderne Wirken der Damas Catequistas, eines religiösen Frauenordens, der sich den Arbeitern widmet, Kenntnisse verbreitet, Unterricht erteilt, Verirrte aller Art, Sozialisten und Anarchisten durch sein kluges, selbstloses Vorgehen wieder zur Wahrheit und zu Gott zurückführt.

Es ist nicht zu verwundern und man freut sich, daß eine aus Spanien selbst stammende Besprechung dieses Reisebuches ihm das anerkennende Zeugnis ausstellt: „Es ist die Frucht ernster Studien und monatelanger Beobachtung des Volkslebens in unserem Lande . . ., wobei besonderes Gewicht auf jene Volkseigentümlichkeiten und Gefühlsäußerungen gelegt wird, die bisweilen zu mißverständlichen Auffassungen Anlaß geben."

Alfred Gökel S. J.

Kriegspoesie.

1. Napoleon im Spiegel der Dichtung von Oskar Hellmann. 8° (144) Glogau-Leipzig o. J., Hellmann. *M* 2.—; geb. *M* 3.—
2. Italien einst und jetzt im Spiegel deutscher Dichtung seit 1848. Eine Sammlung volkstümlicher Spott-, Kriegs- und Siegeslieder. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Wilhelm Kosch. gr. 8° (128) München 1915, Lucas-Verlag. *M* 1.80; geb. *M* 2.80
3. Mein Kriegsbuch. Skizzen und Gedichte von M. Herbert. 12° (92) Köln o. J., Bachem. *M* 1.80; geb. *M* 2.40
4. Die Toten des Sommers 1914 von M. Vaerting. Lex.-8° (60) Berlin 1915, Reuß & Pollack.
5. Marsch! Marsch! Hurra! Kriegslieder von Kurt Anker, Hauptmann im Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 30. 16° (56) Oldenburg i. Gr. 1916, Stalling.

Die Bücher von Hellmann und Kosch sind Anthologien. Hellmann trifft seine Auswahl aus den poetischen Erzeugnissen der gesamten Weltliteratur, soweit sie sich mit Napoleon befaßt. Nach der Absicht des Herausgebers soll diese Sammlung von Napoleon-Gedichten zeigen, „wie mannigfach sich die Figur des

genialen Kaisers in der Dichtung spiegelt. Sie soll keine einseitige Verherrlichung sein, Freund und Feind, Anhänger und Gegner kommen in ihr zu Worte. Grundsätzlich ausgeschieden sind nur solche Dichtungen, in denen der Haß eine auch ästhetisch verwerfliche Form annimmt, die sich in persönlicher Verunglimpfung des Gegners gefällt" (Aus dem Vorwort).

Selbstverständlich konnte nur ein winzig kleiner Teil der fast unübersehbaren poetischen Napoleon-Literatur hier Aufnahme finden; doch wurden die deutschen Erzeugnisse verhältnismäßig stark berücksichtigt. Heine, Zedlitz, Grillparzer, Rückert, Grabbe, Gaudy, Chamisso, Immermann, Platen, Richard Wagner, Karl Bleibtreu, Gerhart Hauptmann und einige andere sind zumeist mit je einem charakteristischen Beitrag vertreten. Die Anordnung folgt dem Lebenslauf des Helden, und der Herausgeber legte Wert darauf, daß die wichtigsten Ereignisse aus jener bewegten Periode der Weltgeschichte im Liede erscheinen.

Kosch beschränkt sich dagegen auf die Wiedergabe der deutschen Dichterurteile über Italien seit 1848. Auf Vollständigkeit macht auch diese Sammlung keinen Anspruch, aber im ganzen hinterläßt sie doch beim Leser einen einheitlicheren Eindruck als die soeben besprochene. Dazu kommt in unserer Zeit das erhöhte Interesse für den Gegenstand: für Italien, den alten Erbfeind von Deutschlands Verbündetem, den langjährigen, obwohl immer recht zweifelhaften Genossen im Dreibund und den jetzigen Freund der Alliierten. In der Einleitung, die volle 20 Seiten umfaßt, gibt der Herausgeber einen dankenswerten Überblick über die geschichtlichen Ereignisse von 1848 bis zur gewaltsamen Sprengung des Dreibundes durch Italien selbst. Die scharfe Sprache des österreichischen Patrioten gegen die unehrliche Politik des falschen Bundesgenossen ist gewiß berechtigt, nur sollte doch etwas schärfer zwischen Regierung und Volk der Apenninenhalbinsel unterschieden werden, dann wären Sätze wie „Echt wälsch, echt italienisch!" zur Kennzeichnung von Hinterlist und Meineid nicht ohne Einschränkung stehen geblieben. Überhaupt entstand das Buch noch wohl allzusehr unter dem ersten Eindruck, den die Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn in der Donaumonarchie und weit darüber hinaus hervorrief.

Auch Kosch folgt in der Anordnung dem Gang der geschichtlichen Ereignisse. Über ein Drittel der gebotenen Poesien feiern den alten Soldatenliebling Feldmarschall Radetzky und seine tapfere Armee vom Jahre 1848. Unter den Dichtern nimmt hier Frhr. v. Zedlitz bei weitem den ersten Rang ein, sowohl mit Rücksicht auf die Zahl der Beiträge wie in Bezug auf ihren literarischen Wert. Dem Krieg von 1859 ist dagegen kaum ein halbes Dutzend Dichtungen, darunter vier von Hermann v. Gilm, gewidmet, den Ereignissen von 1866 und 1870 nur je eine. Die Niederlage von 1896 in Abessinien wird vom Berliner Kladderadatsch mit einigen freundlichen Trostworten, die man allerdings auch ironisch auffassen kann, glossiert („Germania an Italia"). Das gleiche Witzblatt beantwortet aber die italienischen Fanfarenklänge über die Eroberung von Tripolis mit ganz unmißverständlichem sarkastischen Spott („Siegesgeschrei" und „Der Held"). Alle folgenden Beiträge gelten bereits dem Weltkriege. Die meisten der Dichter

sind Österreicher (Eichert, v. Oestéren, Petzold u. a.). Spottlieder und Kampfgesänge wechseln miteinander ab. Nicht alles, was da in der ersten Entrüstung über den Treubruch in gereimter und ungereimter Form erschien, darf Anspruch auf literarische Bedeutung erheben, aber alles ist schließlich durchaus bezeichnend für die damalige Stimmung auf deutscher, besonders deutsch-österreichischer Seite. Am treffendsten hat wohl der hessische Dichter-Pfarrer Ludwig Nüdling in seinem Epigramm „Der italienische Stiefel" dieser Stimmung Ausdruck gegeben:

„Verlustanzeige der vereinigten deutsch-österreichischen Schuhmacher-Gesellschaft mit unbeschränkter Haftung.

Ein Stiefel ist uns abhanden gekommen!
Hat voraussichtlich schlimmen Weg genommen.
Seine Wichse kann er sich holen,
Wir werden ihn auch noch versohlen,
Dann mag er andere beglücken!
Uns soll er nicht weiter drücken,
Wer ihn stahl, der mag ihn vertreten.
Beileid höflichst verbeten."

M. Herbert ist in der Sammlung von Kosch mit der edel und keineswegs polemisch gehaltenen Elegie „Venedig (1915)" vertreten. Die Dichterin hat aber auch ihr eigenes Kriegsbuch herausgegeben, worin sie die Eindrücke festhält, welche die weltgeschichtlichen Vorgänge der ersten Kriegsmonate in der Seele dieser geistig bedeutenden Frau zurückließen. Kurze Prosaerzählungen wechseln hier mit poetischen Beiträgen, die Reflexion über die äußeren Geschehnisse mit unmittelbaren lyrischen Ergüssen, stolze Freude über die deutschen Erfolge mit teilnehmender Trauer über den ungeheuren Verlust an Männerkraft, materiellen Gütern und idealen Kulturwerten, den der grausame Krieg dem Vaterlande zufügt. Diese Trauer wird indes bei M. Herbert nicht zur Niedergeschlagenheit und Verzweiflung, sondern wirkt vielmehr anspornend und aufrüttelnd: sie läßt die Dichterin zündende Worte zugunsten der Kriegsfürsorge und der Werke der Nächstenliebe überhaupt finden:

O wehe dem, der jetzt kein Opfer bringt
Und fern sich hält von seiner Brüder Reih'n!
Er wird ein Heimatfremder segenlos,
Er wird des Vaterlands verlustig sein.

Was eine Heimat ist, wir wissen's heut,
Da um den Herd sich lagert die Gefahr;
Da unsres Landes stolzgebauter Welt
Anstürmend droht der Feinde Riesenschar.

All unsre Herzen stehen wie ein Herz,
All unsere Hände schlingen sich zum Kranz
Unüberwindlich eingeschmiedet, fest . . .
Ob Tausend sinken, unser Ring bleibt ganz.

Der deutschen Seele allertiefste Treu
Wird heute leuchtend offenbar und kund.
Und ohne Schwüre, ohne lautes Wort
Schließt felsenfest sich der allmächt'ge Bund.

Das kleine Buch reiht sich den bisherigen Werken der katholischen Schriftstellerin würdig an.

Im schroffen Gegensatz zum patriotischen Optimismus einer M. Herbert steht das kühle Distanzhalten gegenüber der vaterländischen Begeisterung in der Gedichtsammlung „Die Toten des Sommers 1914" von M. Baerting. Es

sind nur etwas über vierzig, meist kleinere Poesien, aber die Stimmung, von der sie ausnahmslos Zeugnis ablegen, ist eine gewisse Lebensmüdigkeit, ist tiefe, hoffnungsarme Trauer und Wehmut. Schon die Titel einzelner Stücke deuten zur Genüge darauf hin: Meine Seele wird nie mehr froh, Das blinde All, Unser Zeitalter starb, Schlafe mit uns, Mutter Natur, Des Weibes Bitte an das Schicksal, Die Totenblume, Die Tage des Glückes sind lange her, Die gebrochenen Hände, Das zitternde Leben, Unsere Rosen welkten, Die Götter sind tot. — Wohl findet sich auch ein Gedicht „Hoffnung" betitelt, aber man darf doch wohl sehr bezweifeln, ob es auch nur einen von den Millionen von Soldaten, die seit bald zwei Jahren in der Feuerlinie stehen, zu begeistern imstande wäre. Es lautet wörtlich und unverkürzt wie folgt:

Irgendein Uhu wacht
In der finstersten Nacht;
Sitzt verborgen
Im Mauerfach
Und wartet sehnsuchtsschwach
Auf den Morgen.

Und zur Zeit,
Wo der Hahn kräht,
Und der böse Feind,
Der das Unkraut sät,
Die Arbeit einstellt,
Fliegt er leise und sacht
Durch die weichende Nacht
Unserer Welt.

Mag man indes den religionslosen Pessimismus, der fast aus jeder Verszeile dieser Poesien spricht, noch so entschieden ablehnen, so bleibt doch unbestritten, daß wir hier das Werk eines starken Dichtertalents vor uns haben. Einige der Gaben sind rein literarisch betrachtet tüchtige Leistungen, und ihre Abneigung gegen den Krieg, die sich bei M. Vaërting zuweilen bis zur Leidenschaft steigert, hat wenigstens das Gute, daß der Dichterin einige temperamentvolle Klagegesänge gelingen. Von den längeren Stücken „Unser Zeitalter starb", „Die Fleißigen ohne Ruh" und „Europas Oberherrschaft" mag hier letzteres als durchaus typisch für Vaërtings Art, nach ihren Vorzügen und ihren Schattenseiten, wiedergegeben werden; den Wert der hier verkündeten politischen Prophezeiung lassen wir dabei auf sich beruhen:

Millionen Soldaten wurden vereidigt,
Sie haben die Grenzen der Völker verteidigt,
Sie kämpften bei Lemberg und Allenstein,
In Belgien, Frankreich und am Rhein.

Doch während sie gegen die Feinde stritten,
Brach der furchtbarste Feind ins Land:
Kam auf klappernder Mähre landein geritten
Und stieß auf keinen Widerstand.

Denn an den Grenzen focht das Heer.
All unsere Männer standen dort:
All unsere Führer waren fort.
All unsere Soldaten kämpften vereint
Millionen gegen Millionenheer:
So hatten wir gegen den furchtbarsten Feind
Der Erde keine Soldaten mehr.

Er kam auf dürrer Mähre geritten;
Ein Zepter am Boden er liegend fand:
Das Zepter, drum der Kampf entbrannt,
Darum Europas Völker stritten:
Europas Zepter, das den Streitenden entglitten,
Lag neben einem Leichenstein.
Er nahm es auf, jetzt ist es sein.

Und keinem der Kämpfenden wird's mehr gelingen,
Die Oberherrschaft zu erringen,
Denn der Tod ist über Nacht gekommen
Und hat die Herrschaft an sich genommen.

Wir ihn nicht sahn,
Gegen die Russen und den welschen Hahn,
Gegen Japan und die Briten
Zu Wasser und zu Lande wir stritten
Um die Oberherrschaft der Welt,
Während der Tod die Zügel schon hält,
Die den Streitenden sind entglitten.

„Schmäht nicht den Krieg", ruft dagegen Anker in seiner kleinen Sammlung von Gelegenheitsgedichten den Pazifisten zu, denn:

In vielen tausend Seelen facht er an
Die Lust und Kraft zum Hohen, Edlen, Reinen,
Die Abkehr vom Alltäglichen, Gemeinen;
Schmäht nicht den Krieg! — Er zeigt und schafft den Mann!

Das Heftchen ist die Antwort aus dem Schützengraben auf pessimistische Stimmungen hinter der Front, wie sie in Baërtings Poesien zum Ausdruck kommen; es verherrlicht im echten Soldatenton „des Feldgrauen Ringen, Beten und Lachen" (Aus dem Motto).

Alois Stockmann S. J.

Umschau.

Eine nahe Schicksalsstunde der Theaterbewegung.

Endlich hat die Empörung gegen das kunstfeindliche und sittenlose Treiben, das sogar während dieses furchtbaren Krieges auf vielen Bühnen herrschte, die gesunden Kräfte unseres Volkes zu einer befreienden Tat zusammengeschlossen!

Der bereits im Sommer 1914 gegründete, dann aber durch den Krieg an rascherer Entfaltung gehinderte „Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur" hat im Mai 1916 von neuem einen Aufruf zum Beitritt versandt. Der Erfolg dieses Vorgehens rechtfertigt glänzend die im Aufruf ausgesprochene Überzeugung, „daß eine zielbewußte Beeinflussung des Theaters durch die künstlerisch und sittlich ernst denkenden Kreise unseres Volkes eine zwingende Pflicht ist, deren Erfüllung nicht länger hinausgezögert werden darf". Hunderte führender Männer und Frauen aus allen Teilen Deutschlands sandten sofort ihre Unterschrift. Aus allen Ständen und Berufen erhoben sie sich zur Mitarbeit: Generäle, Künstler, Kaufleute, Ärzte, Abgeordnete, Vertreter der Presse, Inhaber hoher Regierungsstellen und Mitglieder höchster Gerichtshöfe, katholische Prälaten und evangelische Konsistorialräte, Universitätsprofessoren neben Volksschullehrern, Arbeitersekretäre neben Grafen und Fürsten. Auch die Vorsitzenden großer männlicher und weiblicher Verbände fehlen nicht, und die Bühnenkreise selber bezeugen durch hervorragende Namen, daß sich bei Leitern und Spielern ebensogut wie bei den Zuschauern der Wille regt, nun in gemeinsamer Arbeit „einen Bühnenbetrieb zu schaffen, der deutscher Bildung und deutscher Gesittung Hort und Ehre ist".

Der unermüdliche Schriftführer des „Verbandes zur Förderung deutscher Theaterkultur", Herr Hauptschriftleiter Wilhelm C. Gerst (Hildesheim, Marktstraße 14), der noch fortwährend Beitrittserklärungen entgegennimmt, teilt im Begleitschreiben zum Aufrufe mit, daß in Kürze die endgültige Gründungsversammlung einberufen wird. Bisher unterstanden die Geschäfte einem „vorläufigen Gesamtausschuß", der sich nach langen, vor dem Kriege gepflogenen Beratungen gebildet hatte und Ende April dieses Jahres 85 einflußreiche Damen und Herren aus ganz Deutschland zählte.

Von Anfang an ist sich die Verbandsleitung bewußt gewesen, daß die örtlichen Verhältnisse, mit denen ein Theater durchaus zu rechnen hat, es nicht zulassen, die sittliche und künstlerische Hebung des Bühnenbetriebes überall mit denselben Mitteln in Angriff zu nehmen. Daher heißt es im Aufruf: „Das Schwergewicht unserer Bewegung muß in der Tätigkeit der Ortsausschüsse liegen. Der Gesamtverband wird die Einheit des Zieles und die Werbekraft der Bewegung wahren, den Tätigkeitsdrang und den rechten Kulturwillen fördern und auf Wunsch

Anregungen und Arbeitspläne vermitteln." Wie somit nach der technischen Seite hin die Freiheit der Bewegung vom Verbande nicht beschränkt wird, so ist auch auf die weit wichtigere Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse volle Rücksicht genommen worden. In den Satzungen, auf die sich der vorläufige Gesamtausschuß seinerzeit geeinigt hat, wird ausdrücklich die nach dem ungeheuern gemeinsamen Kampfe des deutschen Volkes erst recht unerläßliche Forderung ausgesprochen, daß keines der aufzuführenden Stücke gegen die Rechte einer staatlich anerkannten Religionsgemeinschaft verstoßen oder das religiös-sittliche Empfinden der Mitglieder des Verbandes verletzen dürfe.

In der bevorstehenden Gründungsversammlung sollen die Satzungen ihre endgültige Form erhalten, ferner wichtige Wahlen vorgenommen und die ersten Schritte zur Bildung möglichst vieler, über das ganze Reich verteilter Ortsausschüsse wirksam vorbereitet werden. Die Versammlung soll in Hildesheim tagen, weil der Verband hier einen starken und rastlos arbeitenden Ausschuß besitzt, der die Durchführbarkeit der Grundgedanken seit langem in vorbildlicher Weise zu erproben begonnen hat. Dazu bot Hildesheim einen besonders günstigen Boden: es nimmt der Größe nach unter den deutschen Theaterstädten eine mittlere Stellung ein, und religiös ist die Bevölkerung ungefähr im selben Verhältnisse gemischt wie die Deutschlands überhaupt. Außerdem ist Hildesheim ja eine unserer ältesten Kulturstätten, und welch reges geistiges Leben noch jetzt hier herrscht, ist gerade in den Erfolgen des Theaterverbandes von neuem zutage getreten. Dem Ortsausschusse gehören die Spitzen der geistlichen und weltlichen Behörden sowie die führenden Persönlichkeiten aller Stände und Vereine an. Der mündliche Gedankenaustausch mit den Damen und Herrn, die in Hildesheim für die Sache des Verbandes tätig sind, wird daher eine wertvolle Ergänzung zu den Vorträgen sein, die ausgewählte Kenner der gesamtdeutschen Theaterbewegung halten werden.

Die zahlreiche Beteiligung an dieser Veranstaltung, der die hohen Hildesheimer Behörden einen vornehmen und eindrucksvollen Rahmen sichern, ist für uns Katholiken von hervorragender Wichtigkeit. Gewiß kann niemand das künstlerische und sittliche Elend, das die Verirrungen der Bühne über unser Volk gebracht haben, tiefer beklagen als wir. Gerade wir besitzen aber auch in unserer Religion einen unerschöpflichen Reichtum an hohen Kulturgedanken und an sittlicher Kraft, den wir zur Linderung jenes Elendes nutzbar machen müssen. Das ist eine Tat der Vaterlandsliebe, die wir Deutschland schuldig sind. Wenn die nun beginnende Theaterbewegung ohne unsere volle Mitarbeit ihren Weg fortsetzte, wenn schon auf der Gründungsversammlung unsere Teilnahme an den Beratungen und an der Wahl des Gesamtvorstandes der Stellung, die wir im Volksganzen einnehmen, nicht entspräche, so wären wir außer stande, unsere heiligsten Güter gegen das freve Spiel, das die Bühne so oft mit ihnen getrieben hat, in Zukunft wirksam zu schützen.

Die Theaterfrage geht auch die an, die nicht ins Theater gehen. Denn die leichtsinnigen, ja gemeinen Anschauungen, die an ungezählten Abenden auf die

Seelen der Theaterbesucher eingestürmt sind, haben wesentlich mitgeholfen, jene Opferscheu und Genußsucht großzuziehen, die in hohen und niedern Schichten immer mehr das Pflichtgefühl und die Volkskraft zu vernichten drohten. Der Augenblick, dem Verderben einen schützenden Damm entgegenzuwerfen und den uns Katholiken zukommenden Anteil an der Lösung einer wichtigen Kulturaufgabe geltend zu machen, wird vielleicht nie wieder so günstig sein wie jetzt. Wer immer also von unsern im öffentlichen Leben stehenden Männern und Frauen es ermöglichen kann, der reise zur Gründungsversammlung in jene traute und gastliche Stadt, wo zwischen sehnsuchtsweiten Ebenen und grünen Berghängen Deutschtum und Schönheit so wundersam verschwistert sind, wo an Straßen und Plätzen kirchliche und weltliche Bauten als ehrwürdige Zeugen großer Tage stehen, wo tausendjährige Rosen duften, und wo beim Rauschen uralter Linden der Mondschein um den goldenen Turm des tausendjährigen Domes spielt!

Jakob Overmans S. J.

Weltseelsorger und Weltfriede.

Als Papst Benedikt XV. am 4. März 1916 den Wunsch kundgab, daß die katholischen Frauen und Familien der kriegführenden Völker und der ganzen Welt sich in besondern Friedensgebeten mit ihm vereinigten, berief er sich für seine unablässigen Friedensbemühungen auf sein Amt als Weltseelenhirt. „Als allgemeiner Seelenhirt könnten Wir uns nicht in teilnahmsloses Schweigen hüllen, ohne den Verpflichtungen, welche Uns Unsere hohe Sendung des Friedens und der Liebe auferlegt, untreu zu werden." (Pastore universale delle anime. Siehe diese Zeitschrift, laufender Band S. 375.) Prälat Heinrich Swoboda hat diesen weittragenden Gedanken aufgegriffen in einer Predigt, die er soeben erweitert im Verlag der „Reichspost" herausgibt.

Der Weltfriede ist die Forderung des Weltseelsorgers; denn der Friede ist stets die Forderung der Seelsorge.

Jeder Hirt hindert nach Kräften den gewalttätigen Kampf in seiner Herde; er schätzt das gütliche Sichvertragen als das Bessere. Jede Seelsorge bangt vor der Sünde und den Sündengefahren, die wie schon in den Vorstadien, so besonders im Verlaufe des Krieges liegen. „Niemand irrt stärker, als wer den Krieg für einen naturgemäßen Zustand des Menschen hält. Gewiß kann auch eine solche Katastrophe reinigende, erhebende und stärkende Kräfte entfalten, aber während der langen Dauer des jetzigen Krieges haben wir immer deutlicher empfunden, daß unsere innerste Natur vor seinen Greueln erschauert. Zweifellos gültig ist der Satz, daß nicht die Natur, sondern nur ein Mangel derselben den blutigen Streit hervorruft."

Ehedem, in den Zeiten des einigen Glaubens, hatte der Hirt aller Lämmer und Schafe Christi stärkere Gewalt, Frieden zu stiften. Damals war er der anerkannte Vater der Völkerfamilien, ihm gebührte der Spruch über ihre Streitfälle. Und ähnlich dem Papste thronte im Weltlichen über den Königen der Kaiser, nicht als ihr blutiger Bezwinger, sondern als ihr Einiger. Das Kaisertum

als eine Organisation der Reiche war eine Friedenseinrichtung. „Der universale Kaiser, der bei seiner Weihe am Grabe Petri das Evangelium verkündete und ihm den Schwertgruß weihte, stand neben dem Papste. Er stützte den Friedensberuf des universalen Seelsorgers, wie es schon zur Zeit des hl. Bonifatius Gregor II. bekannte, daß er überall den Frieden zu stiften habe, oder wie es Innozenz III. als seine höchste Aufgabe erkannte, bei allen christlichen Fürsten dem Ausbruche eines Krieges vorzubeugen und ihm entgegenzutreten, da er die Räubereien, Sakrilegien und andern Sünden, die der Krieg im Gefolge habe, bekämpfen müsse." Die Gesetze von der treuga Dei, die zuerst die hohen Feiertage und dann immer mehr einen großen Teil des Jahres fehdefrei zu erhalten suchten, stempelten den Frieden zu einer religiösen Pflicht. „Das alles war einmal — ist aber nicht mehr." Die mittelalterliche Kaiseridee ist erloschen; nur als Reliquie verwahren wir die alte heilige Krone. Dem Papste hat die Haager Friedenskonferenz 1899 das Recht abgesprochen, zu ihrem Schiedsrichterkollegium einen Vertreter zu senden. Die moderne Welt verzichtet dem Heiligen Vater gegenüber auf den Segen des vierten Gebotes. Der Papst ist nicht mehr der Vater, sondern nur noch der gute Hirt; er befiehlt den Frieden nicht mehr, sondern muß mit tausend Mühen ihn schaffen. Wohl uns, daß kein Fehlschlag seiner Bestrebungen, keine Enttäuschung ihn abhält, immer wieder von neuem zu beginnen!

Wie der päpstliche Weltseelsorger den äußeren Frieden unmittelbar verlangt, so will er ihn mittelbar, weil er, eben als Seelsorger, den inneren Frieden will, das ist eine solche Gestaltung der Weltkultur, die den äußeren Frieden verbürgt. Kultur ohne Kultus wendet sich zuletzt gegen sich selbst; eine ungeheure Kunst, Menschen zu schlachten, der „Selbstmord des gesitteten Europa", wie Benedikt XV. (siehe oben S. 376), das „Harakiri Europas", wie schadenfrohe Japaner es nennen, ist das Ende. Die übernatürliche Seelsorge aber betrachtet es als ihren heiligen Beruf, den Kulturstrom in die Richtung allgemeinen Segens zu leiten. Ohne eine einzige wahre Kulturleistung zu unterbinden, bewahrt sie davor, falsche und halbwahre Ideen, die den Krieg in sich bergen, als Ideale zu verehren. Sie bekämpft das Laster des Neides, das wir im Weltkriege mit Katechismusdeutlichkeit als den satanischen Mörder des Friedens erkennen. Das Papsttum, es allein, hat heute so viel seelischen Halt, daß es den innern Frieden, also die Ruhe der geistigen Ordnung, andern vermitteln kann. Es ist mit der tiefsten Ordnung der Geister so verwachsen, daß es seiner ganzen Stellung nach gar nicht sein kann ohne die Himmelsgabe des Geistesfriedens, ja wie gezwungen ihn ausatmet und ausstrahlt. „Diese milde Macht, dieses heilige Recht, diese Pflicht und diese Fähigkeit hat niemand sonst als der Weltseelsorger, ob wir ihn jetzt Petrus oder Benedikt heißen, der das Sittengesetz Christi, das Sittengesetz der Natur und zugleich der Übernatur und damit auch den Frieden der ganzen Welt predigt, ihn gnadenvoll bringt und fortwährend wirksam schützt und vertieft." Schon in seinem ersten Weltbirtenschreiben vom Allerheiligentage 1914, „der gedankentiefsten und eindringlichsten unter all den zahlreichen Schriften dieses

Krieges", hat Benedikt XV. die sittlichen Wurzeln dieses gegenwärtigen Weltunglückes, die Mängel und Überschätzungen des Vorkriegslebens so kräftig wie freimütig aufgedeckt.

Wird man die Friedensbotschaft des Papstes noch hören? Wenn er schon im gläubigen Mittelalter den Streit nicht ganz zu bannen vermochte, wie wird es in der religiös zerklüfteten Menschheit von heute sein? Swoboda schließt mit der Hoffnung: „Ideen sind siegreich, siegreicher als Silberlinge, sind unbezwingbare Flugzeuge der Seele, die zwischen Himmel und Erde ihre hindernislose Bahn nehmen, sind feine Wellenschläge des Herzens, die aber mit geheimnisvoller Kraft weithin über die Welt gehen und ohne metallenen, kalt verbindenden Draht wieder aufnehmende Herzen finden. Ideen sind immer siegreich, wenn sie wahre, gute, Gottes Harmonie ausstrahlende Ideale sind."

Otto Zimmermann S. J.

Lazarettexerzitien.

Die Exerzitien, dieser organisierte Angriff der katholischen Wahrheit und Gnade auf die christliche Seele, hatten sich schon vor dem Krieg auch den jungen Männern angepaßt, die das Vaterland zum Waffendienste rief. Viele Tausende sind durch die von Peter Runkel S. J. 1905 begründeten und rasch beliebt gewordenen Rekrutenexerzitien gegangen und haben sich da religiös für die Militärzeit vorbereitet. Erst recht nach Kriegsausbruch drängten sich die vor der Einberufung Stehenden so zahlreich herbei, daß mancherorts weitere Gelegenheiten geschaffen werden mußten.

Der Krieg selbst hat ein neues Ruhmesblatt in die Geschichte der Exerzitien gefügt; man hat begonnen, die geistlichen Übungen wie ehedem den werdenden Soldaten so jetzt den von Wunden und Krankheiten genesenden in den Lazaretten abzuhalten. Schon vor Monaten konnte eine anziehende Sonderdarstellung erscheinen: „Kriegsgaben — Lazarettaufgaben. Geistliche Übungen in den Lazaretten. Erfahrungen und Vorschläge. Im Auftrage des katholischen Garnisonpfarramtes des Kgl. Gouvernements Cöln herausgegeben von Franz Escher" (8° [63] Einsiedeln 1916, Benziger. *M* 1.30). Das Heft wendet sich schildernd und anspornend zunächst an die Geistlichkeit, damit sie wo immer möglich die Lazarettexerzitien ins Werk setze, dann aber möchte es über ihre Kreise hinaus „ein anspruchsloser, aber wahrheitsliebender Kriegsberichterstatter sein. Das deutsche Volk soll sehen, wie treu seine tapfern Söhne unsere heiliggroße Zeit in der Stille der Lazarette benutzen, um ihre religiösen, sittlichen und patriotischen Kriegsgewinne zu vertiefen und zu befestigen, in deren Kraft sie hoffnungsfroh an der großen Zukunft Deutschlands mitarbeiten wollen (S. 11 f.). In der Tat wird es jedem Leser eine Erquickung sein, zu vernehmen, wie in der Festung Cöln die geistlichen Übungen nach wohldurchdachtem Plan organisiert wurden, wie man sie sorglich vorbereitete, eine geeignete Tagesordnung und anregende Kapellen schuf, Gottesdienst und private Sprechstunden, Vorträge und Beichtgelegenheit gestaltete. Ergreifende Erfolge können berichtet werden. „Vierzehn Tage waren die Exer-

zitien in der Maschinenbauschule vorüber. Da komme ich eines Abends zufällig in unsere Kapelle. Keine Lampe, keine Kerze. Nur das Ewige Licht malt seine roten Streifen zitternd über Boden und Wände. Doch siehe, es ist nicht allein. Ganz vorne am Altare zähle ich einen — zwei — drei — vier — fünf — sechs Männer. In Andacht versunken knien sie auf dem nackten Boden vor unserer schlichten Krippe. Da darf man nicht stören. Lautlos bin ich wieder draußen.... Das hatten diese Männer in den heiligen Übungen gelernt!" (S. 37.)

Der Cölner Garnisonpfarrer Heinr. Jos. Radermacher bestätigt diese Mitteilungen in der Broschüre: „Militarismus und religiöses Leben im Weltkrieg. Dargestellt an der Seelsorge einer Heimatgarnison. Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage der ‚Organisation Militärseelsorge'" (8° [112] M.-Gladbach 1916, Volksvereins-Verlag. *M* 1.90; über die erste Auflage s. diese Zeitschrift Bd. 90, S. 323). Mit Gutheißung des Kgl. Gouverneurs v. Zastrow hat das Garnisonpfarramt von Dezember 1915 bis Ende April 1916 in 37 großen Lazaretten durch Welt- und Ordensgeistliche viertägige, in drei Lazaretten sogar achttägige geistliche Übungen abhalten lassen. Die Exerzitienmeister erklärten einstimmig, sie hätten selten so andächtige Zuhörer gehabt. In einem Lazarett entsandten die Soldaten eine Abordnung mit der Bitte, ihnen statt zwei doch täglich drei Vorträge zu halten; in einem andern Lazarett drückten sie ihr Bedauern darüber aus, daß die Übungen bloß vier Tage dauerten. Nach der Schlußfeier mit der Generalkommunion erklärten viele, die Exerzitientage seien die schönsten ihres Lebens gewesen und hätten sogar den großen Tag der ersten heiligen Kommunion übertroffen. „Mancher Krieger, der weder im ‚Sturmwind' des Bewegungskrieges noch im ‚Feuer' der Schützengräben Gott gefunden hatte, hat ihn ‚im Säuseln des Windes' während der geistlichen Übungen gefunden" (S. 51). In den Kartagen wurden auch in den Kriegsgefangenen-Lazaretten Exerzitien abgehalten. Erfreulich sind die dankbaren Schreiben eines protestantischen Theologen, der an einem der Kurse teilgenommen hatte: „Ich darf Sie hier noch einmal versichern, Hochwürden, daß mir diese katholischen Exerzitien ein reiner, schöner Genuß und große Belehrung gewesen sind. Ich war wohl der einzige Lutheraner, der sich unter der ganzen großen Menge befand; ich hätte gewünscht, es wären mehr da gewesen. Es wäre für jeden Protestanten, der auch nur etwas religiöses Interesse hat, sicher eine Freude gewesen, hätte er dabei sein können. Er hätte nicht so sorgen brauchen, daß sein protestantisches Gefühl verletzt worden wäre, sicher nicht. Ich habe in den ganzen Vorträgen auch nicht ein Wort der Polemik gegen Andersgläubige gehört, wohl aber die Mahnung, gegen Andersgläubige sich stets als guter Katholik und treuer Christ und Bruder zu beweisen" (S. 54).

Otto Zimmermann S. J.

Wer fördert und wer stört den Burgfrieden?

Diese Zeitschrift ist, wie unsere Leser wissen, wiederholt mit Wärme für einen dauernden Burgfrieden auf religiösem und kirchlichem Gebiet eingetreten und hat ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen, an ihrem Teile mitzuwirken, daß

der schöne Wunsch in Erfüllung gehe. Trotzdem wird sie jetzt auf Störung des Burgfriedens verklagt. Hören wir die Anklage:

„In den ‚Stimmen der Zeit', der Jesuitenzeitschrift, die früher den Titel führte ‚Stimmen aus Maria-Laach', gibt der Jesuit M. Reichmann im laufenden Jahrgang auf S. 422 eine Losung aus, die alle bisherigen von Jesuiten begangenen Burgfriedenstörungen in unerträglichster Weise übertrumpft. Am Schluß einer ungemein taktlosen Erörterung einer Schrift von Prof. Weinel-Jena, die sich mit einer rein evangelischen Angelegenheit beschäftigt, bemerkt Reichmann:

„‚Das Prinzip des Subjektivismus und Individualismus, das jeden Protestanten zu seinem eigenen Schriftausleger, Priester und Papst stempelt, verträgt nun einmal keine dauernde, nach festen Gesichtspunkten geleitete Organisation auf religiösem Gebiet. Vielleicht bringt diese Erkenntnis den einen oder andern Protestanten zu der Schlußfolgerung, die vor Jahren schon ein hochstehender Berliner Herr in die Worte kleidete: Katholisch müssen wir doch alle wieder werden.'

„An dieser dreisten Herausforderung, die ungehindert in die deutschen Lande und wahrscheinlich in die Schützengräben hinausgeht, läßt sich wieder einmal ermessen, was ein Jesuit an Dankbarkeit für die mehr als rücksichtsvolle Behandlung seines Ordens in Deutschland übrig hat, und wie dem inneren Frieden gedient sein wird, wenn das Streben der Jesuiten nach völliger Bewegungsfreiheit wirklich Erfolg haben sollte. D. E. K."

So zu lesen in der Zeitschrift „Der Geisteskampf der Gegenwart", herausgegeben von Prof. Dr. Pfennigsdorf in Bonn, 1916, 2. Heft, S. 77. Die Unterschrift D. E. K. besagt, daß das Stückchen aus der „Deutsch-Evangelischen Korrespondenz" des Evangelischen Bundes stammt. Daraus erklärt es sich, daß wir die gleiche Nachricht in vielen andern protestantischen Blättern und Zeitschriften fast gleichlautend finden. Nur die Schlußbemerkung über mangelnde „Dankbarkeit" haben, soviel wir sehen, alle andern Organe wohlweislich weggelassen, weil sie doch gar zu sehr wie ein bitterer Hohn auf das 45jährige Jesuitengesetz aussieht.

Seitdem ist die Korrespondenz des Evangelischen Bundes von neuem auf den staatsgefährlichen Jesuiten Reichmann zu sprechen gekommen. Im Mai 1916 wurde bei der Beratung eines Zusatzes zum Vereinsgesetz von einem Zentrumsabgeordneten daran erinnert, daß bei der Gelegenheit ganz leicht auch mit dem Jesuitengesetz aufgeräumt werden könnte. Diese bescheidene Anregung reizte die „Deutsch-Evangelische Korrespondenz" zu einem langen Erguß, aus dem wir nach dem „Reichsboten" (Beiblatt „Kirche und Schule" Nr. 20 vom 14. Mai 1916) folgende Sätze entnehmen:

„In weitesten evangelischen Kreisen hat die Forderung der Aufhebung des Jesuitengesetzes, gleich als sie auftauchte, große Erregung hervorgerufen. Was sich während des Krieges eine Reihe von deutschen Jesuiten leistete, hat diese Erregung nur steigern können. Jesuiten haben sich unbekümmert um die Achtung vor den Gesetzen über die bekannte Verordnung des Bundesrats wiederholt hinweggesetzt. Ein Jesuit, P. Reichmann, hat in den „Stimmen von Maria-Laach" offen die Protestanten mit der Parole: „Wir müssen doch alle wieder katholisch werden",

herausgefordert. Ein anderer, P. Duhr, hat in einem Buch: „Lügengeist im Völkerkrieg", so schwer die vaterländischen Empfindungen und Interessen verletzt, daß sein Buch von der Militärbehörde unterdrückt werden mußte. Man kann an diesen Dingen nicht vorüber, und wir können nur sagen: Der Bundesrat hat durchaus richtig gehandelt, daß er bis zur Stunde dem Drängen des Zentrums nicht nachgegeben hat."

Es geht beim besten Willen nicht an, länger gegen solche beleidigende Anwürfe zu schweigen. P. Duhr, der schon seit November des vorigen Jahres zahlreiche böswillige und grundlose Verdächtigungen sowohl in jener Korrespondenz als in einer Menge katholikenfeindlicher Blätter stillschweigend über sich ergehen ließ, hat sich am Ende doch gezwungen gesehen, seinen Verleumdern entgegenzutreten. Er tat es dadurch, daß er den ganzen Briefwechsel, der in Sachen seines Buches „Der Lügengeist im Völkerkrieg" zwischen dem Kriegsministerium, der Verlagsanstalt und ihm stattgefunden hatte, der „Schlesischen Volkszeitung" zur Verfügung stellte[1]. Wir wollen sehen, ob die Blätter, welche die Anklagen gegen den Jesuiten verbreiteten, auch die aktenmäßige Abwehr ihren Lesern mitteilen. Aus dieser Abwehr geht klar hervor, daß der Verfasser völlig vorwurfsfrei dasteht. Es ist nicht seine Schuld, wenn jene im Dienste der Wahrheit und des konfessionellen Friedens verfaßte Schrift von politischer Mißgunst zu falschen Anklagen gegen das deutsche Heer mißbraucht wurde. Dafür tragen diejenigen Winkelblätter und Tagesschreiber die Verantwortung, welche die von P. Duhr aus gutem Grunde gebrandmarkten Lügen unter den deutschen Protestanten verbreiteten.

Wie verhält es sich nun mit dem ersterwähnten Vorwurf, der uns näher angeht, nämlich mit der Beschwerde wegen Störung des Burgfriedens durch die „taktlose Erörterung" über die „Deutsche Reichskirche" (90. Band, 419)? Wie sich die Leser wohl noch erinnern, war der Hauptinhalt jenes kurzen Umschaubeitrags dem Nachweis gewidmet, daß Weinels Plan einer solchen Reichskirche, wie sie dort beschrieben wird, durchaus nicht eine rein innere Angelegenheit des Protestantismus ist, sondern auch die deutschen Katholiken nahe und empfindlich berühren würde. Ob die Form unserer Äußerung taktvoll oder taktlos war, mögen andere entscheiden. Dem Ankläger scheinen besonders die Worte des späteren Generalfeldmarschalls Hellmuth v. Moltke (denn er ist der hochgestellte Berliner Herr, der als General und Adjutant des nachmaligen Kaisers Friedrich den Ausspruch tat) auf die Nerven gefallen zu sein: „Katholisch müssen wir doch alle wieder werden." Es fragt sich also, ob der Ausspruch echt ist, und ob die Erinnerung daran in unserem Zusammenhang gegen den Burgfrieden verstieß.

Was die erste Frage betrifft, so ist unser Gewährsmann der preußische Diplomat Theodor v. Bernhardi. Er sagt in seinen Tagebuchaufzeichnungen vom 1. April 1857:

[1] Schlesische Volksztg. Nr. 244 vom 27. Mai 1916; Köln. Volksztg. Nr. 437 vom 30. Mai; Augsb. Postztg. vom gleichen Datum; Bayerischer Kurier Nr. 156 vom 4. Juni.

„Zweistündiges Gespräch mit General Moltke, mir sehr merkwürdig. Er ist verschlossen, diskret, schweigsam und wie man sagt boutonné. Diesmal spricht er viel, sehr bestimmt und anscheinend sehr offen; er will, ich soll ihn nicht für einen Gesinnungsgenossen von Vincke, Saucken usw. halten. — Politisches Gespräch: Moltke zeigt aristokratische Tendenzen.... Auch die kirchlichen Wirren der Gegenwart kommen zur Sprache. Moltke zeigt Vorliebe für den Katholizismus. Luther sei in seiner Reformation vielfach zu weit gegangen, er habe ‚das Kind mit dem Bade ausgeschüttet'. Damit Moltke auch weiß, woran er mit mir ist, sage ich, daß nach meiner Meinung Luther leider nicht gelehrt genug war, nicht genug von dem ursprünglichen Christentum wußte und deshalb nicht weit genug gegangen ist; von dem ursprünglichen Christentum sind wir auch in der evangelischen Kirche noch sehr weit abgeblieben. Da Moltke die Vorzüge der katholischen Kirche erhebt, sage ich, daß ich ein Christentum in der Lehre der katholischen Kirche überhaupt nicht anzuerkennen vermag; wenn Christus von neuem auf die Erde käme, würden die katholischen Geistlichen ihn von neuem als Ketzer und Gottesleugner kreuzigen. — Moltke: ‚Die lutherischen etwa nicht? Die erst recht, wenn er ihnen von guten Werken spräche.' — Und obgleich unsere Geistlichen in solchem Irrwahn stecken geblieben sind, findet er doch, daß Luther zu weit gegangen ist! — welch ein Widerspruch! Moltke meint, wenn auch die katholische Kirche Reformen nötig haben sollte — katholisch müssen wir doch alle einmal wieder werden![1] — Ich werde dann jedenfalls eine Ausnahme machen. — Er erhebt die Vorzüge der katholischen Kirche, sie liegen darin, daß sie ein Oberhaupt hat, daß eine unanfechtbare höchste Autorität da ist, die alles entscheidet und jeden Zweifel niederschlägt; Sicherheit des Dogmas, die daraus entsteht, — größere Einwirkung auf Phantasie und Gemüt — der Geistliche hat eine ganz andere Stellung zu seiner Gemeinde — beherrscht sie ganz anders als der lutherische — ‚er geht in die Familie hinein' — und übt da entscheidenden Einfluß (ist das ein Gewinn und nicht ein Unheil?).

„Das Gespräch gab mir viel zu denken. Ich kann nicht sagen, daß ich sehr erbaut wäre; den jungen Prinzen unter dem Einfluß solcher Ansichten zu denken, ist nicht durchaus erfreulich." (Aus dem Leben Th. v. Bernhardis. Zweiter Teil, Unter Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV., Leipzig 1893, 345 f.)

Soviel über das Tatsächliche des Moltkeschen Ausspruches. Als 1893 der Sohn jenes Theodor v. Bernhardi, der heute viel genannte General Friedrich v. Bernhardi, die Aufzeichnung seines Vaters der Öffentlichkeit übergab, bildete die Voraussage des großen Strategen in Berliner protestantischen Kreisen den Gegenstand ernster Betrachtungen, und man fand viel Wahres darin (vgl. „Kölnische Volkszeitung" Nr. 678 vom 3. Dezember 1893; „Tägliche Rundschau" 11. April 1893; Dr. Friedrich Lange, Reines Deutschtum, Berlin 1904, 114).

Haben wir nun durch den Hinweis auf die Prophezeiung Moltkes den Burgfrieden gebrochen? Die Antwort hängt davon ab, was man unter Burgfrieden versteht. Über diese Frage aber, über das Wesen und die Begriffsbestimmung des Burgfriedens scheint außerordentlich viel Unklarheit und Ver-

[1] Im Original gesperrt.

wirrung zu herrschen. Wir wollen gar nicht reden von jenen Sanguinikern, die bereits eine ganz neue dogmenlose, überkonfessionelle Religion, ein deutsches Christentum ohne kirchliche Unterschiede aus den Schützengräben heimkehren sehen. Diese Leute werden inzwischen bereits zu der Überzeugung gekommen sein, daß nicht nur die Katholiken einen derartigen Friedenstraum einhellig ablehnen, sondern auch die Protestanten sich noch lauter und nachdrücklicher gegen eine ähnliche Verflachung der Religion unter der Maske des Burgfriedens aussprechen. Konservative wie Liberale, Altgläubige wie Neuprotestanten, Landeskirchliche wie Dissidenten haben sich um die Wette beeilt zu versichern, daß sie nicht gesonnen sind, auf die Geltendmachung ihrer eigentümlichen Lehren, Anschauungen und Grundsätze in Sachen der religiös-sittlichen Lebensfragen zu verzichten.

In der Ersten Kammer des Sächsischen Landtags sagte, um nur ein Beispiel anzuführen, der Leipziger Superintendent Dr. Cordes:

„Wir wollen auch im religiösen Leben über dem Trennenden das Gemeinsame nicht vergessen und dies in allererster Linie gewissenhaft und treu pflegen. Nur, meine ich, ist es wichtig, damit nicht hinterher wieder Enttäuschung und Entfremdung eintreten, beizeiten auszusprechen, daß nicht Unmögliches von der Kirche erwartet werden darf. Unmöglich aber ist es, daß die Kirchengemeinschaften ihre konfessionelle Eigenart aufgeben zugunsten eines Allerweltsglaubens, selbst wenn man ihn mit dem lockenden Namen deutscher Glaube bezeichnet.... So wenig das Kaiserwort ‚Ich kenne keine Parteien mehr' besagen kann, daß künftig die politischen Parteien zu verschwinden hätten oder auch nur verschwinden könnten, so unmöglich ist die Zumutung, daß die verschiedenen kirchlichen Richtungen sich etwa in der höheren Einheit einer dogmenfreien Kirche auflösen. Dogmenfreies Christentum gibt es überhaupt nicht.... Sie sehen, meine Herren, auch die größte kirchliche Duldsamkeit hat ihre Grenzen. Und das wird auch in der Zukunft nicht anders sein können und dürfen. Aber innerhalb solcher Grenzen soll es unser aller ernstlichstes Bestreben sein, in friedlichem Wetteifer mit allen, die die religiöse Vertiefung der Volksseele wollen, praktisch zu arbeiten. Und wo Gegensätze im Geisteskampfe ausgetragen werden müssen, soll es in wahrhaft sachlicher, vornehmer, ritterlicher Weise geschehen." (Nach dem amtlichen Protokoll abgedruckt in der Allgem. Ev.-Luth. Kz. 1916, Nr. 7.)

Diese Umschreibung des Burgfriedens stimmt sachlich ganz überein mit dem, was in dieser Zeitschrift (Bd. 89, 389 f., Juli 1915) unter dem Titel: Soll der Burgfriede unter den religiösen Bekenntnissen von Dauer sein? ausgesprochen und begründet wurde.

Die protestantische „Chronik der christlichen Welt" (1916, Nr. 2) hat den wesentlichen Inhalt dessen, was wir als Vorbedingung für einen dauernden Burgfrieden aufgestellt haben, ohne ein Wort des Widerspruchs abgedruckt und damit als berechtigt anerkannt. Auch anderwärts sind uns grundsätzliche und theoretische Einsprüche nicht begegnet[1]. Aber um so auffallender ist es, wie weit viele Wort-

[1] Eine Ausnahme bildet höchstens der altkatholische oder „romfreie" „Deutsche Merkur". In einem sehr langen, mit lobenswerter Ruhe geschriebenen, sachlich

führer im nichtkatholischen Deutschland noch davon entfernt sind, mit diesen theoretisch zugestandenen Regeln Ernst zu machen, wenn es gilt, ihre Wohltat auch den Katholiken zukommen zu lassen.

In der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung" (1916, Nr. 3 u. 4) behandelt der Erlanger Theologieprofessor Dr. Bachmann die Stellung von Katholizismus und Protestantismus in bezug auf den kommenden Frieden. Durch den ganzen langen Aufsatz hindurch fühlt man das angestrengte Bestreben, nichts Verletzendes zu sagen und gelegentlich sogar Wohlwollen und Verständnis für die katholische Kirche walten zu lassen. Dem Burgfrieden redet er natürlich warm das Wort. Aber er meint einen Burgfrieden eigener Art. Er sagt:

„Vom deutschen Katholizismus erhoffen wir, daß er, wie er mit Recht den politischen Gedanken eines protestantischen Kaisertums in Deutschland ablehnt, so anderseits den hierarchisch-papalen Gedanken und Kirchenbegriff — ich will natürlich nicht sagen: aufgibt, da er ihn ja als Dogma besitzt, aber doch in seinem Verkehr mit uns zurückstellt und entgegengesetzten Gewohnheiten, wenn sie sich in nur allzu bekannten Formen geltend machen wollen, nachdrücklich entgegentritt."

Diese Hoffnung oder Zumutung ist nun aber das gerade Gegenteil von dem, was nach unserer Ansicht an allererster Stelle verlangt werden muß, wenn es zu einem ehrlichen Ausgleich und friedlichem Lebenlassen kommen soll. Hier wird nämlich klar und unzweideutig verlangt, daß wir einen wesentlichen Grundsatz unserer religiösen Überzeugung zwar nicht „aufgeben", aber — praktisch verleugnen! Denn das ist doch nicht schwer einzusehen: ein Katholik, der das Dogma von der Kirche zwar Dogma sein läßt, aber da, wo das Dogma zu Folgerungen für sein praktisches Verhalten führt, sich ablehnend verhält und denjenigen Glaubensgenossen, welche diese Untreue nicht mitmachen wollen, „nachdrücklich entgegentritt", verleugnet seinen Glauben durch die Tat. Wenn also Bachmann nur mit solchen Katholiken Frieden halten will, so stehen wir, soweit es auf ihn ankommt, schon wieder mitten im Kulturkampf.

Aber vielleicht war die Sache nicht so schlimm gemeint und der Professor hat sich nur ungenau ausgedrückt. Wir möchten es gern annehmen, obwohl es schwer hält, zu glauben, daß ein Mann der Wissenschaft in einer Untersuchung, die es gerade darauf abgesehen hat, die richtigen Grundsätze für den Verkehr der Konfessionen festzustellen, so gänzlich am Ziel vorbeigeschossen haben sollte. Auf

---

aber ganz schwachen Artikel nimmt das Blatt (Nr. 10 vom 12. Mai 1916) Stellung zu unserem Programm und gelangt zu dem Schlusse: „Ein wahrer Burgfriede wird erst dann einziehen in unser Vaterland, wenn die verschiedenen Bekenntnisse weiter zu gelangen vermögen als nur bis zur selbstverständlichen „bürgerlichen" Achtung, wenn sie bereit sein werden, aus dem Bannkreise dogmatischer Gebundenheit heraus eines vom andern zu nehmen und einander zu geben von dem, was des Geistes Gottes und Christi ist."

Damit kann nur das von allen andern Seiten abgelehnte „dogmenfreie" Allerweltschristentum gemeint sein.

jeden Fall aber beweist der Zwiespalt zwischen Bachmanns und unserer Auffassung des Burgfriedens und seiner Vorbedingungen, daß es sich der Mühe lohnt, wenn man genau, wir möchten sagen schulmäßig untersucht, was zu einem richtigen Burgfrieden gehört.

An einer späteren Stelle seines Aufsatzes schreibt Bachmann:

„Die Fragen der interkonfessionellen Ethik sind verhältnismäßig wenig durchgearbeitet. Was sind im Namen des Christentums die Konfessionen einander schuldig? Ich antworte: Selbstbehauptung und Liebe zugleich. Kampf und Friede ist darin beschlossen. Die Art der Durchführung beider Pflichten läßt sich nicht kasuistisch bestimmen; sie bilden ein Ideal. Ich weiß, welche Sorge bei diesem Satze manchen auf der protestantischen Seite bewegt. Werden Selbstbehauptung und Liebe auf seiten des Katholizismus nicht ganz anders gedeutet werden als bei uns, auch beim besten Willen, der andern Konfession in einem höheren als dem äußerlich rechtlichen Sinne gerecht zu werden? Ja wird die katholische Kirche als Kirche überhaupt bereit sein, der evangelischen Kirche als Kirche gegenüber eine Pflicht der Liebe anzuerkennen? ... Hier liegt ohne Zweifel von jeher und für alle absehbare Zukunft die größte Schwierigkeit."

Das ist ein neuer Beweis dafür, wie notwendig eine schulmäßige Aussprache über das Wesen der konfessionellen Verträglichkeit oder der „interkonfessionellen Ethik" wäre. Aber daß dieses Kapitel von katholischer Seite ungenügend bearbeitet sei, ist nicht ganz richtig. Der Fehler liegt eher daran, daß die andere Seite immer wieder Forderungen stellt, welche sich mit unserer „Selbstbehauptung" nicht vereinigen lassen. Die katholische Kirche erkennt laut und bereitwillig eine Pflicht der Liebe gegen alle Protestanten an, aber nie und nimmer eine Pflicht der Liebe gegen eine protestantische oder lutherische oder reformierte oder evangelische „Kirche als Kirche" oder ein „Bekenntnis als Bekenntnis". Der Grund ist schon oft und auch in unserem früheren Aufsatz über den Burgfrieden dargelegt worden. Übrigens möchten wir wissen, seit wann der Protestantismus eine solche Pflicht unserer Kirche gegenüber allgemein anerkennt. Luther hat jedenfalls nicht nur das Papsttum und die „päpstliche" Kirche, ja auch den Papst als Person weniger geliebt als gehaßt, beschimpft und verflucht. Auch heute noch vermeiden es die Wortführer des Protestantismus nach Möglichkeit und wie auf Verabredung, den Ausdruck „katholische Kirche" in den Mund zu nehmen. Es ist schon eine gewisse Herablassung, wenn sie wenigstens von „Katholiken" und „Katholizismus" reden anstatt von Ultramontanen, Klerikalen, Römischen, Päpstlichen, Romanismus, Papismus und wie die Kosenamen alle heißen. Doch das ist ein Kapitel, das trotz seiner scheinbaren Nebensächlichkeit eine gesonderte Behandlung verlangt, weil es für den Bestand des Burgfriedens von großer Tragweite ist. ...

In anderer Weise bietet der unsern Lesern schon bekannte Professor Dunkmann in Greifswald (vgl. diese Zeitschrift 89. Bd. [1915], S. 91 ff.), ebenfalls ein aufrichtiger Anwalt des Burgfriedens zwischen Katholiken und Protestanten, Anlaß zu Bedenken und Vorbehalt. In Nr. 6 der „Reformation" bespricht er „die Zukunft des Protestantismus im neuen Deutschland". Nachdem

er seine Gedanken über die verschiedenen sehr ungleichen Formen und Richtungen innerhalb des Protestantismus entwickelt hat, kommt er zum Schluß noch kurz auf das künftige Verhältnis desselben zu den Katholiken und sagt:

„Bedrohlicher erscheint uns die Zukunft des Protestantismus angesichts der eminenten Machtsteigerung des Katholizismus. Das ist ein Punkt, bei dem ich naturgemäß nur vorsichtig und andeutungsweise mich ausdrücken kann.... Allein es wäre doch eine schwere Versündigung am Vaterland, wollte man nicht auf beiden Seiten auch hier mit dem aufrichtigen Willen zum Frieden und dem entschlossenen Willen der Abkehr des vergiftenden Streites aus diesem Krieg herausgehen. Wir müssen uns als Protestanten mehr daran gewöhnen, daß wir es doch nicht bloß mit einem ‚ultramontanen System' zu tun haben, sondern auch mit deutschen Katholiken, Mitbürgern, Mitchristen, die selbst leiden unter diesem System, das sie nicht ändern können. Wenn drüben einmal Päpste und Bischöfe oder auch kleinere Kapläne etwas sagen, das unser Ohr verletzt, unsern Stolz kränkt, so brauchen wir darum nicht mit der gesamten katholischen Kirche in Fehde zu liegen. Pflegen und schmücken wir die eigene Kirche, daß sie stark und frei bleibt, dann können uns derlei Äußerungen nicht im mindesten schaden. Mag dann der Katholizismus aus diesem Kriege einen Machtzuwachs davontragen, wir haben doch auch im Innern einen Machtzuwachs zu buchen, wie oben nachgewiesen. Mögen ‚Grenzstreitigkeiten' unvermeidlich sein, die Grenzen selbst sind unverwischbar festgelegt; Propagandaideen sollten auf beiden Seiten verpönt sein. Viel eher sollte aber das Bestreben sich regen, sich gegenseitig richtig zu verstehen und einschätzen zu lernen, sich aber nicht ein falsches Bild voneinander zu machen und alsdann in billiger Überhebung einander zu tadeln und zu richten."

Zwischen den guten und schönen Gedanken dieses Abschnittes müssen wir doch auf einige schiefe und unhaltbare Wendungen hinweisen. Darum nur drei Fragen:

a) Ist es wirklich ein naturgemäßes Erfordernis der Klugheit, daß Dunkmann sich bei einem grundsätzlich und praktisch so wichtigen Thema aus Vorsicht nur „andeutungsweise" ausspricht? Unsere Ansicht geht, wie schon gesagt, dahin, daß hier gerade ein möglichst offenes, unzweideutiges, schulmäßiges Aussprechen dessen, worauf es ankommt, angebracht und unentbehrlich sei.

b) Ist es wohlgetan, daß Dunkmann zwischen einem „ultramontanen System" und denjenigen Katholiken unterscheidet, welche „selbst unter diesem System leiden"? Klingt das nicht so, als wolle er den vollen Burgfrieden nur letzteren gegenüber gewahrt wissen? Diese Unterscheidung war im Kulturkampf gebräuchlich und ist jetzt noch das Steckenpferd des Grafen Paul v. Hoensbroech und seines „antiultramontanen Verbandes". Gerade weil dergleichen Vorbehalte Gift sind für jede Art von Burgfrieden, stellen wir die grundsätzliche Forderung auf, „daß jeder Teil den andern so nehme, wie er ist. Wir Katholiken müssen uns also vertragen mit den Protestanten, wie sie heute sind und leben, und dürfen unsere Verträglichkeit nicht einschränken.... Ebenso müssen wir aber von unsern nichtkatholischen Mitbürgern verlangen, daß sie auch den Katholizismus nehmen, achten und leben lassen, wie er ist". Professor Dunk-

mann ist ein wandelnder Beweis dafür, wie wichtig und folgenschwer dieser Paragraph des Burgfriedensvertrages ist, und daß wir noch weit davon entfernt sind, ihn allgemein anerkannt zu sehen.

c) Wie steht es mit dem Satz: „Propaganda-Ideen sollten auf beiden Seiten verpönt sein"? Bezieht er sich nur auf eine gewisse anrüchige Proselytenmacherei zu unedeln Zwecken oder mit unsittlichen Mitteln? Dann ist das Verlangen ein selbstverständliches Gebot der Moral und des Evangeliums und wird hoffentlich nirgendwo Widerstand finden, jedenfalls nicht von unserer Seite. Solche Propaganda-Ideen sind bei uns verpönt. Aber der Satz lautet bei Dunkmann ganz allgemein, und in dieser Allgemeinheit ist er unberechtigt und undurchführbar. Darum war unsere dritte Forderung: „Kein Teil darf vom andern verlangen, daß er grundsätzlich auf Propaganda verzichte." Möge Dunkmann unsere dort gegebene Begründung widerlegen oder seiner Forderung eine bessere Form geben.

Die Propaganda-Idee führt uns wieder zurück zu dem Ausspruch Moltkes vom Katholischwerden und zur angeblichen Burgfriedensstörung, die durch unsere Anspielung daran begangen sein soll. Wir wollen gar nicht leugnen, es liegt darin ein ganz leiser Wink zum Nachdenken, ob die Glaubensspaltung des sechzehnten Jahrhunderts für Deutschland nicht ein Unglück gewesen sei, und ob es nicht für den einen oder den andern Protestanten, der angesichts der heutigen Lage so wie Moltke denkt, das klügste wäre, zur Mutterkirche heimzukehren. Wenn es nicht erlaubt ist, einen so einfachen Gedanken in so nüchternen und harmlosen Worten auszusprechen, dann höre man nur auf, von Geisteskämpfen zu reden, die ausgetragen werden müssen mit geistigen Waffen, oder von einer Pflicht, sich gegenseitig richtig zu verstehen und einzuschätzen, oder überhaupt von einem Streben nach Wahrheit!

Matthias Reichmann S. J.

Aus der Österreichischen und Ungarischen Kriegsinvaliden-Fürsorge.

Der Besucher der Sonderausstellung von Ersatzgliedern und Arbeitshilfen für Kriegsbeschädigte, Unfallverletzte und Krüppel im Gebäude der ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt zu Charlottenburg ist überrascht von dem breiten Raum, den die Ausstellungen aus Österreich und Ungarn einnehmen, wie auch von den zur Schau gestellten Leistungen.

Das orthopädische Spital und die Invalidenschule zu Wien war in der Tat durch die tüchtige Leitung ihres Kommandanten Prof. Dr. Hans Spitzy zu einer weit über Österreichs Grenzen für die ganze Invalidenbehandlung vorbildlichen Anstalt geworden. Es fand dies Anerkennung bereits auf der Versammlung der deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge in Berlin am 8. Februar 1915, woselbst Dr. Spitzy seine Schöpfung eingehend schilderte. Inzwischen ist das Unternehmen um ein vielfaches gewachsen[1].

[1] Vgl. zu den folgenden Ausführungen: Unsere Kriegsinvaliden, von Prof. Dr. Hans Spitzy, Wien 1916.

Das Ziel des neuen Unternehmens ist: sachgemäße Nachbehandlung Kriegsverwundeter und rationeller Unterricht in ihrem früheren Berufe oder einem neu zu ergreifenden. Auf Vorschlag Spitzys wurde die Errichtung im November 1914 beschlossen und konnte bereits am 20. Januar 1915 mit 1000 Betten eröffnet werden. Schon nach einem halben Jahre war das Spital mit seinen Filialen auf 3000 Betten angewachsen. Außerdem entstanden in den größeren Städten der Kronländer, wie in Prag, Graz, Reichenberg usw., ähnliche Einrichtungen. Als Vorbild all dieser Anstalten sei etwas näher auf die große Wiener Invalidenschule eingegangen.

Die ganze Anlage teilt sich in zwei Zentralen: in eine chirurgisch-orthopädische und eine pädagogische. In der chirurgisch-orthopädischen Zentrale werden Patienten aus andern Spitälern aufgenommen, sei es daß sie nach Heilung ihrer Wunden zur Wiedererlangung der Gebrauchsfähigkeit ihrer Glieder einer orthopädischen Nachbehandlung bedürfen, sei es daß sie zwecks orthopädischer Eingriffe zur Anpassung orthopädischer Apparate in dem Spital untergebracht werden müssen, oder daß sie nach Verlust ihrer Gliedmaßen dort einen Ersatz für das Verlorene finden sollen. Auch eine große Anzahl jener, bei denen durch die Ungunst der Verhältnisse eine richtige Knochenheilung nicht stattgefunden hat, sucht noch Hilfe und findet sie auch. Denn auch hier ist man in der Lage, durch nachträgliche Operationen sowohl die Gestalt als die Länge der Knochen zu korrigieren. Mit den neuesten Errungenschaften der medizinischen Wissenschaft und Praxis ausgerüstet, kann hier das Menschenmöglichste geleistet werden.

Durch diese Maßnahmen wird erreicht, daß der Invalide seine Arme und Beine wieder gebrauchen kann. Doch ist damit erst ein Teil getan. Es gilt ihn zu dem wichtigsten Gebrauch seiner Glieder zurückzuführen, zum Gebrauch im Berufe. Mehr als wohlmeinender Rat und Zureden des Arztes hilft hier das Beispiel. Zu diesem Zwecke sind dem orthopädischen Spital Schulwerkstätten angegliedert. Gegenwärtig dienen diesem Zwecke 42 Baracken für je 100 Mann. Diese kleine Stadt ist auf schönem freien Platz inmitten von Gartenanlagen errichtet. Es gelingt dort, bis auf etwa fünf Prozent die Invaliden ihrem früheren Berufe zu erhalten. Wenn der Invalide im orthopädischen Spital nurmehr auf Stunden der Nachbehandlung bedarf, kommt er in die pädagogische Abteilung und wird dort die übrigen Stunden des Tages in jenen Werkstätten beschäftigt, die seinem Beruf entsprechen. Hier zeigt es sich oft erst, welche Behandlung für ihn am vorteilhaftesten ist, welche Bewegung er in seinem Gewerbe am nötigsten braucht und welche ihm wiederzugeben am wichtigsten ist. All diese verschiedenen Bewegungen, die dazu dienen, die gewerblichen Maschinen in Gang zu setzen, erweisen sich wiederum als helfende Kräfte bei der Behandlung, und dabei kommt der Invalide langsam wieder in das alte Geleise zurück, unmerklich und ohne Schwierigkeit, und gewinnt neues Selbstvertrauen.

In den Wiener Invalidenschulen sind jetzt 31 Gewerbe untergebracht. In 22 angeschlossenen Kursen wird den Schülern Gelegenheit gegeben, sich in den

Hilfswissenschaften der Berufe auszubilden. Besondere Erwähnung verdient die landwirtschaftliche Schulung. Nachdem schon in der Invalidenschule die Handhabung einzelner Maschinen und Werkzeuge ausprobiert und diese den Beschäftigungen entsprechend umgewandelt sind, haben die Kriegsbeschädigten Gelegenheit, auf dem Gute Ebreichsdorf, das durch Baronin Drasche eigens hierfür mit seinen fast 1000 Hektaren zur Verfügung gestellt wurde, sich wieder ganz in ihren Beruf hineinzuleben.

Ist der Kriegsverletzte soweit, daß er sich in seinem früheren oder einem neuen Berufe erhalten kann, dann wird ihm von der Invalidenhilfsstelle ein Arbeitsplatz vermittelt. Sofern er nicht mehr diensttauglich ist, tritt er sofort aus der Anstalt seine neue Stelle an. Ist der Invalide wirtschaftlich zu schwach oder aus andern Gründen ungeeignet, sich selbst zu führen, und in Gefahr, ohne Anhalt vom Wege abzukommen, so wird ihm durch die Invalidenhilfsstelle ein „Schützer" vermittelt. Dieser übernimmt es als soziale Pflicht, sich um das Wohl seines Schützlings dauernd zu kümmern.

Das Invalidenwesen in Ungarn[1] ist ähnlich aufgebaut und besitzt ebenfalls eine größere Zahl von Hospitälern zur Nachbehandlung mit angegliederten Invalidenschulen. Bei der noch sehr jungen industriellen Entwicklung des Landes ist die Erhaltung der geschulten Kräfte für die Zukunft des Landes von erhöhter Bedeutung. Unter den zahlreichen der Leitung des kgl. Invalidenamtes unterstehenden Anstalten sind die bedeutendsten die in Budapest untergebrachten Invalidenschulen und Nachbehandlungsanstalten mit mehreren tausend Betten. Wohl infolge des noch wenig entwickelten gewerblichen Lebens scheint die Zahl derer, die in Ungarn nach ihrer Verletzung vom Landbau zum Gewerbe übergehen, verhältnismäßig größer als sonst zu sein. Diese erfahren natürlich eine besonders sorgfältige Ausbildung. Ebenso sind aber auch in der landwirtschaftlichen Abteilung neben den kürzeren eigentlichen Invalidenkurse bis zu zwei Jahren dauernde Ausbildungskurse vorgesehen, wie z. B. Besuch der Winzer- oder Waldhegerschulen. So weckt hier der Krieg noch manch gute Begabung, die durch die Abgeschiedenheit der Heimat und deren kleine Verhältnisse sich vordem nicht entfalten konnte.

Constantin Noppel S. J.

Friedrich Lienhards stille Gemeinde und ihre friedlichen Kriegsziele.

„Als ich, hochverehrter Herr Lienhard, in einer Dezembernacht 1914 Ihre wundervolle Osterdingen-Dichtung, die mir schon vor Jahren höchsten künstlerischen Genuß bereitet hatte, von neuem las, spürte ich, wie nie zuvor, die Kraft und Hoheit Ihres Dichtertums. ... Seit jenen Dezembertagen stand bei mir fest, Ihnen einmal zu zeigen, welchen Eindruck berufene Führer unseres geistigen Deutschlands von Ihrem Wirken empfangen haben. Ich stellte daher eine Um-

[1] Vgl. Das Invalidenwesen in Ungarn, herausgegeben vom kgl. ungarischen Invalidenamt, Budapest 1916.

frage an und bat eine Reihe deutscher Künstler, Gelehrter und Schriftsteller, ihr Verhältnis zu Ihrem Werk darzulegen. Mein Plan fand lebhafte Billigung, und nicht gering war die Zahl derer, die mit Freuden meiner Aufforderung entgegenkommen wollten. Die Antworten, die Würdigungen, die Ehrungen und die größeren Aufsätze, die mir von den Daheimgebliebenen wie von den im Felde Stehenden mit gleicher Bereitwilligkeit zugesandt wurden, habe ich zusammengestellt. Ich bringe sie Ihnen im vorliegenden Büchlein dar, als Gruß zu Ihrem 50. Geburtstage, der schön und recht in eine Zeit fällt, in der Kräfte leben, die Sie immer für unser Volk ersehnt haben. ..."

So kam die glanzvolle Festschrift „Friedrich Lienhard und wir" zustande, glanzvoll nicht nur wegen ihrer vornehmen Ausstattung und ihres ungewöhnlichen Umfanges von über hundert Seiten in gr. 8°, sondern vorzugsweise deshalb, weil darin „eine große Zahl" — gegen 70 — „jener Ernsten, welche die deutsche Seele behüten", ihre Wünsche aussprechen. Diese zu lesen bietet schon nicht geringen Genuß; es sind nicht hohle Lobhudeleien einer besondern Gefolgschaft, wie sie bei solchen Anlässen fast Mode geworden waren; ernste deutsche Männer, die sich ihrer Stellung und Aufgabe bewußt fühlen, tauschen ihre Erwartungen über unser Schrifttum nach dem blutigen Völkerringen darin aus. Und so sollen hier nicht die prächtigen Lorbeerkränze, die dem Dichter aus allen Teilen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz und auch aus den „nassen Schützengräben" heraus zum 50. Geburtstag gespendet wurden, gezählt oder gar ihre Blätter zur Bestimmung der Herkunft zerpflückt werden; statt dessen wird es sich als lohnenderen Gewinn empfehlen, jene hohen Ziele kennen zu lernen, die der deutschen Dichtung und ihren Pflegern für die werdende Friedenszeit gesteckt sind. Und Lienhard „sei in dem kommenden Deutschland, dem er neue große Aufgaben glühend schon vorgezeichnet habe, als echter und rechter Führer geradezu unentbehrlich".

Als grundlegende Forderung für die Zukunft der deutschen Dichtung wird die entschiedene Absage von den fahrigen Grundsätzen der sog. „Moderne" gestellt. Lienhards Trutzwort: „Nicht wie ihr!" muß in seinem ganzen Umfange die allgemeine Losung werden; auch vor Ibsen und Gerhart Hauptmann macht der Ruf nicht Halt — Nietzsche schließt sich als der undeutscheste Deutschhasser selber aus. Daß solch gründliche Aufräumung im Literaturleben unseres Volkes die bitterste Notwendigkeit ist, beweisen drastisch, selbst in der ernsten Kriegszeit, die fast unbegreifbaren Wagnisse jener Entarteten, wie Schönherrs „Weibsteufel", Schnitzlers „Komödie der Worte", Hardts „König Salomon", Schillings „Mona Lisa", Saßmanns „Retter" u. a., alles Schmutzwerke, gegen die sich sogar die sonst wehrlosen züchtigen Frauen unserer Feldgrauen an das öffentliche Gewissen wenden mußten, um die Ehre ihres Geschlechtes zu retten. „Ich meine nun aber", schreibt einer der Vertreter aus der Lienhards-Gemeinde, „jetzt sei die rechte Stunde gekommen für jenes weitere tapfere Wirken Lienhards für die Befreiung der deutschen Literatur vom Zwange des Weltstadtgeschmackes. Es muß und wird sich vieles ändern in nahen Tagen. Das literarische Deutsch-

land ist erwacht; es wird sich auf seine Würde besinnen und aufräumen, gründlich aufräumen mit dem Mißbrauch unseres Schrifttums zu Tagessensationen, mit dem frechen Treiben ästhetischer Gaukler, mit dem Indianergeschrei geriebener Macher, mit der Aufdringlichkeit kunstliebender Männlein und Weiblein. Bei dem Reinigungswerke, das da zu vollbringen sein wird, ist Lienhard der berufene Führer der deutschen Dichter und Schriftsteller, die unser Geistesleben neu aufbauen wollen." „Dichter wie er", ergänzt ein anderer Bewunderer, „die nie von ihrem klaren Ziele abwichen, denen die Gesundheit ihrer Kunst über allen Erfolg des Tages heilig war, können wir nie genug haben. Sie richten uns empor im Trubel der nach Aufsehen — nach Sensation — lüsternen Schreiber."

Wie die gewünschten Dichter der Zukunft geartet sein müssen, wird hier schon kurz angedeutet. Es führt das ein mit Lienhard Geistesverwandter in seinem kurzen, aber kräftigen Glückwunsch an den Bruder in Apoll weiter aus, und man fühlt seinen Worten die innere überzeugte Wärme an. „Ein Dichter wie Friedrich Lienhard", so äußert sich Gustav Renner, „unbeirrt von allen Tagesströmungen, den Blick unverwandt auf das gerichtet, was er als gut und groß und edel erkannt hat, unberührt von dem Gesuchten, Geschraubten, Verlogenen unserer Literatur der letzten Zeit, wenigstens derjenigen, die sich in den Vordergrund zu drängen verstanden hat, erfüllt von dem Ernste und der Heiligkeit seines Berufes, nicht nach Effekt und Erfolg schielend, natürlich und unmittelbar, klar und wahr, in seinem Besten von der köstlichen unvergänglichen Frische des Volksliedes und Eichendorffs, ein Warner und Rater, ein begeisterter Künder alles dessen, was in unserem Volke groß und echt war und ist, ein treuer Vorkämpfer im alten, schwer errungenen deutschen Grenzlande —: müßte nicht sein Name überall genannt werden, und seine Persönlichkeit, alles in allem genommen, mit in erster Reihe stehen?" Daß die Persönlichkeit in der Kunst und Poesie alles sei, hat schon der Altmeister Goethe verkündet, und als Lienhards Leitstern gilt das Wort: „Mensch sein ist auf alle Fälle wichtiger als Literat sein." Einen solchen Künstler-Menschen hat ein anderer Sprecher aus der Lienhard-Gemeinde scharf gezeichnet: „Nur wer durch Not und Glück ganz zum Menschen gehämmert worden ist — denn auch das Glück zu tragen will gelernt sein —, und wer dann noch über einen ‚Überschuß an Lebenskraft' verfügt, ist zum Künstler geboren. Das schließt von vornherein alle die aus, denen die Kunst eine Befriedigung ihrer Eitelkeit oder die melkende Kuh des Erfolges ist. Alle Kunst fließt aus dem tiefsten Ernst, und dieser Lebensernst vor allem ist es, den Lienhard immer und immer gepredigt hat. Er schließt die Freude, den Scherz, den Witz, sofern er aus einem reinen Kontrastgefühl stammt, nicht aus, aber er verachtet die Seichtheit und jegliche billige Mache." Der besonders vertraute Freund Lienhards, Karl Muth, zeichnet den veredelnden Entwicklungsgang des Dichters bis zur „reinsten, herrlichsten Menschheit", wie sie in aufsteigender Linie aus einem Guß geraten ist, am kürzesten mit drei Stichworten: „Eins ist not" — „Nicht wie ihr" — „Reif sein ist alles" und weist dabei auf die tiefste Grundlage der so gewordenen Persönlichkeit in einem

der kraftvollen Wahlsprüche seines Freundes hin: „Ein religiöses Moment ist es, das sich von nun an in der Poesie geltend machen wird."

Dieses „religiöse Moment" keimt und sproßt aus dem Edelkern der religiösen Weltanschauung. Sie wird in dem Schrifttum des kommenden Deutschland als notwendig verlangt; nur erscheint der Ausdruck dafür nicht übereinstimmend, wie die Proben zeigen. So wird beispielsweise „das Rosenkreuz, uns durch Goethes ‚Geheimnisse' vertraut als die herzerhebende Vereinigung klassischer Humanitätsreligion mit christlicher Mystik, als Lienhards innerste Weltanschauung" ausgeschmückt, „tief, aber klar, und von dem zarten Blütenduft gemütvoller Anmut umhaucht. Christengüte, Griechenschönheit, Germanenernst sind in eins geflossen, und die Altäre dieses dichterischen Glaubens, dieser glaubensvollen Dichtung lodern auf Golgatha, Akropolis und dem Wartburgberg". Man vergleiche damit noch zwei andere hier folgende Umschreibungen desselben Begriffes: „Lienhards Weltanschauung", sagt die eine, „wurzelt in der tiefinnerlichen Gewißheit, daß unser wahres Wesen einer geistigen Welt entstammt, in die es durch den Tod zurückkehrt. Unsere Zugehörigkeit zu einer übersinnlichen Welt ist nicht empirisch zu beweisen, sondern muß innerlich erlebt werden. Die innere, nichtsinnliche Erfahrung beansprucht aber dieselbe Realität wie die sinnliche. In diese stoffliche Welt wurden wir gebannt zur Entwicklung und Läuterung unserer Persönlichkeit. Mit dieser haben wir den Kampf daher aufzunehmen. Der irdische Zweck ist erfüllt, wenn der Mensch sich heldenhaft bewährt. Entzieht er sich feige den Widerständen dieser Welt, oder läßt er sich schwächlich von diesen überwinden, so ward das irdische Leben umsonst gelebt, und seine Persönlichkeit ist auf eine uns unvorstellbare Weise für die weitere Ewigkeit zu Schaden gekommen. Mensch sein heißt Kämpfer sein. Heißt im Lebenskampfe sich als Held bewähren. Marmorblöcke sind wir unter dem Meißel Gottes. Hart ist dieser Meißel. Aber unter seinen schmerzhaften Streichen formt sich die heldenhafte Persönlichkeit. Der Feigling zerbricht." Den ernsten Sätzen hört man es beinahe an, daß sie von einem Feldgrauen geformt wurden. Leichter spricht ein Dichter:

Aufwärts die Seele zu ewigen Sternen!
Dort, wo die Wünsche, die heißesten, ruhn:
Dort in der Blautiefe heiligsten Fernen
Liegt unser Heimatland, liegt Avalun.

Es dürfte wohl schwer möglich sein, diese schwankenden Auffassungen von religiöser Weltanschauung zu einem einigenden Begriff zusammenzuschweißen. Da wäre es von vornherein sicherer und zugleich einfacher, sich in der christlichen Weltanschauung zusammenzufinden; darin liegt der eigentliche „heldenhafte Idealismus" beschlossen, weil nur die Lehren des Christentums die reinste Klarheit und ewige Wahrheit enthalten und so den „weltweiten Sinn und den großen Mut der Ideale" vermitteln. Das müßte „die Zukunftssonne" sein, die aus den wilden Wogen der Gegenwart strahlend emportaucht, wie es Lienhard

„mit heute wundersam erscheinendem Prophetenblick 1913 im ‚Spielmann' geschaut hat, als er schrieb: ‚Ich habe ein Vorgefühl, als ob unserem ganzen Europa eine Titanic-Katastrophe bevorstehe. Da fällt alles Schwärmerische und Unechte ab, und es bleibt bestehen Wahrhaftigkeit und Liebe, jene Liebe, die zugleich Güte und Treue ist'".

So blickt die Lienhard-Gemeinde mit hoffnungsfreudiger Zuversicht in die Zukunft, die nach der Läuterung all ihre großen Erwartungen für unser Geistesleben erfüllen soll. Die Literatur im kommenden Deutschland wird auch „die Forderung erheben, modern zu sein, aber nur in jenem besten und letzten Sinn, indem sie unserer Zeit gibt, nicht was sie wünscht, nein, was sie braucht". Dann tritt an die Stelle jener verbrauchten und abgehausten „Moderne" diese neue Richtung. Woher stammt sie? Das weisen „die Wege nach Weimar". Es soll sich der Entwicklungsgang wiederholen, den vor hundert Jahren das deutsche Schrifttum durchgemacht hat. „Vom Sturm und Drang zur Klassik, durch sie zu romantischer Anwandlung. Auch Novalis mit den Seinen war in Goethes und Schillers Schule gegangen; aber sie entwickelten sich über deren selbstgefestigte Grenzen hinaus. Wohl war dies ein Bruch mit der sauer gewonnenen Einheit, allein nur ein zeitweiliger. So wie ein Erweiterungsbau das Haus vorübergehend behelligt, um es dann umfassender wiedererstehen zu lassen." Also klassisch mit romantischem Einschlag wird die Dichtung der Zukunft sein: eine „Schiller-Hölderlin"-Natur hat man Lienhard genannt, um die Richtung anzudeuten, der seine wertvollsten Schöpfungen angehören. „Sein Ideal", versichert einer seiner Bewunderer aus der stillen Gemeinde, „sein Ziel steht fest. Als solches ist es für uns unantastbar; für seine, für unsere Gegner unnahbar. Es ist kein seliger, schöner Traum, sondern ein reales Reich der Zukunft. Und wunderbar in diesem Ideal ist seine Umfassung, seine weite aber feste Gedanklichkeit. Es fehlt an diesem deutschen Zukunftstempel, den uns Lienhard in seinen Werken aufbaute, kein Stein, sein Gefüge hat keine Lücke; denn es ist fein durchdacht, reich begonnen und groß vollendet." Mit welchem Siegesbewußtsein das stolze Fähnlein der Aufrechten sich um den Führer schart, klingt aus dem jubelnden Glückwunsch: „Die Zeit ist erfüllt! Das neue, größere Deutschland steht auf dem Grunde gebaut, den Friedrich Lienhard prophetisch sah und suchte. Das deutsche Schrifttum wird wieder deutsch, eigenwüchsig und groß. Heil ihm, dem Bahnweiser! Heil uns, den Kampfgenossen!"

„Wird unser deutsches Volk nach dieses schweren Krieges Wehen die Kraft finden, diesem Führer zur Stille aufmerkendes Gehör zu schenken?" so schließt die Festschrift. Eine starke Gewähr dafür dürfte wohl schon darin zu sehen sein, daß der entschlossene Führer des Wiener Gralbundes, R. v. Kralik, in seinem schwungvollen Glückwunschgedicht mit der Lienhard-Gemeinde ein festes Schutz- und Trutzbündnis zu schließen sich gewillt erklärt zur treuesten Freundschaftsvereinigung und ritterlichen Waffenbrüderschaft:

Von der Wartburg, von der Gralsburg,
Dort von Weimar, hier von Wien,
Hin zur Himmelssternenstrahlburg
Laßt uns neue Wege ziehn,
Hier die Schuld des Lebens zahlen,
Und aus trüben Tränentalen
Nach den gleichen Idealen
Über Welt und Wolken fliehn.

Fliehn? Nicht ganz! Auch hier auf Erden
Dort und hier, im deutschen Land,
Soll dem Geist ein Tempel werden,
Einer höhern Bildung Pfand.
Fluch und Schande dem Geschmeiße,
Das solch Streben nichtig heiße!
Ob es auch die Luft zerreiße,
Unser Tun hat doch Bestand.

Und so biet' ich dir die Rechte,
Wackrer Kämpfer ohne Ruh,
Ehrenvoll im Volksgefechte
Ohne Tadel immerzu.
Jeder, der wie du so wacker
Hat bestellt der Heimat Acker
Ohne Flunkern und Geflacker,
Sei mein Freund auf du und du.

Nikolaus Scheid S. J.

Das Kriegsopfer der Kirchenglocken.

Nachdem Millionen blühender Leben durch den Weltkrieg zermalmt sind, besagt es wenig, daß Kirchenglocken beschlagnahmt und eingeschmolzen werden; die Menschen, die der Krieg zerschoß, zerriß, durch unerträgliche Leiden tötete, waren auch in den Augen des Glaubens wahrlich ehrwürdiger und kostbarer als geweihtes Kirchengerät. Dennoch ist eine rührende Kriegsurkunde der Hirtenbrief, den zum Glockenabschied in Kärnten der Fürstbischof Adam Hefter von Gurk am Himmelfahrtstag 1916 erließ („Kirchliches Verordnungsblatt für die Diözese Gurk", 5. Juni 1916, Nr. 7).

„Mit großer Liebe hängen die Gläubigen an ihren Glocken", sagt der Oberhirt, „und zwar mit Recht." Man verehrt die Glocken als etwas Heiliges, durch die tiefsinnige Glockentaufe dem weltlichen Gebrauch Entzogenes. Sie läuten die hohen Festtage ein, sie künden den Beginn und Verlauf des Gottesdienstes, klingen feierlich zu den Prozessionen, klagen den Hinscheid eines Mitchristen, grüßen ihn auf seinem letzten Weg und ins Grab hinein, erinnern dreimal des Tages an die Menschwerdung des Herrn und fordern zum Gruß der Gottesmutter auf, schützen das Land in Gewittern, nicht durch Zauber, wie der Fürstbischof belehrt, sondern wie andere Sakramentalien durch die übernatürliche Kraft, die ihnen durch die Weihe verliehen ist, und durch das Gebet, das bei ihrem Klang ertönt. Der Glockenklang gehört zu unserem Christenleben, er erfüllt uns mit andächtigen Stimmungen. „‚Die Lebenden rufe ich, die Feste verherrliche ich, die Kraft des Gewitters breche ich, die Toten beklage ich' — so steht auf mancher alten Glocke zu lesen."

„Kein Wunder, liebe Gläubige, daß der Glockenabschied, der jetzt gekommen ist, ein Gefühl der Trauer in euch wachruft! Aber denkt daran, daß das Vaterland in Not ist! Das Opfer bringen wir für einen wahrhaft heiligen Zweck. Großherzig habt ihr so im Geiste Christi viele Opfer gebracht in der Kriegszeit, bringt auch dieses Opfer freudigen Herzens! Auch wenn die letzte Glocke wandern müßte, werden wir sie gern dem Vaterlande geben. Gott der Herr

wird das Opfer segnen! Gott der Herr wird uns schützen! Mit unsern Gebeten müssen wir die Glocken begleiten auf ihrer Wanderung, dann wird das Glockenopfer zum Segen werden für unser braves kämpfendes Heer, für unser großes Vaterland! Mit unsern Gebeten aber geben wir den wandernden Glocken zugleich die Versicherung mit, daß wir im Hinterlande aushalten wollen, daß wir uns gedulden wollen, arbeiten und beten wollen, zu allem bereit, was nach Gottes Barmherzigkeit dem Vaterlande den endgültigen und ehrenvollen Frieden bringt. Möge das Glockenopfer dem Vaterlande den Sieg, euch allen aber Gottes Segen bringen!"

Man hat Anweisung gegeben, daß Verzierungen und Inschriften der abwandernden Glocken wenigstens in Abdrücken erhalten bleiben. Wir wissen nicht, ob eine der Geopferten die alte Glockeninschrift trug: O rex gloriae, veni cum pace; es war aber ihrer aller, die ihrem geweihten Friedensberuf entsagen mußten, letzter, flehentlicher Gebetsklang: O König der Herrlichkeit, komm mit deinem Frieden!

Otto Zimmermann S. J.

UT TESTIMONIUM PERHIBEAM VERITATI

Gegründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.

Benedikt XV. und die Lösung der römischen Frage.

Bei der Besprechung der Friedenskundgebungen des Heiligen Vaters[1] habe ich dessen gelegentliche Äußerungen über seine eigene gegenwärtige Lage für eine eingehendere Behandlung ausgeschieden. Bereits in seinem ersten großen Rundschreiben vom 1. November 1914 kommt Benedikt XV. auf diesen hochwichtigen Gegenstand zu sprechen[2], und in der Ansprache des geheimen Konsistoriums vom 6. Dezember 1915 berührt er ihn von neuem[3].

Diese Äußerungen fanden und verdienen, obgleich sie eine seit fast 50 Jahren offene und erörterte Frage betreffen, dennoch eine ganz ungewöhnliche Beachtung. Seit dem Jahre 1870, welches die Frage zur Diskussion stellte, wurde sie niemals durch eine so allgemeine, von den verschiedensten Seiten erfolgende Erörterung so sehr in die weiteste Öffentlichkeit gerückt[4] wie in der gegenwärtigen überschweren Stunde, welche doch fürwahr geeignet scheint, alles Interesse für anderes in Beschlag zu nehmen. Aber der grausige Krieg rüttelt gar mächtig selbst an den gefestigtsten politischen Gebilden, erweckt allenthalben Furcht und Hoffnung, alles scheint in Fluß zu geraten. Was Wunder, wenn die wunden Stellen des politischen Europas diese Erschütterung besonders schmerzlich empfinden? Der Krieg macht eben die Probe an den Palliativmitteln, mit welchen eine

---

[1] Siehe diese Zeitschrift Bd. 91 (1916) 304. [2] Ebd. 364. [3] Ebd. 374.

[4] Die einschlägige neuere Literatur wird in dieser Zeitschrift Gegenstand einer besondern Besprechung sein. Siehe unterdessen die italienische Literatur in der Civiltà Cattolica 1916, an. 67, vol. 2, quad. 1583 (3 giugno), p. 513 nota 1, 514 nota 1; die übrige in J. Lulvès, Die Stellung des Papsttums im Weltkrieg (Der deutsche Krieg, 76. Heft) 45 ff. (Stuttgart-Berlin 1916); M. Claar, Italien, der päpstliche Stuhl und die Lösung der römischen Frage, in der Zeitschrift für Politik IX (1916) 370; H. Wehberg, Papsttum und Weltfriede (M.-Gladbach 1915) 10 f. Nachdem mein Manuskript bereits abgeschlossen war, hatte Herr Dr. K. Hoeber die Güte, mir die Korrekturbogen seiner Schrift „Der Papst und die römische Frage" zugehen zu lassen. Zu meiner Befriedigung ersah ich, daß in derselben von den verschiedenen Lösungsmöglichkeiten mit besonderem Nachdruck die Rückgabe der vollen Souveränität eines wenn auch noch so beschränkten Gebietes hervorgehoben wird.

kurzsichtige Politik schwere politische Schäden verdeckte, statt sie zu heilen. Wie könnte in einem so kritischen Zeitpunkt die alte Wunde der römischen Frage nicht wieder aufbrechen, welche eine so ungeeignete Behandlung gefunden hat!

Niemand kennt wohl diese Frage und ihre Behandlung besser als Papst Benedikt, der alle ihre Phasen und Wandlungen, zum größten Teil in nächster Nähe, gewissermaßen miterlebt hat. Wer ist daher, schon rein menschlich gesprochen, fähiger und geeigneter, sie ihrer wahren Lösung zuzuführen, als er? Deshalb haben seine diesbezüglichen Äußerungen so großes Interesse nicht nur für die weite christliche Welt seiner gläubigen Kinder, sondern auch für die Kreise der hohen Politik, welche die Hebung gefährlicher Schäden des öffentlichen Volkslebens nicht gleichgültig lassen kann. Die volle, sorgfältige Wertung dieser päpstlichen Äußerungen ist nämlich nicht nur eine dringliche Aufgabe der Zeitgeschichte und der sachgemäßen Behandlung wichtiger und aktueller politischer Probleme, sondern auch eine Gewissenspflicht für jeden gebildeten Katholiken. Denn steht es auch an erster Stelle dem Heiligen Vater selbst zu, die nötigen Forderungen für die unerläßliche Besserung seiner Lage aufzustellen, so ist es doch Sache jedes Katholiken, das Seine zur Verwirklichung dieser Forderungen beizutragen, da diese Verwirklichung nur durch ein solches Zusammenwirken zu hoffen ist.

Bevor ich die neuesten päpstlichen Kundgebungen bezüglich der römischen Frage darlege, wird es angezeigt sein, die Hauptmomente aufzuweisen und kurz zu beleuchten, welche deren volles Verständnis und richtige Behandlung bedingen.

* * *

Der Heiland wollte, daß in der gegenwärtigen Heilsordnung die Früchte und Segnungen seines bis zur Vollendung der Zeiten sich auswirkenden Erlösungswerkes: die Belehrung und Gnadenspendung, zum weitaus größten Teil den Menschen durch die Menschen, in der großen Gemeinschaft der heiligen Kirche durch die kirchliche Hierarchie: den Papst, die Bischöfe und die Priester, vermittelt werden. Den Papst bestellte er daher mit der erforderlichen Machtfülle zu seinem Vertreter in der Fortführung seines Heilswerkes in der Kirche. Dieser Bestimmung entsprechend besitzt der Papst kraft seines Amtes, im eigentlichsten Sinn „von Gottes Gnaden", zunächst eine wahre geistliche Souveränität, das heißt eine in ihrer Sphäre oberste, absolut unabhängige, sich selbst genügende Regierungsgewalt, und zwar eine geistliche, auf das jenseitige, ewige Wohl gerichtete.

Dieser geistlichen Leitung war die im Diesseits wandelnde Menschheit unterstellt. Daher bedurfte der Papst zur Betätigung seiner Leitung gar mancher im Diesseits liegender Mittel. Auf diese irdischen, weltlichen Mittel hat er kraft seines Amtes ein unbedingtes Anrecht. In der Durchsetzung dieses Anrechts hangen die Päpste, da Gott die seiner Kirche zugesicherte besondere Vorsehung großenteils durch die natürlichen Kräfte (die causae secundae) sich auswirken läßt, von der politischen und sozialen Umwelt ab. Nach der Zeit der Katakomben, in der die außerordentlichen Gnadengaben (charismata) die Erstlinge der Kirche trugen, folgte die Zeit Konstantins, in welcher die Kaiser die in dieser neuen Epoche für das Leben der Kirche erforderlichen Mittel, die domus cultae, praedia u. a. ihr zuwandten. Hierdurch wurde das Kaisertum naturgemäß zunächst eine wohlwollende, fördernde Schutzmacht der Kirche; ein Segen, dessen bevormundender, beengender Schatten sich nur zu bald fühlbar machte. Nach den Stürmen und Wogen der Völkerwanderung bildete sich als würdige Verkörperung und schützende Schale der geistlichen Souveränität am Grabe des Apostelfürsten, in großenteils friedlicher Entwicklung, ein Kirchenstaat, eine weltliche Herrschaft der Päpste. Damit trat an die Seite der wesentlichen, gottgegebenen, internationalen geistlichen Souveränität eine zweite, nicht wesentliche, aber providentielle, italienisch-römische, weltliche Souveränität. Denn innerhalb des ihnen zugefallenen Territoriums kam den Päpsten für die Sorge des diesseitigen, zeitlichen Wohles ihrer Untertanen auch die oberste und rechtlich völlig unabhängige Regierungsgewalt, d. h. die weltliche Souveränität, zu. Dieses älteste aller Reiche fiel, nach mehr als tausendjährigem Bestand, am 20. September 1870.

Selbstverständlich ist es die geistliche, internationale Souveränität, welche die Katholiken aller Länder mit Ehrfurcht und liebevoller Sorge zum Papste aufblicken läßt, mag ihn die weltliche Krone zieren, mag sie ihm fehlen. Und diese selbe geistliche Souveränität mit ihrem jenseitigen Endziel und ihrer diesseitigen Betätigung ist es, welche die Bedeutung und Stellung des Papstes im Rate der Fürsten und Völker bestimmt und begründet. Der Mann auf dem Stuhle Petri, mag er entthront, beraubt und gefangen sein, wird selbst den Mächtigen dieser Erde als eine beachtenswerte Macht, eine weihevolle, ehrfurchtgebietende Erscheinung gelten, solange Millionen von Katholiken aller Länder zu ihm als dem Stellvertreter Gottes auf Erden, dem Oberhaupte ihrer Kirche, in den Anliegen ihrer religiösen Belehrung und Leitung emporschauen, an seiner Lage, an seinem Lose

lebhaften Anteil nehmen. Je glaubensvoller und glaubenskräftiger sich die Millionen von Katholiken zu ihrem Oberhaupte bekennen, je ernster und grundsätzlicher sie von ihren Regierungen eine würdevolle und völlig freie Leitung ihres religiösen Lebens durch den Statthalter Christi verlangen, desto machtvoller und entsprechender wird sich dessen weltliche Stellung gestalten. Diese Stellung beruht eben in erster Linie auf dem tatkräftigen Glauben des katholischen Volkes, und nur durch dessen bekenntnistreue Betätigung und das aus ihm entspringende liebevolle Interesse für ihren Oberhirten kann sich seine Lage bessern. Die klare Erkenntnis dieser Zusammenhänge und der sich aus ihnen ergebenden sozialen und politischen Verpflichtungen veranlaßte die deutschen Katholiken, unablässig auf ihren Tagungen ihre Stimme zugunsten des Heiligen Vaters zu erheben. Und hat diese Treue in Erfüllung ihrer Kindespflicht ihnen nicht den so greifbaren Segen des vierten Gebotes eingebracht?

Soviel über den theologischen Untergrund der römischen Frage. Noch erübrigt eine weitere Vorbedingung zum richtigen Verständnis: die Kenntnis der gegenwärtigen Lage des Heiligen Vaters.

* * *

Was zu dieser Kenntnis das geschichtliche Werden der gegenwärtigen Lage beiträgt, haben uns die vortrefflichen Ausführungen des P. v. Nostitz-Rieneck[1] gezeigt und werden es noch weiter zeigen. Ich beschränke mich auf die Schilderung des Gewordenen, des Gegenwärtigen.

Die gegenwärtige Lage des Heiligen Stuhles wird im wesentlichen durch das italienische sog. Garantiegesetz (la legge delle guarentigie) vom 13. Mai 1871 bestimmt. Am 20. September 1870 drang die italienische Armee unter Cadorna dem Älteren durch die Bresche bei der Porta Pia in Rom ein und nahm von der Stadt Besitz. Nach der Anschauung der italienischen Regierung wurde durch diese Besetzung ganz Rom, als letzter Teil des Kirchenstaats, durch den „anerkannten" Völkerrechtstitel der Eroberung, Eigentum des Königreichs Italien, und alle Bewohner der ewigen Stadt, selbst der Papst, wurden rechtlich Untertanen dieses Königreiches[2]. Dies ist einer weit verbreiteten, irrigen Annahme gegenüber wohl

[1] Diese Zeitschrift Bd. 89 (1915), 405—419: „Der Papst in Feindesgewalt"; und Bd. 90 (1916), 429—444: „Der römischen Frage Ende und Anfang".

[2] Nach Liszt (Das Völkerrecht[2] [Berlin 1915] 50) wäre der Papst seit dem italienischen Garantiegesetz (13. Mai 1871) und der „Anerkennung" des Gesetzes durch die übrigen Mächte nicht Untertan Italiens noch eines andern Staates, wäre

zu beachten. Die italienische Regierung hat nicht etwa an den Grenzen der leoninischen Stadt des rechten Tiberufers, ja nicht einmal vor den Toren des vatikanischen Palastes endgültig Halt gemacht, wie dies zugunsten der Republik von San Marino geschah; sie hat nicht den ehemaligen Kirchenstaat auf den Fleck Erde beschränkt, den der vatikanische Palast einnimmt; nein, vom Kirchenstaat existiert nach ihrer Auffassung nichts mehr, er ist bis auf den letzten Quadratmeter dem Königreich Italien einverleibt. Richtig ist nur, daß die italienischen Machthaber anfangs nicht den „Mut" fanden, ihren Raubzug so weit vorzutragen. Cadorna machte am 20. September bei der Engelsburg vor der leoninischen Stadt Halt. Diese wurde erst besetzt, als Kardinal Antonelli den piemontesischen General durch den preußischen Gesandten v. Arnim hierzu aufforderte, weil der Pöbel in dieselbe einzubrechen begann. In ähnlicher Weise hielten es anfangs die italienischen Staatsmänner, und zwar noch bis mindestens gegen Mai 1871, für unvermeidlich und selbstverständlich, daß die Stellung und Lage des Heiligen Vaters nach dem Einmarsch durch ein internationales Abkommen der Staaten mit katholischer Bevölkerung geregelt werden müsse. Ebenso wurde noch wenigstens bis zum 18. Oktober 1870 von einer Exterritorialität[1] des Vatikans gesprochen, dieselbe nachher aber nicht gewährt. Es ist sehr zu wünschen, daß uns dieser auffallende Stimmungs- und Meinungswechsel in seinen Gründen und Phasen genau aufgewiesen werde. Ohne Zweifel fällt ein Teil der Schuld an dieser Verschlimmerung

---

vielmehr exterritorial oder extranational. Aber was war der Papst nach dem Völkerrecht vom September 1870 bis Mai 1871? Wenn er kein Untertan Italiens war, wie konnte dann Italien durch ein inneritalienisches Gesetz seine Lage „regeln", über seinen letzten „Besitz": den Vatikan und seinen Inhalt, verfügen, diesen letzteren als unveräußerlich erklären? So sagt denn auch der akatholische Berliner Rechtslehrer C. Bornhack (Grenzboten 74 [1915], Nr. 24, S. 323 vgl. 322): „Ebensowenig wie päpstliches Staatsgebiet gibt es noch päpstliche Untertanen, der Papst selbst ist italienischer Untertan geworden." Vgl. Scaduto, Guarentigie Pontificie, (Torino 1884) 112, nota 1, 86; J. Lulvès, Die Lage des Papsttums, in der Deutschen Revue 1915, Nov., S. 7 (Sonderabdruck).

[1] Durch das Garantiegesetz sind dem Papst einige der Immunitäten und Rechte zugestanden, welche in dem Begriffe der Exterritorialität zusammengefaßt werden (s. Liszt a. a. O. 128 f.). Hierdurch wurde jedoch wohl weder ihm noch dem vatikanischen Gebiet volle und wahre Exterritorialität erteilt, nicht nur weil einige Rechte (besonders Besitzrechte; s. Liszt a. a. O. 129 Anm. 3) ausgeschlossen blieben, sondern vor allem, weil im Grunde alles nur von einem „andern" Staat gnädigst (auf Widerruf) verliehen wurde. Vgl. auch G. J. Ebers, Italien und das Garantiegesetz (Köln 1915) 33 ff. 41.

dem Widerstand und der Gleichgültigkeit[1] zu, welche die Regierungen vorwiegend katholischer Länder dem Drängen ihrer katholischen Untertanen entgegensetzten. Dazu kam noch der französisch-deutsche Krieg und die Aufregung, welche den Schluß des vatikanischen Konzils begleitete.

So wagte es denn der Ministerpräsident Lanza, ein vom 13. Mai 1871 datiertes, rein inneritalienisches sog. Garantiegesetz[2] von Senat und Kammer gutheißen und durch den König verkünden zu lassen, durch das, wie die gesetzgebenden Faktoren meinten, dem Papste die seiner Würde und Sendung gebührende Stellung zugewiesen werden sollte. Die geistliche, gottgegebene Souveränität, welche den Papst zu dem macht, was er ist, wird in dem Gesetze einerseits anerkannt, anderseits geleugnet. Was das Gesetz dem Papste zugestehen will, will es ihm ohne Zweifel in Anbetracht seiner geistlichen Souveränität und Sendung zugestehen. Anderseits will das Gesetz, daß dem Papste nur das zukomme, was es durchaus einseitig und eigenmächtig ihm zuzugestehen für gut hält. Damit leugnet es die dem Papste von Gott zugewiesene Sendung und die ihm eben dadurch zugestandene unerläßliche Machtfülle. Über die Umgrenzung und Gestaltung dieser Machtfülle auf italienischem Gebiet hätte zum mindesten mit dem Papste eine Vereinbarung getroffen werden müssen. Eine einseitige, selbstherrliche Umgrenzung derselben kommt einem Mißkennen und Leugnen jener Sendung gleich.

---

[1] Bei der Erörterung des Garantiegesetzes sagte der Berichterstatter S. Bonghi am 16. Januar 1871 in der Kammer: „Aus den der Kammer vorgelegten Aktenstücken ergibt sich, daß der Minister des Äußern zunächst (den Mächten) erklärte, Italien sei bereit, sich mit den andern Staaten ins Einvernehmen zu setzen (entrare in intelligenze) in betreff der durch gegenseitiges Einverständnis zu bestimmenden Stellung, durch welche dem Papste seine geistliche Unabhängigkeit (l'indipendenza spirituale del Pontefice) gesichert werden sollte; dann aber, als er wahrnahm, daß die Mächte die diesbezüglichen Eröffnungen zwar nicht ablehnten, aber gar keine Neigung zeigten, in Verhandlungen einzutreten, vielmehr klar an den Tag legten, daß sie es vorzogen, uns die ganze Ehre und Verantwortlichkeit der Regelung dieser Angelegenheit zu überlassen und sich darauf zu beschränken, das Ergebnis und die Folgen derselben zu prüfen und zu beurteilen, — erst daraufhin habe sich der Minister mit Recht entschlossen, am 28. Oktober [1870] der Kammer die Auffassung und die Absichten der italienischen Regierung kundzugeben."

[2] Sein offizieller Titel lautet: „Legge sulle prerogative del Sommo Pontefice e della Santa Sede e sulle relazioni dello Stato colla Chiesa" (Staatsarchiv Suppl. zu Band 23, 24 S. 60 und F. Scaduto, Guarentigie Pontificie e relazioni fra Stato e Chiesa [Torino 1884] 472: „Legge 13 maggio 1871, num. 214 [Serie 2ª] per le guarentigie delle prerogative del ... e per le relazioni ...") Vgl. Zeitgeschichtliche Urkunden in diesem Heft S. 567 ff.

Dieser Mißkennung entsprechend entkleidet das Gesetz, wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten, so doch tatsächlich, den Papst seiner weltlichen Souveränität. Er soll in Italien und auch im Vatikan nur haben und können, was das Gesetz ihm zugesteht; also besitzt er daselbst keine weltliche Souveränität, d. h. keine in ihrer Ordnung oberste und absolute Gewalt mehr. Er wird daher in dem Gesetz als Untertan des italienischen Staates oder wenigstens als ein, während seines Aufenthaltes auf italienischem Boden, im wesentlichen der italienischen Staatshoheit unterworfener Ausländer oder Staatenloser angesehen und behandelt. Und doch hatte noch am 2. Februar 1871 der Ministerpräsident erklärt: „Das Ministerium betrachtet den Papst als eine Person, auf welche in keiner Weise irgendeine Bestimmung unseres inneren Rechtes angewandt werden kann, als ein internationales Wesen, das keiner staatlichen Autorität oder Jurisdiktion unterworfen ist."

Das Wort „Souverän" findet sich im Gesetz nur an einer Stelle, wo dem Papste innerhalb des Königreichs die Ehren eines Souveräns (gli onori sovrani) zuerkannt werden; also der Schein, nicht aber die Wirklichkeit. Das ganze Elend, in welches das neue Königreich den ältesten Souverän hinabgestoßen hat, offenbart der Artikel 5. Da der Papst nach italienischer Auffassung und leider zum großen Teil in der Wirklichkeit nicht mehr eine Stätte hatte, an der er sein Haupt zur Ruhe legen konnte, beschleicht die Gesetzgeber doch ein Gefühl des Erbarmens mit dem ehrwürdigen Greis. So verordneten sie denn, er solle vorerst noch nicht aus seinem vielmal säkularen Hause seiner Vorfahren gewaltsam vertrieben werden; mitleidig gestatten sie ihm vorerst noch den Aufenthalt daselbst. Auch seine Bücher und Schriften und den übrigen Hausrat wollen sie ihm zunächst noch gnädig zum Nießbrauch belassen. Ich sage „zunächst", denn offenbar haben die Museen und die Bibliothek des Vatikans es den Eroberern angetan. Sie nehmen daher schon die Möglichkeit in Aussicht, daß sie dem Drange ihres Herzens nicht mehr widerstehen können und diese hehren Blüten menschlicher Kultur der mittelalterlichen Rückständigkeit des Papsttums, das sie gepflanzt und zur Entfaltung gebracht hat, werden entziehen oder, wie sie sich verschämt ausdrücken, „die Kosten für deren Verwaltung selbst werden übernehmen müssen"[1]. Und doch bedarf der Papst

[1] Scaduto a. a. O. 474: „[La dotazione] non potrà essere diminuita, neanche nel caso che il Governo italiano risolvesse posteriormente, di assumere a suo carico la spesa concernente i Musei e la Biblioteca."

zur Ausübung seines geistlichen Lehr- und Regierungsamtes seiner Bibliothek und seines Archives. Wie soll er in Glaubenssachen die schwerwiegendsten Entscheidungen treffen, exegetische Fragen mannigfachster Art untersuchen, kirchenrechtliche und liturgische Kontroversen schlichten, ohne im Besitze der hierzu unentbehrlichen literarischen Hilfsmittel zu sein? Nur krasse Unwissenheit könnte zur Annahme führen, der „unfehlbare" Papst bedürfe dieser Hilfsmittel nicht. Aus diesem Bedürfnisse erstand ja gerade die berühmte päpstliche Handschriftensammlung. Noch viel empörender wäre die Anmaßung, wenn diese Annexionsgelüste bis auf das päpstliche Geheimarchiv ausgedehnt und dieses in den neben den Museen erwähnten collezioni d'arte e d'archeologia[1] einbegriffen würde.

Daß jegliches Eigentumsrecht völlig ausgeschlossen ist und der verstattete Nießbrauch (continua a godere) durchaus wirklich und sachlich gedacht ist und als solcher gehandhabt wird, das bekundeten die Einsprachen, welche auf Grund dieses Artikels 5 in der Presse und im Parlament erhoben wurden, als die päpstliche Palastverwaltung, dem allenthalben bereits längst bestehenden Gebrauch folgend, für den Besuch der Museen eine Eintrittstaxe festsetzte; dies bewiesen die erregten Rufe der Presse über leichtsinnige Gefährdung der „nationalen", dem Papste nur zum Nießbrauch anvertrauten Schätze, als am 1. November 1903 ein in einiger Entfernung von der Bibliothek ausgebrochener unbedeutender Dachbrand den Unterstaatssekretär des Innern veranlaßte, um Einlaß in den Vatikan zur Feststellung des vorgeblichen Schadens zu bitten, — erregte Rufe, welche erst verstummten, als bald darauf ein höchst bedauerlicher Brand in der königlichen Bibliothek von Turin unter anderem mehr als ein Tausend teilweise sehr wertvoller Handschriften vernichtete. Wie peinlich über diese dem Papste „geliehenen", für „unveräußerlich"[2] erklärten Schätze gewacht wird, zeigten auch die leidenschaftlichen Einsprachen der Regierungspresse, als die Palastverwaltung Schritte tat, um einige minderwertige Majolika-Teller der päpstlichen Villa von Castelgandolfo zu veräußern.

So streng über diese Einschränkungen gewacht wird, so weitherzig werden die Bestimmungen ausgelegt, welche die Würde und Ehre des Papstes wahren sollten. Trotz aller Einsprachen der katholischen Presse

[1] Siehe die folgende Anmerkung.

[2] Scaduto a. a. O. 474: „I detti palazzi, villa ed annessi, come pure i Musei, la Biblioteca e le collezioni d'arte e d'archeologia ivi esistenti sono inalienabili."

blieb es Blättern wie dem Asino eines gewissen Podrecca erlaubt, den Heiligen Vater und seine nächste Umgebung in gemeinster Weise durch Wort und Bild zu verhöhnen. Auch fand die Regierung nicht die nötige Kraft, um Beleidigungen wie die Errichtung des Denkmals des unglückseligen Giordano Bruno auf einem der Hauptplätze Roms und die Eröffnung eines Sitzes der Giordano-Bruno-Gesellschaft zu verhindern, für welche ein Haus unmittelbar unter den Fenstern des Heiligen Vaters und gegenüber der Kaserne der päpstlichen Schweizergarde gewählt wurde, von dessen Front an den Festtagen der Sekte eine mächtige schwarze Fahne weht und auf dessen Giebel eine mächtige Inschrift prangt. So werden gemäß Artikel 2 des Gesetzes „die direkt gegen die Person des Papstes gerichteten Beleidigungen und Verhöhnungen bestraft".

Im übrigen verrät das ganze Gesetz eine Herzlosigkeit, einen Mangel an menschlichem Mitgefühl und an Edelsinn, kurz, eine Gemütsart, die vor allem dem wahren Römer und überhaupt dem durch keine Leidenschaft erregten und geblendeten Italiener fremd ist; es atmet nur zu deutlich jenen giftigen, bis zur Grausamkeit verhärteten Haß der antichristlichen Sekte, der das arme Land soviel Leid und Unheil verdankt.

Diesen Ursprung bekundet auch das Unwahre und Falsche, das bei einiger Prüfung im Gesetze zutage tritt. Mit heißem Bemühen wird der Schein angestrebt, als ob in der Lage des Heiligen Vaters nur der juristische Rahmen, aber nichts Wirkliches und Wesentliches geändert sei. Der Papst bleibt „heilig und unverletzlich", gehütet wie die Person des Königs, erhält souveräne Ehren, behält seine Wachen, seinen Palast mit all seinen Schätzen, sein diplomatisches Korps; seine Korrespondenz, seine Kuriere erfreuen sich derselben Vorrechte, wie sie den andern Mächten zustehen. Aber er soll das alles, was er bisher als eigenstes Recht, als ureigenen Besitz genossen hatte, nur als Almosen, aus Mitleid, ja nicht einmal als feste Gabe, sondern auf Widerruf, geliehen aus fremder Hand, entgegennehmen. Diese harte, traurige, beschämende Wirklichkeit ist sorgsam verdeckt und verborgen. Ein Meisterstück unehrlicher, hinterhältiger Diplomatie. Das Gesetz ist aber auch ein empörender Eingriff in die Rechte der Katholiken aller Länder. Die italienische Regierung maßt sich an, ganz eigenmächtig die Lage und Stellung des Oberhauptes der Weltkirche, das Maß seiner Freiheit, die Möglichkeiten zur Betätigung seines Amtes, zur Belehrung und Leitung sämtlicher Gläubigen festzusetzen. Anmaßend drängen sich die italienischen Staatsmänner zwischen die Gläubigen und

ihr Oberhaupt und bilden sich ein, daß die katholische Welt eine solche Vergewaltigung ruhig ertragen werde.

Als allerdings unzureichender Entschuldigungsgrund und Erklärung des Vorgehens der italienischen Staatsmänner läßt sich geltendmachen, daß sie sich 1871 einerseits dem unerschütterlichen Widerstand gegenüber sahen, welchen Pius IX. in der ersten Zeit nach dem Gewaltakt jeglicher Gebietsabtretung entgegensetzen mußte; daß sie anderseits durch die antiklerikalen Mächte der drohenden Revolution und Republik und durch die Angst vor einer Intervention von außen dazu gehetzt wurden, dem traurigen Unternehmen irgendeinen Abschluß zu geben.

Diesem Gesetze stellte Pius IX. sein Non possumus entgegen, und diese Erklärung wiederholten seine drei Nachfolger, unter ihnen auch Benedikt XV.

* * *

Die auf dieses Gesetz und auf seine gegenwärtige Lage bezüglichen Äußerungen Benedikts in den beiden eingangs[1] erwähnten Aktenstücken lassen sich in folgende vier Punkte zusammenfassen:

1. Der Papst entbehrt schon lange die seiner Würde und internationalen geistlichen Souveränität entsprechende Lage und die unerläßliche Freiheit; er entbehrt sie zumal seit der Zeit, zu der ihm mit seiner weltlichen Herrschaft die von der Vorsehung für diesen Zweck vorgesehene geeignetste Garantie entzogen worden ist[2].

2. Diese gebührende Lage und Freiheit fehlt ihm, obgleich die italienischen Staatsmänner sich geneigt zeigen, nach Möglichkeit die sich fühlbar machenden Mißstände zu beheben. Denn eben die Notwendigkeit dieses guten Willens, so erfreulich und wünschenswert er auch an sich ist, zeigt das Prekäre und die Abhängigkeit der Lage des Heiligen Stuhles[3].

3. Die dem Vater der Gläubigen unentbehrliche Freiheit schließt vor allem in sich die völlige Unabhängigkeit von jeglicher weltlichen Macht und weiterhin den völlig freien Verkehr durch Korrespondenz und durch bei ihm akkreditierte Vertreter aller Länder mit erheblicher katholischer Bevölkerung, da nur auf diese Weise offenkundig der Verdacht einer ungebührlichen Beeinflussung und ungenügender Berichterstattung ausgeschlossen werden kann[4].

4. Die in dieser Beziehung vorliegenden schweren Mängel hat die gegenwärtige Kriegslage besonders scharf in die Erscheinung treten lassen.

---

[1] Siehe oben S. 505. [2] Siehe diesen Band S. 364.
[3] Ebd. S. 374. [4] Ebd. S. 364 374.

So sahen sich mehrere beim Heiligen Stuhle akkreditierte Gesandte gezwungen, Italien zu verlassen, wodurch die Sicherungen des Heiligen Vaters gemindert und sein Verkehr mit den betreffenden Ländern schwer geschädigt wird [1]. Es sah sich daher auch Benedikt gezwungen, die diesbezüglichen Klagen seiner Vorgänger mit allem Nachdruck zu wiederholen.

Es wird sich wohl empfehlen, diesen päpstlichen Kundgebungen eine Mitteilung anzuschließen, welche der Kardinal-Staatssekretär im Juni 1915, wie sich doch wohl bei der Wichtigkeit und Tragweite derselben annehmen läßt, nicht ohne vollstes Einverständnis mit Seiner Heiligkeit, dem Leiter des Corriere d'Italia [2] machte. In derselben werden zwei Anforderungen, eine negative und eine positive, an jeden Lösungsversuch der römischen Frage gestellt, der Aussicht auf Annahme haben soll. Der Heilige Vater will zunächst, so hob der Kardinal-Staatssekretär hervor, keinen Lösungsversuch, welcher der italienischen Regierung wesentliche Schwierigkeiten bereiten könnte, und er will sodann die durchaus gebotene Besserung seiner Lage nur als willige und dessen wahren Interessen durchaus entsprechende Gabe des sich hoffentlich in immer weiteren Kreisen durchsetzenden Gerechtigkeitssinnes des italienischen Volkes entgegennehmen. — Wir werden weiter unten die Phase der Erörterung unserer Frage zu zeigen haben, der die Mitteilung des Kardinals entsprungen ist. Wir bedürfen derselben hier — sei sie auch aus ihren Zusammenhängen losgelöst — als Leitstern in der Erörterung der möglichen Lösungsversuche.

Eine solche Erörterung muß, selbst Stimmen gegenüber, die sie als anmaßlich ausgeschaltet wissen wollten, doch als eine für denkende Wesen unabweisliche Naturnotwendigkeit und als nützliche Vorarbeit für eine autoritative Entscheidung gelten. Diese Entscheidung steht allerdings, wie schon oben hervorgehoben wurde, an erster Stelle dem Papste selbst zu. Er ist vor allem befähigt und allein berechtigt, zu erklären, was er für die Wahrung der Würde seiner geistlichen Souveränität und für die freie Betätigung seines oberhirtlichen Hirtenamtes für erforderlich hält. Da jedoch, wie ich weiterhin bemerkte, die Durchsetzung der geforderten Zugeständnisse in hervorragendem Maße die Mitarbeit des katholischen Volkes erheischt, so ist es unerläßlich, daß die verschiedenen Möglichkeiten einer Besserung seiner Lage, ihr relativer Wert, ihre Schwierigkeiten und ihre politische Tragweite zum Gemeingut wenigstens der führenden Kreise des katholischen

[1] Ebd. S. 374.

[2] Vgl. Zeitgeschichtliche Urkunden in diesem Heft S. 572 ff.

Volkes werden, damit sie gegebenenfalls imstande seien, mit voller Beherrschung dieses schwierigen Stoffes in sachverständiger Weise in die öffentliche Diskussion einzugreifen und sie in die gewollten Bahnen zu lenken.

* * *

In der gegenwärtigen politischen Weltlage scheinen zumal drei Möglichkeiten in Frage zu kommen: weltliche Herrschaft, internationale Bürgschaften, anderweitige Korrekturen des sog. Garantiegesetzes.

Keiner der vier Päpste, die seit 1870 den römischen Stuhl innehatten, hat je auf sein Anrecht auf den ganzen, ja selbst nicht auf einen Teil des Kirchenstaats Verzicht geleistet, und doch konnte jeder von ihnen, wie Pius VI. auf Avignon und Venaissin, auf die Legationen Bologna, Ferrara, Romagna, verzichten, wenn er diesen Besitz in den gegebenen Umständen nicht als ein unumgängliches Erfordernis seiner geistlichen Würde und der zu ihrer Betätigung erforderlichen Unabhängigkeit hielt. Jedoch statt sich zu einer solchen Auffassung zu bekennen, galt ihnen allen eine weltliche Souveränität von genügender Ausdehnung nach Ausweis einer tausendjährigen Geschichte als das in der jetzigen politischen und sozialen Weltlage durchaus erforderliche, naturgemäße und offenbar von der besondern, über seine Kirche wachenden Vorsehung Gottes ausgewählte Mittel, um seinem Vertreter auf Erden die ihm gebührende äußere Stellung und Unabhängigkeit zu sichern. Gehört also auch die weltliche Souveränität nicht zum Wesen, zur Seele, zum Sein der päpstlichen Würde, welche einzig auf seiner geistlichen Souveränität beruht, so gehört sie doch zum „Wohlsein" derselben, zur gebührenden äußeren Erscheinung und zur naturgemäßen Betätigung derselben. Allerdings könnte Gott, wie zur Zeit der Katakomben, so auch in unsern Tagen dieses natürliche Hilfsmittel seinem Vertreter vorenthalten und könnte wie in jenen glorreichen Jahrhunderten aus diesem Mangel seiner Kirche innere Stärkung erwachsen und ihren Feinden gerechte Strafe erwachsen lassen. Aber der Statthalter Christi, der ja nicht der „absolute", uneingeschränkte Herr ist, von dem akatholische Schriftsteller so oft träumen, dem die Absichten der Vorsehung nur so weit bekannt sind, als die ihm und seiner Kirche durch besondern Schutz verbürgte ewige Dauer zusichert, er muß für seine Maßnahmen sich durch das Licht der Vernunft leiten lassen, die gesamte Weltlage, die Stimmungen und Bestrebungen ihrer maßgebenden Faktoren in Rechnung stellen, erfahrene und erprobte Männer zu Rate ziehen und neben diesen natürlichen Mitteln Gottes besondere Erleuchtung

anflehen mit all dem heiligen Ernst, welchen die Wichtigkeit der zu treffenden Entscheidung fordert.

Mit gewissenhafter Ausnutzung aller dieser Mittel haben die vier Päpste wiederholt die uns beschäftigende Frage geprüft und kamen stets zu obigem Verdikt: Bei der gegenwärtigen Weltlage [1] ist ein Kirchenstaat zur Wahrung der Würde und der Unabhängigkeit des Papstes unerläßlich. Dieses Verdikt ist selbstverständlich keine geoffenbarte Glaubenswahrheit; es könnte nur als eine mit Glaubenswahrheiten wesentlich verknüpfte Tatsache (factum dogmaticum) vom kirchlichen Lehramt festgestellt werden, was jedoch bis jetzt noch nicht geschehen ist [2]. Für das Vatikanische Konzil war eine Erklärung vorbereitet in einer sich vorsichtig an das geschichtlich Gewordene anschließenden Form [3]. Doch kam die Sache nicht mehr zur Verhandlung.

Die moralische Notwendigkeit einer weltlichen Herrschaft gründet sich also auf ein doppeltes Bedürfnis, erstens auf die Wahrung der Würde der höchsten, gottgesetzten geistlichen Souveränität, die in der Welt der körperlichen Wirklichkeiten sich in einer ihrer Erhabenheit entsprechenden Form darstellen muß, soll nicht zwischen ihrer inneren Wirklichkeit und ihrer äußeren Erscheinung ein störender, ungebührlicher Gegensatz bestehen, der sich zu einer Verzerrung, ja zu einer verkörperten Leugnung der inneren Würde steigern könnte. Gegen eine solche Herabsetzung und Entwürdigung ihres Oberhauptes müßten die Katholiken aller Länder entschieden Einsprache erheben, um so mehr, als es sich hierbei um die Wahrung eines mehr als tausendjährigen Besitzstandes handelt.

Noch greifbarer ist die Notwendigkeit der für das päpstliche weltumspannende Wirken erforderlichen Unabhängigkeit. Seiner innersten Bestimmung nach ist das Papsttum als Herz der Kirche geschaffen, um in mächtigen Pulsschlägen Segensfluten der Heiligung, Belehrung und Leitung allen Teilorganismen des Weltbaues mitzuteilen, alle in lebens- und bewegungsvoller Verbindung mit sich und dadurch untereinander zu halten. Wie könnte ein solches Lebenszentrum Teil eines wesentlich andern Zwecken

[1] Diese „moralische" Notwendigkeit wird zuweilen mit obiger Einschränkung, zuweilen ohne dieselbe einfachhin in praesenti ordine generis humani lapsi behauptet; siehe die Zitate in der folgenden Anmerkung.

[2] Syllabus Pii IX prop. 75, 76; Cavagnis, Instit. iuris publ. eccl. III (1906) nn. 444—464, besonders n. 453; Wernz, Ius decretalium II² (1906) n. 605; R. Hilgenreiner, Die römische Frage nach dem Weltkrieg² (Prag 1915) 14 ff.

[3] Collectio Lacensis VIII (1890) 572 619—621; vgl. Granderath, Geschichte des Vatikanischen Konzils I (1903) 43 f.

dienenden Organismus sein? Oder wenn wir vom Bild zur Wirklichkeit übergehen, wie könnte die Kirche, welche von ihrem Gründer der Leitung seines Stellvertreters unterstellt ist, sich dessen Führung vertrauensvoll hingeben, wenn sie ihn nicht von allen, auf andere Ziele gerichteten Kräften und Strömungen frei, und zwar offenkundig frei wüßte; wenn sie nicht bei ihm eine nur durch ununterbrochenen, mannigfachsten und freisten Verkehr mit der ganzen Welt zu erlangende Kenntnis der Lage, Bedürfnisse und Eigenart aller Teile seiner Herde voraussetzen kann? Die Offenkundigkeit dieser Verkehrsfreiheit und des Ausschlusses jeglicher Beeinflussung führt am augenscheinlichsten zur Notwendigkeit territorialer Freiheit und weltlicher Souveränität und Herrschaft. In Anbetracht dieser Offenkundigkeit seiner Unabhängigkeit wehrte schon Nikolaus III. 1278 nach den traurigen Erfahrungen, welche er und seine Vorgänger mit den städtischen Senatoren, Kapitänen und Rektoren gemacht hatten, selbst von der städtischen Verwaltung Roms jeglichen, einer fremden Gewalt unterstellten Würdenträger ab [1]. Freilich mußten die Päpste häufig sich mit dem minderen Übel begnügen, fremde Gewalthaber in der ewigen Stadt neben sich dulden, ja sie herbeirufen, um direkt feindliche Mächte abzuweisen. Die mannigfachen Kämpfe, von welchen uns die Papstgeschichte fast aller Zeiten berichtet, hatten großenteils ihren Ursprung in dem Bestreben der Päpste, sich die zur Leitung der Kirche nötige offensichtliche Unabhängigkeit zu wahren.

Wie die Geschichte dieser Kämpfe uns lehrt und sich aus der Natur der Sache ergibt, führen obige Gründe und Erwägungen nicht zur Notwendigkeit eines bestimmten Ausmaßes von weltlichem Besitz. Dies Maß war zu verschiedenen Zeiten verschieden und wird in gesitteteren Zeiten, in Zeiten des Gleichgewichts der Großmächte kleiner sein können als zur Zeit des Faustrechts zahlreicher kleiner Herrscher und Freistaaten. Mit der Größe des Kirchenstaates wächst nicht notwendig in derselben Proportion die Unabhängigkeit seines geistlichen Beherrschers. Dieselbe kann ja nicht nur von den angrenzenden inneritalienischen Reichen, sie kann auch mit ganz Italien durch die kämpfenden Expansionsinteressen der großen Weltreiche bedroht werden. Auch ist zu beachten, daß ein weniger ausgedehnter Kirchenstaat mit internationaler Garantie zuweilen die nötige Unabhängigkeit besser verbürgen kann als ein ausgedehnterer ohne diese Garantie. Im übrigen wird jedoch bei jeder Gestaltung des Kirchenstaates seine

[1] Cap. 17 de elect. I. 6 in Sexto.

Zweckbestimmung, zumal die Unabhängigkeit des Papstes, nur erreicht, wenn in seinem Umkreis die für das friedliche Gedeihen jeden Staatengebildes unerläßliche Vorbedingung: die gottgewollte Eintracht der beiden Gewalten, die concordia sacerdotii et imperii, zutrifft. Nun gerade der Bewahrung dieser Eintracht dient in hohem Maße die weltliche Herrschaft des Inhabers der geistlichen Souveränität durch Ausräumung gefährlicher Reibungsflächen.

Selbstverständlich muß die weltliche Herrschaft des Papstes den Vatikan umfassen. Der Nachfolger Petri gehört als Hüter an die Seite seines Grabes am vatikanischen Hügel. An jeder andern Stelle wäre er in der Verbannung. Auch hierfür spricht die Geschichte ein gewichtiges Wort. Diese Festlegung des Papstsitzes auf Rom und Italien war und ist ohne Zweifel für Stadt und Land eine welthistorische Auserwählung und Ehrung, die Quelle mannigfacher, erheblicher Vorteile religiöser, politischer und sozialer Natur. Sie legt Rom und Italien aber auch zugleich gewisse Verpflichtungen und Rücksichten auf gegen eine Einrichtung, welche, wie wir oben sahen, ihrer innersten Bestimmung und Natur nach in hervorragender Weise eine internationale ist und bleiben muß.

Hiermit ist klar, daß unsere Frage, wenn sie auch in erster Linie eine hervorragend kirchliche Frage ist, doch auch in zweiter Linie eine italienische Frage ist. Sie kann und muß nach dem Gesagten auch so gefaßt werden: Kann das nun einmal bestehende Königreich Italien so viel von seinem faktischen Landbesitz dem Papst zurückgeben, als für dessen Würde und Freiheit unerläßlich ist? Grundsätzlich, das heißt ohne Rücksicht auf das Ausmaß der Rückgabe, kann die italienische Regierung diese Frage nicht verneinen, nachdem sie, wie ich schon oben erinnerte, vor der Republik San Marino und in einem früheren Stadium der Entwicklung vor dem Fürstentum Monaco Halt gemacht hat, wie es Österreich und Preußen 1815 beim Wiener Kongreß vor dem Fürstentum Liechtenstein und vor einer Anzahl winziger, souveräner Territorialbesitze und auch andere Staaten gegenüber zahlreichen Enklaven getan haben.

Die Wiederherstellung des ganzen ehemaligen Kirchenstaates, ja die Zurückgabe der ganzen Stadt Rom mag der jetzigen Regierung so schwierig sein, daß sie sich nur durch Waffengewalt gezwungen zu derselben verstehen könnte. Ja selbst die Aufgabe der rechtstiberinischen Stadt: Trastevere, das leoninische Burgum S. Petri und die Prati, mit einem Streifen der Campagna Romana bis zu einem Meerhafen, welche zuweilen in Vorschlag

gebracht wurde, mag ihre Schwierigkeiten haben in Anbetracht der strategisch die ganze Stadt beherrschenden Lage des Gianicolo, der mächtigen Kasernenbauten und des gewaltigen Justizpalastes auf den Prati, der zur Befestigung der Stadt gehörigen Forts hinter dem Vatikan, der so wichtigen Verkehrsader der Eisenbahnlinie Pisa-Roma. Doch dies sind alles nur Schwierigkeiten gegen dieses oder jenes Ausmaß der Rückgabe, aber nicht Gründe gegen jeglichen souveränen Besitz, gegen jegliche weltliche Herrschaft des Papstes auf italienischem Boden. Allerdings sind es aber doch auch Schwierigkeiten, in Anbetracht welcher, soviel wir aus den Mitteilungen des Kardinal-Staatssekretärs vom Juni 1915 entnehmen können[1], die eben erwähnten drei abstrakten Möglichkeiten: Wiederherstellung des ganzen Kirchenstaats, Rückgabe Roms, Zuweisung der rechtstiberinischen Zone, als von Benedikt nicht gefordert ausscheiden müssen[2]. Diese drei Ziele lassen sich entweder nur durch Waffengewalt oder nur durch einen gewaltsamen Druck von der italienischen Regierung erpressen; einen solchen Druck aber will Benedikt mit dem ihm eigenen, nur auf die geistlichen Ziele seiner Hirtensorge zugewandten Edelsinn ausgeschaltet wissen, einer Regierung gegenüber, die bereits von tausend überschweren Nöten gehetzt wird. Benedikt will eben das für die Würde und Freiheit seiner geistlichen Souveränität Unerläßliche nur als willige Gabe und als Genugtuung für großes Unrecht von dem, wie er hofft, im italienischen Volke sich durchsetzenden Gerechtigkeitssinn und vom richtigen Verständnis seiner wahren Interessen entgegennehmen.

Dieser Forderung entspräche vielleicht, wenigstens als Mindestforderung eine vierte Möglichkeit.

Was bisher vor allem bewirkte, daß das sog., oben in seiner wahren Gestalt geschilderte Garantiegesetz von allen vier Päpsten zurückgewiesen

---

[1] Siehe oben S. 515.

[2] Zwei andere Vorschläge dürften ebenfalls ohne weiteres auszuscheiden sein. Es wurde von dem Pinienhain Sacchetti gesprochen, der angekauft und durch einen Viadukt über die Valle d'Inferno mit dem vatikanischen Garten verbunden werden sollte. Doch wer das Ausmaß der Valle d'Inferno und des Viadukts kennt, welcher die Eisenbahnlinie Rom-Viterbo über dieses Tal führt, wird kaum länger bei diesem Vorschlag verweilen, zumal er auch keine Souveränität in Aussicht stellt. Von anderer Seite wollte man der Anforderung eines souveränen Gebietes dadurch genügen, daß man ein solches für den im Vatikan unter dem Garantiegesetz wohnenden Papst im Ausland suchte und unter anderem das Fürstbistum Trient oder das Fürstentum Liechtenstein als souveränes Fürstentum erbitten wollte!

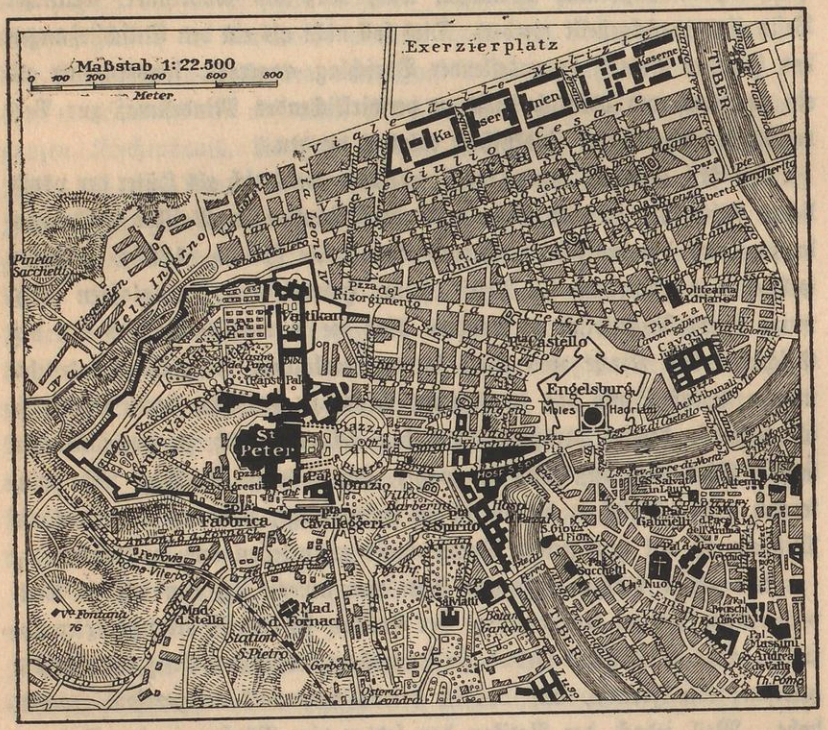
werden mußte, was zugleich auch von den Schöpfern des Gesetzes als dessen häßlichste Blöße nach Möglichkeit verdeckt wurde, war die Besitznahme des Vatikans und seines gesamten Inhalts und die damit verbundene herzlose Herabstoßung des ältesten Souveräns von Europa in die Lage eines Untertanen des jüngsten Königreiches oder eines staatenlosen Fremdlings. An diesem Punkte muß daher auch die so unerläßliche Redressur des Gesetzes einsetzen. Zum mindesten der Vatikan, der bisher dem Papste zum Nießbrauch überlassen war, muß als souveräner, weltlicher Besitz ihm zurückgestellt werden. Dies soll nicht als ein den Entschließungen des Heiligen Vaters vorauseilender Vorschlag angeregt, sondern nur als ein logisches und politisch leicht zu verwirklichendes Mindestmaß zur Vervollständigung unserer Diskussion erörtert werden.

Die fast zwanzig Jahre (1895—1914), welche ich als Hüter der päpstlichen Bibliothek an der Seite von zwei Päpsten im Vatikan verbringen durfte, und die fünfzehn vorhergehenden Jahre (1880—1895), während welcher das „Burgum S. Petri" meine Heimat war, veranlaßten mich, meine freien Augenblicke zu Studien über die so wechselvolle und mit den Geschicken von Kirche und Welt so eng verknüpfte Geschichte des vatikanischen Palastes und der leoninischen Stadt zu benützen, deren Ergebnisse ich teilweise bereits veröffentlicht habe, teilweise noch zu veröffentlichen hoffe. Dies alles ließ mich die wahre, gegenwärtige Sachlage nicht mißkennen und befähigt mich, wie ich zu hoffen wage, über das eben erwähnte Mindestmaß mit genügender Sachkenntnis zu urteilen und zu sprechen.

Vor allem mahne ich meine Leser von neuem, sich von dem so weitverbreiteten Irrtum loszumachen: der Vatikan sei bereits bis jetzt exterritoriales, außeritalienisches Gebiet, sei souveräner, weltlicher Besitz des Papstes gewesen; ein Irrtum, auf den ich bereits mehrmals aufmerksam gemacht habe. Weil jedoch der Vatikan den letzten vier Päpsten in der Tat zur Nutznießung überlassen blieb, so kann die Regierung in der Rückgabe und Wiederherstellung eines Kirchenstaates von so bescheidenem Ausmaß keine erhebliche Schwierigkeit finden. Bei sorgsamster Prüfung kann ich keine entdecken von der Art, wie die oben mit aller Offenheit gegen die drei ersten Möglichkeiten angeführten. Zur Verwirklichung dieser vierten Möglichkeit braucht es also nur etwas Gerechtigkeitssinn, etwas Verständnis für die wahren Interessen Italiens, wie sie Benedikt vom italienischen Volke erhofft.

Dasselbe gilt auch von der sehr unbedeutenden Abrundung des gegenwärtig dem Papste zum Gebrauch bereits eingeräumten vatikanischen Gebietes, welche

mir mehr als wünschenswert scheint. Die Linie von der Fassade der St. Petersbasilika bis zur Porta Cavalleggieri und anderseits von der Schweizerkaserne bis zur ehemaligen Porta Angelica würde das von allen andern Seiten durch die Mauern Leos IV., Nikolaus' III. und Pius' IV. umgrenzte Gebiet so abschließen, daß bei dieser Grenzenführung nur durch die Linie von der Fassade vor St. Peter zur Porta Cavalleggieri eine Strecke von unbedeutender Ausdehnung dem 1870 festgesetzten Gebiet angegliedert würde, das Gebiet nämlich, welches sich von dieser Linie zur Höhe der Mauer des vatikanischen Gartens und



Der Vatikan.

zur ehemaligen päpstlichen Münze hinaufzieht. Was auf demselben steht, ist, abgesehen von wenigen kleinen Häusern, bereits im Besitz der Palastverwaltung oder anderer geistlicher Körperschaften. Es wären daher fast alle mit weltlichem Besitz in der Regel verbundenen Schwierigkeiten: öffentliche Sicherheit, Polizeiaufsicht, Strafgewalt, Steuerwesen u. a., möglichst ausgeschaltet, so daß ein nachbarlich-freundliches Verhältnis mit dem angrenzenden italienischen Gebiet leicht anzubahnen wäre.

Die eben bezeichnete Abrundung scheint durch die erheblichen Unzukömmlichkeiten geboten, an welchen die ganz zufällige und willkürliche Abgrenzung von

1870 leidet. — So bildete z. B. bis vor kurzem die ehemalige päpstliche und seit 1870 königliche Münze auf einer bedeutenden Strecke die Umfassung des vatikanischen Gartens, so daß in beträchtlichen Teilen desselben die unerläßliche Bewegungsfreiheit ausgeschlossen war. Als ich infolge mehrerer Brände in der mit ihren Schmelzöfen an die Vatikanische Bibliothek angrenzenden Münze durch geeignete Vermittler den Bau einer neuen Münze und den Verkauf der alten beim Ministerium und den beiden Kammern anregte und erlangte, war der Senat, also die sonst doch bedächtigere und feineren Rücksichten zugänglichere Körperschaft, nicht dazu zu bewegen, den Verkauf an die päpstliche Palastverwaltung zu gestatten, weshalb ein Deckmann vorgeschoben werden mußte. — Ebenso schnitten auf der Höhe des vatikanischen Hügels eine Mühle mit Zubehör und längs der Via Porta Angelica ein glücklicherweise den Erben des so verdienten Kriegsministers Msg. de Merode gehöriges Besitztum in sehr lästiger Weise in das vatikanische Gebiet ein. — Dies dürfte genügen, um die Opportunität der oben bezeichneten Abrundung nachzuweisen.

Durch die Rückgabe der wirklichen Souveränität wäre auch einem andern, schwerwiegenden Mangel des Garantiegesetzes abgeholfen, den auch ich bei Ankäufen bedeutender Bibliotheken schmerzlich empfand. Selbstverständlich sollten diese Bibliotheken nicht in den persönlichen Besitz des eben regierenden Papstes übergehen, sondern dem jeweiligen Inhaber des päpstlichen Thrones gehören. Doch dieser war nach italienischem Gesetz nicht als Rechtssubjekt vorgesehen, so daß selbst lange Beratungen mit den Rechtsbeiständen der Palastverwaltung nicht zu völlig befriedigender Lösung führten.

Zur eben geschilderten Korrektur des Garantiegesetzes bedarf es an erster Stelle geeigneter Verhandlungen mit Papst Benedikt. War es ein Grundfehler dieses Gesetzes, daß es *ohne*, ja *gegen* den Papst dessen Stellung in der politischen Außenwelt regeln wollte, so muß der erste Schritt zur nötigen Remedur die Sorge sein, daß diesmal die Regelung im vollen Einverständnis *mit* dem Heiligen Vater erfolge. Es dürfte hierfür vielleicht nicht ohne Bedeutung sein, eine Möglichkeit, ein Mindestmaß aufgewiesen zu haben, welches der italienischen Regierung erlauben würde, das schreiendste Unrecht des unglückseligen Gesetzes zu beseitigen. Anderseits dürfen wir aber auch die große Tragweite nicht übersehen, welche eine beide Teile befriedigende Korrektur des Garantiegesetzes für die Haltung des Papstes zu den innerpolitischen Fragen Italiens haben würde. Ein solches Abkommen würde doch wohl das Non expedit beseitigen, welches bisher den italienischen Katholiken in der Betätigung ihrer politischen Rechte gewisse Schranken auferlegte. Aus dieser Freigabe der politischen Wahlen

müßte sich dann wohl eine bedeutende Verstärkung der konservativen Partei ergeben. Die so bedeutsamen Folgen werden einerseits dem Heiligen Vater eine Entscheidung sehr schwierig erscheinen lassen und anderseits die extremen Parteien des italienischen Parlaments zum Widerstand gegen jede einer Aussöhnung günstige Abmachung aufrufen. Im übrigen zeigt uns auch diese Seite der ersehnten Lösung der römischen Frage, wie sehr das entscheidende Wort niemand anders als dem Papste zusteht.

* * *

Das neue, zwischen Benedikt und der italienischen Regierung zu vereinbarende Garantieabkommen würde ohne Zweifel nach dem stehenden diplomatischen Gebrauch den übrigen Regierungen notifiziert werden. Diese Voraussetzung führt uns zur Erörterung der Internationalisierung der Lage des Papstes.

Ungleich leichter als die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes ist die gleichfalls bereits vielfach von katholischen Kreisen geforderte internationale Sicherung der Lage des Papstes. Sie ist so leicht, weil sie durchaus in der Natur der hier in Frage kommenden Faktoren liegt, in gewissem Grade auch ohne eine besondere Abmachung schon vorhanden ist. Eine katholische, das heißt internationale Kirche kann nur ein katholisches, internationales Haupt haben. Alles Wohl und Weh der Kirche, also vor allem das Wohl und Weh ihres Oberhauptes berührt und interessiert jedes ihrer Kinder, deren sie Tausende, ja Millionen in fast allen Ländern und Nationen zählt. Der Träger der geistlichen Souveränität, welche ihn zum obersten Lehrer und Hirten, ja zum Vertreter des Heilandes auf Erden macht, ist naturgemäß eine internationale Macht; ist, wie selbst der italienische Ministerpräsident Giovanni Lanza am 2. Februar 1871 erklärte, „ein internationales Wesen" (un ente internazionale). Auf die Segnungen dieses „Wesens" haben die Katholiken aller Länder gleichmäßig ein Anrecht, wie sie derselben gleichmäßig bedürfen. Wie konnte sich bei dieser Sachlage die italienische Kammer das Recht zulegen, die Lage und damit die oberhirtliche Betätigungsmöglichkeit des Papstes und das Ausmaß seiner segensvollen Tätigkeit eigenmächtig nach ihrem Gutdünken zu bestimmen? Dies konnte ohne augenscheinliche Rechtsverkümmerung der Katholiken aller Länder nicht geschehen; und diese Verkümmerung ist nicht deswegen geringer, weil sie nichts Irdisches und Zeitliches, sondern Geistliches und Religiöses betrifft.

Den eminent internationalen Charakter des Papsttums erkannten und anerkannten, wie ich schon oben[1] erwähnte, selbst die Staatsmänner des neuen Königreichs Italien sowohl vor wie nach der Besetzung Roms als etwas Selbstverständliches an. Diese Erkenntnis ließ ihnen ihren Zug nach der Porta Pia als ein höchst gewagtes Unternehmen erscheinen. Sie fühlten sich verpflichtet, in betreff der Lage des Heiligen Vaters möglichst beruhigende Erklärungen abzugeben, um den Einreden zuvorzukommen, welche von seiten der Staaten mit katholischer Bevölkerung, wie sie als sicher annahmen, erfolgen mußten. Der Minister des Äußern Visconti-Venosta hielt sich noch am 29. August 1870 für verpflichtet, eine internationale Abmachung zur Regelung der Lage des Papstes in Aussicht zu stellen[2] und selbst 1871 noch das allerdings als rein inneritalienisches Gesetz formulierte sog. Garantiegesetz den Mächten mitzuteilen. Leider hatte der akatholische Ministerpräsident des katholischen Österreichs, Beust, kein Verständis für die Lage oder meinte, die Interessen seines katholischen Landes dem politischen Getriebe opfern zu müssen. Er erklärte, er könne die Vorlage, da sie eine innerpolitische Sache Italiens betreffe, nur zur Kenntnis nehmen. Mehr Verständnis zeigte 1891 Kalnoky, als die Frage durch einen katholischen Abgeordneten in der österreichischen Delegation zur Frage kam. Aber auch er glaubte, im Interesse des Dreibundes nichts für den Papst tun zu können. Frankreich, wo die Nationalversammlung von Bordeaux so viel Wohlwollen gezeigt hatte, war, besiegt, in der denkbar traurigsten Lage. Die spanische Krone trug Amadeo von Savoyen, der Sohn des römischen Usurpators. England hielt zum Schutze des Papstes die „Defence" im Hafen von Cività Vecchia. Deutschland war am Vorabend des Kulturkampfes, wie das Verhalten des Vertreters Preußens in Rom, v. Arnim, erraten ließ. Trotzdem benutzten die deutschen Katholiken die erste sich bietende Gelegenheit, um in Versailles das eben erstandene deutsche Kaisertum für die Regelung der Lage des Papstes zu interessieren, und fuhren auch in den folgenden für sie so schmerzlichen Jahren unentwegt fort bis 1898, auf allen ihren Tagungen für die Wiederherstellung des Kirchenstaates und seit 1898 im Anschluß an das Rundschreiben Leos XIII. vom 5. August 1898 für die unerläßliche Unabhängigkeit des Papstes nachdrücklichst ihre Stimme zu erheben. Ebenso wurde nach dem Ausbruch des gegenwärtigen Weltkrieges sowohl in Berlin als in München in den

[1] Siehe oben S. 509 Anmerkung 1. [2] Siehe oben S. 509.

gesetzgebenden Körperschaften die Notwendigkeit einer Besserung der Lage des Papstes von katholischer Seite betont. Es haben also die deutschen Katholiken ihre Kindespflicht reichlich erfüllt und können daher nur erwarten, daß ihre Wünsche und Forderungen auch von ihren Glaubensgenossen in allen andern Ländern mit gleichem Nachdruck bei ihren Regierungen befürwortet werden. Ein solcher Appell ist ihr unzweifelhaftes Recht selbst paritätischen Regierungen gegenüber, da ja die Regelung und Besserung der Lage des Papstes keine auch noch so geringe Beeinträchtigung des Besitzstandes oder der Interessen einer andern Religionsgenossenschaft in sich schließt.

Unterdessen machten die italienischen Staatsmänner 1871 sich die Gunst der politischen Lage zunutze. Mit freudigem Staunen sahen sie, daß von keiner Regierung gegen ihr inneritalienisches Garantiegesetz eine ernste Einrede erfolgte. Hierdurch ermutigt, änderten sie ihre Ansichten über die Internationalität der Lage des Papstes von Grund aus. Das Interesse der Katholiken aller Länder an dieser Lage, das diesen selben Staatsmännern eben noch so selbstverständlich schien, durfte nun kaum mehr in Gedanken berührt, geschweige denn öffentlich betont werden. Jede diesbezügliche Erörterung galt als ein Attentat auf die Souveränität des eben zur vollen Gestaltung gekommenen Königreichs. Es half und es hilft nichts, auf die zahlreichen internationalen Abmachungen hinzuweisen, welche Italien, ja selbst die mächtigsten Staaten ohne Unterlaß miteinander abschließen, ohne das Vollgefühl ihrer Souveränität irgendwie schwinden zu fühlen. Bei diesen Abmachungen ist die treibende Kraft das do ut des. Man macht Zugeständnisse, um bei nächster Gelegenheit auf solche von der andern Seite rechnen zu dürfen. Der Staat, dem die Zugeständnisse gemacht werden, wird selbstverständlich über deren Einhaltung wachen. Man muß gegebenenfalls auf Reklamationen gefaßt sein. Alles das beeinträchtigt die Souveränität nicht im mindesten, wenn es sich um Abmachungen auf dem Zollgebiet, um Wasserrechte, um einen Industriezweig handelt. Betrifft aber die Abmachung die Lage des Papstes und die an ihr lebhaft interessierten weiten katholischen Kreise, so würde die Souveränität des Königreichs in unerträglichem Maße geschädigt, würde in eine inneritalienische Angelegenheit eingegriffen. Immer dasselbe Spiel! Die Souveränität von Monaco und San Marino mindert die Integrität des Königreichs nicht; sie soll nur angetastet werden durch ein dem Papste gemachtes territoriales Zugeständnis kleinsten Ausmaßes. Das sind Ungereimtheiten, welche nur der Haß der antiklerikalen Sekte erklärt.

Im übrigen ändert diese widerspruchsvolle Wandlung der italienischen Staatsmänner nichts an dem wesenhaft internationalen Charakter des Papsttums, mindert nicht im mindesten das Interesse der Katholiken aller Länder für dessen Lage, im Gegenteil fördert es wirksam. Die Katholiken werden es sich nicht nehmen lassen, die Frage als eine internationale zu behandeln, werden fortfahren, mit liebender Sorge über die Lage ihres Oberhirten zu wachen und ihre Klagen und Einsprachen durch die Regierungen ihrer Heimat den italienischen Staatsmännern vortragen zu lassen. Diese letzteren haben also nur die Wahl zwischen immer wiederkehrenden Einmischungen fremder Mächte in „inneritalienische" Angelegenheiten und vertragsfreundlichen Vorstellungen auf Grund einer internationalen Abmachung, welche ihrem Ansehen bei den Katholiken aller Länder beträchtlichen Zuwachs einbrächte und sie von einem „innerpolitischen" Streite befreien würde, der nun schon seit Jahrzehnten ihr Land und ihre Hauptstadt entehrt und mannigfach geschädigt hat.

Im übrigen darf die Bedeutung und der Nutzen einer in streng vertraglicher Form erfolgten Internationalisierung der neu zu gestaltenden Lage des Heiligen Vaters nicht überschätzt werden. Dies betonen mit Recht die unten[1] mitzuteilenden Ausführungen des Corriere d'Italia und der Civiltà Cattolica. Die Staaten, welche sich zur Sicherung der Lage des Papstes vertraglich verpflichten, werden in gewissem Sinne Schutzmächte, welche jede Wandlung im Verhältnis Italiens zum Papste mit Aufmerksamkeit und Sorge verfolgen werden. Ohne Zweifel ist es gesunde Politik, nicht ohne zwingendste Not solche Schutzmächte zu suchen. Der Schutz hat leicht eine gewisse Bevormundung zur Folge. Die Beiziehung solcher Sicherungen kann leicht von Italien als Mangel an Vertrauen gedeutet werden. Mit der Zahl der Garantiemächte wachsen gefährliche Reibungsflächen und mehrt sich die Möglichkeit störender Meinungsverschiedenheiten. Allerdings treten doch wohl diese schwerwiegenden Nachteile nur bei der strengen Vertragsform schärfer hervor und fehlen bei andern, loseren Bindungsarten oder freierer Interessennahme.

Es braucht daher die Feststellung der geeignetsten Form einer diesbezüglichen internationalen Abmachung unsere Aufmerksamkeit kaum längere Zeit in Anspruch zu nehmen. Ist nur erst der Wille da, so wird es für unsere Diplomaten ein leichtes sein, den geeigneten Weg zu finden. Aber sei es nun

[1] Siehe S. 529 530.

ein formeller, völkerrechtlicher, internationaler Vertrag zwischen dem Königreich Italien und den Staaten mit bedeutender katholischer Bevölkerung, sei es die offizielle Mitteilung an diese Staaten eines zwischen dem Papste und der italienischen Regierung getroffenen Übereinkommens, sei es eine andere Form mit geeigneter Gestaltung und internationaler Bindung, so werden doch alle diese Vertragsformen eine Bitte Italiens an den Heiligen Vater um Kundgebung seiner Erfordernisse und eine Verständigung mit ihm in betreff derselben zur unerläßlichen Voraussetzung haben. Sodann wäre bei der internationalen Bindung der kontrahierenden Mächte zur Erreichung der nötigen Sicherstellung des Papstes, gemäß seinen oben dargelegten Absichten und Wünschen, nicht an eine eventuelle Bedrohung durch Gewaltmaßregeln zu denken, welche Benedikt völlig ausgeschlossen wissen will, sondern nur an eine rechtliche und moralische Bindung durch die klare Erkenntnis und das eindrucksvolle Bewußtsein der weltweiten, mit der Lage und dem Wohlsein des Papstes verbundenen Interessen der Millionen von Katholiken und deren Regierungen. Diese Rücksichtnahme der Regierungen auf die Bedürfnisse und berechtigten Wünsche ihrer katholischen Untertanen müßte ja in dem Abkommen zumal zum Ausdruck kommen, und die Bekundung dieser Interessennahme müßte den eigentlichen Kern des Abkommens bilden. Es wird freilich nach dem Gesagten auch diese Internationalisierung der Lage des Papstes, welche, so sehr sie auch wesenhaft in der Natur der Kirche gegeben ist, doch in einer geeigneten Formulierung in etwa wünschenswert ist, ihre bodenständige Wurzelkraft, wie es Benedikt fordert, in dem Gerechtigkeitssinn des italienischen Volkes und in dem richtigen Verständnis seiner wahren Interessen besitzen. Ebendeshalb hat auch diese Maßnahme, wenn sie ihren Zweck vollauf erreichen soll, die oben erwähnte concordia ecclesiae et imperii zu ihrer notwendigen Voraussetzung.

* * *

Zum Schluß müssen wir noch auf eine Kontroverse eingehen, welche vor kurzem die deutsche Presse beschäftigte. An einen Artikel der bekannten Zeitschrift Civiltà Cattolica (Februar-März 1916) anknüpfend, waren mehrere weitverbreitete Blätter zu der Folgerung gekommen: die Feindseligkeit zwischen Italien und dem Papsttum bestehe mehr in der fruchtbaren Einbildungskraft der Katholiken des Auslandes als in den römischen Tatsachen. Der Beweis für diese befremdliche Annahme wurde wie folgt gefunden. Die Civiltà beschäftigt sich „mit den vorläufig hauptsächlich

in Deutschland erhobenen Forderungen" nach internationalen Garantien für den Papst in seinem Verhältnis zu Italien und nach Teilnahme des Papstes an etwaigen Friedensverhandlungen. Die Civiltà lehne beide Forderungen ab. Von internationalen Garantien könne keine Rede sein, nicht nur deshalb, weil auch internationale Vereinbarungen sich als wenig dauerhaft und sicher erweisen, sondern auch weil dies nicht den Ansichten des Heiligen Vaters entspreche, der nie von Internationalisation geredet habe. Ferner behaupte die genannte Zeitschrift, der Papst denke gar nicht an die Teilnahme an einem Friedenskongreß, auf dem die römische Frage behandelt werden solle. Der Papst sei nicht gesonnen, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten. Er wollte nichts, wodurch Italiens Weltstellung geschwächt werden könne. Vorläufig sei die Zeit zu Verhandlungen der römischen Frage nicht gekommen.

Vor allem einige Worte über den Ursprung und bisherigen Verlauf dieser anfänglich italienischen Kontroverse, soweit wir sie vom Ausland aus verfolgen können.

Der Eintritt Italiens in den Weltkrieg unterwarf das Garantiegesetz einer schweren Belastungsprobe. Die, wie sich bald herausstellte, belanglose Öffnung von einigen Briefen der Münchener Nuntiatur und vor allem die unfreiwillige Abreise der beim päpstlichen Hofe akkreditierten Vertreter Österreichs, Preußens und Bayerns beunruhigten weite katholische Kreise und veranlaßten sie, die Öffentlichkeit und durch sie die Regierungen auf die gefährdete Lage des Heiligen Vaters und die zutage tretende, bereits in der Enzyklika vom 1. November 1914 betonte Unzulänglichkeit des italienischen Garantiegesetzes aufmerksam zu machen. Es war dies die naturnotwendige Folge des internationalen Charakters der Kirche und des Papsttums. Mit dem ihm eigenen Edelsinn suchte Benedikt der in den ersten Kriegsmonaten von tausend Nöten gejagten italienischen Regierung weitere Bedrängnisse zu ersparen. Er ließ daher bereits am 28. Juni 1915 durch seinen Staatssekretär die oben[1] erwähnte beruhigende Erklärung abgeben und erkannte in seiner Allokution vom 6. Dezember 1915 den guten Willen der italienischen Staatsmänner an, die aus seiner völlig unangemessenen Lage sich ergebenden Schwierigkeiten zu mildern[2]. — Zu diesen Kundgebungen kam noch ein Artikel des Corriere d'Italia vom 14. Januar 1916[3], welcher auf das Staatssekretariat zurückgehen soll.

[1] Siehe S. 515. [2] Siehe diese Zeitschrift 374.
[3] Vgl. Zeitgeschichtliche Urkunden in diesem Heft S. 573.

Er kommt zunächst auf die Äußerungen vom 28. Juni 1915 zurück und betont dann erstens: der Heilige Vater habe sich bisher nicht darum bemüht, zu dem Friedenskongreß eingeladen zu werden; zweitens auf einem solchen Kongreß würde er selbstverständlich vermeiden, die bereits bestehenden, übergroßen Schwierigkeiten durch Sonderbestrebungen zu vermehren; nur dem Papste stehe es zu, die zur Besserung seiner ungebührlichen Lage erforderlichen Maßnahmen zu bezeichnen.

Dieses große Entgegenkommen Benedikts hielt die italienische Regierung nicht ab, die ihr unerläßlich scheinenden Gegenmaßregeln zu ergreifen. Minister Orlando hielt im November 1915 seine berühmte Rede in Palermo, und der Senator Tommaso Mosca veröffentlichte in der Nuova Antologia vom 1. Januar 1916 einen Artikel „über die wesenhafte und bleibende Unantastbarkeit des Garantiegesetzes“ [1]. Beide Kundgebungen galten vor allem dem Nachweis der Dauerhaftigkeit des genannten Gesetzes, das ganz wesentlich in den Interessen des italienischen Volkes und der Kirche verankert sein soll, und der Zurückweisung jeglicher Internationalisierung als einer unerträglichen Minderung der staatlichen Souveränität. — Hierher gehört auch die sog. Londoner Klausel, von welcher Anfang Januar 1916 die erste Kunde der Presse zuging. Es hieß, Italien habe dem Londoner Abkommen, das in dem Vierverband jeden Sonderfrieden ausschließen will, nur mit dem Vorbehalt zugestimmt, daß auf dem allgemeinen Friedenskongreß die Internationalisierung des Garantiegesetzes, ja jegliche Diskussion der römischen Frage, ja sogar eine Vertretung des Papstes völlig ausgeschlossen bleibe. Dem letzten Punkt widmete im April 1916 der Senator Eugenio Valli einen weiteren Artikel, gleichfalls in der Nuova Antologia [2], in welchem die Zulassung eines Vertreters des Heiligen Vaters von besondern Garantien für das Wohlverhalten desselben abhängig gemacht wurde, und dies nach den Erklärungen, welche in dieser Richtung bereits am 14. Januar 1916 abgegeben worden waren.

Auf die Ausführungen der beiden Senatoren, deren erste übrigens in ruhigem, gebührlichem Ton gehalten war, antwortete die Civiltà in mehreren Artikeln [3]. Diese fußen in den für uns wesentlichen Punkten,

[1] „Della intangibilità sostanziale e permanente della legge delle guarentigie“ in der Nuova Antologia, an. 51, fasc. 1055.

[2] „Come e in quali limiti il Papa può essere ammesso al Congresso della Pace“ in der Nuova Antologia (1916, Aprile 1) 312 ff.

[3] Civiltà Cattolica, an. 67, 1916, vol. 1, quad. 1576, 9 febr., p. 385—402: „L'intangibilità della legge 13 Maggio 1871“, und quad. 1577, 4 marzo,

d. h. in dem, was der Heilige Vater in betreff der Internationalisierung und seiner Beteiligung am Friedenskongreß beabsichtigt, auf dem vom Corriere d'Italia vom 28. Juni 1915 und 14. Januar 1916 Gesagten. Diese beiden Kundgebungen des Corriere waren ihrerseits durch die oben erwähnten italienischen Kontroversen veranlaßt worden, weshalb die Kontroversen zum vollen und richtigen Verständnis jener Kundgebungen des Corriere von Bedeutung sind. Aus demselben Grunde bieten uns aber auch diese Kontroversen die nötige Grundlage zur Beleuchtung der auffallenderweise gerade an die Artikel der Civiltà anknüpfenden deutschen Presseäußerungen, welche uns hier beschäftigen.

In betreff dieser Presseäußerungen ist folgendes festzuhalten. Erstens, nach dem oben[1] über das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 Gesagten ist es doch wohl selbstverständlich, daß Papst Benedikt eine Internationalisierung dieses Gesetzes nicht wünschen kann[2]. Auf diesem Gesetze beruht ja im wesentlichen seine gegenwärtige Lage, also jene Lage, welche er sowohl in seiner ersten Enzyklika als in seiner ersten Allokution als durchaus ungebührlich und unbefriedigend bezeichnet hat. Der einzige denkbare Vorteil von zweifelhaftem Wert einer solchen Internationalisierung läge ja nur in einer gewissen Sicherung gegen eine mögliche noch größere Verschlimmerung des Gesetzes und der jetzigen Lage. Im übrigen setzt sich der Heilige Vater durch die eben erwähnte, so unzweideutige Verurteilung des Garantiegesetzes doch offenbar in schärfsten Gegensatz zur italienischen Regierung. Dieser schärfste und grundsätzlichste Gegensatz besteht also doch nicht bloß „in der fruchtbaren Phantasie der Katholiken des Auslandes". Allerdings erkennen, unbeschadet dieser tiefgründigen Gegensätzlichkeit, wie der Heilige Vater so die Katholiken das löbliche Bestreben der gegenwärtigen italienischen Staatsmänner an, die Folgen des Gegensatzes nach Möglichkeit abzuschwächen.

Zweitens, weit verschieden hiervon ist die Frage, ob die Internationalisierung eines den Bedürfnissen und Wünschen des Heiligen Vaters

---

p. 513—534; l. c. vol. 2, quad. 1583, 3 giugno, p. 513—528: „Il Papa e il Congresso della Pace nella Stampa liberale." Hier findet sich auch die Literatur über die Kongreßfragen verzeichnet (S. 514 und 515). [1] S. 510 ff.

[2] Daher lesen wir in der Civiltà (1916, vol. 1. 521): „Noi non teniamo affatto alla internazionalizzazione della legge delle guarentigie, non solo perchè anche le convenzioni internazionali si presentano poco salde e sicure, ma perchè non è questa la mente del S. Padre, il quale non ha mai parlato di internazionalizzazione."

entsprechenden Abkommens mit der italienischen Regierung wünschens- und erstrebenswert sei. Bisher hat Benedikt niemals von einer solchen Internationalisierung — und nur eine solche könnte in Frage kommen — gesprochen, niemals sie als erstrebenswert bezeichnet. Nach dem oben[1] Gesagten wäre sie als in der Natur der Sache liegend nicht abzuweisen, böte einige Vorteile, die zwar nicht so groß und sicher wären, als auf den ersten Blick scheinen könnte, aber immerhin einige zu befürchtende Nachteile aufwiegen würde. Jedenfalls wäre nach den Absichten Benedikts nur eine Internationalisierung und eine Bindung derselben anzustreben, welche der italienischen Regierung keine Schwierigkeiten bereiten würde. Hierzu kann es ohne Zweifel viel beitragen, wenn die Katholiken aller Länder und durch sie veranlaßt ihre Regierungen in geeigneter Form den italienischen Staatsmännern das große Interesse kundgeben, welches sie an einer solchen Regelung der römischen Frage haben. Ist diese Regelung in Anbetracht des internationalen Charakters der Kirche und ihres Oberhauptes erreicht, so ist eine Internationalisierung dieser Regelung im wesentlichen vorhanden und wäre es ein leichtes für sie, eine geeignete Formulierung zu finden, falls eine solche genügende Vorteile verspricht.

Drittens, noch einfacher liegt die Frage in betreff der Teilnahme des Papstes an dem Friedenskongreß. Es wird vielleicht vor allem zu unterscheiden sein zwischen dem Friedensschluß oder den Friedensschlüssen, welche zunächst dem grausigen Kriege ein Ende setzen sollen und auf welchen möglicherweise Mittelspersonen nicht erwünscht sein werden, und einem späteren Friedenskongreß, auf dem das so zweifelhaft gewordene internationale Völkerrecht neu geordnet und Maßnahmen zur möglichsten Verhütung eines weiteren Weltkrieges gesucht werden. — In bezug auf den Friedensschluß hat Benedikt durch seine Friedensarbeit der in Waffen starrenden Welt hinlänglich gezeigt, wo eine neutrale Stelle ist für jeden, der Frieden und Vermittlung sucht. Seine Stellung zu einem möglichen Friedenskongreß ist ohne Zweifel durch die Stellung bestimmt, welche seine Vorgänger gegenüber ihrer Ausschließung vom Haager Kongreß einnahmen. Nicht so sehr ihre weltliche Souveränität gab den Päpsten ein Anrecht auf eine Vertretung, als vielmehr die mit dem Zwecke und Charakter der Tagung so wesenhaft verwandte geistliche. Diese war und ist ein Titel, den nur eine kleinliche Politik mißachten und eine sich schwach fühlende

[1] Siehe S. 523 ff.

fürchten konnte. — Bei der Offenkundigkeit seines Anrechtes und der Unsicherheit und Ferne eines neuen Kongresses hatte Benedikt keine Veranlassung, einen Wunsch in dieser Richtung auszusprechen. Von ihm mit Valli Garantien zu fordern für das Wohlverhalten seines eventuellen Vertreters war unpassend und beleidigend, zumal nach den Kundgebungen vom 28. Juni 1915 und 14. Januar 1916, in welchen er der italienischen Regierung gegenüber ein wahrhaft königliches Wohlwollen kundgibt, leider ohne bisher ein entsprechendes Echo zu finden.

Hieraus ergibt sich viertens, daß die deutschen Katholiken sich in vollster Übereinstimmung mit den Wünschen und Absichten Benedikts befinden, wenn sie fortfahren, wie sie es bisher auf ihren großen Tagungen getan haben, durch nachdrucksvolle Kundgebungen und durch geeignete Vorstellungen bei ihren Regierungen von Italien eine gründliche Verbesserung des Garantiegesetzes und eine gebührende Gestaltung der Lage ihres Oberhauptes zu verlangen. Hierzu ist in keiner Weise erforderlich, daß sie für diese Gestaltung bestimmte, ins einzelne gehende Vorschläge ins Auge fassen und ihren Regierungen unterbreiten. Diese wird Benedikt selbst kundgeben, sobald der geeignete Augenblick gekommen ist und die italienische Regierung ihre Bereitwilligkeit zur endgültigen Lösung der noch ungelösten römischen Frage ausgesprochen hat. — Wird die Regierung sich dazu verstehen?

* * *

Hat nach dem oben[1] Gesagten die Wiederherstellung des Kirchenstaats in einem weiteren Umfang seine Schwierigkeiten, so bedarf es zur Rückgabe einer weltlichen Herrschaft, die genügt, um dem Heiligen Vater den seiner geistlichen Souveränität gebührenden Platz unter den weltlichen Souveränen zurückzugeben, nur ein bißchen guten Willen, nur ein Zurückdrängen der gegen Altäre und Throne anstürmenden Sekten, das im Interesse der Monarchie und der staatserhaltenden Parteien längst geboten war. Wenn diese inneritalienischen politischen Kräfte und die auswärtigen, am Hofe des Heiligen Vaters durch ihre katholischen Untertanen interessierten Mächte nicht mehr imstande sind, neben dem Grabe Petri ein Stücklein souveränen Landes als von jeglicher andern weltlichen Hoheit unabhängigen Wohnsitz für dessen Nachfolger den Umsturzparteien abzuringen, so käme eine solche Ohnmacht einer politischen Bankrotterklärung gleich, die auf diese Parteien in allen Ländern eine höchst verderbliche Wirkung ausüben müßte.

[1] Siehe S. 519.

Welcher Thron kann sich noch Bestand versprechen, wenn alsdann der älteste und weihevollste endgültig hinsinken sollte?

Ich sage: „endgültig" hinsinken sollte; denn wenn wir die Zeichen der Zeit richtig lesen, so müssen wir sagen, wenn Italien die bei Beendigung des grauenvollen Weltkrieges sich bietende Gelegenheit zur Korrektur der 1871 gemachten Fehler nicht benutzt, dürfte sich ihm kaum je wieder eine andere, auch nur entfernt gleich günstige Gelegenheit bieten.

Von allen Seiten hat sich seit Kriegsanfang die Aufmerksamkeit der politischen Kreise und der weiten, auch der außerkirchlichen Öffentlichkeit und Presse der Lage des Heiligen Vaters zugewandt. Die ideale, geistige Macht, die er verkörpert, machte sich zu einer Zeit in auffallendem Maße geltend, in der nur die Materie und ihre brutalen Kräfte zu regieren schienen. Er wurde und wird von den sich bekämpfenden Staaten eifrig umworben. Die diplomatische Vertretung an seinem Hofe wurde in beachtenswerter Weise ergänzt. Seine Worte finden ein weites, mächtiges Echo, werden aufmerksam und eifrig erwogen und kommentiert. Seine Friedens- und zumal seine Liebestätigkeit entwickelt eine Werbekraft, welche bereits Befürchtungen laut werden läßt[1]. Seine Lage mit all ihren Begleitumständen findet eine gerechte und vorurteilslose Würdigung. Die bei ihrer Gestaltung gemachten Mißgriffe sowie ihre gegenwärtigen Unzulänglichkeiten treten scharf

---

[1] Im Literarischen Zentralblatt für Deutschland LXVII (1916) Nr. 26, 665 bespricht W. Sange Schettlers „Die Kirche in der Schicksalstunde der Gegenwart" (Berlin 1915). Hierbei bemerkt er: „Die Hauptschuld an dem kirchlichen Elend trägt aber — und Referent hält diesen Abschnitt des vorliegenden Buches für außerordentlich beachtenswert — die bestehende Kirchenverfassung. Es fehlt dem deutschen Protestantismus eine maßgebende Spitze. Im Namen der Christenheit hat der Papst den Verwundetenaustausch herbeigeführt. Ein Haupt der deutschen Protestanten, das sich dafür hätte einsetzen können, war nicht vorhanden. Diese Machtfülle des Papstes wirkt auf die große Menge bestechend, anziehend. Wir können schon jetzt beobachten, daß die Übertritte zum Katholizismus sich mehren. Das sollte zum Nachdenken stimmen." — Wir werden jedes neue Zentrum der noch immer nicht genügenden Liebestätigkeit mit Freuden begrüßen. Im übrigen können wir aber die vom Referenten beobachteten Folgen unserseits nicht bestätigen. — In ähnlicher Richtung liegt die Anerkennung, welche der bekannte Vertreter der fortschrittlichen Volkspartei Haußmann am 16. Juni 1916 im württembergischen Abgeordnetenhaus dem Papste zollte. Er sagte: „Ich glaube auch, daß die protestantische Wahrheitsliebe es sich schuldet, anzuerkennen, daß die Haltung des päpstlichen Stuhles, den während des Krieges ein neuer Pontifex maximus bestiegen hat, von ehrlich neutralem und von wahrem Friedensgeiste getragen war, der den Schmerz über die Selbstzerfleischung der Christenvölker nicht verleugnet hat."

in die Erscheinung. Das allgemeine Verdikt lautet selbst in akatholischen Kreisen: „So darf die Sache nicht weiter gehen. Hier ist eine Korrektur geboten." Es darf also eine solche Korrektur von allen ernsten, rechtlich denkenden Kreisen aufrichtigen Beifall erwarten.

Die Gunst des Zeitpunkts wird noch um ein bedeutendes durch die Gunst erhöht, welche die Person und Stimmung des Papstes Benedikt bietet. Als Sprosse eines jener nach säkularer Überlieferung königstreuen, piemontesischen Adelsgeschlechter, voll Herz und Neigung für das wahre Wohl der so bedrängten Königsfamilie, wird er nicht mit Hochgefühl ihr zuwenden, was er den Ärmsten seiner Kirche nicht versagt? In den langen, stillen Jahren seiner freiwilligen Seelsorge in den Armenvierteln Roms und in der arbeitsreichen, oberhirtlichen Bereisung der Apenninendörfer lernte er für sich und seine Pflegebefohlenen vor allem das suchen, was für die Ewigkeit Wert hat. Dies oberhirtliche Wirken in Bologna und noch mehr die langen Jahre im Dienste der päpstlichen Diplomatie ließen ihn die Segnungen einmütiger Zusammenarbeit der beiden Gewalten mit Händen greifen. Schon zu wiederholten Malen hat Benedikt gezeigt, daß seit seiner Erhebung seine einer wahren Aussöhnung, einer endgültigen Lösung der römischen Frage so günstige Stimmung nicht gewechselt, sondern sich nur verstärkt hat. Wie oft nannte er Italien „seine geliebte Heimat" (la mia patria diletta). Wie laut bezeugte er den italienischen Staatsmännern in einer feierlichen Allokution ihren guten Willen, dem Heiligen Stuhl weitere Schwierigkeiten zu ersparen. Wie nachdrücklich erklärte er, weder weltlichen Besitz noch internationale Sicherung desselben anzustreben, falls solche Vorteile durch Gewalt zu erzwingen wären oder solche Forderungen Italien Schwierigkeiten bereiten könnten. Nein, als wahrer „Friedensfürst" will er die Besserung seiner Lage, die er als unerläßlich zur gebührenden Betätigung seines Hirtenamtes mit aller Entschiedenheit fordern könnte, nur als willige Gabe aus den Händen des italienischen Volkes entgegennehmen. Und solches Entgegenkommen, solcher Adel der Gesinnung sollte in Italiens Volk und Regierung nicht ähnliche Gefühle und Gesinnungen wecken?

Franz Ehrle S. J.

Wie Neuitalien Verträge schließt und hält.

II. Bruch der Septemberkonvention.

Zwei von den Bestimmungen der Septemberkonvention waren befristet. Die Verlegung der Hauptstadt Italiens sollte vor Ablauf von sechs Monaten, der Abzug der französischen Truppen aus Rom innerhalb zweier Jahre vollzogen sein. Ursprünglich kam man überein, diese Fristen vom Vertragsabschluß an zu berechnen (15. September 1864) oder vom Tag der Königlichen Verordnung, welche unmittelbar folgen und die Verlegung der Hauptstadt verfügen sollte. Die Entwicklung der Dinge in Turin veranlaßte indes die dortige Regierung, eine Verschiebung dieses Termins in Paris zu beantragen. Die erste Folge der Septemberkonvention sind nämlich die Turiner Krawalle gewesen (21., 22. September), welche das Ministerium Minghetti in den Orkus beförderten. La Marmora nahm den Auftrag, ein neues zu bilden, mit mäßiger Begeisterung entgegen: „So, so, hier macht man Dummheiten, und ich soll die Lage dann wieder einrenken." Hatte schon Minghetti die Notwendigkeit eingesehen, die Angelegenheit vor das Parlament zu bringen, und dessen Berufung als letzte Tat seiner Amtsführung auf den 4. Oktober anberaumt, so konnte das Ministerium La Marmora, das erst am 30. September vollzählig wurde, unmöglich schon nach vier Tagen, mit so schwieriger Erbschaft belastet, vor die Kammer treten, zumal da die Erregungen der Turiner Tumulte, das Entsetzen über die Mißgriffe, die vorgekommen waren, noch nachgezittert hätten; „die Soldaten waren so aufgestellt, daß sie sich gegenseitig totschossen", schrieb ein Augenzeuge, und kein geringerer als Massimo d'Azeglio. So verschob man die Kammereröffnung auf den 24. Oktober. Nichts war so sicher vorauszusehen, als daß in beiden Häusern die Verhandlungen sich durch einige Wochen hinziehen würden; man war klug genug, um zu wissen, daß unbegrenzter Gebrauch der Redefreiheit als Ventil wirkt; daß tagelange Redeschlachten schließlich ermüden, daher entspannen; in Worten mag wie immer gewütet werden, dabei bleibt doch niemand auf dem Platz.

Immerhin schien es unter diesen Umständen kaum durchführbar, die Frist von sechs Monaten einzuhalten. La Marmora erklärte zwar bei der Übernahme der Geschäfte, daß er für die Durchführung des Vertrags einzustehen willens sei; um so dringender mochte diese Versicherung erscheinen, als es in politischen Kreisen bekannt war, daß er vor dem Abschluß des Vertrags zu dessen Gegnern gehörte. Nun aber sagte er zum französischen Gesandten, im Vertragstext stehe nichts davon, wann das Verlegungsdekret erscheinen solle. In Paris mochte nun der Verdacht sich regen, das neue Ministerium werde sich bemühen, einen neuen Sinn in den Vertrag hineinzulegen; ein französischer Politiker und Historiker ersten Ranges hat ja gesagt, Mißtrauen gegen das Haus Savoyen sei immer das Kennzeichen aller großen französischen Staatsmänner gewesen. Der französische Außenminister Drouyn de Lhuys gab deshalb bündigen Bescheid und erinnerte dabei an den Ursprung des Vertrags: „Der Hof von Turin hat aus eigenem Antrieb uns den Entschluß mitgeteilt, die Hauptstadt des Reiches zu verlegen. Von der Turiner Regierung ist die Anregung ausgegangen, über die Räumung Roms zu verhandeln. Die Bestimmungen der Konvention bilden alle zusammen ein Ganzes. Wir können keine aufgeben und keine verändern." [1] Angesichts der unbestreitbaren Notlage des neuen Turiner Ministeriums fand sich die Regierung des Kaisers Napoleon dennoch bereit, am 3. Oktober eine Nachtragserklärung zur Septemberkonvention zu unterzeichnen, welche jenen Tag als Ausgangspunkt für die Fristberechnung bestimmte, an dem König Viktor Emmanuel den Parlamentsbeschluß zu sanktionieren in der Lage sein werde. Das Hauptstadtverlegungsgesetz wurde von der Deputiertenkammer am 19. November, vom Senat am 9. Dezember angenommen, vom König am 11. Dezember 1864 vollzogen. Bis zum 11. Juni 1865 erstreckte sich demnach die Befristung. Die ganze diplomatische Aktion erwies sich indes als überflüssig, weil die Abreise des Königs von Turin früher erfolgte, als geplant war. Schon Anfang Februar 1865 bezog Viktor Emmanuel seine neue Residenz, den Palazzo Pitti. Das kam nämlich so. Am 30. Januar 1865 gab es bei Gelegenheit eines Hofballs im Turiner Stadtschloß sehr peinliche Auftritte. Die Einzelheiten sind schwer festzustellen. Zweifellos ist, daß auf der Piazza reale bei der Auffahrt der Eingeladenen schwere Ausschreitungen

[1] Chiffriertes Telegramm vom 28. September 6^{15} abends an den französischen Gesandten in Turin, Baron Malaret. In den S. 431 dieser Zeitschrift zitierten Origines 4, 193.

geschahen, die den Gästen des Königs galten, sie veranlassen sollten, umzukehren, und das mit Erfolg betrieben; in den Sälen des Schlosses herrschte gähnende Leere. Am folgenden Tage wurden die Vorgänge durch die Presse vergrößert und vergröbert; lautes Lob fand der Bürgermeister von Turin, weil er jede Entschuldigung im Namen der Stadt unterließ. Hatte der König am Abend des Festes in seiner langobardischen Art noch weidlich darüber gelacht, daß an den für die ranghöchsten Damen vorbehaltenen Plätzen ein uraltes, kleines, dürres, nach der Mode von 1830 gekleidetes Original nahezu allein war, die Marchesa Mommina Spinola, so nahm er um so mehr übel, was nun schon am folgenden Tag an Hohn und Gehässigkeit in den Zeitungen losbrach. Plötzlich und ohne Abschiedsgruß verließ er, erzürnt, weit früher, als er es nach der Vertragspflicht mußte, die enthauptete Hauptstadt des Hauses Savoyen.

Mit äußerster Pünktlichkeit hielt Frankreich seine zweijährige Frist ein. Sie lief vom 11. Dezember 1864, und am 11. Dezember 1866 verließen die letzten französischen Soldaten das päpstliche Rom, wurde an der Engelsburg die französische Fahne eingezogen.

Neben diesen befristeten enthielt die Septemberkonvention auch zwei unbefristete Bestimmungen. Die eine davon war die italienische Zusage, daß man bereit sei, wegen Übernahme eines Teils der päpstlichen Staatsschuld in Unterhandlungen einzutreten. Man hatte vier Fünftel des Kirchenstaates dem größeren Sardinien einverleibt; die hartnäckige Weigerung, irgend einen oder einen irgendwie entsprechenden Teil der Staatsschuld zu übernehmen, hätte zu offenkundig die Absicht dargetan, den Heiligen Stuhl finanziell zu erdrosseln. Auf französischer Seite wurde man bald gewahr, wie unvorsichtig fristlose Abmachungen, zumal in Finanzsachen, mit solchem Partner sind. Man mußte ihn unter Hochdruck stellen: ohne Schuldenübernahme kein Abzug der französischen Truppen aus Rom, denn die Vertragsbestimmungen bilden ein Ganzes. Am 11. Dezember 1866 war der Truppenabzug fällig, und nur vier Tage früher, erst am 7. Dezember 1866, unterfertigte in Paris der italienische Bevollmächtigte das Abkommen, das die Schuldenübernahme zu regeln bestimmt war (Staatsarchiv Nr. 2613, 12, 206—208).

Unbefristet, ihrer Natur nach unbefristet war endlich jene Bestimmung der Septemberkonvention, durch welche Italien dem Kirchenstaatrest gegenüber die „Schutzpflicht" auf sich nahm, für welche man die Formel anwandte: es werde einen Angriff weder selbst vornehmen noch zulassen.

Wir sagen, diese Schutzpflicht war gewissermaßen ihrer Natur nach unbefristet. Es stand nicht bloß kein Wort von einer Befristung dieser Schutzpflicht im Vertragstext, es war auch ausgeschlossen und undenkbar, daß man etwa hineingeschrieben hätte, Italien verpflichte sich durch zwei Jahre hindurch, einen Angriff weder vorzunehmen noch zuzulassen; das wäre ja, wie die Dinge lagen, gleichbedeutend gewesen mit einer Terminbestimmung für die Angriffvornahme oder Angriffzulassung. Um so mehr wäre das der Fall gewesen, als diese Angriffvornahme oder Angriffzulassung oder auch beides zusammen seit dem 27. März 1861 Nationalprogramm war, das durch einen Beschluß des italienischen Volkes jeder italienischen Regierung als zwingende Obliegenheit auf den Nacken gelegt sein sollte. Der Parlamentsbeschluß jenes Tages lautete Roma capitale, forderte also die Einverleibung Roms und dessen „Erhebung" zur Hauptstadt Neuitaliens. Allzu heftig schrien nun doch widereinander diese zwei Dinge, diese zwei Programme: erstens, wir gehen nach Rom und müssen dahin; zweitens, wir gehen weder selbst nach Rom, noch lassen wir andere dahin. Das erste ist damals seit mehr als drei Jahren nicht bloß von der Presse, auch der offiziösen, ja selbst der offiziellen, nicht bloß von den Abgeordneten, man kann sagen aller namhaften Parteien, sondern auch von den aufeinanderfolgenden Regierungen, mochten sie nach Ricasoli oder Rattazzi, nach Farini oder Minghetti genannt werden, oft, ja zahllosemal in alle Welt hinausgerufen worden, auch in amtlichen Kundgebungen, und das liberale wie das radikale Europa gaben lärmenden Beifall, wenn auch in sehr verschiedener Klangfarbe. Wenn nun mit einem Male die italienische Zusage der gedachten Schutzpflichtübernahme Anspruch erheben wollte, ernst genommen zu werden, so mußte etwas geschehen, worin man eine stillschweigende Zurücknahme der nationalen Angriffspflicht wider Rom sehen konnte. Diesen Zweck hatte die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz. Italienische Aktenstücke bestätigen das in zweifelfreier Weise.

Befristet ist eine Zusage nicht bloß dadurch, daß man auf Tag und Stunde angibt, wann ihre Erfüllung fällig wird, sondern auch dadurch, daß man sie ausdrücklich als vorläufig bezeichnet und auf Widerruf gegeben. Erklärte Italien, Florenz sei provisorische Hauptstadt, dann mußte man daraus folgern, das römische Nationalprogramm sei nur zurückgestellt; man konnte daraus folgern, die Verlegung der Hauptstadt sei nicht bloß kein Verzicht auf das Nationalprogramm, sondern ein Schritt zu dessen Verwirklichung. Sah man aber in Florenz die definitive

Hauptstadt, so konnte Italien eine definitive, bleibende Schutzpflicht übernehmen; in der bescheidenen Formel, die Neuitaliens Aspirationsgeist eben noch gestattete: es wolle weder selbst angreifen, noch Angriffe anderer zulassen; derlei „Zulassungen" hatte es ja zu kunstvoller Einverleibungstechnik ausgebildet.

Hiermit bekommen wir einen Einblick in den echten Trugcharakter der Septemberkonvention. Las man sie in Paris, so stand darin: Florenz definitive Hauptstadt; las man sie in Turin, so stand darin: Florenz provisorische Hauptstadt von Neuitalien. Und beide Leser hatten recht; der Unterschied kam lediglich von verschiedener Beleuchtung. Kaum war die Tinte des Vertrags trocken, so flog wie auf Kommando durch die liberale Presse Europas und weite Kreise der politischen Welt die Parole: Florenz Haltestelle unterwegs nach Rom. Wir haben Belege dafür im vorigen Artikel beigebracht. Es entbrannte darüber aber auch ein Notenkrieg zwischen Paris und Turin, der als höchst eigenartige diplomatische Episode anzusehen ist, um so mehr als beide Parlamente, das französische wie das italienische, sich daran beteiligten. Den Verlauf darzulegen beanspruchte ein eigenes großes Kapitel; wir legen hier nur einige besonders kennzeichnende und maßgebende Äußerungen vor; gewissermaßen Höhepunkte im Kampfgetümmel um den Sinn der Septemberkonvention.

* * *

Der Notenkrieg im Oktober und bis in den November 1864 hatte eine beiderseitige Flucht in die Öffentlichkeit zur Begleiterscheinung; nie sind die Korrespondenzen der Staatskanzleien so rasch der Öffentlichkeit übergeben worden, als es da geschah. Eine Depesche La Marmoras an Nigra erschien am Tage, an dem sie von Turin abging, in der Gazzetta ufficiale, war also veröffentlicht, ehe der Empfänger sie erhielt. Dazu bemerkte die „Allgemeine Zeitung": „So prompt ist das Publikum von den Diplomaten wohl noch nie bedient worden."

Am 3. Oktober veröffentlichte der Moniteur die Depesche Drouyn de Lhuys' vom 12. September an den französischen Botschafter in Rom, am 4. Oktober die Turiner Staatszeitung den Bericht des Ministeriums Minghetti an den König über den Abschluß der Septemberkonvention; am 7. Oktober der Moniteur deren ganzen Wortlaut nebst einer Depesche Drouyn de Lhuys' an den französischen Gesandten in Turin vom 23. September; nun war die Reihe wieder an der Turiner Regierung. Sie legte dem Parlament drei diplomatische Dokumente vor, die gleichzeitig in der Staatszeitung

erschienen; zwei Depeschen Visconti Venostas an Nigra vom 9. Juli 1863 und vom 17. Juni 1864, dazu jenes Kunstwerk diplomatischer Frisierkunst, von dem im vorigen Artikel die Rede war, Nigras Depesche an Visconti Venosta vom Tag des Konventionsabschlusses. Darin wurden die Verhandlungen, die zum Abschluß führten, für das italienische Publikum dargelegt, also so, daß die Septemberkonvention durchaus nicht als Preisgabe nationaler Aspirationen erscheinen sollte. Darauf veröffentlichte nun wieder der Moniteur vom 5. November zwei Depeschen Drouyn de Lhuys' vom 30. Oktober und 2. November, die Turiner Staatszeitung vom 6. November die Mitteilungen Nigras an La Marmora vom 30. Oktober und 1. November, das nämliche offizielle Blatt endlich am 8. November La Marmoras Antwort vom gleichen Tage.

An dieser Liste veröffentlichter diplomatischer Aktenstücke kann man abnehmen, wie lebhaft es bei diesem papiernen Zweikampf zuging. Im italienischen Parlament nannte man ihn „ein Gekeife alter Klatschbasen", und diese ausreichend ruppige Kennzeichnung fand so lebhaften Beifall, daß ein folgender Redner sie mit Behagen wiederholte. Dabei blieb der Streitpunkt unverrückt auf der nämlichen Stelle. Immer las man in Paris: Verzicht auf die Einnahme Roms, Florenz bleibende Hauptstadt. Immer las man in Turin: kein Verzicht auf irgend einen Punkt des nationalen Programms, alle Aspirationen bleiben vorbehalten. In den diplomatischen Akten italienischer Herkunft wurde die Wendung „Florenz Haltestelle" vermieden; wie sehr sie aber im Nu geflügeltes Wort geworden war, ergibt sich auch daraus, daß sie in den diplomatischen Schriftstücken des Pariser Außenamtes immer wieder begegnet, um energisch bestritten zu werden. Nach sechs Wochen war man schon so weit, daß man beiderseits mit dem Bruch des Vertrages rechnete. „Wenn Italien aus seiner Auffassung des Vertrages Folgerungen zieht, so behalten wir uns Aktionsfreiheit vor", sagte man von französischer Seite, und La Marmora erwiderte das nämliche von seinem Standpunkt aus. Nun wußten es die Männer der Linken in Turin, und sie sagten es laut in der Kammer. Die Konvention enthält eine Lücke, und in die wurde nun eine aufhebende Voraussetzung eingefügt. La convenzione contiene una condizione risolutiva, meinte der Abgeordnete Mordini in der Kammersitzung vom 15. November 1864. Wenn nämlich kein Angriff von außen erfolgt, sondern in Rom eine Revolution ausbricht, so hat die italienische Regierung nach ihrer ausdrücklichen Erklärung freie Hand, auf diesen Fall erstreckt sich ihre Schutzpflicht mit nichten.

Man muß die endlos langen Redereien des italienischen Parlaments in diesen Novembertagen durchstudieren, um den neuen Typ liberaler und radikaler Staatsmänner vor sich zu sehen, der Politiker, für die nur, was sie nationale Aspirationen nennen, Existenzrecht hat; denen nichts, kein historisches und kein Vertragsrecht, heilig ist, um so heiliger jeder Rechtsbruch, jede Gewalttat im Dienste der nationalen Aspirationen; es sind die überall heraufkommenden Politiker, die den Weltlauf in den Weltkrieg trieben.

Es sind ja nicht bloß Männer der äußersten Linken gewesen, die so dachten; ein typischer Vertreter der gemäßigten, der Regierungspartei im damaligen Parlament, Carlo Bon Compagni di Mombello, redete nicht anders. Auch für ihn war jedes Vertragsrecht als nicht vorhanden anzusehen, wenn es sich um das Nationalprogramm handelte. Nichts ist dafür so kennzeichnend als die Art, wie er sich zu der Hauptfrage stellte: Soll Forenz als Haltestelle unterwegs nach Rom angesehen werden oder nicht?

Er sprach für die Regierungsvorlage, für das Hauptstadtverlegungsgesetz, und fragte: „Eignet dem Gesetz, das wir beschließen, definitiver oder provisorischer Charakter?" Er erklärte, seine Meinung offen und ehrlich heraussagen zu wollen. Seiner Meinung nach habe das Gesetz durchaus definitiven Charakter. Allein Menschensatzungen seien durch ihr Wesen veränderlich; Gott allein gebe unveränderliche Gesetze. Jedes menschliche Gesetz sei so lang und nicht länger definitiv, bis man ein anderes mache. Jedermann wußte jedoch, daß dieses Gesetz zugleich Bestandteil eines völkerrechtlichen Vertrages, dessen Bedingung war, mit welcher der Vertrag stand und fiel. Man kann nicht deutlicher sagen, daß alles Vertragsrecht Luft ist, als es hier dadurch geschah, daß man ein solches Gesetz für immer einseitig abänderbar erklärte. Die Hauptstadtverlegung war der Kaufpreis für den Abzug der Franzosen. Müssen wir ihn zahlen? Ich sage offen und ehrlich meine Meinung. Wir müssen ihn zahlen, aber es steht uns frei, ihn in falschem Geld zu bezahlen.

* * *

In feierlicher Weise, von höchster Stelle und berufenster Seite wurde drei Jahre und zwei Monate nach Abschluß der Septemberkonvention vor aller Welt festgestellt, daß Italien seine Vertragspflichten nicht erfüllt, den Vertrag somit gebrochen habe. Kaiser Napoleon erklärte das am 18. November 1867 in der Thronrede bei Eröffnung der Parlamentstagung. Italien hatte sich verpflichtet, jeden Angriff auf den Kirchenstaat abzuwehren.

Nachdem die französischen Truppen Rom verlassen hatten (Dezember 1866), verließ Garibaldi seinerseits Caprera (Ende Februar 1867) und beginnt mit lautem Gelärm umfassende Vorbereitungen zu einem Zug wider Rom (März bis Oktober 1867). Das amtliche Italien meint dabei zusehen zu dürfen. Als Frankreich dringend vorstellig wurde, möchte es einschreiten, tut einen Schritt in dieser Richtung; bereut ihn wieder, als die Revolution in ihrer Weise vorstellig wird; läßt schließlich den Ereignissen ihren Lauf, Garibaldis Angriff geschehen, und nötigt dadurch Frankreich, abermals dem Heiligen Stuhl Hilfe zu senden. Das Verhängnis Neuitaliens wirkte von neuem sich aus: die Abhängigkeit der Regierung von jener Großmacht, die sowohl eine politische Umsturzpartei war, wie die Partei tödlichen Hasses wider Papst und Kirche.

* * *

Solang die französische Garnison in Rom weilte, bis zum Dezember 1866, ist die italienische Schutzpflicht gegenstandslos gewesen. Frankreich schützte den Papst, und, solang das tatsächlich geschah, erübrigte sich jede Bemühung Italiens, keinen „Angriff zuzulassen", wie es selbst nicht daran denken konnte, einen vorzunehmen. Je näher aber der Abzugstermin kam, um so gieriger regte sich die Revolutionspartei. Eben erst hatte Viktor Emmanuel Venetien von Kaiser Napoleon zum Geschenk bekommen, und schon schien er selbst und persönlich das Porzellan der Septemberkonvention zertrümmern zu wollen: L'Italia è fatta, ma non è compiuta, sagte er zu den Venetianern. Mit stolzen Worten indes läßt ein beschädigter Nimbus sich nicht neu vergolden. Der Siegeszug mit den „Haltestellen" Custozza und Lissa war peinlich, peinlich die „Eroberung", die als Patengeschenk des großen Gönners erfolgte. Durch das Bündnis mit Preußen, mochte es auch erst auf den Rat Napoleons geschlossen worden sein, schien Italien sich aus der französischen Vormundschaft zu lösen und die Allianzfreiheit zu erlangen, die es als Großmacht sich nun zulegen mußte. Der leidige Vorgang, daß Venetien von Kaiser Napoleon geschenkt worden war, drückte wie eine Erneuerung der Vormundschaft. Die Last der politischen Dankbarkeitspflicht löste gesteigerte politische Abneigung aus. Nach zweijähriger Pause stand mit dem Abzugstermin der Franzosen aus Rom die römische Frage wieder vor der Tür. Langwierige Verhandlungen waren im Anzug, und die Stimmung ließ zu wünschen übrig. Dem Partner, den führenden Männern der französischen Außenpolitik, ging es nicht besser. Auch ihnen war nicht rosig zumute. Eine

höchst merkwürdige Urkunde gibt das durchsichtig genug zu erkennen. Es ist das Rundschreiben an die französischen Vertretungen im Ausland, das Mitte September 1866 ausging, vom Marquis de Lavalette als zwischenzeitlichem Leiter des Außenamtes unterfertigt. Nach den Enttäuschungen, Entgleisungen und Mißerfolgen der kaiserlichen Politik in der polnischen, dänischen und mexikanischen Frage wollte man amtlicherseits den Anschein erwecken, als verliefe der Weltlauf dennoch nach den Urplänen der idées napoléoniennes. Eigentümlicherweise klingt in diesem kaiserlichen Manifest, so möchte man es nennen, für den Kenner unüberhörbar, ein Unterton von Polemik gegen die Staatsreden Thiers' aus den Jahren 1863 1865 1866, in denen die alten Leitlinien französischer Europapolitik den neuen, napoleonischen entgegengestellt wurden. Ein immer wiederkehrender Grundgedanke Thiers' war dieser: die kaiserliche Politik hat die Einheit Italiens herbeigeführt; der Einheit Italiens wird die Einigung Deutschlands folgen; diese zwei neuen Großmächte werden einander über die Alpen die Hand reichen. Nie wird man eine Politik weise nennen, die an ihren eigenen Grenzen anstelle ungefährlicher Nachbarn zwei wuchtige Großmächte eigenhändig aufrichten hilft. Es ist heute sehr anregend, an die Rechnung zu erinnern, die Kaiser Napoleon aufstellt, um den Einwand zu entkräften. Frankreich hat mit Algier bald 40 Millionen Einwohner, Deutschland, der Norddeutsche und der „Süddeutsche Bund" zusammen 37 Millionen, Österreich 35, Italien 26, Spanien 18. „Ist in diesem Kräfteverhältnis irgend etwas, was Frankreichs Besorgnisse erregen könnte?" Im übrigen müsse sich die Politik über die engherzigen und kleinlichen Vorurteile vergangener Zeiten erheben. Der Kaiser sei nicht der Meinung, daß die Machtstellung eines Landes durch die Schwächezustände der Nachbarn bedingt sei; er sehe das wahre Gleichgewicht Europas vielmehr darin, daß die Wünsche aller Nationen ihre Erfüllung fänden. Auch das war gegen Thiers gerichtet, der immer von neuem darauf bestand, das Nationalitätenprinzip als Richtschnur der Außenpolitik aller europäischen Staaten treibe Europa einem vollkommenen Umsturz zu, werde es in einen Abgrund stürzen. Darauf beziehen sich im Manifest des Kaisers Äußerungen wie diese: ein unwiderstehlicher Trieb scheine die Völker dahin zu drängen, daß sie sich zu großräumigen Verbänden vereinen (à se réunir en grandes agglomérations), in denen die Mittelstaaten verschwänden. Vielleicht walte darin eine der Vorsehung vergleichbare Vorausficht des Weltfatums (des destinées du monde). Ehe ein Jahrhundert vergehe, werde die Union,

werde Rußland je 100 Millionen Einwohner haben. Frankreich beunruhige das nicht; freudigen Beifall spende es den großmütigen Bemühungen dieser Reiche um das Wohl unterdrückter Völker. Liege es aber nicht im vorschauenden Interesse der Zentralmächte, daß Mitteleuropa nicht so viele, verschiedene Staaten umfasse, die aller Macht entbehren und jedes Gemeingeistes?

Über die Stellung Italiens zum Heiligen Stuhl heißt es in dieser Urkunde: „Die Interessen des päpstlichen Thrones sind durch die Septemberkonvention gewährleistet. Sie wird eine loyale Durchführung finden. Allein wenn der Kaiser seine Truppen aus Rom zurückzieht, so läßt er daselbst, als Bürgschaft für die Sicherheit des Heiligen Vaters, den Schutz Frankreichs zurück."

In dieser Anspielung wurde in Erinnerung gebracht, daß Frankreich sich freie Hand für den Fall vorbehielt, daß Italien die Konvention in seinem Sinn und nicht nach der Auffassung Frankreichs durchzuführen versuche. Da ferner der Truppenabzug als die Erfüllung des Nichtinterventionsprinzips dargestellt wurde, lag in dem dann noch weiter verbleibenden „Schutz Frankreichs" die Anerkennung des internationalen Wesens und Wertes der Sicherheit des Papstes.

Bald darauf übernahm Marquis de Moustier die auswärtigen Angelegenheiten. Seine Politik war durch das kaiserliche Manifest zum voraus festgelegt. Mit emsiger Geschäftigkeit wandte er sich gleich der römischen Frage zu, wohl ohne zu ahnen, in welchem Grade sie ihn im ersten Jahr seiner Amtsführung Tag und Nacht in Anspruch nehmen werde.

Es ist ein gewaltiges, geschichtliches Drama, das bald nach dem Abzug der Franzosen einsetzt. Nach seinem Abschluß am 3. November 1867 wäre es Mentana zu nennen; so heißt bekanntlich der Ort, an dem die revolutionäre Armee Garibaldis von den Päpstlichen und den Franzosen besiegt worden ist. Durch acht Monate (März—Oktober 1867) zog es sich hin, ob Italien den Angriff abwehren wird oder nicht, die Konvention halten oder brechen. Immer gewalttätiger wurde die Hetze wider Rom, immer kühner die öffentlich verhandelten Angriffsabsichten, die öffentlich betriebenen Werbungen; die Besorgnisse Frankreichs wuchsen im Frühling und Sommer 1867 von Monat zu Monat, im September von Woche zu Woche, im Oktober von Tag zu Tag. Dringender und immer dringender erinnerte es an die übernommenen Verpflichtungen, die so gut wie „eidlich verbürgten", hatte eben noch Ricasoli beteuert. Als die See sich eben erst zu kräuseln

begann, trat Ricasoli ab, und wiederum, wie 1862, folgte ihm Rattazzi. Zuerst meinte er nichts von vorbereiteten Anschlägen zu sehen; und als er sie sehen und hören mußte, bestritt er, daß sie irgendwie ernst zu nehmen seien. Als es loszugehen schien, verhaftete er Garibaldi, um ihn gleich wieder freizugeben. Von sieben Kriegsschiffen ließ er dann Garibaldi auf Caprera bewachen, der dennoch wieder auskam, bei außerordentlich dichtem Nebel, erzählte König Viktor Emmanuel dem französischen Kaiser. Nun wurde die Sache mit der Septemberkonvention hochakut. Jede Stunde erwartete man den Angriff Garibaldis auf den Kirchenstaat. Rattazzi zog vor, abzutreten. Tagelang währten die vergeblichen Versuche Cialdinis, ein neues Ministerium zu bilden. In diesen äußerst kritischen Tagen liefen die französischen Mahnungen Sturm gegen eine Regierung, die nicht mehr, und eine Regierung, die noch nicht da war. Endlich entschloß sich Kaiser Napoleon zur „zweiten römischen Expedition". Er gab den Befehl zur Abfahrt, widerrief ihn, erneuerte ihn, hieß die Flotte neuen Widerrufs gewärtig sein . . .; am 30. Oktober landeten die französischen Truppen in Civitavecchia. Vier Tage später fiel bei Mentana die Entscheidung.

Zwei mächtige Farbbücher enthalten den Fortgang dieser monatelangen Verhandlungen zwischen Paris und Florenz: das französische Gelbbuch, das noch im November 1867 den Kammern vorgelegt wurde, und das italienische Grünbuch, das im Dezember herauskam. Sie ergänzen einander nicht bloß, sie gewähren auch die Möglichkeit vergleichender Kontrolle. So anregend es ist, zu beobachten, wie die Ereignisse in immer schnellerem Lauf dahineilen, um sich schließlich zu überstürzen, und wie die Verhandlungen kaum imstande sind, mit Hilfe des Telegraphen gleichen Schritt zu halten, in all dem Noten- und Depeschengetümmel überwiegt ein anderer, ein tragischer Eindruck. An der Wende von 1866 zu 1867, näherhin vom November 1866 bis zum Februar 1867, schien es, als begänne sich etwas zu regen, wie die Möglichkeit eines Zuganges zu einem möglichen Verhältnis zwischen Italien und dem päpstlichen Rom. Und gerade da, ausgerechnet im Augenblick, wo erste Spuren davon wahrnehmbar wurden, mußte Garibaldi losbrechen, jene wilde Agitation beginnen, die den Acheron des Pfaffenhasses in Bewegung setzen sollte. Das Bündnis des neuitalischen Königtums auch mit dieser Sorte Revolutionspartei erwies sich als unauflösliche Ehe. Die Furie der Revolution zerriß den Septembervertrag. Ihr Gatte stand verlegen daneben und ließ alles geschehen.

* * *

Einige dieser Anzeichen für die Möglichkeit eines Zuganges zu einem möglichen Verhältnis zwischen Italien und dem Papst sollen in Erinnerung gebracht werden, zumal sie bisher nicht alle und in ihrem Zusammenhang Beachtung fanden. Es war ein amtliches Schriftstück, ein Rundschreiben an die Präfekten, in dem der Ministerpräsident Ricasoli schrieb (1866, 15. November): „Jede Treiberei, welche die römische Frage zum Vorwand nimmt, muß gegenwärtig verhindert oder unterdrückt werden, welche Aufmachung immer sie sich gebe." Als Grund wird hinzugefügt, es müsse aller Verdacht ferngehalten werden, als könne Italien „eidlich beschworenen Pflichten" untreu werden. Es sind nur Privatbriefe Ricasolis, aber solche, deren Inhalt zur Kenntnis der Kurie gebracht werden sollte, in denen erstaunliche Sätze und Vorschläge standen, wie die folgenden. Der Parlamentsbeschluß Roma capitale bedeute nicht notwendig, daß Rom die politische Hauptstadt Italiens werden müsse, es genüge auch, wenn Rom als Krönungsstadt des italischen Königs gewissermaßen die Ehrenhauptstadt des Reiches sei. Noch merkwürdiger ist die Erklärung des Ministerpräsidenten: „Schließlich und letztlich ist Rom keine Notwendigkeit für Italien. Italien kann sich innerlich verfestigen und zu Blüte gedeihen, auch wenn der Sitz der Regierung anderwärts wäre." Vielerlei Pläne legt Ricasoli vor. Unter andern auch den, wie er sagt, allgemein bekannten, daß dem Papst die Leoninische Stadt überlassen bleibe und ein Landstreifen bis zum Meer, damit ihm „freier Verkehr mit der ganzen Welt gesichert sei". Als ein „unwiderlegliches Recht" des Papstes bezeichnet Ricasoli, daß er kein Untertan irgendeines weltlichen Herrschers sein dürfe. Wenn diese Mitteilungen in Kurialkreisen Würdigung fanden, so mußte die belangreiche Tatsache um so mehr ins Gewicht fallen, daß König Viktor Emmanuel in seiner Thronrede vom 15. Dezember 1866 sich eine ganz unerwartete Zurückhaltung auflegte. Zwar hub er wie folgt an: „Frei von jeder Fremdherrschaft ist fürder das Vaterland! Mit tiefempfundener Freude erkläre ich das den Abgeordneten von 25 Millionen Italienern." Die Beziehung dieser Worte auch auf den Abzug der Franzosen, der vier Tage früher stattgefunden hatte, lag am Tage. Mit keinem Wort und keiner Andeutung jedoch wurde das verhängnisvolle Roma capitale in dem Sinne erwähnt, in dem es bisher immer vorgebracht worden war. Dazu kamen direkte Verhandlungen zwischen der italienischen Regierung und der Kurie, überdies eine Entscheidung der Pönitenziarie, die entgegenkommend war. Diese päpstliche Behörde beantwortete die Frage, ob ein

Katholik ein Abgeordnetenmandat übernehmen könne, damals bejahend, mit einem Vorbehalt betreffs des Eides. Damit mag im Zusammenhang stehen, daß Ricasoli auf dem Weg über Paris Unterstützung vonseite des Klerus für die Wahlen erbitten zu dürfen meinte. Der Advokat Tonello weilte als italienischer Unterhändler im Winter zu Rom; sein Auftrag bezog sich allerdings lediglich auf kirchliche Angelegenheiten Italiens. Die Kirchennot, die sich daraus ergab, daß sehr viele Bischofssitze Italiens unbesetzt waren, verlangte gebieterisch Abhilfe. Mühsam und nicht ohne Rückschläge schritten die Verhandlungen fort; aber es wurde doch verhandelt, nicht ohne Erfolg verhandelt. Zu überschwenglichen Hoffnungen Neigende mochten bereits heraufkommen sehen, was Kaiser Napoleon bei einem schiedlich friedlichen Austrag der römischen Frage zwischen Italien und dem Papst befürchtete, eine großartige und unerhörte Machtsteigerung, die dem Königreich Italien zuteil werden könnte, wenn es in Ehrlichkeit und Hingabe die Schutzpflicht auf sich nähme, die für das Königreich so nahe liegt. Es kam aber ganz anders. Wir sprachen von Erfolgen der Mission Tonello. Am 22. Februar 1867 hielt Pius IX. ein Konsistorium, in dem er 14 erledigte Erzbistümer und Bistümer Italiens wieder besetzte. An eben dem Tag verließ Garibaldi Caprera und trat auf den Plan. Am 23. schrieb Ricasoli an Pasolini: Il Garibaldi è sbucato dal suo nido.

* * *

Nun begann jenes Getriebe und Getreibe widerlichster Art; hinterlistig und heuchlerisch in seinen Mitteln, gehässig und todfeindlich in seinen Zielen, wild und maßlos in seinen Ausbrüchen, dessen Kern und Stern nicht mehr bloß das „blöde" Roma o morte war — Massimo d'Azeglio pflegte es so zu nennen —, sondern geradezu, Tod dem Papsttum. Wir haben dafür einen Kronzeugen, hierin durchaus einwandfrei, König Viktor Emmanuel. In seiner Proklamation vom 27. Oktober 1867 sagte er ausdrücklich, auf dem Banner der Revolutionspartei, das sein Banner nicht sei, stehe „Vernichtung der geistlichen Autorität des Hauptes der katholischen Kirche". Schon unmittelbar nach seiner Landung rief Garibaldi es hinaus, nun werde Ernst gemacht, „Tod den Pfaffen". Ricasoli bezeichnete Garibaldis Ruf als „barbarischen", „blutrünstigen" Ruf, den „Ruf eines Schwachkopfs" und „Narren". Garibaldi fuhr fort. In Venedig hieß es in öffentlicher Rede, diese „Herren Priester, die seit Jahrhunderten das italienische Volk besudeln und durch den Kot schleifen, eine

Kloake machten aus dem ersten Volk der Welt, sie sollen aufhören, uns zu besudeln, und uns unsere Hauptstadt lassen". Im April sagte er in Cremona, das Papsttum sei „ein Haufe von Unrat und Blut"; in diesem „Katechismus" sollen „alle die Jugend unterrichten". Im Mai schrieb er nach England, nun werde man dem Beispiel Englands folgen, das schon vor Jahrhunderten den Altar des Götzendienstes und der Lüge umwarf. Es mag sein, daß im Hochsommer die Bewegung etwas abflaute, und Garibaldi der Atem etwas ausging. Der „Friedenskongreß" von Genf ließ aber die Flammen wieder lohen. Dieser Friedenskongreß, auf dem Kriegserklärungen, eine um die andere, gesprochen wurden, und der in eine wahrhaftige, stockbewehrte Keilerei auslief, ist eine Sache für sich. Hier soll nur hervorgehoben werden, wie er Garibaldi und die um ihn von neuem befeuerte. Ein neapolitanischer Delegierter führte aus, die Hauptgefahr für den Frieden sei das Papsttum. Nieder mit dem Papsttum deshalb der Ruf der Revolution. Ein Delegierter aus Bologna erklärte, das Papsttum müsse fallen; das italienische Volk habe das Recht, alle verfügbaren Mittel anzuwenden, es zu beseitigen. Von einem Deutschen wurde Garibaldi als der „zweite Christus" gepriesen, der „die Priesterherrschaft zerstören werde". Wir erwähnten bereits, daß Garibaldi den Antrag stellte und durchsetzte, „das Papsttum hat für abgetan zu gelten". Bald werden wir „dem Ungeheuer" die letzten Schläge versetzen, verkündete er vom Balkon seiner Wohnung. Seine Lebensaufgabe sei, diese „verpestende Einrichtung" zu stürzen. Bei den „Enkeln Rousseaus, den Söhnen Tells" rechnet er auf Verständnis dafür. Eine eigentümliche Episode wird von einem anwesenden Berichterstatter wie folgt geschildert: „Den Antrag Garibaldis, ‚die Religion Gottes wird vom Kongreß angenommen, und alle Mitglieder des Kongresses verpflichten sich, dieselbe auf dem Umkreis der Erde zu verbreiten', nahm ein Teil der Arbeiter mit Murren und heftigem Widerspruch entgegen, weil sie den Grundsätzen der materialistischen Schule huldigen, welche in Genf an Karl Vogt einen so hervorragenden Vertreter hat." Nach Italien zurückgekehrt, den Kirchenstaat umschleichend, hielt Garibaldi Ansprache um Ansprache, in Foligno, in Voguera, dann wieder einmal in Florenz. „Die schwarze Sippe ist verhängnisvoller als der Choleramorbus." „Jetzt geht es wider Rom. Das Vipernnest soll ausgehoben, soll gereinigt, soll ausgelaugt, der schwarze Fleck getilgt werden." „Nun wollen wir uns heilen vom vomito negro." Mit dem so beliebten Roma o morte brach man los, und es ward eine

Niederlage. Der französische Staatsminister Rouher erklärte vor der Kammer und vor Europa, die vervollkommneten Schußwaffen der Franzosen hätten schwere Verheerungen unter diesen unglücklichen Freiwilligen angerichtet. Die Führer aber, niedere und höhere Offiziere, kamen alle heil davon: Tous . . . ont pu fuir, sans qu'un seul, un seul! ait été atteint. Roma o morte? Man müsse ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, festzustellen, daß nicht einer der Führer auch nur eine Ritzwunde davontrug.

* * *

Am 11. Dezember 1867 wurde im hohen Dom zu Regensburg ein Pontifikalgottesdienst „für die Seelenruhe der Soldaten" abgehalten, „die jüngst bei der Verteidigung des Kirchenstaates gefallen sind". Ein ehemaliger Mitarbeiter dieser Zeitschrift, P. Philipp Löffler, verehrungswürdigen Andenkens, hielt die Trauerrede. Wir bitten, einige Sätze daraus anführen zu dürfen. Derlei Äußerungen bieten, was andere geschichtliche Quellen selten gewähren, sie malen Stimmungen der Zeit.

Von den tapferen Streitern, deren Gedächtnis der Gottesdienst galt, sagte der Redner: Die die Sache Pius' IX. verfechten wollten, mußten bereit sein, eine verratene, eine verhöhnte, eine verlorene Sache zu verfechten. Preisgegeben war die Sache „von ihren natürlichen Verteidigern". „Die katholischen Großmächte, was haben sie getan? Ich weiß nicht, ob sie nichts tun konnten; aber ich weiß, daß sie nichts getan haben. Frankreich kam; aber es kam in letzter Stunde, nachdem schon viel Heldenblut geflossen; kam, um schweres Unrecht stückweise wieder gutzumachen." Eine verhöhnte Sache, denn „mit wem hat man denn bübischeren Hohn und Spott getrieben, als mit den heiligen Rechten, mit der himmlischen Sanftmut, mit dem edlen Herzen, mit den weißen Haaren des Stellvertreters Christi?" Eine verlorene Sache: „Wußten sie denn nicht, daß sie, die paar Freiwilligen, den Wogengang einer Weltverschwörung nicht dämmen würden? Wußten sie nicht, daß die Revolution hinwegschreiten würde über ihre Leichen, anrennen würde zu neuen Stürmen?" Und doch drängten sie sich zu den Thermopylen; denn hinter ihnen „stand die Kirche in Todesangst, forderte Helden und war der Helden wert".

Über die Lage des Papsttums nach Mentana sagte der nämliche Redner unter anderem: „Der Papst ist schwach, er kann noch schwächer werden, aber er ist immer noch stärker als die Welt, die er schon 18 Jahrhunderte lang im Kampf bestanden." „Sagt, diese Souveränität, die seit fast

20 Jahren durch Beraubung, durch Empörung, durch die Verleumdungen aller Revolutionäre Europas, durch die Intriguen der Diplomaten erschüttert wurde und doch noch steht, während Neapel sank, während die Krone der Lombarden sank, während Venetien sank; noch steht in einer Umzingelung, in der jede Dynastie verschwinden müßte, wenn sie nicht 800 000 Mann in Waffen hätte, wer hält sie, diese Souveränität über des Greisen Haupt? Angelus eius est." Der Engel des Petrus, von dem die Apostelgeschichte berichtet. „Meile um Meile hat man abgerissen von seinem Lande, hat ihm den Boden unter den Füßen unterminiert, hat das Beil gewetzt für sein Haupt. Das Opfer liegt gebunden da. Und doch, wo ist die Hand, die den letzten Streich wagt? Wer steht denn vor den Toren Roms und hält ihn auf, den Umsturz, der schäumt und stampft vor Ungeduld? Wer schleudert ihn immer wieder zurück in die Wüste seiner Insel — den Dämon? Angelus eius, der Engel des Petrus."

Und doch hat die Vorsehung zugelassen, daß Neuitalien in Rom einzog. Ihre Wege sind eben andere als die Pläne der Menschen, andere auch als die, welche Glaube, Hoffnung und Liebe entwerfen. Und doch sind Glaube, Hoffnung und Liebe der katholischen Welt dem Papsttum treu geblieben, geleiteten und geleiten Pius IX. wie Leo XIII., Pius X. wie Benedikt XV. Auch sie sind eine Schutzmacht des Papsttums, und eine große, ein Engel des Petrus.

Robert von Nostitz-Rieneck S. J.

Der Bonifatius-Verein, der Helfer in der Diasporanot.

Im Jahrgang 1913/1914 dieser Zeitschrift (Bd. 87, S. 397 ff.) haben wir die Diasporanot im Lichte der Statistik darzustellen versucht. Wir haben gesehen, welch gewaltige Ausdehnung das katholische Diasporagebiet in Deutschland hat und wieviel die katholische Kirche durch gemischte Ehen und Austritte unausgesetzt in diesem Gebiete verliert. Die Ursache der Verluste, das zeigt ein Vergleich mit den vorwiegend katholischen Landesteilen ganz deutlich, liegt in erster Linie in dem Mangel an Seelsorgern, an katholischen Kirchen, katholischen Unterrichts- und Erziehungsanstalten. Auch auf sittlichem Gebiete würden die Zustände in der Diaspora nicht so traurig sein, wenn Seelsorge und Fürsorgetätigkeit dort in gleichem Umfang wie in katholischen Gegenden ausgeübt werden könnten.

Zur Linderung der Diasporanot wurde auf der dritten Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu Regensburg am 4. Oktober 1849 der Bonifatius-Verein gegründet. Dieser Verein hat auch unermeßlich viel geleistet für die Bewahrung der Glaubensbrüder in der Diaspora vor Unglaube und Sittenlosigkeit. In den ersten fünfzig Jahren wurden, wie die aus Anlaß der goldenen Jubelfeier im Jahre 1899 erschienene Festschrift[1] berichtet, durch den Verein insgesamt nahezu 36 Millionen Mark zusammengebracht, wodurch es ermöglicht wurde, an mehr als zweitausend verschiedenen Orten Kirchen, Kapellen, Pfarr-, Schul- und Waisenhäuser zu bauen oder bauen zu helfen und den Gemeinden Priester und Lehrer zu senden. Im Jubeljahre waren mehr als tausend verschiedene Missionsstellen, darunter ungefähr 50 Kommunikantenanstalten, für ihren Fortbestand hauptsächlich auf die Hilfe des Bonifatius-Vereins angewiesen.

Seit dem Jubiläum im Jahre 1899 bis zum Jahre 1914, dem letzten, über das ein Jahresbericht vorliegt, sind 16 Jahre verflossen. Das ist ein Zeitraum, der groß genug ist, um zu beurteilen, ob der Aufschwung, den der Verein im fünften Jahrzehnt seines Bestehens genommen hatte, an-

[1] A. J. Kleffner und Fr. W. Woker, Der Bonifatius-Verein, seine Geschichte, seine Arbeit und sein Arbeitsfeld (Paderborn 1899, Bonifatius-Druckerei) 123.

gehalten hat, ob die hochgespannten Erwartungen sich erfüllt haben, die man im Jubeljahre 1899 hegte. Das Jahr 1916 war zudem ursprünglich ausersehen, um die 1200jährige Wiederkehr des denkwürdigen Tages zu feiern, an dem der hl. Bonifatius seine apostolische Tätigkeit auf deutschem Boden begann[1]. Aber der gegenwärtige Zeitpunkt schien nicht dazu geeignet, große Feste zu feiern. Das Jubiläum wurde daher bis zum Jahre 1919 verschoben, das uns an die im Jahre 719 erfolgte Sendung des hl. Bonifatius als päpstlichen Legaten nach Deutschland erinnert. Dagegen entspricht es durchaus dem ernsten Charakter der Zeit, daß wir uns schon jetzt Rechenschaft darüber geben, ob auch das katholische Deutschland der Ehrenschuld, die es gegenüber seinem großen Apostel hat, eingedenk ist und jenen Verein ausreichend unterstützt, der seinen Namen trägt und vor allem berufen ist, sein Erbe für die zukünftigen Geschlechter zu wahren.

Wir wollen daher an der Hand der Jahresberichte des Bonifatius-Vereins zunächst einen kurzen Überblick geben über die Einnahmen des Vereins und deren Verwendung seit dem Jahre 1899. Die Gesamteinnahmen des Bonifatius-Vereins betrugen in den einzelnen Jahren des Zeitraums von 1899 bis 1914:

1899:	2 169 619,60 *M*	1907:	2 406 791,31 *M*
1900:	2 648 509,36 „	1908:	2 430 251,75 „
1901:	2 595 990,92 „	1909:	2 243 134,05 „
1902:	3 008 880,78 „	1910:	2 691 370,31 „
1903:	3 202 310,33 „	1911:	2 808 933,17 „
1904:	3 212 126,49 „	1912:	2 458 793,59 „
1905:	3 346 103,27 „	1913:	2 601 562,95 „
1906:	3 908 116,62 „	1914:	2 703 064,95 „
		Zusammen	44 435 499,45 *M*.

Die Zusammenstellungen der Einnahmen in den Jahresberichten des Bonifatius-Vereins, denen die obigen Zahlen entnommen sind, gehen nicht immer so ins einzelne, daß sich daraus klar erkennen ließe, aus welchen verschiedenen Kategorien von Einnahmen sich die Gesamtsummen zusammensetzen. Wir können daher auch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob nicht die großen Unterschiede in der Höhe der Einnahmen während des von uns betrachteten 16jährigen Zeitraums zum Teil daher rühren, daß durchlaufende Posten oder Einnahmen von Sonderorganisationen in dem einen Jahr mit-

[1] Vgl. den Aufsatz: „An der Schwelle von Bonifatius' deutschem Apostolat: 716", von R. v. Nostitz-Rieneck S. J. in dieser Zeitschrift Bd. 91, S. 220 ff.

gerechnet sind, in dem andern nicht. Außergewöhnlich hohe Einnahmen in einem Jahre können natürlich auch von größeren Vermächtnissen herrühren. Aber es ist doch auffallend, daß fünf Jahre hintereinander, von 1902 bis 1906, die Gesamtsumme so stark über die vorausgehenden und nachfolgenden Jahre hinausgeht. Wir selbst haben bei unserer Zusammenstellung grundsätzlich durchlaufende Posten nicht mitgerechnet, wohl aber sämtliche reichsdeutsche Sonderorganisationen, die dem Bonifatius-Verein angeschlossen sind (Bonifatius-Sammelverein, Akademischer Bonifatius-Verein, Bayerischer Priesterverein für die Diaspora, verschiedene Bonifatius-Einigungen). Dagegen empfiehlt sich für den Bonifatius-Verein in Österreich, obwohl auch er dem Gesamtverein angeschlossen ist, eine besondere Betrachtung. Die Einnahmen dieser Zweigorganisation sind daher in den obigen Zahlen nicht inbegriffen.

Die Gleichmäßigkeit der Zusammensetzung der Gesamtsummen vorausgesetzt, muß man sagen, daß der so erfreuliche Aufstieg in der ersten Hälfte des beobachteten Zeitraumes in der zweiten Hälfte leider nicht angehalten hat. Auf die ersten acht Jahre kommen nämlich 24 091 657,37 *M*, auf die folgenden dagegen nur 20 343 842,08 *M*. Besonders die Jahre 1907 bis 1909 stellen einen bedauerlichen Rückgang dar, und auch in den Jahren 1910—1914 wurden die hohen Einnahmen der Jahre 1902—1906 bei weitem nicht erreicht. Die Gesamtsumme der Jahre 1899—1914 (44 435 499,45 *M*) ist allerdings sehr hoch. Sie übertrifft die gesamten Einnahmen der vorausgegangenen fünfzig Jahre (33 983 866 *M*) um ein bedeutendes. Während der Jahresdurchschnitt in den Jahren 1849—1898 nur 679 677,32 *M* beträgt, beläuft er sich in den Jahren 1899—1914 auf 2 777 218,72 *M*. Und doch hätten die dem Jubiläum von 1899 unmittelbar vorausgehenden fünf Jahre mit ihrer Durchschnittseinnahme von 2 032 897,40 *M* eigentlich eine stärkere Steigerung erwarten lassen. In den sechzehn Jahren von 1882 bis 1897 waren die Einnahmen des Bonifatius-Vereins von 638 993 auf 2 293 780 *M* gestiegen, hatten sich also mehr als verdreifacht. In den Jahren 1899—1914 dagegen stiegen die Einnahmen von 2 169 619,60 *M* auf 2 703 064,95 *M*, also nicht einmal um ein Drittel. Jedenfalls bedeutet das Herabsinken der Einnahmen von der früheren Höhe in den letzten Jahren einen Rückschritt, der um so mehr zu bedauern ist, als ja die Aufgaben des Vereins und die an ihn gestellten Anforderungen unablässig wachsen.

Die Gesamtsumme der Einnahmen des Bonifatius-Vereins setzt sich zusammen aus den Einnahmen des Generalvorstandes in Paderborn, den

Einnahmen der 27 Diözesankomitees (einschließlich Luxemburg und Dänemark)[1] und den Einnahmen der erwähnten Sonderorganisationen. Bei denjenigen, die den Bonifatius-Verein nicht näher kennen, besteht vielfach die irrige Vorstellung, als ob die Beiträge ganz oder zum größten Teil vom Generalvorstand vereinnahmt und ihrer Bestimmung zugeführt würden. Das ist durchaus nicht der Fall. Der weitaus größte Teil der Beiträge geht an die Diözesankomitees, die auch über die Verwendung bestimmen. So gingen z. B. im Jahre 1914 beim Generalvorstand 473 118,30 *M*, bei den Diözesankomitees 2 029 724,74 *M* und bei den Sonderorganisationen 200 221,91 *M* ein.

Wenn man sich also Rechenschaft darüber geben will, wieviel von den einzelnen Diözesen für die Zwecke des Bonifatius-Vereins beigesteuert wird, so muß man die beim Generalvorstand aus diesen Diözesen eingelaufenen Beiträge mit den von dem betreffenden Diözesankomitee vereinnahmten zusammenrechnen. Ordnet man die Diözesen nach der Höhe der Beiträge, so ergibt sich für 1913[2] folgende Reihenfolge:

		Katholikenzahl			Katholikenzahl
Köln	398 908,44 *M*	(3 222 751)	Bamberg	35 593,48 *M*	(464 103)
Freiburg	327 642,12 „	(1 337 967)	Würzburg	32 553,73 „	(574 074)
Breslau	318 130,13 „	(3 271 404)	Kulm	32 271,19 „	(842 979)
Münster	275 017,64 „	(1 569 333)	Speier	8 941,00 „	(428 144)
Paderborn[3]	264 871,19 „	(1 551 256)	Sachsen[5]	8 413,58 „	(220 245)
Trier	198 477,11 „	(1 304 231)	Dänemark	4 741,44 „	(11 000)
Limburg	83 320,26 „	(455 526)	Luxemburg	4 070,49 „	(250 543)
Rottenburg	63 530,80 „	(739 995)	Regensburg	3 920,53 „	(883 954)
Osnabrück[4]	60 585,68 „	(377 806)	Bautzen	3 618,42 „	(45 739)
Ermland	49 307,26 „	(336 073)	Eichstätt	3 485,90 „	(187 970)
Fulda	47 873,01 „	(208 734)	Metz	703,35 „	(561 149)
Hildesheim	44 911,70 „	(216 693)	Gnesen-Posen	650,97 „	(1 436 844)
Mainz	44 083,98 „	(397 046)	Straßburg	308,24 „	(867 194)
Augsburg	39 573,95 „	(876 996)	Passau	140,00 „	(357 713)
München	35 933,28 „	(1 150 000)			

Die Reihenfolge ist natürlich nicht in allen Jahren die gleiche. So stand z. B. 1914 Paderborn an der Spitze. Es folgten zunächst Köln, Münster, Breslau, und Freiburg stand erst an fünfter Stelle. Aber im

[1] Von den reichsdeutschen Diözesen hatte 1913 nur Straßburg noch kein Diözesankomitee.

[2] Der Jahresbericht von 1914 ist nicht vollständig.

[3] Mit Anhalt. [4] Mit Nord. Missionen und Schleswig-Holstein.

[5] Ohne Lausitz.

großen und ganzen dürfte die obige Übersicht die Beteiligung der Diözesen an der Beisteuer für den Bonifatius-Verein richtig veranschaulichen. Die Unterschiede in der Höhe der Beiträge sind, wie aus der Übersicht hervorgeht, ganz außerordentlich groß. Von 140 *M* bis ungefähr 400 000 *M*, das ist gewiß ein weiter Spannrahmen. Selbstverständlich muß man aber bei der Würdigung der Ergebnisse die Seelenzahl der Diözesen mit in Rechnung ziehen, die wir aus diesem Grunde bei jeder Diözese in Klammern beigefügt haben. Man sieht daraus, daß neben Freiburg die kleinen Diözesen Fulda und Hildesheim und das Apost. Vikariat Dänemark verhältnismäßig am meisten aufbringen. Auch Münster, Paderborn, Limburg und Osnabrück leisten verhältnismäßig mehr als Köln und Breslau.

Von der Gesamtsumme der Einnahmen des Generalvorstandes und der Diözesankomitees im Jahre 1913 (2 415 849,98 *M*) kam beinahe die Hälfte (1 137 274,38 *M*) auf die Kölner Kirchenprovinz. Rechnet man dann noch die oberrheinische Kirchenprovinz hinzu (566 450,17 *M*), so bleiben für das ganze übrige Deutschland nur 712 125,53 *M*. Der Osten Deutschlands und der größte Teil von Süddeutschland (mit Ausnahme von Baden) steht also in den Leistungen für den Bonifatius-Verein noch sehr zurück. Namentlich gilt das von Bayern und Elsaß-Lothringen. Dabei muß man allerdings berücksichtigen, daß der in Bayern bestehende Ludwigs-Missionsverein seit 1877 statutenmäßig ein Drittel seiner Einnahmen für die Diaspora verwendet. So wendete derselbe z. B. im Jahre 1899 für die bayerische Diaspora 67 500, für die übrige Diaspora 53 210 *M* auf. Im ganzen hat er in den letzten fünfzig Jahren rund $4^1/_2$ Millionen Mark für die Diaspora zur Verfügung gestellt. Auch die Leistungen des bayerischen Priestervereins für die Diaspora, über die wir weiter unten noch genauer berichten werden, verdienen hohe Anerkennung. Aber wenn wir auch zu den in der obigen Übersicht angeführten Beträgen aus Bayern noch 120 000—150 000 *M* an sonstigen Leistungen für die Diaspora hinzurechnen, so bleibt das Mißverhältnis gegenüber Rheinland und Westfalen und gegenüber dem benachbarten Baden doch ein großes. Das hat man in den treu katholisch gesinnten Kreisen Bayerns auch allgemein empfunden, und der bayerische Episkopat hat dieser Stimmung dadurch Rechnung getragen, daß er die Bildung von Diözesankomitees des Bonifatius-Vereins in sämtlichen bayerischen Diözesen anordnete und die Unterstützung des Vereins in eigenen Hirtenschreiben auf das wärmste empfahl. Das Jahr 1914 zeigt daher un-

geachtet der ungünstigen Zeitverhältnisse schon einen sehr erfreulichen Aufschwung der Bonifatiustätigkeit in Bayern. Trotz der noch unvollständigen Angaben ergibt sich bereits eine Gesamtsumme von 178 266,56 *M* für die Zwecke des Bonifatius-Vereins in den acht bayerischen Diözesen.

Im Osten sind Anzeichen für eine Besserung immer noch nicht vorhanden. Es ist aber auch nicht zu verkennen, daß dort die Verhältnisse für eine Ausbreitung des Bonifatius-Vereins außerordentlich ungünstig liegen. Namentlich gilt das für die vorwiegend polnischen Landesteile. Auch für die Diözese Breslau bietet die Zugehörigkeit eines großen Teiles der Diözesanbevölkerung zum polnischen Sprachstamm ein großes Hindernis. Nimmt man noch hinzu, daß der deutschsprachige Teil der Diözese größtenteils Diasporagebiet ist, so müssen die Leistungen der Diözese Breslau für den Bonifatius-Verein als sehr achtungswert bezeichnet werden. Denn die rein deutsche Diözese Köln, die zum weitaus größten Teil aus überwiegend katholischen Gebietsteilen besteht und im Gegensatz zu Breslau eine sehr wohlhabende Bevölkerung besitzt, bringt bei ungefähr gleicher Seelenzahl nicht erheblich mehr auf als die Diözese Breslau.

Bei Elsaß-Lothringen weist man zur Erklärung der geringen Beteiligung an den Spenden für den Bonifatius-Verein auf die hohen Leistungen für die auswärtigen Missionen hin. In der Tat gibt es wenige Diözesen innerhalb und außerhalb Deutschlands, die soviel für die auswärtigen Missionen aufbringen wie die Diözesen Metz und Straßburg. Metz soll in dieser Beziehung überhaupt die erste Stelle unter allen Diözesen der Welt einnehmen. Als eine Entschuldigung für die Nichtbeteiligung an den Beiträgen für den Bonifatius-Verein kann das aber nicht gelten. Die Mithilfe zur Erhaltung des Glaubens in der Diaspora durch Unterstützung des Bonifatius-Vereins ist ebensosehr eine Pflicht der deutschen Katholiken wie die Unterstützung der auswärtigen Missionen. Man darf sich nicht mit Berufung auf die eine Verpflichtung der andern entziehen. Wir sind aber auch überzeugt, daß die so opferfreudigen Katholiken in den Diözesen Straßburg und Metz erhebliche Beträge für den Bonifatius-Verein beisteuern werden, wenn nur der Verein in allen Pfarreien ordnungsmäßig eingeführt und durch die Pfarrgeistlichkeit eindringlich empfohlen wird.

Die Entwicklung des Bonifatius-Vereins zeigt ja überhaupt, daß es nur der planmäßigen Organisation und eifrigen Förderung von seiten des Klerus bedarf, um den Verein bei den Katholiken einzubürgern und große Erfolge zu erzielen. Das glänzendste Beispiel ist wohl die Entwicklung

der Freiburger Diözesangruppe unter der Leitung des Weihbischofs Dr. Knecht (seit 1887). Wir geben daher die Übersicht wieder, die der Rechenschaftsbericht des Generalvorstandes für die Jahre 1911, 1912 und 1913 über die Einnahmen des Bonifatius-Vereins in der Erzdiözese Freiburg bietet. Die Einnahmen betrugen daselbst:

1886:	16 991 *M*	1900:	308 356 *M*
1887:	27 121 „	1901:	330 840 „
1888:	60 372 „	1902:	376 569 „
1889:	68 474 „	1903:	276 554 „
1890:	113 304 „	1904:	327 221 „
1891:	148 977 „	1905:	362 909 „
1892:	172 544 „	1906:	473 876 „
1893:	202 166 „	1907:	315 469 „
1894:	212 574 „	1908:	436 811 „
1895:	227 613 „	1909:	389 366 „
1896:	235 762 „	1910:	404 546 „
1897:	258 311 „	1911:	400 837 „
1898:	290 451 „	1912:	318 220 „
1899:	305 475 „	1913:	448 545[1] „
		Zusammen	7 509 866 *M*

$7\frac{1}{2}$ Millionen in 28 Jahren, das ist in der Tat eine gewaltige Leistung für eine Diözese von mittlerer Größe. Von 16 991 *M* im Jahre 1886 vermehrten sich die Einnahmen des Freiburger Bonifatius-Vereins unter der umsichtigen Leitung des Weihbischofs Dr. Knecht in ununterbrochener Steigerung bis auf 376 569 im Jahre 1902, also auf das 22fache des ursprünglichen Standes. Von 1903 bis 1913 ist das Ergebnis ein schwankendes. Aber die Summe geht, mit Ausnahme des Jahres 1903, nie mehr unter 300 000 herab und erreicht im Jahre 1906 die Rekordziffer von 473 876, also fast $\frac{1}{2}$ Million bei einer Diözesanbevölkerung von 1 198 511 (am 1. Dezember 1905). Wie ganz anders würde der Bonifatius-Verein dastehen, wenn in der reichen Riesendiözese Köln ein entsprechendes Ergebnis erzielt würde! Ein Ansatz dazu ist auch in Köln bereits gemacht. Die dringende Empfehlung des Bonifatius-Vereins durch den Erzbischof, Kardinal v. Hartmann, und die von ihm erlassene Verordnung über die Organisation und Förderung des Vereins in sämtlichen Pfarreien der Erzdiözese hatten gleich im ersten Jahre (1913) eine Vermehrung der Ein-

[1] Diese Zahl weicht von der oben in der Gesamtübersicht der Einnahmen von 1913 für Freiburg angegebenen Summe bedeutend ab. Die Veröffentlichungen des Vereins geben dafür keine Erklärung. Wahrscheinlich sind bei der Diözesanzusammenstellung für Freiburg durchlaufende Posten oder Einnahmen von Sonderorganisationen mitgerechnet.

nahmen um 72954,28 *M* zur Folge. Wenn das Jahr 1914 dort wieder einen Rückschlag gebracht hat, so ist das wohl auf den Kriegsausbruch zurückzuführen, und man darf hoffen, daß nach Wiederkehr normaler Verhältnisse die Erzdiözese Köln einen ihrer Größe und ihren Mitteln entsprechenden Platz in der Gabenliste des Bonifatius-Vereins einnehmen wird.

Von den Sonderorganisationen, die dem Bonifatius-Verein angegliedert sind und ihn in der Erreichung seines Zieles unterstützen, ist der Bonifatius-Sammelverein der wichtigste. Dieser im Jahre 1885 gegründete Zweigverein hat sich die besondere Aufgabe gesetzt, die religiöse Erziehung der Kinder in der Diaspora sicherzustellen. Das sucht er zu erreichen: 1. durch Unterstützung katholischer Waisenhäuser und Kommunikantenanstalten in der Diaspora, 2. durch Beihilfen zur Unterbringung der Kinder für längere Zeit bei guten katholischen Familien in katholischer Umgebung, 3. durch Bewilligung von Fahrgeld für Kinder, die im Elternhaus bleiben, zum Besuch der nächstgelegenen katholischen Schule. Über die Art und Weise, wie die Mittel für den Sammelverein zusammengebracht werden, berichtet die Jubiläumsschrift wie folgt[1]: „Seine Einnahmen erzielt der Sammelverein durch Sammeln solcher Gegenstände, die im einzelnen keinen oder doch keinen besondern Wert haben, die aber in größeren Mengen einen lohnenden Ertrag liefern. Dahin gehören Zigarrenabschnitte, Zigarrenbänder, inländische und ausländische Briefmarken, Metallabfälle und verbrauchte Gegenstände von Metall, als Kupfer, Messing, Zinn, Zink, Blei und sog. Stanniol; ferner beschädigte und veraltete Schmucksachen, alte Münzen und Denkmünzen, Faßkorke, Reste und Abfälle von Wachs- und Stearinkerzen, Papier und Papierabfälle, insbesondere alte Zeitungen, Bücher und Zeitschriften, zumal ganze Jahrgänge; ferner Bindfaden und Stricke, Kleidungsstücke und Reste von Zeugstoffen, endlich und vor allen Dingen auch Bargeld, das durch Aufstellung von Sammelkasten in Wirtschafts- und Vergnügungslokalen oder Kaufläden, durch Mitglieds- und Ehrenmitglieds- sowie durch sog. Abreißkarten, durch Verlosungen u. dgl. erzielt wird."

Es sind also kleine und kleinste Beiträge, an denen sich jeder, auch der Arme, beteiligen kann, wenn er nur Herz und Sinn für das große Bonifatiuswerk hat. Und es ist wahrlich nichts Geringes, was durch den Bonifatius-Sammelverein zustande gebracht ist. Bis zum Jubiläumsjahre, von 1885 bis 1898 einschließlich, wurden durch den Sammelverein insgesamt 1239375,55 Mark zusammengebracht. Seitdem wurden in den einzelnen Jahren folgende Beiträge erzielt:

1899:	127941,45 *M*	1907:	153912,64 *M*
1900:	148834,45 „	1908:	158925,67 „
1901:	138460,25 „	1909:	133360,91 „
1902:	128817,65 „	1910:	143933,46 „
1903:	140585,10 „	1911:	162967,46 „
1904:	148138,12 „	1912:	149666,00 „
1905:	144472,34 „	1913:	138958,39 „
1906:	135942,29 „	1914:	146098,47 „
		1899—1914:	2301014,65 *M*

[1] A. a. O. I 120.

Insgesamt wurden durch den Bonifatius-Sammelverein seit seiner Begründung mehr als 3½ Millionen (3 540 390,20) Mark gesammelt und mehr als 3 Millionen Mark für Waisenhäuser, Kommunikantenanstalten und Ermöglichung katholischen Unterrichts verausgabt. Unter den Diözesan-Hauptstellen des Sammelvereins erzielt diejenige von Münster regelmäßig die höchsten Beträge; auf sie allein entfällt ungefähr ¼ der Gesamtsumme. Nächst Münster haben die Diözesan-Hauptstellen von Paderborn und Köln die größten Beträge zu verzeichnen.

Die akademischen Bonifatius-Vereine wurden bereits 1867 begründet, aber nach kurzer Blüte in der Kulturkampfzeit fast vollständig wieder vernichtet. Nach der Reorganisation in den Jahren 1884—1886 zählte man im Jahre 1888 wieder 27 Vereine mit ca. 3000 Mitgliedern und einer Gesamteinnahme von 9300 *M*. Die Mitgliederzahl erhöhte sich bis zum Jubeljahre 1899 auf ungefähr 5000 (3200 ordentliche, die übrigen außerordentliche und Ehrenmitglieder). Die Einnahmen steigerten sich allmählich bis auf 20 000 *M* im Jahre 1898. Eine Gesamtsumme der durch die akademischen Bonifatius-Vereine gesammelten Beiträge läßt sich wegen dieser Störungen in der Entwicklung und wegen des Mangels regelmäßiger Rechenschaftsberichte an den Generalvorstand nicht geben.

Die materielle Unterstützung des Hauptvereins wurde aber auch bei dieser Zweigorganisation von Anfang an nicht als die Hauptsache angesehen. Wichtiger ist, daß so viele gebildete junge Männer, die später zu einflußreichen Stellungen gelangen, für die Bonifatiussache gewonnen werden, der sie in ihrem zukünftigen Wirkungskreise die größten Dienste leisten können. Für die Belebung dieser Gesinnung und ihre Aufrechterhaltung auch nach dem Abgang von der Hochschule wurde ein eigenes Organ, die „Akademische Bonifatius-Korrespondenz", gegründet.

Leider hat der Aufschwung, den die akademischen Bonifatius-Vereine in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts genommen hatten, im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts nicht angehalten. Deshalb wurde eine abermalige Reorganisation für nötig erachtet, die in der am 1. Mai 1912 erfolgten Ernennung eines eigenen Generalsekretärs für die Akademische Bonifatius-Einigung gipfelte, der dann auch die Redaktion der „Akademischen Bonifatius-Korrespondenz" übernahm. Seitdem erhöhte sich die Mitgliederzahl von 6445 auf 8961, die Abonnentenzahl der „Korrespondenz" von 7500 auf 13 000. Die Einnahmen stiegen von 15 255,81 *M* im Jahre 1911/12 auf 29 091,44 *M* im Jahre 1913/14, so daß man auch für diese Zweigorganisation eine günstige Weiterentwicklung erwarten darf. In den einzelnen Jahren seit dem Jubiläum von 1899 erzielten die Akademischen Bonifatius-Vereine folgende Beträge:

1898/1899:	9 294,10 *M*	1906/1907:	10 269,85 *M*
1899/1900:	11 665,60 „	1907/1908:	8 842,30 „
1900/1901:	11 195,50 „	1908/1909:	9 366,06 „
1901/1902:	12 021,95 „	1909/1910:	9 527,21 „
1902/1903:	9 931,80 „	1910/1911:	10 728,21 „
1903/1904:	10 508,00 „	1911/1912:	15 255,81 „
1904/1905:	11 404,65 „	1912/1913:	21 266,20 „
1905/1906:	10 952,60 „	1913/1914:	29 091,44 „

Große Verdienste um das Bonifatiuswerk hat sich auch der Bayerische Priesterverein für die Diaspora erworben. Seit 1898 hat er folgende Summen für die Diaspora verausgabt:

1898:	5 363,45 *M*	1907:	15 500,00 *M*
1899:	8 566,45 „	1908:	21 000,00 „
1900:	13 354,60 „	1909:	19 000,00 „
1901:	11 000,00 „	1910:	26 000,00 „
1902:	14 500,00 „	1911:	36 000,00 „
1903:	25 300,00 „	1912:	18 000,00 „
1904:	20 000,00 „	1913:	24 454,85 „
1905:	20 000,00 „	1914:	21 400,00 „
1906:	20 700,00 „	1898—1914:	320 139,35 *M*

Also beinahe $^1/_3$ Million haben die seeleneifrigen Priester, die sich unter der Leitung des Stadtpfarrers Alberstötter von Schrobenhausen im Bayerischen Priesterverein zusammengeschlossen haben, seit 1898 für die Glaubensbrüder in der Diaspora aufgewendet. Man wird aber auch wohl nicht fehlgehen, wenn man den Umschwung in der öffentlichen Meinung in Bayern gegenüber dem Bonifatius-Verein zum großen Teil ihrem Wirken zuschreibt.

Auf andere reichsdeutsche Sonderorganisationen, wie die Bonifatius-Paramentenvereine, den Aachener Leseverein für gebildete Stände, die Bonifatius-Einigungen der katholischen Edelleute Schlesiens, des Klerus von M.-Gladbach u. a., können wir im einzelnen hier nicht eingehen. Hervorheben möchten wir aber noch, daß eine Reihe von katholischen Vereinen die Förderung des Bonifatius-Vereins statutenmäßig als Nebenzweck betreibt, so der Kindheit-Jesu-Verein durch den ihm angegliederten Schutzengelverein, der Katholische Kaufmännische Verein, der Missionsverein katholischer Lehrer und namentlich die Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen, die $^1/_3$ ihrer Einnahmen der Diaspora zukommen läßt und von 1902 bis 1913 264 047,60 *M* (in bar und in Kultusgegenständen) für diesen Zweck verwendet hat.

In Österreich, das an der Begründung des Bonifatius-Vereins einen hervorragenden Anteil genommen und die erste Generalversammlung des Vereins (in Wien 1853) beherbergt hatte, war seit der politischen Trennung vom übrigen deutschen Sprachgebiete die Beteiligung am Verein und die Sammeltätigkeit immer mehr zurückgegangen. Die Seelsorgsnot in Böhmen und die der Kirche durch die Los-von-Rom-Bewegung zugefügten Verluste brachten die böhmischen Bischöfe auf den Gedanken, durch eine Reorganisation des Bonifatius-Vereins diesen Übeln abzuhelfen. Die Ausführung übertrugen sie am ersten Adventssonntag 1903 den Benediktinern von St. Emaus in Prag, die ein eigenes Aktionskomitee gründeten und sich des Vereins mit dem größten Eifer annahmen. Der Erfolg war ein geradezu wunderbarer. Denn während im Jahre 1903 nur etwa 4000 *Kr* für den Bonifatius-Verein vereinnahmt wurden, betrugen die Einnahmen der neuen Zentralstelle in Prag:

1904:	125 178,81 *Kr*	1910:	292 519,12 *Kr*
1905:	194 534,96 „	1911:	361 954,32 „
1906:	233 835,43 „	1912:	445 622,55 „
1907:	215 757,12 „	1913:	492 408,09 „
1908:	241 701,13 „	1914:	451 269,65 „
1909:	275 324,55 „	1904—1914:	3 330 105,73 *Kr*

Von andern Diözesankomitees in Österreich wurden über 600 000 *Kr* gesammelt, so daß sich eine Gesamtsumme von rund 4 Millionen Kronen für die letzten elf Jahre ergibt. Von dieser Summe wurden bis zum Jahre 1913 1 029 330 *Kr* zur Unterstützung von 482 Gemeinden bei Kirchenbauten oder zur Abhilfe von Seelsorgsnot verwendet. Die Haupttätigkeit des österreichischen Bonifatius-Vereins liegt aber auf literarischem Gebiete. Er hat die Massenverbreitung gediegener Religionskenntnisse als eines seiner Hauptziele in sein Programm aufgenommen und sucht dies Ziel durch Verbreitung des von ihm herausgegebenen Österreichischen Bonifatius-Blattes und anderer Druckschriften zu erreichen. Das Österreichische Bonifatius-Blatt hatte es bis zum Jahre 1913 zu einer monatlichen Auflage von 1 164 000 Exemplaren gebracht, während das inhaltlich und formell gegenwärtig sehr gediegene Deutsche Bonifatius-Blatt nur in 160 000 Exemplaren erscheint. Die Gesamtzahl der bis zum Jahre 1913 vom österreichischen Bonifatius-Verein verbreiteten Druckschriften belief sich auf 75 Millionen.

Zur Orientierung über die Verwendung der in Deutschland für den Bonifatius-Verein gesammelten Gelder geben wir zunächst eine Übersichtstabelle, die für jedes einzelne Jahr die Gesamtsumme der Ausgaben und den auf die Unterstützung von Diasporagemeinden entfallenden Teil angibt:

	Gesamtausgaben *M*	Unterstützungen *M*		Gesamtausgaben *M*	Unterstützungen *M*
1899:	2 201 282,05	1 282 303,55	1908:	2 478 915,49	2 093 406,79
1900:	2 621 449,93	1 465 191,49	1909:	2 293 192,29	1 871 136,45
1901:	2 638 718,99	1 491 699,23	1910:	2 622 158,77	2 204 737,91
1902:	3 102 668,76	1 744 833,12	1911:	2 697 221,78	2 201 636,41
1903:	3 717 245,28	1 758 788,27	1912:	2 256 262,25	1 916 294,08
1904:	3 522 526,30	1 821 832,82	1913:	2 952 493,19	2 473 466,55
1905:	3 655 970,42	2 015 132,65	1914:	2 293 000,40	2 139 364,41
1906:	4 281 752,26	1 942 890,70	1899—1914:	45 578 810,10	30 231 653,22
1907:	2 304 951,94	1 808 938,79			

Zum Verständnis dieser Zusammenstellung sei darauf hingewiesen, daß bei einer Vergleichung mit den oben angegebenen Gesamteinnahmen die Summen der Ausgaben in einigen Jahren die Summe der Einnahmen zu überschreiten scheint. Das hat seinen Grund darin, daß Kassenbestände aus früheren Jahren in einem der nachfolgenden zur Verwendung ge-

kommen sind. Vielfach werden Schenkungen an den Bonifatius-Verein mit Vorbehalt der Zinsen auf Lebenszeit der Geschenkgeber gemacht. Dann muß ein entsprechendes Kapital zinstragend angelegt werden, das erst nach Ableben der Geschenkgeber zu Unterstützungen verwendet werden darf. Aus ähnlichen Gründen ist die hohe Differenz zu erklären, die in manchen Jahren zwischen der Gesamtsumme der Ausgaben und dem auf die Unterstützungen fallenden Anteil besteht.

Abgesehen von solchen nur rechnungsmäßigen Ausgaben, die mit der Anlegung von Kapitalien zusammenhängen, muß man bei den Ausgaben des Bonifatius-Vereins unterscheiden zwischen den durch Unkosten und durch Unterstützung der Diaspora verursachten. Die Unkosten nehmen immer nur einen verhältnismäßig geringen Teil der Gesamtsumme in Anspruch. So beliefen sich z. B. die gesamten Unkosten des Generalvorstandes, der Diözesankomitees und der Sonderorganisationen im Jahre 1914 auf 153 635,99 *M*, wovon auf den Generalvorstand 124 899,36 *M*, die Diözesankomitees 20 746,94 *M*, den Bonifatius-Sammelverein 4429,59 *M* und den Akademischen Bonifatius-Verein 3560,10 *M* kamen. Höher sind verhältnismäßig die Verwaltungskosten in Österreich. Sie betrugen daselbst im Jahre 1914 176 402,12 *Kr.* Es ist das sehr begreiflich, da ja die Haupttätigkeit des österreichischen Bonifatius-Vereins auf literarischem Gebiete liegt. Die Druckkosten allein beliefen sich in Österreich auf 108 329,46 *Kr.* Die Unkosten des Generalvorstandes setzen sich zusammen aus 21 036,65 *M* für Gehälter, Reisekosten und Bürobedarf — bei einer so umfangreichen Organisation gewiß eine bescheidene Summe —; 88 097,20 *M* für Druckkosten des Bonifatius-Blattes, der Vereins- und Propagandaschriften; 9132,65 *M* für Portokosten für das Büro und die Versendung der Druckschriften; 1348 *M* für Steuern und Gebühren; 4281,66 *M* für Beiträge zu verschiedenen sog. kirchlichen Zwecken; 1003,20 *M* für Rückzahlungen und gelegentliche Beihilfen zum Besten der Diaspora.

Die Hauptmasse kommt auf die Unterstützungen. Im ganzen wurden in den Jahren 1899—1914 30 231 653,22 *M* für diesen Zweck aufgewendet, was einem Durchschnitt von 1 889 478,33 *M* entspricht. Einschließlich der schon vor 1899 an Diasporagemeinden verteilten Gelder hat der Bonifatius-Verein bis Ende 1914 55 326 797,67 *M* zur Errichtung und Erhaltung von katholischen Kirchen und Schulen in der Diaspora ausgegeben.

Für das Jahrzehnt 1905—1914 haben wir die den einzelnen Diözesen vom Bonifatius-Verein gewährten Unterstützungen in der folgenden Über-

sicht zusammengestellt. Die Zahlen geben nicht den Durchschnitt des Jahrzehntes an, sondern die Gesamtsumme der für Unterstützungen verausgabten Beträge. Die deutschen Diözesen sind nach der Höhe der Unterstützungssumme geordnet, bei den außerdeutschen Diözesen ist nur die Gesamtsumme für das ganze Land angegeben.

Die Summe der vom Bonifatius-Verein in den Jahren 1905—1914 ausgezahlten Unterstützungen belief sich

für die Diözesen:

Paderborn	auf	3 974 094,46 *M*	Osnabrück	auf	91 952,81 *M*
Breslau	„	2 845 400,30 „	Eichstätt	„	69 847,63 „
Freiburg	„	2 212 887,05 „	Augsburg	„	41 288,70 „
Hildesheim	„	1 321 105,05 „	Regensburg	„	19 420,00 „
Fulda	„	985 669,70 „	München	„	8 000,00 „
Sachsen[1]	„	974 935,43 „	Straßburg	„	4 800,00 „
Nordische Missionen	„	941 270,34 „	Passau	„	3 454,85 „
Limburg	„	823 846,87 „	für Österreich	„	1 584 271,84 „[2]
Köln	„	582 422,88 „	„ Dänemark	„	265 094,97 „
Mainz	„	552 376,47 „	„ Bosnien u. Herzegowina	„	97 151,03 „
Bamberg	„	480 572,45 „	„ Schweiz	„	42 579,00 „
Münster	„	418 237,69 „	„ Ungarn u. Siebenbürgen	„	7 268,83 „
Rottenburg	„	413 530,40 „	„ Luxemburg	„	5 808,83 „
Speier	„	323 396,82 „			
Ermland	„	317 978,84 „			
Kulm	„	310 315,95 „			
Würzburg	„	288 952,07 „	„ verschiedene besondere Gaben[3]	„	106 811,22 „
Trier	„	271 710,35 „			

Da die Unterstützungen zum größeren Teil von den Diözesankomitees selbst gewährt werden, ist es begreiflich, daß dabei in erster Linie die Diaspora der eigenen Diözese bedacht wird. Auf diese Weise werden naturgemäß Diözesen, die hohe Beträge für den Bonifatius-Verein aufbringen, auch in der Liste der Unterstützungen mit hohen Beträgen vertreten sein. Man sieht aber doch, daß die Diözesankomitees die Verteilung der Gaben in echt katholischer Weitherzigkeit in erster Linie nach dem Gesichtspunkt der Notwendigkeit vorgenommen und darum aus den ihnen zur Verfügung stehenden Summen einen sehr beträchtlichen Teil für die Diaspora anderer Diözesen verwendet haben, wenn die eigene Diözese der Unterstützung nicht

---

[1] Einschließlich Oberlausitz.

[2] Einschließlich der vom österreichischen Bonifatius-Verein gewährten Unterstützungen.

[3] Darunter Beiträge für die Seelsorge der Deutschen in Italien und der italienischen Arbeiter in Deutschland, für die norwegische Mission u. a.

so dringend bedurfte. So haben Köln und Münster, die in der Reihenfolge der Jahresbeiträge gewöhnlich einen der ersten Plätze einnehmen, nur einen verhältnismäßig kleinen Teil ihrer Einnahmen für ihre eigene Diaspora verwendet. Anderseits sind kirchliche Sprengel, die aus eigenen Mitteln nur geringe Summen aufzubringen vermögen, wie die Apostol. Vikariate Sachsen, Nordische Missionen, die Diözesen Hildesheim und Fulda u. a., vom Generalvorstand und von andern Diözesankomitees reichlich bedacht worden.

Wie unendlich viel Gutes mit diesen Summen gestiftet worden ist, das läßt sich im Rahmen eines Artikels nicht schildern und mit Worten überhaupt nicht ausdrücken. Schon bis zum Jahre 1899 wurden im ganzen 2187 Diasporagemeinden vom Bonifatius-Verein durch Beihilfen zur Errichtung neuer Missionsstellen, zu Kirchen- und Schulbauten oder zum Unterhalt ihrer Geistlichen und Lehrer unterstützt. Bis zum Jahre 1914 wird sich die Zahl der unterstützten Gemeinden sicherlich noch um Hunderte vermehrt haben, wenn auch ein großer Teil der im Jubeljahre in der Pflege des Vereins stehenden Gemeinden (über 1000) immer noch der Unterstützung bedarf. Ohne die vom Bonifatius-Verein für die Diaspora gespendeten 55 Millionen wären viele, viele Tausende, man kann wohl sagen Hunderttausende von Katholiken ohne Gottesdienst, Seelsorger und katholische Erziehung geblieben und zum größten Teil der Kirche verloren gegangen.

Die deutschen Katholiken können mit gerechter Befriedigung auf das bisher Geleistete zurückblicken. Aber das Erreichte muß erhalten bleiben, und es treten immer neue, weitergehende Anforderungen hinzu. Nach dem letzten Rechenschaftsbericht des Generalvorstandes für die Jahre 1911 bis 1913 müssen in den nächsten Jahren ungefähr 260 Kirchen und Kapellen, 30 Schulen, 20 Kommunikantenanstalten und 100 neue Missionsstellen errichtet werden. Der in den letzten acht Jahren beobachtete Rückgang in den Einnahmen des Bonifatius-Vereins darf daher nicht andauern. Es gibt leider immer noch viele Pfarreien in Deutschland, in denen der Bonifatius-Verein kaum bekannt ist. Wenn aber der Verein in allen Pfarreien eingeführt und gut organisiert wird, kann der Erfolg gar nicht ausbleiben. Wie diese Organisation durchzuführen ist, darüber gibt das von dem gegenwärtigen Fürstbischof von Breslau, Dr. Bertram, verfaßte „Handbuch des Bonifatius-Vereins" (Paderborn 1914), das, ebenso wie andere Propagandaschriften des Vereins, allen Seelsorgsgeistlichen auf Wunsch vom General-

vorstand gern zur Verfügung gestellt wird, den besten Aufschluß. Wenn jeder deutsche Katholik auch nur eine halbe Mark jährlich für den Bonifatius-Verein beisteuern würde, so würde sich die Einnahme des Vereins auf mehr als zwölf Millionen erhöhen. Aber wenn es auch nur 1/4 Mark auf den Kopf der Gemeindeangehörigen wäre — und das sollte sich bei guter Organisation und eifriger Arbeit als Durchschnitt doch erreichen lassen —, so ergäbe auch das schon eine Verdoppelung der Einnahmen des Vereins.

Kein geringerer als Pius X. hat kurz vor seinem Hinscheiden, am 6. Dezember 1913, in dem an den derzeitigen Präsidenten des Vereins, Grafen Hermann zu Stolberg-Stolberg, gerichteten Breve gesagt: „Die Hauptpflicht des katholischen Deutschland ist die Unterstützung des Bonifatius-Vereins." Und der Erzbischof von Köln, Kardinal v. Hartmann, sagte auf der zweiten außerordentlichen Generalversammlung des Vereins zu Köln am 8. Juni 1913: „Ich stehe nicht an, mit voller Überlegung zu sagen: der Bonifatius-Verein ist der wichtigste aller Vereine, die wir deutsche Katholiken zu unterstützen haben." Diese Zeugnisse der Oberhirten der Kirche für die Notwendigkeit der Unterstützung des Bonifatius-Vereins ließen sich leicht vervielfältigen. Wir wollen sie abschließen mit den schönen Worten, die der Bischof von Fulda, Dr. Damian Schmidt, im Anschluß an seinen Bonifatius-Hirtenbrief am 19. März 1912 in einem eigenen Schreiben an die Seelsorgsgeistlichkeit richtete:

„Insbesondere wenden wir uns an Euch, Ihr Seelsorger und Priester des Herrn! Widmet dem Bonifatius-Verein Eure Liebe und Sorge, damit derselbe durch Euren meist entscheidenden Einfluß da, wo er bisher blühte, weiterblühe, und dort, wo er noch gar nicht oder nur wenig bekannt ist, endlich Eingang finde. Noch sind leider viele Gegenden und Orte, wo der Verein fast unbekannt ist. Helfet uns neue Freunde, helfet uns alle Katholiken für den Bonifatius-Verein gewinnen!"

Hermann A. Krose S. J.

Zeitgeschichtliche Urkunden.

Die römische Frage[1].

1. I. Titel. Vorrechte des Papstes und des Heiligen Stuhles. Das italienische sog. Garantiegesetz vom 13. Mai 1871.

Art. 1. Die Person des Papstes ist heilig und unverletzlich.

Art. 2. Der Angriff auf die Person des Papstes und die Aufreizung dazu werden mit den gleichen Strafen belegt wie der Angriff und die Aufreizung zu einem Angriffe gegen die Person des Königs.

Beleidigungen und öffentliche Schmähungen, die unmittelbar gegen die Person des Papstes durch Wort, Tat oder durch die im Artikel 1 des Preßgesetzes bezeichneten Mittel[2] verübt sind, werden nach Artikel 19 des Preßgesetzes[3] bestraft.

Diese Straftaten werden von Amts wegen verfolgt und gehören zur Zuständigkeit der Schwurgerichte.

Die Erörterung religiöser Fragen ist vollkommen frei.

Art. 3. Die italienische Regierung erweist dem Papste in dem Gebiete des Königreichs die einem Souverän zukommenden Ehren und hält ihm den Ehrenvorrang aufrecht, den ihm die katholischen Souveräne zugestehen.

„Legge 13 maggio 1871, numero 214 (Serie 2ª), per le guarentigie delle prerogative del Sommo Pontefice e della Santa Sede, e per relazioni dello Stato colla Chiesa[4]. Il Senato e la Camera dei Deputati hanno approvato: Noi abbiamo sanzionato e promulghiamo quanto segue: Titolo I Prerogative del Sommo Pontefice e della Santa Sede.

Art. 1. La persona del Sommo Pontefice è sacra ed inviolabile.

Art. 2. L'attentato contro la persona del Sommo Pontefice e la provocazione a commetterlo sono puniti colle stesse pene stabilite per l'attentato e per la provocazione a commetterlo contro la persona del Re.

Le offese e le ingiurie pubbliche commesse direttamente contro la persona del Pontefice con discorsi, con fatti, o coi mezzi indicati nell' art. 1 della Legge sulla stampa, sono punite colle pene stabilite all' art. 19 della Legge stessa.

I detti reati sono d'azione pubblica e di competenza della Corte d'Assisie.

La discussione sulle materie religiose è pienamente libera.

Art. 3. Il Governo italiano rende al Sommo Pontefice, nel territorio del Regno, gli onori sovrani; e gli mantiene le preminenze d'onore riconosciutegl dai Sovrani cattolici.

---

[1] Zusammengestellt von Franz Ehrle S. J.

[2] Durch die Presse oder andere mechanische Vervielfältigung.

[3] Dieses setzt auf solche Beleidigungen des Königs bis zwei Jahre Gefängnis und 1000 bis 2000 Lire Geldstrafe.

[4] F. Scaduto, Guarentigie Pontificie (Torino 1884), 472—477.

Der Papst hat das Recht, die hergebrachte Zahl von Wachen für seine Person und für die Bewachung der Paläste zu halten, unbeschadet der Verpflichtungen, die für solche Wachen aus den jeweiligen Gesetzen des Staates erwachsen.

Art. 4. Zugunsten des Heiligen Stuhles bleibt die Dotation mit einer jährlichen Rente von 3 225 000 Lire aufrecht erhalten.

Mit dieser Summe, die dem in das römische Budget[1] unter dem Titel „Heilige apostolische Paläste, d. (Kardinal-)Kollegium, kirchliche Kongregationen, Staatssekretariat und diplomatischer Dienst im Auslande" eingestellten Betrage gleichkommt, soll für den Unterhalt des Papstes und für die verschiedenen kirchlichen Bedürfnisse des Heilgen Stuhles, für die gewöhnliche Unterhaltung und die außerordentliche Instandsetzung sowie für die Bewachung der apostolischen Paläste und ihres Zubehörs gesorgt sein; ferner für die Besoldungen, den Ruhesold und die Pensionen der im vorigen Artikel bezeichneten Wachen und derer, die zum päpstlichen Hofe gehören, nebst den etwaigen anderen Ausgaben, ebenso aber auch für die gewöhnliche Unterhaltung und Beaufsichtigung der zu den Palästen gehörigen Museen und der Bibliothek sowie für die Gehälter, Löhnungen und Pensionen der hier angestellten Beamten.

Die erwähnte Dotation wird in das große Staatsschuldbuch in der Form einer dauernden und unveräußerlichen Rente auf den Namen des Heiligen Stuhles eingetragen und wird auch während der Erledigung des päpstlichen Stuhles zur Bestreitung aller Bedürfnisse der römischen Kirche in dieser Zwischenzeit fortbezahlt werden.

Die Dotation wird von Steuern und staatlichen, Gemeinde- oder Provinziallasten jeder Art frei bleiben und wird selbst in dem Falle nicht vermindert werden

---

Il Sommo Pontefice ha facoltà di tenere il consueto numero di guardie addette alla sua persona e alla custodia dei palazzi, senza pregiudizio degli obblighi e doveri risultanti per tali guardie dalle Leggi vigenti del Regno.

Art. 4. È conservata[1] a favore della Santa Sede la dotazione dell' annua rendita di lire 3 225 000.

Con questa somma, pari a quella inscritta nel bilancio romano sotto il titolo: Sacri palazzi apostolici, Sacro Collegio, Congregazioni ecclesiastiche, Segreteria di Stato ed Ordine diplomatico all' estero, s' intenderà provveduto al trattamento del Sommo Pontefice e ai vari bisogni ecclesiastici della Santa Sede, alla manutenzione ordinaria e straordinaria, e alla custodia dei palazzi apostolici e loro dipendenze; agli assegnamenti, giubilazioni e pensioni delle guardie, di cui nell' articulo precedente, e degli addetti alla Corte Pontificia, ed alle spese eventuali; non che alla manutenzione ordinaria e alla custodia degli annessi Musei e Biblioteca, e agli assegnamenti, stipendi e pensioni di quelli che sono a ciò impiegati.

La dotazione di cui sopra, sarà inscritta nel Gran Libro del Debito pubblico, in forma di rendita perpetua ed inalienabile nel nome della Santa Sede; e durante la vacanza della Sede si continuerà a pagarla per supplire a tutte le occorrenze proprie della Chiesa romana in questo intervallo.

Essa resterà esente da ogni specie di tassa ed onere governativo, com-

---

[1] Diese Summe stand seit 1848 im päpstlichen Budget.

können, wenn sich die italienische Regierung später entschließen sollte, die Ausgaben für die Museen und die Bibliothek auf sich zu nehmen.

Art. 5. Der Papst wird auch fernerhin außer der im vorhergehenden Artikel bestimmten Dotation den Nießbrauch der apostolischen Paläste des Vatikans und des Laterans sowie aller dazu gehörigen und davon abhängigen Gebäude, Gärten und Ländereien haben, ebenso der Villa Castel Gandolfo mit all ihrem Zubehör.

Diese Paläste, die Villa und das Zubehör wie auch die Museen, die Bibliothek und die dort befindlichen Sammlungen für Kunst und für Altertümer sind unveräußerlich, frei von jeder Steuer oder Abgabe, und nicht einer Enteignung aus Gründen des öffentlichen Wohles unterworfen.

Art. 6. Während der Erledigung des Päpstlichen Stuhles darf keine richterliche oder politische Behörde aus irgend einem Grunde die persönliche Freiheit der Kardinäle behindern oder beschränken.

Die Regierung wird dafür Sorge tragen, daß die Versammlungen des Konklave und der ökumenischen Konzilien nicht durch äußere Gewalt gestört werden.

Art. 7. Kein Staatsbeamter und kein Polizeiagent darf zur Ausübung von Amtshandlungen in die Paläste und Örtlichkeiten, wo der Papst gewöhnlich residiert oder sich zeitweilig aufhält, oder wo sich ein Konklave oder ein ökumenisches Konzil versammelt hat, eindringen, es sei denn, daß er vom Papste, vom Konklave oder von dem Konzil dazu ermächtigt ist.

Art. 8. Es ist verboten, Untersuchungen, Nachforschungen oder Beschlagnahme von Papieren, Urkunden, Büchern und Registern bei denjenigen päpstlichen Ämtern und Kongregationen vorzunehmen, die zu dem rein geistlichen Bereich gehören.

---

munale o provinciale, e non potrà essere diminuita neanche nel caso che il Governo italiano risolvesse posteriormente di assumere a suo carico la spesa concernente i Musei e la Biblioteca.

Art. 5. Il Sommo Pontefice, oltre la dotazione stabilita nell' articolo precedente, continua a godere dei palazzi apostolici Vaticano e Lateranense, con tutti gli edifizii, giardini e terreni annessi e dipendenti, nonchè della villa di Castel Gandolfo con tutte le sue attinenze e dipendenze.

I detti palazzi, villa ed annessi, come pure i Musei, la Biblioteca e le collezioni d'arte e d'archeologia ivi esistenti, sono inalienabili, esenti da ogni tassa o peso e da espropriazione per causa di utilità pubblica.

Art. 6. Durante la vacanza della Sede Pontificia, nessuna Autorità giudiziaria o politica potrà, per qualsiasi causa, porre impedimento o limitazione alla libertà personale dei Cardinali.

Il Governo provvede a che le adunanze del Conclave e dei Concili ecumenici non siano turbate da alcuna esterna violenza.

Art. 7. Nessun Ufficiale della pubblica Autorità od Agente della forza pubblica può, per esercitare atti del proprio ufficio, introdursi nei palazzi e luoghi di abituale residenza o temporaria dimora del Sommo Pontefice, o nei quali si trovi radunato un Conclave o un Concilio ecumenico, so non autorizzato dal Sommo Pontefice, dal Conclave e dal Concilio.

Art. 8. È vietato di procedere a visite, perquisizioni e sequestri di carte,

Art. 9. Der Papst hat volle Freiheit, alle Funktionen seines geistlichen Amtes auszuüben und an den Pforten der Basiliken und Kirchen Roms alle Erlasse dieses Amtes anschlagen zu lassen.

Art. 10. Die Geistlichen, die in Rom kraft ihres Amtes an dem Erlasse von Akten der geistlichen Gewalt des Heiligen Stuhles teilnehmen, sind aus diesem Grunde keiner Belästigung oder Untersuchung durch die Staatsbehörden unterworfen, können deshalb auch nicht zur Rechenschaft gezogen werden.

Jeder Ausländer, der in Rom ein kirchliches Amt bekleidet, soll die persönliche Sicherheit genießen, die den italienischen Bürgern kraft der Gesetze des Königreichs zusteht.

Art. 11. Die bei Sr. Heiligkeit beglaubigten Gesandten der auswärtigen Staaten erfreuen sich in dem Königreiche aller Vorrechte und Immunitäten, die den diplomatischen Agenten nach dem Völkerrecht gebühren.

Auf Beleidigungen dieser Gesandten werden die Strafsatzungen ausgedehnt, die für Beleidigungen gegen die bei der italienischen Regierung beglaubigten Gesandten fremder Mächte bestehen.

Den bei auswärtigen Regierungen beglaubigten Gesandten Sr. Heiligkeit werden in dem Staatsgebiete des Königreichs sowohl bei dem Abgange nach dem Orte ihrer Mission als bei der Rückkehr die nach dem Völkerrecht herkömmlichen Vorrechte und Immunitäten zugesichert.

Art. 12. Der Papst korrespondiert in voller Freiheit mit den Bischöfen und mit der ganzen katholischen Welt, ohne irgendwelche Einmischung der italienischen Regierung.

---

documenti, libri o registri negli Uffizi e Congregazioni pontificie, rivestiti di attribuzioni meramente spirituali.

Art. 9. Il Sommo Pontefice è pienamente libero di compiere tutte le funzioni del suo ministero spiritale, e di fare affiggere alle porte delle basiliche e chiese di Roma tutti gli atti del suddetto suo ministero.

Art. 10. Gli Ecclesiastici, che per ragione d'ufficio partecipano in Roma all' emanazione degli atti del Ministero spirituale della Santa Sede, non sono soggetti, per cagione di essi, a nessuna molestia, investigazione o sindacato dell' Autorità pubblica.

Ogni persona straniera investita di ufficio ecclesiastico in Roma gode delle guarentigie personali competenti ai cittadini italiani in virtù delle Leggi del Regno.

Art. 11. Gli Inviati dei Governi esteri presso Sua Santità godono nel Regno di tutte le prerogative ed immunità, che spettano agli Agenti diplomatici secondo il diritto internazionale.

Alle offese contro di essi sono estese le sanzioni penali per le offese agli Inviati delle Potenze estere presso il Governo italiano.

Agli Inviati di Sua Santità presso i Governi esteri sono assicurate, nel territorio del Regno, le prerogative ed immunità d'uso, secondo lo stesso diritto, nel recarsi al luogo di loro missione e nel ritornare.

Art. 12. Il Sommo Pontefice corrisponde liberamente coll' Episcopato e con tutto il mondo cattolico, senza veruna ingerenza del Governo italiano.

Zu diesem Zwecke ist dem Papst die Befugnis eingeräumt, im Vatikan oder in einer seiner anderen Residenzen Post- und Telegraphenämter, bedient von Beamten seiner Wahl, einzurichten.

Das päpstliche Postamt kann unmittelbar in geschlossenen Briefpaketen mit den Auswechslungspostanstalten der auswärtigen Verwaltungen verkehren oder aber die eigene Korrespondenz den italienischen Ämtern übergeben. In beiden Fällen wird die Beförderung der Depeschen und der Briefschaften, wenn sie mit dem Siegel des päpstlichen Amtes versehen sind, von jeder Taxe oder sonstigen Abgabe für das italienische Staatsgebiet befreit sein.

Die im Namen des Papstes abgehenden Kuriere werden in dem Königreiche den Kabinettskurieren der auswärtigen Regierungen gleichgestellt.

Das päpstliche Telegraphenamt wird mit dem Telegraphennetz des Königreichs auf Kosten des Staates verbunden werden.

Die von diesem Amte mit dem authentischen Nachweis als „päpstliche" übermittelten Telegramme werden in dem Königreich mit dem für Staatstelegramme bestimmten Vorrange und frei von jeder Taxe angenommen und befördert werden.

Dieselben Vorteile werden die vom Papste oder in seinem Auftrage gezeichneten Telegramme genießen, die, mit dem Siegel des Heiligen Stuhles versehen, irgend einem Telegraphenamt des Königreiches aufgegeben werden.

Die an den Papst gerichteten Telegramme bleiben von den Taxen, mit denen sonst die Empfänger belastet sind, frei.

Art. 13. In der Stadt Rom und in den sechs suburbikarischen Bistümern werden die Seminarien, die Akademien, die Kollegien und die anderen für die

---

A tal fine gli è data facoltà di stabilire nel Vaticano o in altra sua residenza, Uffizi di Posta e di Telegrafo serviti da impiegati di sua scelta.

L'Uffizio postale pontificio potrà corrispondere direttamente in pacco chiuso cogli Uffizi postali di cambio delle estere Amministrazioni, o rimettere le proprie corrispondenze agli Uffizi italiani. In ambo i casi, il trasporto dei dispacci e delle corrispondenze, munite del bollo dell' Uffizio pontificio, sarà esente da ogni tassa o spesa pel territorio italiano.

I corrieri spediti in nome del Sommo Pontefice sono pareggiati nel Regno ai corrieri di Gabinetto dei Governi esteri.

L'Uffizio telegrafico pontificio sarà collegato colla rete telegrafica del Regno a spese dello Stato.

I telegrammi trasmessi dal detto Uffizio con la qualifica autenticata di *pontifici*, saranno ricevuti e spediti con le prerogative stabilite pei telegrammi di Stato e con esenzione da ogni tassa nel Regno.

Gli stessi vantaggi godranno i telegrammi del Sommo Pontefice o firmati d'ordine suo, che, muniti del bollo della Santa Sede, verranno presentati a qualsiasi Uffizio telegrafico del Regno.

I telegrammi diretti al Sommo Pontefice saranno esenti dalle tasse messe a carico dei destinatari.

Art. 13. Nella città di Roma e nelle sei sedi suburbicarie, i Seminari, le Accademie, i Collegi e gli altri Istituti cattolici fondati per la educazione

Erziehung und Ausbildung des Klerus begründeten katholischen Institute, wie bisher, einzig und allein von dem Heiligen Stuhle abhängig sind, frei von jeder Einmischung der Unterrichtsbehörden des Königreichs.

2. Die Äußerungen des Kardinal-Staatssekretärs vom Juni 1915.

(Corriere d'Italia vom 28. Juni 1915.)

Diese schwerwiegenden Erklärungen werden den meisten unserer Leser nur aus knappen Auszügen bekannt sein. Es dürfte sich daher verlohnen, sie in möglichst voller Form hier vorzulegen.

Zweck der Unterredung, welche der Kardinal dem Redakteur gewährte, war die Beseitigung der Verwirrung, welche der bekannte Journalist Latapie angerichtet hatte. Die Korrekturen des Kardinals sind im Corriere unter fünf Schlagworte[1] verteilt. Uns interessiert hier die vierte Gruppe, welche die Aufschrift führt: „Nicht durch fremde Gewalt" (Non dalle armi straniere . . .).

Im vorhergehenden Abschnitt berührt der Kardinal zuerst die Bestrebungen des Heiligen Vaters, die Kriegsfackel von Italien fernzuhalten, und fährt dann fort: „Statt dessen erfolgte die Kriegserklärung, und von diesem Augenblicke an machte sich Benedikt, auch dem italienisch-österreichischen Kriege gegenüber, absolute Neutralität zur Pflicht, im schmerzlichen Bewußtsein, daß auf beiden Seiten seine Söhne im Kampfe standen. Trotzdem hielt er die italienischen Katholiken nicht davon ab, sich als die tapfersten Söhne ihres Vaterlandes zu erweisen. Außerdem sorgte er für die sittliche und religiöse Belehrung der Soldaten und wies für die sorgsame Pflege der Kranken und Verwundeten ein geeignetes, der Palastverwaltung zustehendes Gebäude an. Gern erkennen wir an, daß die Regierung wohlwollend bestrebt war, die zahlreichen Schwierigkeiten, welche, wie der Heilige Stuhl vorhersah, sich aus der Kriegslage ergeben mußten, nach Möglichkeit abzuschwächen."

[4] „Nicht durch fremde Waffen".

„So gab die Regierung, um nur die Korrespondenz zu erwähnen, Befehl, daß der Briefwechsel mit dem Heiligen Vater, mit dem Staatssekretariat und mit einigen anderen päpstlichen Behörden der Zensur nicht unterstehe. Auch machten wir kein Aufhebens, als einige, in der Tat wenige Briefe, entgegen den Befehlen der Regierung und ohne ihre Schuld, durch die Zensur geöffnet einliefen. Aber darf etwa daraus gefolgert werden, die gegenwärtige Lage des

---

e coltura degli Ecclesiastici, continueranno a dipendere unicamente dalla Santa Sede senza alcuna ingerenza delle Autorità scolastiche del Regno.

---

[1] Es sind folgende: 1. „Die erschossenen Priester und unsere Geiseln" (I preti fucilati e i nostri ostaggi); 2. „Der Brief des Herrn von Bissing"; 3. „Die Phantasien (le creazioni) des Herrn Latapie"; 4. Wie oben; 5. „Die Ansicht des Heiligen Vaters völlig entstellt" (Il pensiero del Papa fu ‚deturpato').

Heiligen Stuhles sei eine normale und müsse vom Heiligen Vater endgültig gutgeheißen werden? Nein, dies ist sicher nicht der Fall; wenn es dem Heiligen Stuhle auch mit Rücksicht auf seine Neutralität fernliege, der Regierung irgendwelche Schwierigkeiten bereiten zu wollen, er vielmehr all sein Vertrauen auf Gott setze und eine angemessene Gestaltung nicht von den fremden Waffen, sondern vom Sieg des Gerechtigkeitssinnes erwarte, welcher, wie er hoffe, sich im italienischen Volke, seinen wahren Interessen entsprechend, mehr und mehr durchsetzen werde. Dies war der Gedanke des Heiligen Vaters. Nun kann jeder ersehen, was daraus unter der Feder Latapies geworden ist." [1]

Es folgen noch Richtigstellungen einiger anderer Irrtümer des genannten Journalisten.

3. Die Ausführungen des Corriere d' Italia vom 14. Januar 1916.

Mit obigen Erklärungen des Kardinals Gasparri wird zuweilen ein Artikel des Corriere zusammengehalten. Derselbe verdient ohne Zweifel Beachtung, darf aber nicht an die Seite der Darlegungen des genannten Kardinals gesetzt werden.

---

[1] Corriere d' Italia, an. 10, n. 177, 28 giugno 1915, p. 1: „La guerra invece fu dichiarata; e da allora la Santa Sede si è stretta, anche per il conflitto italo-austriaco, nella più assoluta neutralità, non dimenticando, nel dolore, che i combattenti delle due parti sono suoi figli; allo stesso tempo però non solo non ha ostacolato in modo alcuno ai cattolici italiani di diportarsi come i migliori fra i cittadini, ma ha provveduto alla assistenza morale e religiosa dei soldati ed ha consentito caritatevolmente, che anche in locali dipendenti dalla Santa Sede i soldati malati o feriti potessero trovare cura ed assistenza. Riconosciamo, che il Governo ha posto buona volontà nell' attenuare non poche difficoltà, che la Santa Sede prevedeva inevitabili in tempo di guerra per la forza stessa dell' attuale sua situazione."

[4.] „Non dalle arme straniere."

„Così per restringersi alla corrispondenza, esso ha dato ordini, perchè fosse esente da censura la corrispondenza col Santo Padre, colla Segreteria di Stato e con alcuni altri dicasteri pontifici; e noi non facciamo alcun caso di alcune lettere, non molte in verità, che malgrado gli ordini del Governo e senza sua colpa sono giunte aperte dalla censura. — Ma dovra dedursi da ciò, che l' attuale situazione della Santa Sede sia normale, e che il Papa debba definitivamente accetarla? No certo, benchè la Santa Sede, per rispetto alla neutralità, non intende punto creare imbarazzi al Governo e metta la sua fiducia in Dio, aspettando la sistemazione conveniente della sua situazione non dalle armi straniere, ma dal trionfo di quei sentimenti di giustizia, che augura si diffondano sempre più nel popolo italiano, in conformità del verace suo interesse. — Tale è il pensiero del Santo Padre; ciascuno può vedere, che cosa è divenuto sotto la penna del sig. Latapie."

Jener enthält Darbietungen eines gewandten Journalisten, in diesen teilt der Kardinal-Staatssekretär die Ansichten und Absichten des Papstes mit [1].

Zunächst wendet sich der Schreiber gegen den stillen Krieg, durch welchen die gegnerische Presse Italiens die Geister gegen den Heiligen Vater mobil zu machen sucht durch Verdächtigung seiner Stellung und Absichten, durch welche das Königreich bedroht sein soll, und durch hartnäckiges Abweisen aller Aufklärungen und Widerlegungen. Diesen unehrlichen und hinterlistigen Treibereien gegenüber will nun der Verfasser offen und unumwunden die Absichten Papst Benedikts darlegen in betreff der beiden, in diesen Kontroversen im Vordergrund stehenden Fragen, nämlich in betreff seiner Teilnahme an einem möglichen Friedenskongreß und der auf demselben anzustrebenden Lösung der römischen Frage. Es betreffen also wie jene Treibereien so diese Aufklärungen die sog. Londoner Klausel, von der die erste Kunde kurz vorher in die Presse gedrungen war.

In betreff des ersten Punktes wird vor allem festgestellt, daß der Heilige Vater bisher in keiner Weise bei irgendeiner der beiden kriegführenden Mächte Schritte getan habe, um für diesen Kongreß eine Einladung zu einer Vertretung oder zum Vorsitz auf demselben zu erlangen. Diese Tatsache wird bekräftigt durch den Nachweis, daß Schritte dieser Art bei der gegenwärtigen Kriegslage überhaupt unmöglich und sinnlos gewesen wären [2].

Übrigens hat Benedikt, wie der Verfasser sodann darlegt, seine Kriegsaufgaben bereits klar und offen angegeben, ja hat seine Worte durch seine offenkundige Friedens- und Liebestätigkeit vollauf bewahrheitet [3]. Es geht also nicht an, ihm andere Ziele zu unterstellen, da es doch klar ist, daß er auf dem Kongreß niemals Fragen anregen würde, welche im Programm nicht vorgesehen waren, und nie-

---

[1] Auf diesen Gegenstand macht übrigens der Verfasser des Artikels selbst aufmerksam. Corriere d'Italia, an. 11, n. 14, 14 gennaio 1916, p. 1: „La delicatezza dell' argumento non ci permette di parlare, come se fossimo gli interpreti del pensiero del Papa e del suo programma; ma la conoscenza che abbiamo dell' ambiente ci rende sicuri di non ingannarci, se riassumiamo la questione nei termini seguenti."

[2] A. a. O.: „La Santa Sede non ha fatto mai nulla fino ad oggi, per sollicitare, direttamente o indirettamente, dall' uno o dall' altro dei belligeranti l'invito a participare o a presiedere il Congresso della pace. Dall' altra parte l'esame delle cose porta a concludere che, anche volendolo, la Santa Sede non avrebbe potuto fare alcun passo di tal genere, a meno di supporre da sua parte una ignoranza perfetta della situazione."

[3] A. a. O.: „Quanto poi ai propositi generali della Santa Sede, noi sappiamo dalle replicate dichiarazioni dello stesso Sommo Pontefice, che Egli vuole impiegare in tutti i modi possibili la Sua suprema autorità religiosa e morale per rendere meno penosa all' umanità l'ora critica che essa attraversa. Come lo abbia fatto già, lo abbiamo veduto nelle molteplici opere di conforto materiale e morale per coloro che della guerra sono le vittime più provate."

mals jene gefährlichen Reibungsflächen zwischen den Mächten berühren würde, welche den grauenvollen Krieg entzündet haben[1].

In betreff des zweiten Punktes[2]: der Besserung der Lage des Heiligen Vaters, genügt es nach dem Verfasser, auf die verschiedenen Erklärungen desselben zurückzugreifen. „Es hat ja Benedikt bei jeder sich bietenden Gelegenheit seine Lage als anormal und peinlich bezeichnet, eine Beurteilung, der sich auch Anhänger anderer politischer Parteien anschließen konnten, sofern sie sich nicht antiklerikalen Richtungen verschrieben hatten. Die zum Erweis dieser Beurteilung angeführten Tatsachen zeigen, wenn auch in verschiedenem Maße, ihre Wahrheit. Jedenfalls fiel nie ein Wort, das angedeutet hätte, der Papst beabsichtige die eventuellen Gestaltungen der Kriegslage zu benutzen, um seine eigene Stellung zu verbessern. Als vielmehr eine bestimmtere Meinungsäußerung in betreff dieses

---

[1] A. a. O.: „È chiaro che il Pontefice, participando al Congresso, non solleverebbe nuove questioni non contenute nel suo programma naturale, quale è la liquidazione della guerra europea. Egli anzi propugnerebbe tutte quelle cause di attrito tra nazione e nazione che della dolorosissima guerra presente sono state per tanti anni il germe latente."

[2] A. a. O.: „Anche su questo punto non abbiamo bisogno di nuove dichiarazioni, ma basta ricordare le affermazioni, che in varie occasioni furono replicate dalla Santa Sede, per ridurre la cosa nei suoi giusti termini."

„Il Papa ogni volta che ha parlato della sua condizione, l'ha dichiarata penosa, anormale. Le parole sono cosi discrete, che possono essere pienamente accettate da quanti, anche fuori del nostro campo, non hanno nel loro programma politico la guerra dichiarata e cieca contra la Chiesa cattolica ed il Suo Capo. I fatti che sono stati addotti a prova di tale affermazione hanno avuto anch' essi lo stesso significato, quello cioè di dimostrare la maggiore o minore portata di questa anormalità. Ma non è mai stata detta una parola, che potesse far credere, che il Papa conti sulle possibili vincende del conflitto europeo per definire la propria situazione; anzi quando venne chiesta una più esplicita dichiarazione su questo punto, il Cardinale Gasparri disse a noi che, per quel che riguarda l'Italia, il Papa aspetta ‚la sistemazione conveniente della sua situazione, non dalle armi straniere'. Le parole del Cardinale Segretario di Stato sono di una chiarezza tale, che bisogna deliberatamente sopprimerle per poter supporre altre mire ed altre intenzioni nell' atteggiamento della Santa Sede."

„Quello che il Papa e i cattolici tutti con lui, italiani e stranieri, desiderano, è che la penosità, la anormalità della situazione della Santa Sede vengano eliminate. Ma questo è un desiderio che non è venuto fuori ora, in occasione della guerra, ma è sempre stato nelle intenzioni e nelle dichiarazioni del Vaticano. Anzi, come dicevamo, nelle presenti circostanze esso ha trovato la sua più discreta espressione. — Quanto ai mezzi per giungere a tale eliminazione — per quanto ad essa tutti i fedeli della Chiesa cattolica siano interessati — non siamo noi cattolici italiani i giudici competenti a designarli, come non lo sono i cattolici delle altre nazioni, ma solo il Papa, ed ogni cattolico aspetta sereno e fidente la Sua parola, quando Egli vorra pronunciarla."

Punktes erwünscht schien, erklärte uns der Kardinal Gasparri, daß Benedikt von Italien eine Besserung seiner Lage nicht durch das Eingreifen fremder Waffen erwarte; Worte, die so klar und bestimmt lauten, daß man sie völlig unterschlagen müßte, um dem Heiligen Stuhl weniger friedfertige Absichten zuschreiben zu können."

„Der Papst und alle Katholiken, die italienischen wie die auswärtigen, verlangen sehnlichst alles Anormale und Ungebührliche aus der Lage des Heiligen Stuhles ausgeschaltet zu sehen. Aber das ist ein Wunsch, den ihnen nicht erst der Krieg eingegeben hat; das war stets der Wunsch und die Forderung der letzten Päpste ist eine Forderung, welche in der heutigen Kriegszeit in besonders schonender Form vorgebracht wurde. Die Bestimmung der Art und des Maßes dieser Korrektur steht, so sehr sie auch alle Katholiken interessiert, weder uns italienischen Katholiken noch den ausländischen zu; sie bleibt dem Papste vorbehalten, und Sache aller Katholiken ist es, dieser Entscheidung, welche im geeigneten Moment erfolgen wird, mit voller Ruhe und vollem Vertrauen entgegenzusehen."

Besprechungen.

Geschichte und Paläographie.

Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter. Von Dr. Albert Werminghoff, o. ö. Professor an der Universität Königsberg. Zweite Auflage. (Grundriß der Geschichtswissenschaften, herausgegeben von Aloys Meister. II. Reihe, Abt. 6.) Lex.-8°. (238) Leipzig 1913, Teubner. *M* 5.—; geb. *M* 5.60

Auf 238 vielfach ganz mit Kleindruck ausgefüllten Großoktavseiten, denen bei normalem Druck sicher 500—600 Seiten entsprechen würden, bietet der gelehrte Verfasser eine fast übergroße Fülle des Stoffes und der Belehrung. Die reichen bibliographischen Nachweise lassen an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig. Wenn man auch manches Urteil des protestantischen Verfassers nicht vollständig billigen wird, so ist doch sein Bestreben, den katholischen Einrichtungen gerecht zu werden, unverkennbar. Stellenweise gibt er sich fast zuviel Mühe, seinen Lesern den rechten Begriff von ihnen, z. B. vom Unterschied zwischen einem Erzbistum und Bistum beizubringen. Im Gegensatz zu den früher oft tendenziösen Entstellungen erscheint die katholische Kirche des Mittelalters bei W. bisweilen sogar in glänzendem Licht. Sehr vermißt wird leider ein Sachregister. Viele wichtige Dinge, wie die Dekretalen Pseudo-Isidors oder die Bulle „Unam sanctam" Bonifaz' VIII., die in den Anmerkungen behandelt werden, kann man jetzt nur durch Zufall, oder wenn man das Buch von vorne bis hinten durcharbeitet, finden.

Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. M.-Gladbach 1913, Volksvereins-Verlag. 6. Heft: J. M. Sailer. Von Universitätsprofessor Dr. W. Kosch. 8° (42) 60 *Pf.* 7. Heft: Joseph v. Görres. Von Realschuldirektor W. Schellenberg. 8° (48) 60 *Pf.*

1. Von den beiden neuen Heften der „Führer des Volkes" bringt uns Nr. 6 aus der Feder des bekannten Literarhistorikers W. Kosch ein sehr anziehendes Bild J. M. Sailers. Besonders die beiden letzten Kapitel: „Sailer als Erzieher" und „Sailer als Schriftsteller", bieten viel Belehrung und Anregung. Im ersten Kapitel, das das Leben Sailers schildert, scheint der Geschichte der sektiererischen Boosianer ein verhältnismäßig zu großer Raum zugestanden worden zu sein. Dort sind auch eine Reihe von Druckfehlern stehen geblieben.

2. In Nr. 7 zeichnet der Görres-Forscher W. Schellenberg in kräftigen Strichen den Entwicklungsgang der „fünften Großmacht" durch die Revolution und die Romantik zu Vaterland und Kirche. Mit vollem Recht sagt der Verfasser im Schlußsatz: „Die deutschen Katholiken aber haben allen Grund, sein Werk und Andenken nicht vollends der Vergangenheit anheimfallen zu lassen".

Saint Athanase (296—373). Par M. l'abbé Gustave Bardy. (XVI u. 209). — Saint Cyprien (210—258). Par Paul Monceaux. (V u. 199). — Saint Justin, Philosophe, Martyr. Par le P. M. J. Lagrange. (XII u. 203). — Saint Pie V (1504 à 1572). Par M. l'abbé Georges Grente. (X u. 253). — Saint François Régis (1597—1640). Par M. Joseph Vianay. (XI u. 217). De la Collection „Les Saints". 12° Paris 1914, J. Gabalda. à *Fr* 2.—

Die prächtige französische Sammlung kurzer Heiligenleben, „Les Saints", ist wieder um fünf recht gute Bändchen bereichert worden.

1. Zunächst sei das Leben des hl. Athanasius von Alexandrien genannt, dessen Verfasser, Prof. Bardy aus Besançon, sich als ebenso gewandten Darsteller wie als tüchtigen Patrolog und Kirchengeschichtler erweist. Schon die zur Einleitung gebotene Würdigung der einschlägigen Quellen und insbesondere sämtlicher Schriften des großen Glaubensstreiters darf musterhaft genannt werden. Auch die kurze Übersicht über die früheren Lebensbeschreibungen französischen und deutschen Ursprungs von Papebroch und Montfaucon im 17. bis Loofs und Schwartz im 20. Jahrhundert enthält treffende Bemerkungen. Die Erzählung selbst ist bei voller Quellenmäßigkeit immer lebhaft und anschaulich. Von dem gut gezeichneten Hintergrund der Zeitverhältnisse hebt sich die hehre Gestalt des Heiligen kräftig ab, der durch Wort und Schrift und Tat, in der Heimat wie in der Fremde, bis zum letzten Lebenshauch für den nizänischen Glauben gestritten und die katholische Wahrheit zum Siege geführt hat.

2. 3. Die Arbeiten über Cyprian und Justin den Philosophen flossen aus allbekannten, hochgeschätzten Federn. Die eine ist ein Wiederabdruck aus der Literaturgeschichte des christlichen Afrikas von Paul Monceaux, augenblicklich wohl der ersten Autorität auf diesem Gebiete. Die andere hat den früheren Vorstand der École Biblique zu Jerusalem, den Dominikanerpater Lagrange, zum Verfasser. Gewiß ist jedes Stück in seiner Art ein kleines Meisterwerk. Aber man kann sich doch nicht ganz des Eindrucks erwehren, als ob sie mit der fast ausschließlichen Betonung des Literargeschichtlichen und Patristischen ein bisher fremdes Element in die Sammlung trügen. Bei Justin kann es ja damit gerechtfertigt werden, daß sein Leben eben in seinen Schriften beschlossen liegt. Und P. Lagrange hat zudem durch Um- und Ausblicke und Aufweisung von Zusammenhängen das Mögliche getan, um neben den exegetischen Erörterungen auch die Zeitgeschichte zur Geltung zu bringen. Aber bei Cyprian wäre es sehr wohl möglich und sicher ansprechender und auch entsprechender gewesen, das ganze Buch zur Biographie zu gestalten, in der dann die Schriften jedesmal an ihrem Orte eingereiht und gewürdigt worden wären. Jetzt ist die Lebensbeschreibung in das eine erste Kapitel zusammengedrängt, während alle übrigen Kapitel ausschließlich literarischen Untersuchungen gewidmet wurden. Aber man versteht, daß sich der Herausgeber diese Ausnahme von der Regel hier gerne gefallen ließ, wenn er dadurch einen Gelehrten wie Monceaux zum Mitarbeiter gewinnen konnte.

Daß es nur eine Ausnahme war, beweisen die beiden letzten Bändchen, die wieder echte und rechte Lebensbilder geworden sind.

4. Zum Teil auf Grund eigener archivalischer Forschungen zeichnet Abbé Grente das bewegte Leben des großen Reformpapstes Pius V., des früheren Dominikaners und Großinquisitors, des entschiedenen Vertreters der Trienter Reformbeschlüsse und des wahren Siegers von Lepanto. Auch seine vielfachen Beziehungen zu fast allen Höfen Europas und die Bemühungen um die Ordnung der stadtrömischen Verhältnisse werden gut erzählt. Schade ist nur, daß der mit Spannung erwartete nächste Band von Pastors Papstgeschichte, der ja eine große Biographie Pius' V. bringen muß, noch nicht vorliegt. Eine Vergleichung der beiden Werke würde wohl namentlich zur endgültigen Charakteristik des Papstes von Bedeutung sein.

5. Joseph Vianay hat sich bereits als Biograph seines berühmten Verwandten, des seligen Pfarrers von Ars, vorteilhaft bekannt gemacht. Das Leben des hl. Franz Regis S. J., des Apostels der Cevennen (1597—1640), dessen himmlischer Fürbitte der Pfarrer von Ars seine Aufnahme in den Priesterstand verdankte, tritt dem ersten Werke würdig an die Seite. Einen besondern Reiz erhält es durch die eingehende Schilderung der Gegend, in der der Heilige wirkte. Sie ist dem Verfasser offenbar von Jugend auf vertraut, ebenso wie ihre politische und religiöse Geschichte, deren genauere Kenntnis erst die ganze Bedeutung von Regis' seeleneifrigem Wirken ermessen läßt. Sehr dankenswert ist zum Schluß die dokumentarische Prüfung des Gerüchtes, das nach der Heiligsprechung des Missionärs entstand, als sei derselbe bei seinem Tode gar nicht mehr Jesuit gewesen. Es wird als völlig grundlos erwiesen. Der hl. Franz Regis ist ebenso wirklich als Jesuit gestorben wie der hl. Franz Xaver und der hl. Aloysius von Gonzaga, die man auch schon einigemal der Gesellschaft Jesu hat streitig machen wollen. **Konrad Kirch** S. J.

Aus der Welt der Papyri. Von Carl Wessely. Mit einem bibliographischen Anhang. 8° (106) Leipzig 1914, H. Haessel. *M* 2.—

Ein hübsches Büchlein, in dem der durch seine Studien zur Paläographie und Papyruskunde in Gelehrtenkreisen bekannte Verfasser die weiteren Kreise der Gebildeten in die Welt der Papyri einführt. Auf dem knappen Raum von 80 Seiten erfährt der Leser das Wesentliche über Vorkommen, Bedeutung, Herstellung und Fundorte des Papyrus, über die gesamte Welt und das Leben und Treiben, wie sie in den auf uns gekommenen Schriftresten zum Ausdruck gelangen. Wir hören von Tempeln und Tempeldienst, von Priestern und Opfern, von Festfeiern und Festkalendern, von Totenbüchern und Zaubertexten; von Organisation in Staat und Gemeinde, von Steuerwesen und Volkszählungen, von Maximaltarifen und Bankwesen, von Prozessen und Klagen, Beamtenwesen und Gelehrtenstand; zuletzt von den literarischen Funden, Erzählungsliteratur, Romanen, Liedern, und Melodien, unter denen auch die aus christlicher Zeit eine hervorragende Stelle

einnehmen und die handschriftliche Überlieferung in willkommener Weise ergänzen. Die verhältnismäßig reichen bibliographischen Anhänge enthalten Verzeichnisse der Papyruspublikationen, Literatur der rechtshistorischen Papyruskunde, allgemeine und bibliographische Publikationen, Verzeichnis der literarischen Texte. Die Anhänge lassen auch den Nichtfachmann ahnen, wie kostbar und wertvoll diese Überreste aus vergangenen Zeiten für unsere Kenntnis des Altertums geworden sind. Das Schriftchen gestattet dem Leser einen Blick in das Arbeitsgebiet und die Forschungswelt des verdienten Verfassers. **August Merk** S. J.

The Early Roman Episcopate to A. D. 384. By William Ernest Beet M. A. kl. 8° (XII u. 327). London 1913, Charles H. Kelly. 3 *s* 6 *d*

Der Verfasser des Buches The Rise of the Papacy, das in anglikanischen Kreisen größeres Aufsehen erregte, erzählt uns hier die Schicksale der römischen Kirche von den ersten Anfängen bis auf Innozenz I. Die bekannte klare, etwas breite englische Darstellungsweise, die teilweise gute Bekanntschaft mit den Quellen, die meist vornehme Art, eigene Ansichten vorzutragen, allerdings auch eine überall durchschimmernde Tendenz des Verfassers, seine von vorn herein angenommene These, zwischen dem Papsttum einst und jetzt eine unüberbrückbare Kluft zu errichten, kennzeichnen die Vorzüge und Schwächen der Arbeit.

Neues bietet sie nicht, zumal nicht für die älteste Periode. Eine wissenschaftlich überwundene, gekünstelte Polemik, die sich fruchtlos bemüht, alle alten Zeugnisse für den Primat zu entwerten, herrscht vor.

Viele dem Verfasser ungünstige Nachrichten werden mit überraschender Eilfertigkeit beiseite geschoben. Auch übersieht Beet, daß in Verfassungsfragen neben den geschichtlichen Momenten auch die juridischen Gesichtspunkte bemerkt werden müssen. Die innere rechtshistorische Entwicklung kommt im Buch überhaupt nicht zu Wort und benimmt ihm so einen großen Teil seines Wertes. Wenn z. B. ein römischer Bischof, wie Viktor, zum erstenmal ein Prinzip anwendet, so sieht Beet darin gleich eine Überhebung, ohne sich zu fragen, ob nicht vielleicht hier ein längst vorhandener aber latenter Grundsatz zum erstenmal lebendig wurde.

Ganz auffallend zeigt sich die Voreingenommenheit des Verfassers in der gesuchten Interpretation der Beschlüsse von Sardika, in der Behandlung des Donatistenstreites (der unbequeme Optatus von Mileve verschwindet wie in einem Abgrund), in der völlig ungenügenden Behandlung der wichtigsten Dokumente eines Julius und Damasus. Die grundlegenden Zeugnisse des hl. Ambrosius für die Rechte des römischen Stuhles treten vollkommen zurück. Kurz, überall die Mängel einer These, die sich gegen klare historische Überlieferungen wehrt.

Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J.

Handschriftliche Missalien in Steiermark. Von Prof. Dr. Johann Köck. Festschrift der k. k. Karl-Franzens-Universität in Graz für das Studienjahr 1915/16. gr. 8° (VIII u. 200) Graz u. Wien 1916, Styria. *K* 4.—

Die Arbeit, ein sehr wertvoller Beitrag zur Geschichte des Missales, der um so willkommener genannt werden muß, als er zugleich Methode und Weg angibt für die so dringend wünschenswerte Ausnutzung und Veröffentlichung des in

Deutschland noch vorhandenen ungemein reichen Bestandes an mittelalterlichen liturgischen Handschriften, ist ein erfreulicher Beweis, daß die liturgisch-historischen Studien ungeachtet der Ungunst der Zeitverhältnisse ihre Pflege finden. Sie gliedert sich in drei Abteilungen. In der ersten werden sämtliche mittelalterliche Missalien, die sich in Steiermark erhalten haben, einer genauen formellen und einer eingehenden inhaltlichen Beschreibung unterzogen, und besonders bei der letzteren alle Punkte verzeichnet, welche für die Geschichte des Missales und seine Ausgestaltung im späteren Mittelalter bemerkenswert sind. Beiträge haben geliefert die Stiftsbibliothek in Admont, die Klosterbibliothek der Patres Dominikaner in Graz, das Steiermärkische Landesarchiv daselbst, das fürstbischöfliche Ordinariatsarchiv und die Universitätsbibliothek in Graz, das Pfarrarchiv in Haus sowie die Stiftsbibliotheken in Rein und Vorau. Im ganzen sind es nicht weniger als 79 Missalien, die der Verfasser durchforschen und in seiner Arbeit berücksichtigen konnte. Verschiedene reichen bis in das 12., andere bis in das 13. Jahrhundert hinauf, die übrigen gehören dem 14. und 15., also dem Ausgang des Mittelalters an, der Zeit, in welcher sich das Missale endgültig und allgemein zum sog. missale plenum in seiner heutigen Gestalt ausbildete. Noch ein großer Teil der steiermärkischen Missalien des 14. Jahrhunderts erscheint in der Form des Übergangsstadiums, bei der sie zwar schon alle bei der Messe zu verwendenden Gebete enthalten, jedoch nicht als in sich abgeschlossene Meßformulare, sondern in äußerlicher Zusammenstellung der Teilbücher, aus denen man die Messen zusammenzusetzen hatte, des Antiphonars (Introitus, Graduale, Offertorium, Communio), des Sakramentars (Ordo missae, Kanon, Orationen) und des Lektionars (Epistel, Evangelium). Die Angabe Ebners (Iter italicum S. 361), nach der das heutige missale plenum bereits im 13. Jahrhundert allgemein gebräuchlich gewesen wäre, bedarf demnach einer Einschränkung. Bemerkenswert für die Auffassung und Praxis, welche noch im 14., ja 15. Jahrhundert mancherorten bestand, ist die in mehreren Missalien dieser Zeit in den Rubriken des Karfreitags sich findende Notiz: Et sanctificatur vinum non consecratum per panem sanctificatum et communicant omnes cum silentio. Der in einigen Missalien angefügte, höchst eigentümliche Zusatz: Hac die apostolica repraesentatur consecratio, qui tantum dominicam orationem super corpus et sanguinem dicebant, beruht zweifellos direkt oder indirekt auf einer Äußerung Gregors d. Gr. (Ep. l. 9, n. 12), will aber wohl nur besagen, daß man am Karfreitag den Kanon nicht zu beten pflege zur Erinnerung daran, daß in apostolischer Zeit noch kein Kanongebet, sondern nur das Pater noster über die bereits konsekrierten Gestalten gesprochen wurde.

Die zweite Abteilung bietet Textauszüge aus den Missalien. Sie betreffen die Vorbereitung auf die Messe, die einzelnen Teile des Meßritus, die Votiv- und Requiemmessen, die Zeremonien der Karwoche, die Prozessionen, Benediktionen sowie die in spätmittelalterlichen Missalkalendarien häufigen Kalenderverse und sind reich an interessanten, für die liturgische Praxis des ausgehenden Mittelalters bezeichnenden Einzelheiten. S. 104 erhalten wir aus einem Ordinationsmissale des fürstbischöflichen Ordinariatsarchivs einen bis jetzt anderswo noch

nicht nachgewiesenen Namen des Rochetts, fustanium, der vom Stoff desselben hergenommen ist (fustanium = Baumwollzeug). Im Missale 269 der Grazer Universitätsbibliothek heißt das Gewand wie sonst häufig camisia (S. 91). Die die Votivmessen betreffenden Auszüge bilden eine wertvolle Ergänzung der Ausführungen, welche A. Franz (Die Messe im deutschen Mittelalter 119 ff.) dem von abergläubischen Beimischungen nicht freien Votivmessenwesen des späten Mittelalters gewidmet hat.

Die dritte Abteilung nennt sich Rückblick und gibt eine Zusammenfassung der Hauptpunkte des in den beiden ersten Abschnitten niedergelegten Materials. Behandelt wird die Herkunft der Missalien, die Kalendarien derselben, der spätmittelalterliche Meßritus im allgemeinen sowie der Ritus einzelner Messen.

Die Arbeit ist nicht nur eine brauchbare, sondern eine in aller Beziehung vortreffliche Leistung, die den aufrichtigen Dank aller Liturgiker verdient. Sie bedeutet eine wirkliche Förderung der liturgisch-historischen Studien. Ich kann nur wünschen, daß der Verfasser ehestens in gleich sorgsamer, genauer und sachkundiger Weise und nach derselben Methode auch alle andern liturgischen Handschriften des Mittelalters, die sich etwa in Steiermark erhalten haben, Pontifikalien, Ritualien, Zeremonialien, Plenarien, bearbeite. Wir haben in diesem Falle wenigstens für einen engeren Bezirk ein Corpus liturgicum alemannicum medii aevi, wie es nach Lage der Dinge einzig möglich, aber auch für die liturgisch-historischen Studien hinreichend ist. Dabei steht zu hoffen, daß, nachdem das steiermärkische Korpus den praktisch gangbaren Weg zur Ausnutzung und Herausgabe der mittelalterlichen liturgischen Handschriften gezeigt hat, man ihn auch in den andern Teilen Deutschlands betreten und in der gleichen Weise den dort noch vorhandenen Schatz mittelalterlicher Liturgika zum Frommen der liturgischen Wissenschaft in Bearbeitung nehmen werde.

Veröffentlichungen einzelner liturgischer Handschriften des deutschen Mittelalters, wie sie bisher erfolgten, sind gewiß sehr dankenswert; bei besonders wichtigen ist eine vollständige Sonderausgabe sogar geboten. Allein angesichts des noch vorliegenden bedeutenden Bestandes kommen wir auf diesem Wege nicht weit. Es sind immer nur einzelne wenige Handschriften, die auf diesem Wege Gemeingut der Liturgiker werden. Wer eingehendere liturgische Forschungen machen will, muß sich nach wie vor an die Bibliotheken und Archive wenden, oft eine nicht leichte Sache, und zudem meist ohne zu wissen, was er dort antrifft. Das einzige, was zum erwünschten Ziele führt, d. i. was allen Interessenten eine ausreichende Kenntnis und Verwertung der mittelalterlichen liturgischen Handschriften besonders in Deutschland ermöglicht, ist eine zusammenfassende Bearbeitung gleichartiger Liturgika in der Weise, wie es in vorliegendem Werke geschehen ist, und zugleich mit ähnlicher Beschränkung nach den einzelnen Landesteilen, also in der Art der Kunstdenkmälerstatistiken, die ja auch nach Bezirken bearbeitet werden Notwendig wäre dabei freilich ein tunlichst einheitliches Vorgehen nach den gleichen Grundsätzen und Gesichtspunkten, und zwar ebenso in bezug auf die Beschreibung der Handschriften wie hinsichtlich der Auswahl der Textstücke.

Joseph Braun S. J.

Bildende Kunst und Musik.

1. Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr. Von M. Hörnes. Zweite, durchaus umgearbeitete und neu illustrierte Auflage. Mit 1300 Abbildungen im Text. Mit Unterstützung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. gr. 8° (XIV u. 662) Wien 1915, Schroll & Co. *M* 20.—; geb. *M* 24.—
2. Georg Busch. Von Dr. Oskar Doering. (Moderne Meister christlicher Kunst, Plastiker-Band 1.) 4° (96 Seiten mit 88 Abbildungen und 6 Tafeln). München 1916, Verlag „Glaube und Kunst". *M* 6.—
3. Kommende Kunst? Von Hanns Fechner. 8° (70) Halle a/S. 1915, Buchhandlung des Waisenhauses. *M* 1.80
4. Joseph Rheinberger. Von Dr. Theodor Kroyer. (Sammlung „Kirchenmusik", herausgegeben von Dr. Karl Weinmann, Band14/15). Mit drei Bildnissen. kl. 8° (VIII u. 264) Regensburg 1916, Pustet. *M* 2.40
5. Kleine Glockenkunde. Praktisches Handbuch für Kirchenvorstände und Kirchenmusiker. Von Karl Walter. (Samml. „Kirchenmusik", Band 13.) Mit 12 Abbildungen. kl. 8° (200) Regensburg 1916, Pustet. *M* 1.—

1. Der Verfasser dieses mächtigen und inhaltreichen Bandes ist als erste Autorität auf seinem Gebiete bekannt. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1898) wurde soviel neues Material zutage gefördert, daß die zweite Auflage eine durchgreifende Umarbeitung erheischte. Denn damals kannte man weder die Zeichnungen und Malereien der paläolithischen Höhlenbewohner des Westens noch die figuralen und ornamentalen Gebilde östlicher Lößstationen, weder die Felsengemälde Süd- und Ostspaniens noch die neolithische Plastik und Vasenmalerei Siebenbürgens und der außerkarpathischen Länder und die verwandten Arbeiten der jüngeren Steinzeit Nordgriechenlands, weder die Keramik der Bronzezeit Südungarns und Serbiens noch die ältesten Kunstreste der griechischen Inseln, vorab Kretas.

So konnten viele Einzelheiten aus der ersten Auflage, der es vor allem auf möglichst vollständige Verwertung der damals bekannten Funde ankam, zugunsten einer eindringlicheren Systematik weggelassen werden. Der Verfasser hat seine Arbeit auf Europa beschränkt und verbreitet sich vor allem über jene Perioden, über die noch nicht genügend gründliche Einzelstudien vorliegen. Darum hat er z. B. die Kunst der Mittelmeerländer für die jüngeren Zeiten weniger ausführlich behandelt, freilich auch aus dem Grunde, weil die europäische Kunst im Süden am frühesten ihren primitiven Charakter abstreifte.

Die Methode des Verfassers, der immer streng aus den Tatsachen seine Schlüsse herauszieht und sich auf überfliegende Spekulationen nicht einläßt, kann nur ungeteilten Beifall finden. An der Hand seiner wissenschaftlichen Grundsätze kommt der Verfasser dazu, einen gewissen, von dem gewöhnlich angenommenen verschieden gearteten Periodismus in der Urgeschichte der Kunst anzunehmen und zu begründen, in dem es keine Nullpunkte und absoluten Stillstände gibt, sondern

die neuen Entwicklungsrichtungen organisch aus den alten hervorgehen. Kunstgeschichte ist ihm ein Teil der Kulturgeschichte, und die letztere nicht nur, wie manche meinen, eine Hilfswissenschaft der Kunstgeschichte. Die Entstehung der ältesten und einfachsten Kunstformen entzieht sich, da es ein psychisches Phänomen ist, der historischen Forschung. Den von ihm eingeschlagenen Weg möchte der Verfasser als einen anthropologischen angesehen wissen; er will an der Hand der erhaltenen Kunstdenkmäler den Naturgesetzen des Kulturlebens nachspüren, statt, wie es gewisse historisierende Richtungen belieben, die Erscheinungen und Veränderungen aus historischen Hypothesen erklären zu wollen.

Hiermit müssen wir uns bescheiden, da es unsere Aufgabe nicht sein kann, dem Verfasser in die Einzelheiten seiner gelehrten Forschungen zu folgen. Schon eine trockene Angabe des Inhaltes würde den uns verfügbaren Raum weit überschreiten.

Das Buch ist außerordentlich reich illustriert, enthält also, von der wertvollen wissenschaftlichen Arbeit des Verfassers ganz abgesehen, eine kostbare Materialsammlung, die zwar keinen vollgültigen Ersatz für die Originale bieten kann, besonders wo es sich um farbige Gebilde und um Rundplastik handelt, aber immerhin für eine mehr als oberflächliche Kenntnis der Ur-Kunstgeschichte ausreicht. Da dieses Gebiet in den meisten Kunstgeschichtswerken gar nicht oder nur flüchtig berührt wird, ist das Buch eine notwendige Ergänzung derselben, besonders wertvoll auch für solche, die sich für kunstpsychologische Fragen interessieren.

2. Ein neues Unternehmen, das unsere warme Teilnahme und Förderung verdient, hat sich mit diesem Bande aufs glücklichste in der Öffentlichkeit eingeführt. Es sollen im Laufe der Jahre über moderne Meister christlicher Kunst einzelne Monographien, an denen bisher empfindlicher Mangel war, ausgegeben, das Interesse an unsern lebenden Künstlern geweckt und so der christlichen Kunst unserer Zeit jene Beachtung gesichert werden, welche die christliche Kunst der Vergangenheit längst genießt. Man müßte sich wundern, daß ein solcher Plan nicht schon längst ausgeführt wurde, wüßte man nicht, daß die Beschaffung des Abbildungsmaterials hier mit besonders großen Schwierigkeiten verbunden ist, indem allerlei Reproduktionsrechte die Herstellung solcher Monographien ungebührlich verteuern. Nun ist der erste Schritt gemacht, und wir können nur lebhaft wünschen, daß dem jungen Unternehmen auch der buchhändlerische Segen beschieden ist, der zu einer gedeihlichen Entwicklung nötig ist. Als erster Band war die von Ansgar Pöllmann handschriftlich bereits zum größten Teil fertiggestellte Darstellung der Kunst Gebhard Fugels geplant. Die Übernahme eines Feldseelsorgepostens hinderte jedoch den Verfasser an der Vollendung seines Werkes, und so wurde der erste Band der Plastiker an Stelle der Fugel-Monographie gesetzt.

Prof. Georg Busch vereinigt alles in sich, was zum Schaffen wahrhaft erhebender christlicher Kunstwerke nötig ist: starkes Talent, feinen Formensinn, Scheu vor allzu starker Subjektivität und die Wurzel aller religiösen Kunst, ein inneres Durchdrungensein von den Glaubenswahrheiten. Gerade der letzte Punkt macht die Werke des Künstlers dem christlichen Volke so teuer, weil es daraus

ganz unwillkürlich eine Seelenverwandtschaft herauswittert. Dem verdankt Busch auch seine großen äußeren Erfolge, und der Segen des Himmels ist bei seinem Schaffen offenkundig. Aber auch rein künstlerisch halten Buschs Werke, besonders seine Hauptwerke, jeder Prüfung stand. Das Wuchtige und Kräftige liegt ihm nicht weniger als zarteste Lyrik. Einem St. Georg (1908), den Bischofsdenkmälern Haffners und dem besonders großartigen, in seiner Einfachheit erhabenen Valentin v. Riedels und dem noch im Entstehen begriffenen Konrad Martins stehen so entzückende Werke gegenüber wie das Marienaltärchen, das betende Kind, der hl. Antonius von Padua und viele andere. Die Festigkeit des Mannes und die Schmiegsamkeit des Weibes sind ausgezeichnet in dem Doppelbild St. Heinrich und Kunigunde charakterisiert; das Bild des verlorenen Sohnes ist von ergreifender Tiefe. Busch ist aber auch ein großer Organisator. Die verdienstvolle Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst verdankt ihr Entstehen seiner Initiative, ebenso die so prächtig ausgestatteten und dabei so billigen Hefte „Die Kunst dem Volke", die man gar nicht warm genug empfehlen kann. All diesen Verdiensten des Meisters als Bildhauer und Organisator wird Doering in seiner Studie gerecht. Werdegang, Entwicklung und Meisterschaft finden in ihm den längst bewährten Darsteller.

3. Das Büchlein ist vom Feuer heiliger Überzeugung durchloht. Auch die Sprache nimmt an dieser Glut teil und erhebt sich oft zu begeistertem Schwung. Man merkt es jeder Zeile an, daß der Verfasser nicht mit rein akademischem Interesse an seinen Stoff ging, sondern mit dem entschlossenen Willen, unsere deutsche Kunst vor Verseuchung zu bewahren. Mit flammenden Worten rückt er dem nebelhaften Gebilde einer internationalen „Volapük-Kunst" zu Leibe und mißt sich siegreich mit denen, die nur maltechnische Werte als Kunst anerkennen wollen und alles Suchen nach Höherem ablehnen. Sehr richtig ist der Satz des Verfassers: „Starke Nationalität bringt internationale Bewertung". Zu weit geht aber der Verfasser, wenn er in seinem Kampfeifer behauptet: „Der Krieg hat uns den Nachweis dafür geliefert, wie kulturfremd in jeder Beziehung unsere Widersacher uns gegenüberstehen. Da gibt es nichts Gemeinsames." Gerne hätten wir von dem vielen Lob, das Böcklin gespendet wird, einen Teil auf unsere echt deutschen Meister Steinle und Führich, die gar nicht genannt sind, übertragen gesehen; denn gerade unter der Rücksicht des Deutschtums stehen sie weit über dem antik gesinnten Böcklin. Ein Widerlegungsversuch dieser antiken Gesinnung (S. 13) wirkt matt. Trotz allem bleibt es bestehen, daß die Grundgedanken des Buches durchaus zu beherzigen sind und eine aufmerksame Lektüre reichlich lohnen.

4. Wenn man ein Buch des ausgezeichneten Münchner Musikgelehrten in die Hand bekommt, kann man ruhig die kritische Feder beiseite legen, denn man weiß aus Erfahrung, daß an Scharfsinn und Gründlichkeit alles geleistet ist, was eben zu leisten möglich war. So ist auch das vorliegende Doppelbändchen der Sammlung „Kirchenmusik" unter der Hand des Verfassers ein wahres Meisterstück historischer und ästhetischer Kritik geworden, ohne das Biographische zu kurz

kommen zu lassen. Dazu schreibt Kroyer einen recht angenehmen, flüssigen Stil, der die streng wissenschaftliche Haltung des Ganzen anmutig umkleidet. Rheinberger hatte längst ein literarisches Ehrendenkmal verdient. Als Komponist mehr auf Bach als auf den Modernen fußend, fand er, in die Wagner-Epoche gestellt, freilich nicht das Verständnis, das er hätte beanspruchen können; auch seine Kirchenmusik hatte, weil sie sich nicht auf herrschenden Programmen aufbaute, sondern der Empfindung freien Lauf ließ, mancherlei Widerspruch zu ertragen, den er freilich bisweilen durch zu geringe Rücksichtnahme auf die liturgischen Texte in etwa selbst verschuldete. Weitgreifend und verdienstvoll war seine musikpädagogische Tätigkeit; Humperdinck, Kistler, Thuille, Renner und viele andere sind aus seiner Schule hervorgegangen. Auch Kroyer ist ein Schüler des Meisters. Daß diesen die Pietät gegen den Lehrer nicht zu einem blinden Lobredner gemacht hat, zeigt das ganze Buch. So schreibt er z. B.: „Rheinberger ist von seiner Kirchenmusik abgesehen kein Umstrittener, nicht einmal ein ‚Neuer': er hat seinen Rang nicht unter den Erlauchten, die der Welt ihren Willen aufzwingen. Gleichwohl ist auch er ein Meister im klassischen Sinn; ein Eigener, der sein Dominium rühmlich behauptet; in seiner veilchenblauen Bescheidenheit ein machtvoller Prediger jener gottesfürchtigen, demütigen Schönheit, die die Menschen labt und segnet. Und er ist einer der musikalischesten Musiker, die die Kunstgeschichte kennt." Was Kroyer hier im Vorwort ausspricht, wird alles im einzelnen bewiesen und an der Hand zahlreicher Notenbeispiele gezeigt. Daß bei der großen Kenntnis der Musik des 19. Jahrhunderts, über die der Verfasser verfügt, auch sehr lehrreiche Parallelen und Kreuzungslinien gezogen werden, macht das Buch auch für die Musikgeschichte der neueren Zeit bedeutsam. Dieser Sonderwert des Buches hätte allerdings ein Namenverzeichnis sehr wünschenswert gemacht. Die Schlußcharakteristik, die Kroyer gibt, weist dem Meister seine providentielle Stellung an: „Rheinberger gehört ... zu den Treuen und Festen, zu den unentbehrlichen Mittlern, die berufen sind, für den notwendigen Ausgleich zwischen Übermaß und Stillstand zu sorgen, den Fortschritt in seinem Vorwärtsdrang vor Verwilderung und Verflüchtigung zu bewahren — zu den Meistern, die die deutsche Kunst erst noch schätzen wird."

5. Das Büchlein ist ein auf das praktische Moment eingestellter Auszug aus dem größeren Werk des Verfassers über den Gegenstand (Glockenkunde. Mit 29 Abbildungen und 1008 Seiten. Regensburg 1913, Pustet. *M* 10.60). Nach einem kurzen geschichtlichen Überblick werden wir über Material, Ton, Maß- und Gewichtsverhältnisse der Glocken, über ihre Herstellung und Ausschmückung durch Ornamente und Inschriften, über die Wahl von Tönen bei dem Geläute, wobei der Verfasser sich mit Recht gegen die Akkordstimmung ausspricht, über die Behandlung der Glocken und über elektromagnetische Glockenläutemaschinen in leicht faßlicher und sehr anregender Weise belehrt. Den Schluß bildet ein sehr dankenswerter Vertragsentwurf zwischen Auftraggeber und Glockengießer. Das Werkchen gehört in die Bücherei eines jeden Kirchenvorstandes.

Josef Kreitmaier S. J.

Umschau.

Ein Weg zum konfessionellen Burgfrieden: Wahrung guter Sitte.

„Niemand verachte den andern um seines Glaubens willen. Kein Teil rede verächtlich vom andern. Keiner ziehe mehr des andern Vaterlandstreue in Zweifel. Jeder hat vollauf zu tun auf seinem Arbeitsfeld, möge jeder schiedlich und friedlich, in edlem Wetteifer mit dem andern das seinige bebauen!" (Bischof v. Keppler, Unsere toten Helden und ihr letzter Wille, S. 26.)

Diese Worte und die ganze Schrift des Bischofs von Rottenburg, an deren Schluß sie stehen, haben auch auf protestantischer Seite ungeteilten, oft geradezu begeisterten Beifall gefunden. Mögen auch die Urteile und Ansichten über das, was in bezug auf den Burgfrieden zwischen den getrennten Glaubensgemeinschaften möglich, wünschenswert oder notwendig ist, noch so vielfältig und weit auseinandergehen, in einem gewissen Mindestmaß stimmen doch fast alle überein, in der Forderung nämlich, daß jeder Teil im öffentlichen Verkehr mit dem andern die Formen des Anstandes beobachte, daß da, wo Auseinandersetzungen stattfinden sollen, wo gestritten werden muß, die Gesetze der Höflichkeit und Ritterlichkeit eingehalten werden. Im Grunde handelt es sich bei dieser Forderung um etwas Unbedeutendes, um eine Nebensache; denn die Gesetze des Anstandes, die Umgangsformen sind nichts Ewiges und Absolutes, sie ändern sich mit den Zeiten und Völkern. Nicht nur die homerischen Helden, sondern auch die gebildeten Griechen und Römer hatten über den gesellschaftlichen Umgang mit Menschen und über die Art, wie Meinungsverschiedenheiten vor der Öffentlichkeit zu verhandeln seien, ganz andere Begriffe und Sitten als wir. Im Mittelalter und noch im 16. Jahrhundert ließ man sich bei religiösen und wissenschaftlichen Auseinandersetzungen eine Tonart gefallen, die heute nicht mehr als anständig gilt. Nicht alles, was vor Zeiten einmal für billig, nobel und ritterlich angesehen wurde, kann auch heute noch auf dieses Prädikat Anspruch erheben. Nun hat der Burgfrieden, besonders derjenige, der auch nach dem Kriege zwischen den Gliedern verschiedener Religionsgemeinschaften walten soll, nicht den Sinn, daß keine Meinungsverschiedenheiten mehr verhandelt werden dürfen. Das wird jetzt schon allgemein anerkannt. Kampf der Geister, Streit um Grundsätze und Gedanken wird es auch in Zukunft geben. Gerade um die höchsten Rätsel des Lebens, um Fragen der Religion und Sittlichkeit wird nach dem Kriege mit verstärkter Kraft gerungen werden. Das ist gar kein Unglück, wenn das Ringen nur mit ehrlichen und anständigen Waffen durchgefochten wird und der Geisteskampf sich in solchen Formen hält, die heute unter gesitteten Menschen als eine Art literarisches Völkerrecht in Geltung stehen.

Gegen dieses Gebot des geistigen oder literarischen Völkerrechts versündigt sich jeder, der „verächtlich vom andern redet", anstatt ihn mit Gründen eines Bessern zu belehren. „Hüten wir uns also" — so mahnt Professor Dunkmann in Greifswald seine Glaubensgenossen — „uns allein als bestellte Wächter deutscher Frömmigkeit aufzuwerfen, wobei wir ‚römische' Frömmigkeit verächtlich als undeutsch brandmarken. Das ist sehr oft geschehen und hat furchtbar erbittert" (vgl. diese Zeitschr. 89. Bd., S. 92). Er hat recht; jeder nicht ganz gefühllose Katholik weiß ein Lied davon zu singen, und wir wollen Gott danken, wenn es jetzt anerkannt und gebessert wird. Mit dem Gebrauch der Worte „römisch", „ultramontan", „klerikal", „kurial", „päpstlich", „papistisch", „romanisch", „hierarchisch" usw. zum Ersatz für das gute alte Wörtchen „katholisch" ist bis in die jüngste Zeit ein Mißbrauch getrieben worden, den wir nur allzu geduldig hingenommen haben. Es ist noch nicht viele Jahre her, da mußte ein katholischer Pfarrer in einem deutschen Bundesstaate die Hilfe der Behörden in Anspruch nehmen, weil der Geistliche einer andern Konfession in einem amtlichen Schriftstück ihn nicht als katholischen, sondern als „römischen" Pfarrer bezeichnete und diese Art als sein gutes Recht beanspruchte. Es ist erstaunlich und auf unserer Seite noch zu wenig gewürdigt, wie allgemein in neuer Zeit dieser Sprachgebrauch in einen großen Teil des protestantischen Schriftwesens eingedrungen ist. Wir denken nicht nur an die eigentliche Kampfliteratur des Protestantenvereins, des Evangelischen Bundes oder des Vereins zur Ausbreitung des Evangeliums unter den „römischen Christen"; nein, auch streng wissenschaftlich auftretende Schriftsteller, besonders Theologen und Historiker, haben sich daran gewöhnt, von einer „römischen", „päpstlichen" Kirche, von „römischen", „ultramontanen" Deutschen zu reden, wo allein das Wort katholische Kirche oder deutsche Katholiken am Platze wäre.

Sehr lehrreich ist es, unter dieser Rücksicht einmal die neueste Auflage der „Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche" zu prüfen, an der unter Leitung von Professor Dr. Hauck in Leipzig die bedeutendsten Größen deutsch-protestantischer Wissenschaft beteiligt sind. Schlägt man da im X. Band unter dem Buchstaben K die Artikel auf, die etwa über „Katholisches" handeln, so findet man nichts als folgende drei Zeilen: „Katholikenversammlungen s. Ultramontanismus." „Katholizismus s. Protestantismus und Katholizismus." „Katholische Briefe s. Bd. IX, S. 776—778." Damit ist das Stichwort „Katholisch" erschöpft, und es folgt ein langer Artikel über „Kautz".

Um so ausgiebiger (auf mehr als zwölf großen Seiten) wird das Thema „Ultramontanismus" im XX. Bande (erschienen 1908) erörtert, und der Schluß des Artikels mündet geradezu in den Ton des Kulturkampfes aus. In andern Abschnitten des Sammelwerkes, z. B. im Artikel „Kirche" oder „Protestantismus", steht es nicht besser. Man erfährt nur, daß es einmal eine katholische Kirche gegeben habe, daß sie aber durch das Vatikanische Konzil in einen päpstlichen Absolutismus umgewandelt sei, der sich zu Unrecht katholisch nenne. So wäre denn die „wissenschaftliche" Grundlage gewonnen, um uns unsern guten, ehrlichen,

durch Recht, Gesetz und Jahrhunderte altes Herkommen geheiligten Namen katholisch zu versagen und ihn durch spöttliche, verkleinernde, verächtlich klingende Übernamen zu ersetzen. „Keiner rede verächtlich vom andern."

In umgekehrter Richtung scheint der Sprachgebrauch sich entwickeln zu sollen, wo es sich um Bezeichnungen für den Protestantismus und seine verschiedenen Schattierungen handelt. Da hört man zunächst das Wort „christlich" oft in gleicher Bedeutung wie „protestantisch" verwenden. Christliche Blätter, Schriften, Vereine, Anstalten, christliche Missionen usw. werben um Zuspruch; schaut man genauer zu, so sind es ausgesprochen protestantische Unternehmen, denen Katholisches ebenso fern liegt wie Mosaisches. Man will damit natürlich nicht sagen, daß Katholiken nicht auch Christen seien, aber die gar so ausschließliche Beschlagnahme der „christlichen" Firma muß einen Außenstehenden auf solche Vermutung führen, und der Katholik fühlt sich durch die Sprechweise unangenehm berührt.

Wichtiger ist die Art, wie das Wort „evangelisch" sich mehr und mehr da eindrängt, wo es nicht angebracht ist. Man redet heute ganz allgemein und unbefangen von den beiden Bekenntnissen oder Konfessionen, in die das deutsche Volk gespalten sei, von der katholischen und „evangelischen" Konfession. Es gibt aber weder in Deutschland noch sonstwo eine evangelische Konfession. Der Protestantismus hat sich schon früh in eine Mehrzahl von Konfessionen gespalten. Schon zu Luthers Lebzeiten gab es eine Augsburgische und verschiedene schweizerische oder Helvetische (zwinglische und kalvinische) Konfessionen. In Frankreich, Holland, England, Schottland usw. kamen dann noch eine Anzahl neue Bekenntnisse hinzu. Alle diese Konfessionen nennen sich „evangelisch", obwohl sie sich in manchen Lehrstücken schroff widersprechen. Noch mannigfaltiger als die Bekenntnisse sind die protestantischen oder evangelischen Kirchen. Gibt es doch, wie wir von Professor Weinel hören, deren allein im Deutschen Reich etliche vierzig. Der Protestantismus kennt ja da, wo die Trennung von Staat und Kirche noch nicht streng durchgeführt ist, außer der „unsichtbaren Kirche" nur Landeskirchen, und zwar in der Form, daß ein großer oder kleiner Staat oft mehrere Landeskirchen umfaßt, was z. B. in Preußen, Bayern, Hessen der Fall ist.

In Altpreußen, wie es vor 1866 bestand, hat nun allerdings König Friedrich Wilhelm III. die Lutheraner und die Reformierten unter einer gemeinsamen Verwaltung mit Oberkirchenrat, Konsistorien, Superintendenten zusammengefaßt, und diesen ganz äußerlichen Verwaltungsrahmen nannte man die „evangelische" oder „unierte" Landeskirche von Preußen. Aber sowohl Friedrich Wilhelm III. als sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. betonte bei der Durchführung dieser „Union", bei der es recht menschlich zuging, mit allem Nachdruck, daß jede Gemeinde und jedes Gemeindeglied nach wie vor bei demjenigen Bekenntnis bleibe und in Zukunft bleiben solle, dem sie vor der Union angehört hätten. Jeder Gedanke an die Stiftung eines neuen Bekenntnisses wurde feierlich ausgeschlossen. Aber der natürliche Verlauf der Dinge in den seit Gründung

der preußischen Union 1817 verflossenen hundert Jahren war stärker als das gesprochene und geschriebene Königswort. Da nämlich die Prediger und Religionslehrer vom staatlichen Kirchenregiment ohne viel Rücksicht auf die Bekenntnisse bald an lutherische bald an kalvinische oder gemischte Gemeinden versetzt wurden, gestaltete sich die religiöse Unterweisung naturgemäß immer neutraler oder konfessionsärmer. Bei dem so heranwachsenden neuen Geschlecht ging vielfach die Erinnerung an das angestammte elterliche Bekenntnis ganz verloren, und auf die Frage nach der „Konfession" oder dem Glaubensbekenntnis pflegen viele Protestanten einfach zu antworten: „Evangelisch". Andere aber sowohl aus Altpreußen als besonders aus den 1866 einverleibten Teilen Schleswig-Holstein, Hannover und Frankfurt nennen sich noch mit Nachdruck lutherisch oder reformiert. Noch mannigfaltiger und lebendiger sind die Unterschiede in andern deutschen Staaten, im Elsaß, in der Schweiz und in Österreich.

Ein Kleinbild dieses dreifachen Bekenntnisstandes liefert das genealogische Jahrbuch des Gothaer Hofkalenders. Dort finden wir bei den regierenden und standesherrlichen Häusern nebeneinander die Konfessionsbezeichnungen „lutherisch", „reformiert", „evangelisch", und diese drei werden den Unterschieden „katholisch", „orthodox", „anglikanisch" als gleichwertig zur Seite gestellt.

Rechtlich bestehen also im Deutschen Reich *nicht zwei*, sondern *drei* öffentlich anerkannte christliche Konfessionen, zu denen sich zwar nicht kraft strengen Rechts, aber durch die Logik der geschichtlichen Entwicklung noch eine *vierte*, die evangelische, hinzugesellt hat. Die Redensart von den *beiden Bekenntnissen* ist, wenn sie auf die Zweiteilung: Katholiken und Protestanten bezogen wird, sehr ungenau und mißverständlich.

Ebenso ungenau, ja streng genommen noch unberechtigter ist der Ausdruck *evangelische Kirche*, wenn man damit die Gesamtheit der deutschen Protestanten bezeichnet. Da der rein theologische Begriff der unsichtbaren Kirche auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens außer Betracht bleiben muß, so kann es sich hier nur um rechtlich verfaßte und anerkannte Kirchen handeln. Daß nun die katholische Kirche in Deutschland eine sichtbare, durch Recht und Gesetz anerkannte religiöse Glaubensgemeinschaft oder Kirche darstellt, daran kann kein Zweifel sein. Die protestantische Kirche dagegen ist ein Gattungsbegriff, der nur in seinen einzelnen Individuen, den oben genannten Landeskirchen und etwa noch in einigen „Freikirchen", konkretes Dasein besitzt. Diese Kirchen aber führen amtlich und von Rechts wegen, soweit es sich um Kirchen mit bestimmten Glaubensbekenntnissen handelt, den Namen evangelisch-lutherische oder evangelisch-reformierte Kirche. Nur die nichtkonfessionelle oder unierte Landeskirche der acht älteren Provinzen in Preußen nennt sich offiziell „evangelische Landeskirche". Hier und wo etwa sonst noch eine kleinere Landeskirche auf diesen Namen Anspruch hat, wird man auch von katholischer Seite nichts gegen seinen Gebrauch einwenden. Daß wir aber darüber hinaus dem Bestreben, allgemein und überall das Wort protestantisch durch „evangelisch" zu verdrängen und zu ersetzen, Vorschub leisten sollten, darf nicht erwartet werden und ist abzulehnen. Denn einmal sind wir Katholiken uns

bewußt, wenigstens ebensogut mit dem Glauben und der Gesinnung des Evangeliums zu harmonieren wie die verschiedenen Zweige des Protestantismus. Sodann wäre es geradezu ein Mangel an Selbstachtung, wenn wir auf diesem Gebiet ein übriges täten und in selbstloser Höflichkeit ersterben wollten, solange man auf der andern Seite sich des Gegenteils befleißigt und uns unhöfliche, ironische, ja beleidigende Titel und Namen gibt. Dagegen versteht es sich von selber, daß wir auch den Angehörigen anderer Bekenntnisse, seien es christliche oder nichtchristliche, das nicht verweigern, was wir als unser Recht von ihnen erwarten. Wo auf unserer Seite gegen diese Forderung der Gerechtigkeit und Gegenseitigkeit gefehlt wird, werden wir gewiß die Hand zur Abhilfe nicht verweigern.

Vor kurzem war in einem protestantischen Blatte zu lesen:

„Man redet davon, daß nach dem Kriege der Ernst der Auseinandersetzung zwischen Katholizismus und Protestantismus zunehmen werde. In diesem weltgeschichtlich uns bestimmten Kampfe wird diejenige Konfession gewinnen, die imstande ist, die andere besser zu verstehen. Denn sie beweist damit ihre innere Überlegenheit, die irgendwann einmal auch äußerlich zutage treten muß" (Christentum und Gegenwart. Evangelisches Monatsblatt, herausgegeben von J. Kern. Nürnberg 1916, Nr. 4, S. 53).

Was Professor Dr. Paul Foerster mit Bezug auf die politischen Streitfragen jüngst schrieb, das wird man mit höherem Rechte von dem kirchlichen Meinungsaustausch gelten lassen:

„Mit dem doppelten: Ungehemmte Auseinandersetzung, verbunden mit strenger Wahrung guter Sitte, damit scheint die rechte, die einzige Möglichkeit gegeben, um aus dem unerfreulichen und unhaltbaren Zustande herauszukommen, der zur Zeit herrscht" („Der Tag", Nr. 170 vom 22. Juli 1916).

Dem gegenseitigen Verstehen ist in der Tat nichts so feind als beleidigende, spöttische und verächtliche Namengebung. Jedem das Seine, gilt auch hier. Man nenne nicht nur den Freund, sondern auch den Vertreter eines andern Standpunktes mit dem Namen und Titel, der ihm zukommt, auf den er ein Recht hat. Wieviel Unheil hat der eine, scheinbar so harmlose Spitzname „Wackes" angerichtet!

Man hielt doch gerade in jüngster Zeit so viel auf das Recht der Individualität, der Persönlichkeit, der Denkfreiheit und freien Forschung. Man kann dieses Recht bis zur Sinnlosigkeit übertreiben, wo der Unterschied zwischen Wahrheit und Irrtum, zwischen Gut und Bös geleugnet und in das Reich menschlicher Einbildung verwiesen wird; aber soweit den genannten Ideen und Schlagworten Wert und Berechtigung zukommt, sagen sie dasselbe, was wir vorhin preisen hörten als: ungehemmte Auseinandersetzung unter strenger Wahrung guter Sitte, als Fähigkeit, einen andern Standpunkt zu verstehen, als friedlichen Wetteifer, das eigene Arbeitsfeld zu bebauen, ohne verächtlich vom andern zu reden. Ein Versuch in dieser Richtung wäre des Schweißes der Edeln wert.

Matthias Reichmann S. J.

Meßopfer, Kirche, Mysterium.

Das Opfer gilt als die erhabenste Betätigung der Religion. Indem der opfernde Mensch eine sichtbare Gabe an seiner Statt Gott darbringt, um ihn als unbedingten Herrn anzuerkennen, drückt er kräftiger und umfassender als in den andern Übungen der Religion aus, was die Religion in allen ihren Betätigungen über Gott und des Menschen Beziehungen zu ihm sagen will. Ebendarum ist das Opfer aber auch die natürliche Blüte der Religion; von den großen geschichtlichen Religionen haben einzig der Buddhismus, und zwar nur der ursprüngliche, und der Islam sich entschließen können, auf das Opfer zu verzichten. Seine Sichtbarkeit und innere Erhabenheit machen es zudem wie geschaffen, im Mittelpunkte gerade der öffentlichen Religionsübung zu stehen; so finden wir bei fast allen Völkern das gemeinschaftliche Religionsleben von alters her mit dem Opfer verknüpft. „Das Opfer ist die große Staatshandlung, in welcher Gott und der Mensch, die diesseitige und jenseitige Majestät, zusammentreten, um ihre gegenseitigen Beziehungen zu begleichen" (M. Meschler, Aus dem kirchlichen Leben [Freiburg 1909] 16). Unter allen Opfern aber ist die heilige Messe das denkbar erhabenste. Es gibt keinen höheren Priester als Christus, keine kostbarere Opfergabe als Christus, keine tiefer vor Gott sich neigende Opferhandlung als Christi Hingabe bis zum Tod, keine Aufopferung, die alle Anbetung in Himmel und Erde mehr überstrahlte als der Opferwille Christi. Weil die Kirche dies versteht, schätzt sie die heilige Messe über alles, baut ihre Gotteshäuser und ordnet die Liturgie um die Messe als Kernpunkt, leitet mit allen Mitteln der Lehre und der Kunst die Gläubigen zum Erfassen ihres Geheimnisses an, hält die Lauen mit Strenge in diesem Heiligtum fest.

Ein Mitarbeiter der protestantischen Monatschrift „Christentum und Gegenwart" (VII [Nürnberg 1916] 53 f.), mit „R." zeichnend, beschreibt seine Eindrücke bei einem Hochamt im Kölner Dom. Er habe, sagt er, den Dom auch früher besucht, in stundenlanges Staunen und Schauen gebannt; aber wie die meisten Reisenden habe er damals ihn nur gottesdienstlos leer, als einen Körper ohne Seele, gesehen. Doch diesmal sei es etwas ganz anderes gewesen. „Man muß es einfach erlebt haben, wie ein solcher herrlicher Dom wirkt, wenn nun seine Seele ihn erfüllt, wenn der ganze Chorraum aufstrahlt im Schein von vielen hundert Lichtern, über denen sich geheimnisvoll das Dunkel der Höhe wölbt, wie dann die Andacht der lebendigen Menschen, der Priester in ihren starkfarbigen, weißen und roten und goldenen Gewändern diese lichte Welt belebt, wie alles sich sammelt um den Hochaltar, in dessen goldenem Schrein sich der Katholik den lebendigen Christus leibhaftig wohnen denkt, um den herum alle Malereien und Bildwerke nur Zierwerk und Zutat sind, und vor dem ein Hoherpriester, mit Feiergewand und geschichtlicher Würde geschmückt, seine Verehrungsdienste tut, wie dann die einfachen, fast rührenden Laute der Liturgie bittend, klagend, sehnend oder auch jubilierend zu den Gewölben aufsteigen, in den weiten, winkelreichen Hallen umherirren und sich wie nach oben zu verirren scheinen, indem sie die Seele anleiten, mitzufliegen und mitzubitten, wie die Orgel und der Chor der

Menschenstimmen von der Orgelempore herab die stummen Räume plötzlich wie mit fließendem Seelenleben zu erfüllen scheinen, wie das braust und klingt und lebt, wie über dem allem das wundersame, melodische, tiefe und herrliche Geläute der Glocken, mit der unvergleichlichen Kaiserglocke, schwebt gleich einem wunderbaren Erzählen und Ermahnen, wie man sich wie abgeschnitten fühlt von der äußeren Welt, aber emporgehoben zu den Höhen, die wie in fernem Dunkel über einem verschwinden, wie man die ganze Stellung der gläubigen Seele in der Welt einfach fühlt — man muß dies alles erlebt haben, um zu empfinden, was dem Katholiken, soweit er noch dafür empfänglich ist, sein Dom ist, was ihm sein Gottesdienst bedeutet, wie wenig er unsere protestantischen Gottesdienste überhaupt als Gottesdienste empfindet, wie sicher er zu wissen glaubt, daß seine Kirche und ihr Gottesdienst allen Stürmen der Zeiten und der Gegner gegenüber seine Überlegenheit behaupten wird. . . . Als ich hernach wieder in meiner Wohnung angekommen war, spürte ich deutlich, wie ein solcher Gottesdienst im gläubigen Katholiken nachklingen muß: Die höhere Welt ist da! Du hast sie ja gesehen, hast sie gesehen, so wie sie in die Sichtbarkeit hereinragt und hereinwirkt. Du hast in ihr geruht. Du weißt nun, wo deine Heimat ist. Wie kannst du nun noch zweifeln, daß sie auch unsichtbar da ist? So greifbar und leibhaftig hast du das alles sich in dieser Welt darstellen sehen, daß es sich in den Alltag unwillkürlich hineinlebt und dir eine mächtig haltende Gegenkraft ist gegen die ganze äußerliche und ungöttliche Welt um dich her! . . . Ein sacrificium intellectus, ein Opfer der Einsicht, das man einem vorübergehenden protestantischen Kirchenregiment von geschichtlich genau einzuordnender Theologie darbrächte, wäre allerdings ein Unding. Aber hier steht die ungeheure Seelenmacht der katholischen Kirche." Wie „R." den Erzbischof mit Mitra und Krummstab sah, da stiegen ihm unwillkürlich Gedanken empor, wer alles im Lauf der Jahrhunderte diesen Hirtenstab geführt habe. In uralte Zeiten fand er sich zurückgetragen; er habe es gefühlt, sagt er, wie dem Katholiken in seinem Erzbischof die ganze alte, heilige, weltgeschichtliche Macht der Kirche entgegentritt.

„R." hängt sich offenbar noch sehr an das Äußere; er begreift oder wenigstens „erlebt" nicht, wie die ganze liturgische Prachtentfaltung eines Pontifikalamtes doch nur, wie er selbst von den Kunstwerken des Altares sagt, „Zierwerk und Zutat" zu dem tiefen Opfergeheimnis ist, und wie tatsächlich die Gläubigen die stille Messe im wesentlichen nicht minder als das Hochamt schätzen und lieben. So kommt er auch zu dem befremdlichen Vorwurf, die Kirche wende sich durch äußere Mittel an das Unterbewußte, statt, wie der moderne Mensch wünsche, an das persönliche Ich. Schärfer als „R." scheint Fritz Ziller zu blicken in einem Aufsatz der „Preußischen Jahrbücher" (CLXV [Berlin 1916] 20 ff.) über „Katholizismus, Protestantismus und Religion unter dem Einfluß des Krieges". Er redet vom Mysterium. „In ihm hat der katholische Kultus seinen Mittelpunkt: in der geweihten Hostie tut sich dem Gläubigen die Gegenwart Gottes kund, und den so gegenwärtigen Gott betet er an. Wenn im Gegensatz hierzu bei uns das Moment der ‚Anbetung' fehlt, so hat das darin seinen Grund, daß uns das

Mysterium fast ganz abhanden gekommen ist. Wir singen zwar: ‚Gott ist gegenwärtig', aber Gott bleibt uns meist fern. Der lehrhafte Charakter überwiegt zu sehr, und das nicht erst seit gestern und ehegestern. Schon Luther hat den Gottesdienst vorzugsweise unter dem Gesichtspunkt der Belehrung für die betrachtet, ‚die noch Christen sollen werden oder noch stärker werden'.... Von dieser Anschauung ausgehend verfuhren die Rationalisten nur folgerecht, wenn sie ‚alles Singen und Klingen' zugunsten der ‚vernünftigen' Predigt möglichst herabsetzten. So wurde die reformatorische Kirche zur Schule, der Gottesdienst zum Unterricht, die Predigt zum Kanzelvortrag; und dabei ist es bis heute größtenteils geblieben. Die Feier des heiligen Abendmahls, der einzige Kultbestandteil, den noch ein Schimmer des Mysteriums umwebt, ist aus dem Gemeindegottesdienst hinausgedrängt, und dieser ist nach gemeinprotestantischer Anschauung nur der Predigt halber da.... Nun macht sich innerhalb des Protestantismus seit mehr als hundert Jahren in zunehmendem Maße die Sehnsucht nach dem Mysterium bemerkbar; aber sie sucht ihre Befriedigung vorzugsweise in der künstlerischen Darbietung, nicht im Gottesdienst. Man erbaut sich am ‚Parsifal', der in mehr als einem Punkte mit der ‚Messe' verwandt ist, und diese selbst verabscheut man. Wenn ich recht sehe, ist zwar auch den Gottesdienst betreffend das Gefühl eines Mangels weithin lebendig, nicht aber ein klares Bewußtsein, woran es eigentlich fehlt." Ziller fügt noch bei, daß gegen die Messe auch vom protestantischen Standpunkt aus nicht so viel Bedenken gelten, als es scheinen möchte; seine Andeutung, daß die Messe als immerwährende Vergegenwärtigung des Opfertodes Christi für den modernen Menschen sogar einen Vorzug habe vor der Beschränkung auf die örtlich und zeitlich weit entrückte Tatsache des ersten Karfreitags, ist ein Gedanke, der sich den Vorwürfen Euckens und anderer, das Christentum könne die Modernen nicht zufriedenstellen, weil diese über vergangene Tatsachen hinaus ewig neues Erleben suchten, wirksam entgegenstellt.

Freilich dringt auch Ziller im Verständnis des Meßopfers nicht durch. Wie „R." kommt er alsbald an Gräben, über die er sich nicht hinwegzusetzen weiß: Mißverständnisse, Vorurteile, Irrtümer. Er will zwar, daß die Konfessionen bleiben, auch die katholische, erhofft aber für diese wie für den Protestantismus die rechte Vertiefung und damit für beide den vollen Einklang tieferen religiösen Empfindens von der gegenwärtigen Kriegsfrömmigkeit, die eine Art Mystik, ein neuartiges Erleben Gottes sei. Wir können diese Erwartungen des Verfassers nicht teilen. Immerhin ist es erfreulich, daß Andersgläubige manchmal ein Stück weit das Unsere verstehen und eine Weile mit uns empfinden.

Otto Zimmermann S. J.

Sven Hedin an der Ostfront.

Aus der Flut der Kriegsliteratur ragt wieder als bedeutende Erscheinung hervor Sven Hedins neues Buch „Nach Osten". Es umfaßt das halbe Jahr vom März bis August 1915. Die Kriegsereignisse dieser Zeit sind unterdessen auch durch die Tagespresse eingehender bekannt geworden; was diesem Buche

seinen eigenen Reiz und Wert verleiht, sind die allgemeinen Urteile eines bedeutenden Mannes, eines Neutralen mit ausgeprägtem Rechtssinn, dem durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu unsern hervorragendsten Heerführern mehr als andern zu sehen und zu hören vergönnt war.

Als Zweck seiner Reise nach Ostpreußen bezeichnet Sven Hedin die Absicht, sich mit eigenen Augen von den Wirkungen einer russischen Invasion zu überzeugen. So treffen wir ihn zuerst im „Hauptquartier Ost" bei Hindenburg. Der Feldmarschall hatte ihm schon nach Berlin seinen Willkommgruß telephonisch vorausgeschickt. Der Eindruck, den Sven Hedin aus dem persönlichen Umgang mit Hindenburg gewinnt und schildert, liefert wertvolle Züge zum Charakterbilde dieses neuen deutschen Nationalhelden. Er erscheint ihm als „die verkörperte Zuversicht und Zuverlässigkeit, eine Atmosphäre von unerschütterlicher Ruhe ausstrahlend". In seiner Nähe begreife man etwas von der Macht der Persönlichkeit im Kriege, der Macht, mit der der Heerführer über die Massen gebietet. In Hindenburg ist „das starke Gemüt" verkörpert, das der Kriegsphilosoph Clausewitz beschreibt als ein Gemüt, „das nicht bloß starker Regungen fähig ist, sondern das bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt, so daß trotz der Stürme in der Brust, der Einsicht und Überzeugung wie der Nadel des Kompasses auf dem sturmbewegten Schiff das feinste Spiel gestattet ist". Hindenburg ist überaus einfach und anspruchslos. Als Sven Hedin auf die Befriedigung hinwies, die dem Feldmarschall der Gedanke, das bedrohte Vaterland befreit zu haben, erwecken müsse, äußerte dieser: „Ja, sehen Sie mal, Herr Doktor, ein Soldat muß auch Glück haben." Für seine großen Siege gibt Paul v. Hindenburg in erster Linie Gott die Ehre, der mit ihm gewesen, dem Kaiser, der ihm den verantwortungsvollen Posten im Osten anvertraut hat, Ludendorff, dem klarsehenden Generalstabschef, seinem ganzen ausgezeichneten Offizierkorps und schließlich, aber nicht zum wenigsten, seinen tapfern Truppen. Für seinen Teil erhebt er keinen Anspruch auf Auszeichnung oder Ruhm und bleibt demütig vor Gott und den Menschen. Charakteristisch für ihn ist sodann, daß er während des russischen Feldzuges seine Friedensgewohnheiten so gut wie gar nicht geändert hat. Er arbeitet, geht spazieren, ißt und schläft zur selben Zeit und ebensolange wie im Frieden. Er hält fest an dem, was ihm einmal lieb und nützlich geworden ist und was ihm wohlbekommt.

Sven Hedin will sich also in Ostpreußen ein Urteil darüber bilden, „welche Fortschritte die von den Westmächten so gepriesene russische Kultur in den letzten 200 Jahren gemacht hat", ob sie wirklich höher stehe als die deutsche, und ob es für die Menschheit ein Gewinn sei, wenn die deutsche vom Erdboden vertilgt und durch die moskowitische ersetzt werde. Welche Erfahrungen macht er? Er schreibt: „Auf dem Tisch vor mir liegt ein ganzer Haufen beschworener Dokumente in Abschrift. Es sind Protokolle über die Verhöre derjenigen, die von den losgelassenen Kosaken gequält und geschändet wurden. . . . Die allermeisten sind derart, daß sie nicht im Druck wiedergegeben werden können. Sie strotzen von einem furchtbaren Realismus und schildern Gräßlichkeiten bis in die kleinste Einzelheit." Er sieht ab von Auszügen aus dieser Sammlung und will nur das

wiedergeben, was er mit eigenen Augen gesehen und aus erster Hand erfahren hat. So bekommt er einen Auszug zu Gesicht aus einer Order des dem XX. Armeekorps angehörigen 113. Infanterieregiments, in dem es heißt: „Auf höchsten Befehl wird die genaue Ausführung der Worte des Oberbefehlshabers in Erinnerung gebracht, daß beim Angriff alle männlichen Ortseinwohner arbeitsfähigen Alters vom 10. Jahre an vor die Front zu treiben sind." Im ganzen Regierungsbezirk Gumbinnen wurden 9825 Häuser völlig zerstört, 7000 zur Hälfte oder teilweise. 300 000 Menschen in der heimgesuchten Provinz haben materiellen Schaden erlitten; 4000 verschiedenen Alters und Geschlechtes sind bei der ersten Invasion nach Rußland oder nach Asien fortgeschleppt worden. Die Russen haben unzählige mit Möbeln vollbelastete Züge fortgeführt. Jedes einzelne Haus in Städten und Dörfern war seiner besseren Möbel beraubt. Am 5. September sollten in Stallupönen acht Personen gezwungen werden, gegen ihren Willen folgendes Schreiben zu unterzeichnen: „Wir Unterzeichneten erkennen hiermit an, daß die Stadt Stallupönen vom deutschen Militär und von deutschen Zivilpersonen geplündert und in Brand gesteckt worden ist." Vier von den ausgewählten Personen weigerten sich, ihren Namen unter diese Lüge zu setzen. Man begnügte sich mit den vieren, die sich überreden ließen, und kaum hatten die Russen das Schreiben in der Hand, so begannen sie die systematische Plünderung. Nicht während des Kampfes wurde Stallupönen verwüstet, sondern als die Russen im unbestrittenen Besitz der Stadt waren.

Diese und eine große Menge ähnlicher, ebenso sicherer Erfahrungen reizen den rechtlich denkenden Neutralen zu einem Vergleiche zwischen Ostpreußen und Belgien. Er kommt zu folgendem Ergebnis: „Über die Verwüstungen in Belgien hat man zur Zeit und Unzeit und zum Überdruß reden hören, und eine ganze Literatur von Lügenschriften ist über sie veröffentlicht worden. Unter dem Schutze der Westmächte hat diese Literatur ihre Runde durch die Welt gemacht und auch in neutralen Ländern willige Abnehmer und Übersetzer gefunden. Man hat aber nichts davon gehört, daß irgendein fremder Staat sich Ostpreußens angenommen und der Welt die Dokumente über die Verwüstung dieser unglücklichen Provinz vorgelegt hätte.... Die Verwüstungen in Ostpreußen sind ungleich schwerer; die Russen haben willkürlich, ohne militärische Gründe alles niedergebrannt und verwüstet; ihre Verheerungen sind nicht Strafmaßregeln, sie entstammen reiner Zerstörungslust."

Am letzten März reist Sven Hedin zur österreichisch-ungarischen Armee. Was er hier erlebt und erfährt, läßt ihm den russischen Volkscharakter „wirklich eigentümlich" erscheinen. In Ostpreußen zeigt der Russe die greulichste Barbarei, hier in Galizien dem Anscheine nach die größte Gutmütigkeit. Am Osterabend waren zwei russische Offiziere unter dem Schutz einer Parlamentärflagge an eine österreichische Infanteriestellung herangekommen. Ihr Anliegen war — eine Einladung des Offizierkorps des 241. russischen Infanterieregiments an die zunächststehenden österreichischen Offiziere, herüberzukommen und mit ihnen Ostern zu feiern. Nichts Schlimmes sollte ihnen widerfahren, und nach den Feiertagen, die diesmal in

beiden Lagern zusammenfielen, sollten sie unangetastet zurückkehren. Die Einladung wurde natürlich nicht angenommen, aber die beiden Russen wurden wieder entlassen, nachdem sie auf Ehrenwort versprochen, nichts von dem zu verraten, was sie bei den Österreichern gesehen hatten. Am Sonntagmorgen kamen an einem andern Punkte russische Soldaten ebenfalls zu den Österreichern herüber mit Schüsseln voll Ostereiern, auf die sie „Glückliche Ostern" gemalt hatten. Am Weihnachtsabend hatte man an einem Baumstamm vor einem Fort von Przemysl folgenden Brief angeschlagen gefunden: „Wir wünschen von ganzem Herzen den tapfern Verteidigern der Festung ein ruhiges, fröhliches Weihnachtsfest. Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Gott gebe die Erfüllung Ihrer Wünsche. Dies ist der aufrichtige Wunsch der Offiziere und Mannschaften der 5. Batterie der 10. Artilleriebrigade."

Zu unterscheiden von der offiziellen Kriegspartei und den Führern ist die Masse des russischen Volkes. Alle russischen Gefangenen, mit denen Sven Hedin in Suwalki und anderwärts sich unterhielt, verurteilten den Krieg; alle waren froh, daß sie gefangen waren, und hatten nie erfahren, weshalb sie sich schlugen. Auf die Frage: „Warum seid ihr in diesen fürchterlichen Krieg gezogen?" war die gewöhnliche Antwort: „Dafür können wir nichts. Die Obrigkeit hat uns dazu gejagt und gezwungen. Wir haben nur zu gehorchen." Gutmütig, offenherzig, geduldig sind sie immer. Die Russen sind ohne Zweifel ein religiöses Volk. In den verheerten und niedergebrannten Dörfern blieben die Kirchen stets unberührt, falls man nicht auf den Türmen Beobachtungsstände vermutete. An religiösen Gegenständen gingen sie vorüber. Aber sie sind auch nicht wenig abergläubisch und an Äußerlichkeiten hängend, geht doch die russische Kirche schon Jahrhunderte den Weg des Schismas. Nach Aussagen russischer Gefangener hatten ihre Kameraden in den Schützengräben oft über den Mord von Serajewo gesprochen. Sie fühlten sich mitschuldig, da sie auf derselben Seite kämpften wie die Serben, und in ihrer aufgeregten Phantasie hatten sie Furcht bekommen, der ermordete Erzherzog könne umgehen. Daher verabredeten sie untereinander, wenn sich eines Nachts vor ihren Schützengräben ein weißer Reiter auf weißem Pferde zeige, ihre Waffen niederzulegen, sich zu weigern, auf die Österreicher zu schießen, und sich gefangen zu geben.

Sven Hedin fand und las auf seinen Wanderungen durch die Schützengräben eine Menge Briefe von Angehörigen russischer Soldaten, die nun das Schlachtfeld als Leichen bedeckten. Sie verraten Treue in der Ehe, Liebe zur russischen Erde und zum Heimatdorf, Sehnsucht nach den Abwesenden und nach Frieden, festes Vertrauen auf Gottes Hilfe und Glauben an ein Wiedersehen, wenn Gott in seiner Gnade es gestattet. Nirgends ist in diesen Briefen etwas von Haß zu finden. Stundenlang könne man Seite um Seite lesen, und niemals werde man ein unfreundliches oder böses Wort über den Gegner finden. Wenn sie sehen, daß das Kriegsglück gegen sie ist, so suchen sie nicht Ersatz und Trost in feigen und ungerechten Beschuldigungen wegen Grausamkeiten und Verbrechen, die der Feind begangen haben soll. Diese Zurückhaltung ist ein sympathischer

Zug all dieser russischen Briefe und wirft einen versöhnenden Schimmer auf dieses Volk. Leider ist aber auch diese Schönheit zum Teil ein Blendwerk. Denn in den stillen Häusern, aus denen diese zurückhaltenden Briefe stammen, wurden die Söhne erzogen, die sich durch ihre Gewalttaten und Grausamkeiten mit Schande bedeckt haben. Die russischen Bauernhäuser sind schlechte Erziehungsanstalten. Die Kinder darin bleiben immer Kinder; sie sind passiv und können keinen Gedanken zu Ende denken. Die jahrhundertlange Leibeigenschaft liegt ihnen noch im Blute. Die Freiheit hat noch keine tiefen Wurzeln in der schwarzen Erde geschlagen. Der Leibeigene braucht nicht selbst zu denken und zu handeln, das tut sein Herr für ihn. Daher der sklavisch unterwürfige Gehorsam gegenüber dem Zaren, der Obrigkeit, dem Offizier. Der Muschik aus Ufa und Perm hat niemals etwas davon gehört, daß Nachbarn, die Tausende von Werst entfernt sind, sein Land hätten angreifen wollen. Aber er geht doch in den Tod, weil es ihm befohlen ist, das zu tun, und weil er gewöhnt ist zu gehorchen — ohne Disziplin. Die russische Volksseele ist ein Tummelplatz von Extremen. Auf der einen Seite die liebenswürdigen, zarten Gefühle, wie sie in jenen Briefen Ausdruck finden, auf der andern eine Grausamkeit, die mehr als bestialisch ist. „Kratze den Russen, und der Tatar kommt zum Vorschein", sagt ein französisches Sprichwort.

Sehr interessant berichtet Sven Hedin über die Zustände in der Stadt und Festung Przemysl während der verschiedenen Belagerungen. Seine Gewährsmänner sind katholische Priester, die während der ganzen angstvollen Zeit auf dem Platze geblieben waren. Die Kriegsvorbereitung der Festung dauerte von Mitte August bis 20. September. Die meisten Dörfer und Höfe innerhalb des Fortgürtels und im Bereich der Festungsartillerie wurden niedergebrannt, die Bewohner mit der Eisenbahn fortgeschafft. Mangel an Lebensmitteln war nicht zu bemerken, alles war noch billig. Anfang August wurde durch eine Sammlung für Kriegszwecke eine Million Kronen in Przemysl gespendet. Die Stimmung war hoffnungsvoll und begeistert. Aber als die ersten Züge mit Verwundeten hereinkamen, sank die Stimmung wieder. Mitte September kamen die Hiobsposten. Die Russen drangen immer näher an Lemberg heran; die Bevölkerung floh. Am 20. September begann die Einschließung der Stadt Przemysl durch die Russen. Ihr Sturm mit 70000 Mann beim Fort Siedliska wurde durch vernichtendes Feuer abgeschlagen, und sie mußten sich unter ungeheuern Verlusten zurückziehen. Am 10. Oktober wurde ein Dankgottesdienst gehalten, fünf Tage hatte man Ruhe. An einem der ersten Tage des November weilte der Thronfolger in Przemysl. Am 4. ging der letzte Zug ab; am 6. kam zum letztenmal die Post; am 8. hatten die Russen die Einschließung der Festung vollendet. Przemysl hatte 54000 Einwohner; die Zahl war zwar auf weniger als die Hälfte gesunken; trotzdem war die Zahl der „unnützen Mäuler" andauernd zu groß. Das Verhältnis von Bevölkerung und Militär war das allerbeste. Man tat alles, um den Mut der Bevölkerung aufrecht zu erhalten. Der Unterricht in den Schulen ging seinen gewöhnlichen Gang. Die Vorräte

schrumpften mehr und mehr zusammen. Seit Mitte Dezember aß man Pferdefleisch. 3000 Personen wurden durch vier öffentliche Küchen gespeist. Fürst Ladislaus Sapieha versorgte Bürgerschaft und Armee kostenlos mit Holz. Russen und Österreicher benutzten an ein paar Stellen die Brunnen gemeinsam; aber die Wasserträger mußten unbewaffnet sein. Als die Russen erfahren hatten, daß die Eingeschlossenen von Pferdefleisch lebten, hörte man sie in den Schützengräben wiehern. Die Österreicher rächten sich damit, daß sie eine Dreschmaschine aufstellten, die von den Russen dann zusammengeschossen wurde. Am 20. März war der Proviant so gut wie zu Ende. In der Nacht vom 21. zum 22. schoß man aus allen Forts, um die Munition zu verbrauchen. Am Abend des 21. wurde bekannt gemacht, daß am folgenden Morgen von 5 Uhr ab alle Festungswerke und Brücken über den San in die Luft gesprengt werden sollten, und die Bevölkerung wurde aufgefordert, Anstalten zu ihrer persönlichen Sicherheit zu treffen. Punkt 5 Uhr flog das erste Fort in die Luft. In ein paar Stunden wurden Werte von vielen Millionen Kronen zerstört. 700 noch vorhandene Pferde tötete man, damit sie den Russen nicht in die Hände fielen. Die Stimmung der Bevölkerung war äußerst gedrückt. Der Kommandant, General Kusmanek, der am 5. Oktober 1914 auf das Kapitulationsangebot Radko Dimitriews erwidert hatte: „Ich halte es für unter meiner Würde, auf Ihr schimpfliches Ansinnen eine meritorische Antwort zu geben, Festungskommandant", er konnte jetzt nur die Übergabe anbieten. Am 22. März 10 Uhr vormittags zogen die Russen pfeifend und singend ein. Die Bevölkerung hielt sich still. Proviant wurde herbeigeschafft, aber teuer verkauft. Man konnte jedoch über das Auftreten der Russen sonst nicht klagen; Plünderung war bei Todesstrafe verboten, und ein paar unbotmäßige Leute wurden erschossen. Die Garnison wurde mit der Bahn oder zu Fuß nach Lemberg geschafft und gut behandelt. Die Russen führten sofort russische Verwaltung ein. Am 23. April hielten der Zar und Großfürst Nikolajewitsch im Automobil ihren Einzug. Die Schulkinder wurden zum Empfang auf die Straße befohlen, sonst durfte sich niemand dabei zeigen. Einige behaupten indes, der Zar sei gar nicht da gewesen. Am 10. Mai wurden alle Juden ausgewiesen. Der Kommandant hatte zur Seite einen Bischof mit langem Haar und Bart, der wohl den Boden für das griechisch-katholische Glaubensbekenntnis vorbereiten sollte. Aber diese und andere Absichten gelangten nicht mehr zur Ausführung. Die große Offensive der Verbündeten war bereits im Gang. Eines Tages hörte man in Przemysl wieder den Donner österreichischer Kanonen. Die Russen schienen unschlüssig; ein paarmal räumten sie im Dunkel der Nacht die Festung, kamen aber am Tage wieder. Als ihnen die Einschließung drohte, zogen sie am Abend des 2. Juni mit allem, was sich noch an Material vorfand, ab. Am 3. Juni nachmittags $^1/_2$4 Uhr zogen die ersten deutschen und österreichisch-ungarischen Patrouillen in die Stadt ein und wurden mit großer Begeisterung empfangen. Am 5. Juni betrat Sven Hedin die von den überstandenen Prüfungen noch ermattete Stadt und hörte und sah, daß die Russen in den Wohnungen alles Hausgerät zerstört oder weggeschleppt

hatten. Ebenso wie in Ostpreußen hat der Feind den größten Schaden beim Abzug angerichtet.

Am 22. Juni zieht Sven Hedin mit den Siegern in Lemberg ein. Bei einem Abstecher nach Wien überzeugt er sich auch hier, daß kein Monarch unserer Zeit der Gegenstand größerer Achtung und Liebe ist als der betagte Herrscher auf dem Throne der Habsburger; wie sein Name mit fast religiöser Verehrung genannt wird, wie der Jubel nie herzlicher und wärmer schallt, als wenn der Kaiser sich zwischen der Hofburg und Schönbrunn in seinem Wagen zeigt. Eine volle Stunde hatte Sven Hedin die Ehre, sich mit dem Kaiser in Privataudienz zu unterhalten. Das Gespräch drehte sich ausschließlich um den Krieg; Sven Hedin mußte über seine Fahrten nach der Ostfront berichten. Der Kaiser erkundigte sich, wo und unter welchen Verhältnissen er mit den Erzherzögen Friedrich und Joseph Ferdinand zusammen gewesen sei, und sprach mit größter Wärme von den unschätzbaren Diensten, die Conrad von Hötzendorf dem Reiche und ihm selbst geleistet habe. Die Äußerungen des Kaisers über Italien muß Sven Hedin als sein Geheimnis bewahren, nur soviel verrät er, daß der treulose Friedensbruch des Bundesbruders den Kaiser aufs tiefste geschmerzt hat.

Leider hält sich dieses zweite Kriegsbuch Sven Hedins nicht frei von konfessionellen Entgleisungen. Wenn er es über sich bringt, Sigismund III. einen rosenkranzbetenden „Papstknecht" zu nennen, so muß das um so mehr befremden, als auch in dem deutschen und österreichisch-ungarischen Heere, dessen Großtaten er mit solcher Begeisterung zu schildern weiß, viele Hunderttausende „rosenkranzbetender Papstknechte" stehen, die diesen Mangel konfessionellen Feingefühls peinlich empfinden werden.

Alfred Gökel S. J

UT TESTIMONIUM PERHIBEAM VERITATI

Gegründet 1865 von deutschen Jesuiten

Stimmen der Zeit, Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herausgeber und Schriftleiter: Hermann Muckermann S. J., München, Giselastraße 31 (Fernsprecher: 32749). Mitglieder der Schriftleitung: J. Kreitmaier S. J., H. A. Krose S. J., R. v. Nostitz-Rieneck S. J. (zugleich Herausgeber und Schriftleiter für Österreich-Ungarn), J. Overmans S. J., M. Reichmann S. J., O. Zimmermann S. J.

Verlag: Herdersche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau (für Österreich-Ungarn: B. Herder Verlag, Wien I, Wollzeile 33).

Von den Beiträgen der Umschau kann aus jedem Heft einer gegen Quellenangabe übernommen werden; jeder anderweitige Nachdruck ist nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.

18. FEB. 1981
16. NOV. 1981
15. JAN. 1982

2–